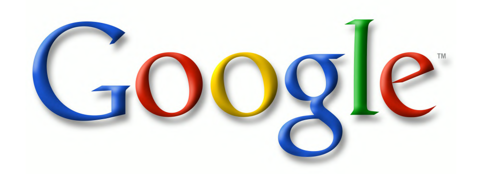
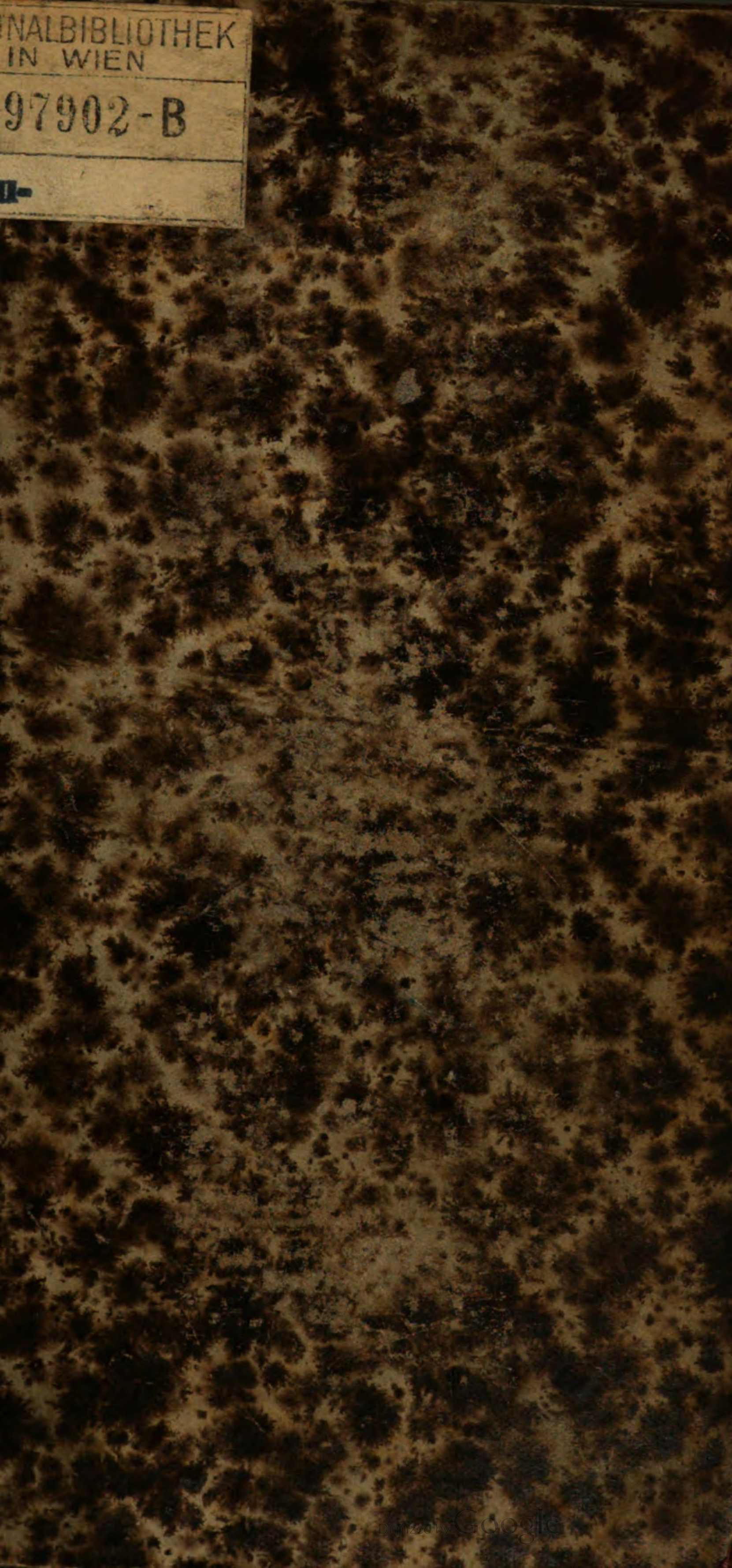
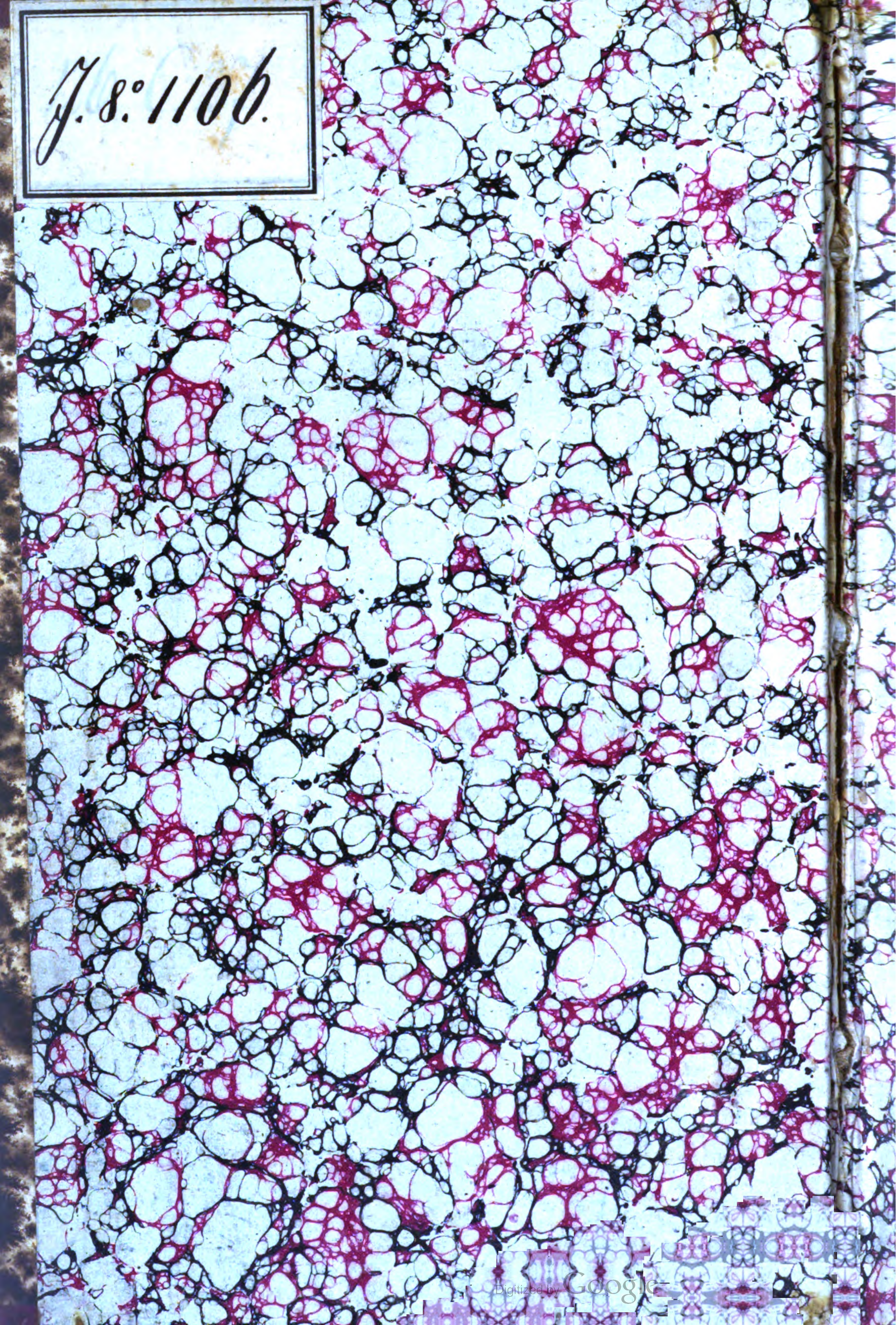



NALBIBLIOTHEK
IN WIEN
97902-B







ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. FRANZ SCHNORR von CAROLSFELD,

SECR. D. K. ÖFF. BIBL. ZU DRESDEN.

IV. Band.



LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1875.





Inhaltsverzeichniss.

Seite

Luthers Erinnerungen aus seinem Sprachverkehre mit den Italienern. Von Johann Karl Seidemann . . . . 1—8
Aus G. Kestners Briefsammlung. IV. Joh. Wilh. Ludw. Gleim 9—21
Ungedruckte Briefe Lessings. II. Von Rudolf Prinz . . . 22—31
Goethes Antheil an den in seine Werke aufgenommenen Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann . . . . 32—42
Maler Müllers Schriften. Ein chronologisches Verzeichniss. Von Hans Graf Yorck von Wartenburg . . . . . . 43—56
Etwas über Schillers historische Arbeiten, besonders seine „Universalhistorische Uebersicht der Zeiten Friedrichs I". Von Robert Boxberger . . . . 57—78
Zu Schiller. Von Heinrich Duentzer . . . . 79—88
Schillers Briefwechsel mit Körner. Herausgegeben von Karl Goedeke. Angezeigt von Wilhelm Fielitz . . . . . 89—108
Racines dramatische Werke mit deutschem Commentar und Einleitungen von Adolf Laun. Selbstanzeige . . . . . 109—111
Miscellen (Gustav Adolf und Tilly in einer Jesuitenkomoedie; Zur Worterklärung von Lessings Urtheil über Goethes „Götz von Berlichingen", von Boxberger; Zu Goethe, von demselben; Ein unbekanntes Logenlied von Zacharias Werner, mitgetheilt von Duentzer) . . . . 112—116

M. Petrus Sylvius, ein Dominicaner der Reformationszeit. Von Johann Karl Seidemann . . . . 117—153
Molières geflügelte Worte. I. Von Adolf Laun . . . . . 154—165
Corneille, Le Menteur. La Suite du Menteur. Von Ernst Schmid 166—184
Goethe in Regensburg. Von Carl Woldemar Neumann . . . 185—214
Einige Bemerkungen über Goethes Leonore Sanvitale. Von Adolf Brennecke . . . . 215—223
Kritische Beiträge zu Schillers Jugendgeschichte. Von Wilhelm Fielitz . . . . 224—243
Aus G. Kestners Briefsammlung. V. Heinrich Voss nach Schillers Tod . . . . 244—251
Lessings dramatischer Stil in Schillers Nachahmung. Von Robert Boxberger . . . . 252—259
Scritti inediti di Francesco Petrarca pubblicati ed illustrati da Attilio Hortis. Angezeigt von Adolf Tobler . . . 260—264
Deutsche Handschriften im Britischen Museum. Von Karl Schroeder . . . . 265—268
Miscellen (Glosse des Ablass 1521, von Seidemann; Ermanung an die Kaiserliche Majestät 1546; Zu Goldsmiths Vicar of Wakefield, von Boxberger; Das kurze Schwert, zu Lessings Philotas Sc. 8, von demselben; Zu Goethes Gedicht: „Vanitas! vanitatum vanitas", von demselben; Zu Schillers Gedicht: „Poesie des Lebens", von demselben;

Seite

Zu Schillers „Punschlied. Im Norden zu singen", von Fielitz; Ein Druckfehler bei Theodor Körner, von Herm. Dunger) . . . . 269—276

Eine brüderliche Klage. Mitgetheilt von Johann Karl Seidemann 277—280
Molières kleinere Lustspiele. I. Von Adolf Laun . . . . 281—288
Aus G. Kestners Briefsammlung. VI. Johann Jacob Bodmer 289—299
Ungedruckte Briefe Wielands an Lavater. Mitgetheilt von Ludwig Hirzel . . . . 300—322
Die Büchse, das Bundesbuch des Halberstädtischen Dichterkreises (W. Heinse, J. G. Jacobi u. s. w.). Aus den Handschriften mitgetheilt von Heinrich Proehle . . . . . 323—371
Theodor Körners Plan zu einem Almanach für Christen und seine und seines Vaters Beziehungen zu Schleiermacher. Von Fritz Jonas . . . . 372—386
Ein niederdeutsches Gedicht von den sieben Todsünden. Von Karl Schroeder . . . . 387—392
Miscellen (Zur Hutten-Bibliographie; Ein Kinderpastorale von Heinr. Leop. Wagner, mitgetheilt von Hans Graf Yorck; Zu Goethe, von Heinrich Duentzer; Zum Schiller-Körnerschen Briefwechsel, von Robert Boxberger; Lied von der hölzernen Tasche) . . . . 393—404

„Deutscher Michel." Von Franz Schnorr von Carolsfeld . 405—408
Peter Probsts Fastnachtspiel mit dem Bauern Heinz Wurst . 409—425
Aus G. Kestners Briefsammlung. VII. Andreas Tscherning . 426—429
Molières kleinere Lustspiele. II. Von Adolf Laun . . . . 430—444
Drei Briefe von J. J. Fr. Ewald an Kleist. Mitgetheilt von Heinrich Proehle . . . . 445—452
Erinnerungen an Goethe. Aus dem Nachlass von Friedrich Schubart. Mitgetheilt von Robert Boxberger . . . . 453—463
Zum Goethe-Schillerschen Briefwechsel. Von Wilhelm Fielitz 464—481
Ueber zwei Quellen zu Schillers Jugendgeschichte. Von Wilhelm Fielitz . . . . 482—493
Schiller und Siegwart. Von Robert Boxberger . . . . . 494—500
Zu Schillers „Jesuitenregierung in Paraguai". Von Fritz Jonas 501—506
Die Schwärmerei für Napoleon in der deutschen Dichtung mit besonderer Beziehung auf: „Die Grenadiere" von Heine und „Die nächtliche Heerschau" von Zedlitz. Von Eduard Niemeyer . . . . 507—517
Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande von Adolf Ebert. Bd. 1. Angezeigt von Wilhelm S. Teuffel . . . . 518—522
Carl Freiherr von Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. Angezeigt von Friedrich Strehlke . . . . 523—527
Friedrich Rückert, Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser. Neu herausgegeben von W. Pertsch. Angezeigt von Robert Boxberger . . . . 528—531
Miscellen (Verse von Opitz; Zu M. Claudius' Biographie, von Wilhelm Herbst; Proben americanischer Uebersetzungskunst, mitgetheilt von Laun) . . . . 532—538

Luthers Erinnerungen aus seinem Sprachverkehre mit den Italienern.

Von

Johann Karl Seidemann.

Mit Erzählung von seinen Erlebnissen in Italien und Rom war Luther sehr sparsam, selbst das Jahr seiner Reise dahin gibt er sehr unbestimmt bald auf 1510, bald wieder auf 1511 an. Für den sprachlichen Verkehr wird ihm das Lateinische grossentheils ausgeholfen haben. Tiefen Eindruck hat auf ihn Italiens religiöser und kirchlicher Verfall gemacht, während er über die Naturschönheiten des Landes schweigt. Aber nicht minder tief ist der schmerzliche Eindruck, den er, der durch und durch deutsche Mann, bei dem Hohne und der Verachtung empfand, womit die Italiener jedes Standes bis zu den niedrigsten Volkskreisen herunter sich über deutsches Wesen unverhohlen auszusprechen liebten. Manch gutes und manch böses Wort hat er damals aus dem Volksmunde vernommen. Vieles davon hat er im Lauf und Drang der späteren Jahre vergessen, und sehr vereinzelt tauchen in seinem Gedächtnisse Erinnerungen an sprachliches auf. Das wenige, wie es sich in seinen Schriften verstreut findet, zusammenzustellen, verlohnt noch immer der Mühe und ist anziehend genug.

Des miglio, der italienischen Meile, ½ Stunde, gedenkt er zu Genesis 19, 23: „Italico miliari à Sodomis aberat.“ Tom. II. fol. CXXXIX. Erl. lat. IV. 312. Walch I. 1915: ein Viertel einer Meile.

Er gesteht, die italienische Sprache sei ihm fremd: „Sic Gallus odit et contemnit Germanos, Itali oderunt et contemnunt prae se omnes Nationes. . . . . Ego Italum non intelligo, nec Italus me, itaque naturalis quasi occasio irae et inimicitiae inter nos est.“ Zu Genes. 11. Tom. I. fol. CLV sq. Erl. lat.

III. 36. 38. Walch I. 1041 f. 1043; vgl. de Wette IV. 681. V. 697.

Die Höflichkeit der Italiener belobt er zu Genes. 24, 16 und 17, 15: „Itali dicunt: mi ser si, Mein Herr ja" und: „Madonna, mi ser si, hera mea." Tom. II. f. CCXLII und XCV. Erl. lat. IV. 132 sq. VI. 69. Walch I. 2560. 1649. — Ser, sere ist die alte Form für signore.

Hierher gehört das Sprüchwort: Male quaesit, male perdit, d. i. male acquisito, male perduto, jetzt: Diavol porta e diavol reca. Tischreden XIV § 17, Förstemann II. S. 212. Erl. LVIII § 1004 S. 424. Bindseil, Colloquia lat. II. 281. Erl. V. 260. XXIII. 322. lat. VI. 319 zu Genes. 26, 19—21. Corpus Ref. XIX. 164. Mohnikes Sastrow III. 31. Schade, Satiren Bd. 2. S. 267.

Häufiger noch führt Luther das spöttische buon Cristiano, bon Cristian auf. Erl. XXVI. 207. XXVII. 90. XLIV. 311. 318. — Zu Genes. 49, 11 tom. IV. fol. CCXXXVIII^b, Erl. lat. XI. 233, Walch II. 2936: „Sicut Itali quando volunt esse sapientissimi et audiunt aliquem credere in Christum et exspectare vitam futuram, vocant eum bon Cristian." Tischreden XXXVII § 117, Förstemann III. S. 414, Bindseil I. 276, Erl. LXI § 2051 S. 101. Lauterbachs Tagebuch S. 64. Böcking, Hutt. Opp. I. 310..

Luther erzählt: „sicut Romae de Germanis dicunt idola nostra: Quantos stabularios habemus Romani! (vgl. Schade, Satiren Bd. I. S. 184 f.) Et iterum: Todescola bestia! Sic enim sanctissimi pastores ovium Christi nos pascunt pro palliis et tota substantia nostra, quam rapiunt robustissimi latrones." Zu Psalm 15, 4. Erl. lat. XV. 332. (Tischreden LXXVI § 24: Uno to Tescho Italiano e uno Diabolo incarnato. Scheint Zusatz Aurifabers.) Das soll wol heissen Tedesco, la bestia! Die Form todesco nähert sich schon dem spanischen tudesco.

In der Schrift vom Jahre 1545 Wider das Pabstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet, lesen wir: „Ha, ha, ha, bon profacit, miser porko, meinet ihr Todeske Embrigek, dass wir solche Narren sein, als ihr seid", ... Und: „Gremmerze, miser asine, prolabon informatione satanissime Papa!" Erl. XXVI. 207 und 208. Dies ist buon pro le

faccia, mi ser (signore, nicht mísero) porco, wol bekomm's! (vgl. Schade, Satiren Bd. 1. S. 209. bon profaz, missier). — Todeske Embrigek soll wol heissen: tedesche ubbriacchezze, ihr deutschen Betrunkenheiten! Oder es ist das spanische: tudesca embriaguéz, deutsche Betrunkenheit (borracho). — Gremmerze ist gran mercè, französisch grand merci, englisch gramercy, das spanische muchas mercedes. — Prolabon informatione ist das heutige per la buona informazione. — Alle gleichzeitigen Ausgaben dieser Schrift, auch die von Justus Jonas gefertigte Uebersetzung ins Lateinische, haben diese Worte gleichlautend. — Basilius Monner erzählte an Luthers Tische: „In Italia nulla est ueritas neque in literis neque in sigillis confirmatis, omnino ibi esse Graecam fidem aiebat et prouerbium esse Permofoij, id est uiolatio literarum.“ Bindseil, Coll. lat. III. 309. Rebenstock und der Dresdner Codex A 91 Vol. II. Blatt 348[a] haben hier Permofoy. Es ist par ma foi; per mia fè, miaffè; á fe mia; by my faith.

Wol nicht erst am 9. October 1518 sah Luther in Augsburg das Zeichen der Feige, welches ihm Urban von Longaserra, der Orator des Markgrafen Wilhelm IX. von Montferrat, zureckte. „Tum ille gestu Italico movens digitum, dixit: Hem! Et sic abiit neque reversus est.“ So berichtet Luther selbst in der Vorrede vom 5. März 1545 zu der Ausgabe seiner lateinischen Werke. Gemeint ist hier das far le fiche; dar higas; faire la figue; dar huma figa a alguem; to give one the fico, to fig any one. Mit dieser porrectio und ostensio pollicis zwischen Zeige- und Mittelfinger (vgl. Juvenal. Sat. X. 53 und *τὸ σῦκον*) wies man auf ehrlose Personen hin oder drückte jemandem seine tiefste Verachtung aus, waffnete und schützte sich aber auch gegen den magischen „bösen Blick“, das רַע עָיִן Prov. 23, 6. 28, 22. Man denke z. B. an die gettatori in Neapel und an das male dell' occhio, das сглазить, sglasit, bei den Russen. Vgl. das Ausland 1873 Nr. 47: Der böse Blick. In Spanien hängt man den Kindern als Amulet gegen dieses mal de ojo durch aojo eine aus Gagat (gagates, Plin. H. n. 36 c. 19 sect. 34; jayet, azabache, Pechkohle, muschlige Braunkohle) gefertigte kleine Hand an den Hals. Auf den canarischen Inseln bestehen diese Amulete aus Kno-

chen und haben die Gestalt eines Horns. Raynouard, Choix des poesies originales des Troubadours. Tome I. p. 435: E li fis la figa denant Tenetz, dis el, en vostre gola. Roman de Jaufre. Spate, Teutscher Sprachschatz S. 456. Eiselein, Die Sprichwörter S. 163. Grimm, WB. III. 1444. Daher bei Luther: die Feigen weisen. Dietz, I. 645. vgl. Böcking, drei Abhandlungen S. 59. Shakespeare, King Henry V. Act III. sc. 6. Raphael Bluteau, Vocabulario Portuguez, & Latino. Lisboa, 1716. T. IV. p. 110 s. v. Figa. v. Raumer, Hohenstaufen B. 2. S. 135. — Damit scheint die Aeusserung des Cardinals Cajetan in Augsburg 1518 über Luther zusammenzuhängen: „Ego nolo amplius cum hac bestia loqui, habet enim profundos oculos et mirabiles speculationes in capite suo.“ Myconius, Hist. Ref. bei Tentzel-Cyprian IV. 33. — (Luther erzählt zweimal von den Lästerworten eines venetianischen Feldobersten auf Maria und Petrus, Bindseil Coll. lat. I. 159. II. 179 sq. Tischreden XXIX § 1, Förstemann III. S. 283, Erl. LX S. 328 § 1832; dort ist zu lesen puttana, spanisch puta, ramera; altspanisch putanna, und „fut“ und „Zerss, Zersch“ פת Jes. 3, 17.) — Liebrecht bei Dunlop S. 516.

Italienisch ist Bellitschier, Wallitzschier, bella ciera. Es sind die boni vultus Ovids, Metam. VIII. 680. Lauterbachs Tagebuch S. 14. 79. Tischreden XXVII § 119, Förstemann III. S. 239, Erl. LX S. 270 § 1762, Bindseil II. 5. Erl. XXV. 154. lat. IV. 282. „Gut Geschirr“ des Volksliedes, Liliencron, Die histor. Volkslieder III. 418. H. Ulmann, Franz von Sickingen. S. 387. Bei Manlius, Locor. commun. I. 124 heisst es: „ego faciam mihi bonum vultum (sic enim in alijs negocijs loqui solent Itali).“ Dietz, WB. I. 253. — „But be of good cheer.“ W. Scott, The Abbot, chapt. 21.

Dasselbe gilt von: „Passa, passa! immer weg, komm davon!“ welches Luthern der eiligst Messe lesende Priester in Rom 1511 zurief, um ihn zu gleicher Eile für die Messe, die Luther feierlich langsam las, anzutreiben. Erl. XXXI. 328, Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe 1533. — Unklar aber erscheint, wenn Luther in den Zehn Geboten zu Praeceptum I. schreibt: „videri potest illos tres sanctos (d. i. Antonius, Sebastian und Rochus) mera nominum allusione prae ceteris in

haec officia invocatos, siquidem s. Tonii Italica illusione (elocutione?) prope sonat, ac si sanctus ignis, id est, sacer ignis, diceres, quasi is propter nomen suum sacro igni sit remediabilis patronus." Erl. lat. T. XII. 28 sq. (Ob spontone, spuntone? ignea cuspis? Lauterbachs Tagebuch S. 16. Erl. LXII. S. 429 f. § 2961). Gemeint ist fuoco di Sant' Antonio, risípola, τὸ ἐρυσίπελας; fuego de San Anton, de San Marzal; le feu Saint-Antoine; St. Anthony's fire.

Luther weiss zu erzählen von der „Strapechorde" und vom Stadthauptmann, dem „Parasel" in Rom; Tischreden LXXVII § 1, Förstemann-Bindseil IV. 685. 688, Erl. LXII S. 436 § 2964, Bindseil, Coll. lat. I. 161. 163. Ueber strappa, strappata di corda, das Wippen, estrapada, estrapade, tormento de cuerdas, vgl. Böcking, Hutt. Opp. Supplem., Epp. obscur. viror. Tom. I. 214. II. Pars 2. pag. 685. Mohnikes Sastrow I. 311. 364 f. II. 48. Hummels Neue Bibliotheck II. S. 95. (Vulpius) Curiositäten V. 207. v. Rommel, Philipp der Grossmüthige, II. B. S. 185. 621, Anm. 65. 196. (Johann Locher von München), Ein tzeytlang ge⸗ | schwigner Christlicher Brüder | auch vmb der warheit willen veryagt, den | u. s. w. v. J. 1523, Zwickau, 24 Quartblatt, Bl. D iij[b]: wie die Venediger ym prauch habenn, als mann sagt, vnnd geb ynnen Strapa de corda, Ließ sye an eynem sayl yn so hochen lüfften fliegen. Ueber Parasel, bargello, bargellus, barigildus, Böcking l. c. II. 685. Ducange I. 594 f. Lauterbachs Tagebuch S. 9; vgl. Schade, Satiren Bd. I. S. 210.

Maran oder moran und manser scheinen ebenfalls hierher zu gehören. „Pabst Alexander war ein Maran, das ist ein getaufter Jude, der gar nichts glaubte." Und: „Ich will schier lieber den Türken zum Feinde haben, denn die Spanier zu Schutzherren, die aufs Aeusserste tyrannisiren. Der mehrer Theil sind Moraner, getaufte Jüden, die gar nichts glauben, da doch andere Ketzer ihre Opiniones halsstarrig vertheidigen; aber die Moraner sind gute Gesellen, die halten noch gläuben nichts Gewisses." Tischreden XXVII § 12. LXXV § 2, Förstemann III. 181. IV. 654, Erl. LX S. 189 § 1653. LXII S. 402 § 2932. Bindseil, Coll. lat. I. 377. III. 225. Mariana, Historia general de España, lib. VII. c. 6, ed. en Amberes

1737. 8vo. tom. III. p. 71 führt eine dem Kloster Santa Maria de Valpuesta i. J. 774 von König Alonso II. ertheilte Schenkungsurkunde über viele Güter an, worin der König: „Dice, que el que quebrantase aquella donacion, sea anatema, marrano, y descomulgado. De las cuales palabras se entiende, que esta palabra marrano no se deriva de la palabra Moro, como si dijésemos Maurano, como algunos sospechan, que resultó en Italia en tiempo del Emperador Federico Barbaroja por ocasion que muchos Moros estaban á su sueldo, despues de convertidos á la ley de Cristo la renegaron; sino que antes viene de la palabra siriaca Maranata, con la cual en las divinas letras se significa la descomunion y maldicion, como tambien significan lo mismo las otras dos palabras griega y latina: anathema y excommunicatus, de que usa aquel privilegio escrito en lengua latina.“ — Llorente, Historia crítica de la Inquisicion de España, tom. II. p. 234 sagt: „y en este tiempo intermedio todos los de Córdova y varios individuos del consejo de Castilla se declararon enemigos de Deza (Erzbischof von Sevilla), y aun le llegaron á decir que el era Marrano, esto es descendiente de Judíos.“ Jahr 1506. Der Diccionario de la Real Academia Española und aus ihm Vicente Salvá, Nuevo Diccionario, Paris und Mejico 1852, haben: „Marrano ant. Maldito, ó descomulgado. *Diris devotus, sacris interdictus.*“ (1 Cor. XVI. 22. Movers, Die Phönizier I. 662 f. Andere Ableitungen bei Bluteau l. c. Tom. V. 342 s. v. Marrano.) — Dagegen warfen die Spanier, stolz auf ihre sangre azul, blaues Blut, und sich gern ihrer Abkunft von den Gothen rühmend, ser Godo, hacerse de los Godos, den Portugiesen vor, sie seien Juden und marranos. Deshalb lässt Bartolomé de Torres Naharro 1517 ff. (Pascual de Gayangos und Enrique de Vedia, Historia de la Literatura Española, por M. G. Ticknor. Tomo Primero. Madrid. 1851. p. 309 sigg. Serapeum 1854. No. 5. Lämmer, Monum. Vaticana p. 92 f.) in seiner Tinelaria, jornada II. v. 95, den portugiesischen Diener sagen:

Daica irmanos,
Eu vos digo que marraons
son da casta do diabo;
naun brinqueis con castellaons
que tracen tan longo o rabo.

Und Quevedo im 55. Sonett der Thalia, Al solimán de una mujer anochecida de tez, Obras, Madrid 1772. 4. Tom. IV. p. 360:

„Líquido galgo, huye la luz clara,
Entrate en la* Mezquita de un Marrano.

Das solfeggiare und die solfa, solfeo, solfear, das ut, re, mi, fa, sol, la hat Luther nicht erst in Italien gelernt. Tischreden XII § 36. XXVII § 75, Förstemann II. S. 114. III. S. 212; Erl. LVIII S. 298 f. § 853. LX S. 232 § 1716. Bindseil, Coll. lat. I. 35. Corpus Ref. XX. 578. Als im Juli 1546 am Tische des Verwalters des Hospitals St. Brigittae in Rom, eines schwedischen Priesters, der Tod Luthers von den Kostgängern in gehässigster Weise besprochen wurde, da sagte allein Einer unter ihnen, das war ein Procurator in Rota, nichts dazu, sondern auf die Melodie, als die Itali ihr langes Lied, so kein Ende haben kann, Falalilalela zu singen pflegen, so lange sie bei einander waren und den armen Luther wol marterten, sagte er: O Jesu, fili Dei, miserere mei! Mohnikes Sastrow I. 324 f. — Der Nürnberger Prediger Andreas Osiander schreibt den 9. August 1542 an den Herzog Albrecht in Preussen: „Schick eur F. G. aus sonnderm vertraun, sie werden solcher meiner ainfeltigen gedancken kain misfallen tragenn, ein gesang, den Ich als ein ainfeltiger fur denn kunstlichsten gesang halt, denn ich mein lebenlang je gesehn, denn wie kurtz er ist, so durchkreucht in im das fa vnnd mi alle claues durchaus, welches vormals vnerhort, vnnd geschicht so artlich, das es im singen kaum vermerkt wirt." J. C. Lehnerdt, Auctarium S. XII, der dazu seltsam anmerkt: „Voculae fa (fo, fe!) et mi (im!) Oedipum suum desiderant; ego quidem quid eae valeant, non assequor." Aus dem mi und la dieses Hexachords stammt auch die in die Volkssprache übergegangene Redensart: „Es ist auf ein Lami außgangen."

---

* „Eran oscuras." — Vgl. Willkomm, Zwei Jahre in Spanien und Portugal, Bd. 3. S. 277 ff. 296. Brantôme, Rodomontades, Oeuvres, à la Haye 1740. Tom. XII. p. 186 f. — — Das altspanische Wort mancer aber ist nach Salvá: „El hijo de la mujer pública. *Nothus.*" Hebraeisch מַמְזֵר Deut. 23, 3. Zachar. 9, 6. Tischreden LXXVI § 26, Förstemann-Bindseil IV. 678, Erl. LXII S. 429 § 2961. Bindseil, Coll. lat. I. 374.

d. h. auf eine Dissonanz, ein umgekehrtes. Mohnikes Sastrow Th. 2 S. 341. 377 als von l'ami stammend. Eiselein, Die Sprichwörter S. 407. 341: „ein lahmes I! pak dich, scher dich fort!“ Weimarisches Jahrbuch. B. VI. S. 351:

„Lern, Jüngling, dein Gemüth nach guter Harmonie
Einrichten, welche nicht ausgeht auf ein la mi.“

Puserones, wol verderbt aus pusio, Juven. Sat. VI. 34 sqq., braucht Luther in der Schrift Wider das Pabstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet, Erl. XXVI. 134. Bindseil Coll. lat. I. 137: „pusiones et Ganymedes.“ II. 84: „numerus puseronum.“

Altlateinisch ist Catamitus, altfranzösisch catamite. Walch XIX. 2245: „fünf Schandknaben, Catamitos.“ Jürgens, Luthers Leben II. 582. Plauti Menaechmi Act. I. sc. 2, v. 34 f. Es ist Ganymedes. Vgl. Spartiani Hadrianus cap. 18.

Anzuklingen an Italienisch scheint Luthers Randglosse zu Nehem. III. 5: aber ihre Gewaltigen brachten ihren Hals nicht zum Dienst ihrer Herren. „(Gewaltige) Die armen müssen das Creutz tragen. Die Reichen geben nichts. Taus Efs hat nicht, Sees Zing gibt nicht, Quater Drey die helffen frey.“ Wittenberger Bibeldruck v. J. 1545, Hans Lufft, fol. CCLXII. (Asso, sei, cinque.); vgl. Schade, Satiren Bd. 1 S. 162. 244 und Flögel, Geschichte der komischen Litteratur III. 322 f. — Bei Manlius, Loc. comm. II S. 310 findet sich: „Monachorum regula: *Daus ess hat nichts, ses zinck gibt nichts: quater drei, die müsen sich leiden.*“ Zur Erklärung sind die von Reinhold Köhler in J. M. Wagners Archiv f. d. Gesch. deutsch. Spr. u. Dicht. 1873. S. 460 f. mitgetheilten Reime von den Standesunterschieden heranzuziehen.

Aus G. Kestners Briefsammlung.

IV.

Joh. Wilh. Ludw. Gleim.*

1.**

Quedlinburg, den 8. Febr. 1751.

Liebſter Schlegel,

Warum ſind ſie doch kein Halliſcher Student? izt hätte ich Gelegenheit ſie zu einem Dorfpfarrer zu machen, und ihnen zugleich die junge ſchöne Witwe ihres Vorgängers zum Weibe zu geben. Was würde ich mir darauf zu gute thun, wenn ich meinem Schlegel, eine Pfarre und ein Mädchen gegeben hätte! Gehen ſie doch hurtig noch einmahl nach Halle, und lernen ſie dort die rechte Brandenburgiſche Orthodoxie, oder Pietiſterey! Denn ich weiß nicht was von beyden man dort eigentlich am beſten von Baumgarten und Francken lernen kan. Oder könen ſie ſich nicht von einem von beyden ein falſches Zeugniß geben laßen, daß ſie drey Jahr zu den Füßen dieſer Diener Gottes geſeßen hätten? Jch. wolte ſchon dafür ſorgen, daß das falſche Zeugniß niemand dafür halten ſolte, denn ich wolte bey unſerm Conſiſtorio ſelbſt ein falſcher Zeuge ſeyn, und ſagen, ich hätte ſelbſt mit ihnen in Halle

* Von den hier folgenden Briefen sind Nr. 7. 9 und 10 der Böttigerschen Correspondenz entnommen, in deren Besitz die Dresdner Bibliothek ist.

** [An Johann Adolf Schlegel. Gleims Bekanntschaft mit dem in Leipzig entstandenen Verein von Dichtern und Litteraturfreunden, insbesondere mit Schlegel, schrieb sich von einer Reise her, die er im Frühling 1750 über Langensalza nach Leipzig machte. s. Körte, Gleims Leben. Halberst. 1811. S. 57.]

die Pietifterey ftudirt. Wer würde dann die Warheit noch in Zweifel ziehn? ganz Halberftadt hält mich ja (für einen Feind von Mädchen, oder beßer) für eine[n] Mädchenfeind, und folglich für erzfrom.

Jch bin feit ehegeftern bey unfern liebwehrteften Eltern,* aber unfere Mama, mein liebfter Bruder, muß ich bey dir verklagen. Jch, ihr treuefter gehorfamfter Sohn, (denn ich bin das viel mehr als du, mein lieber Bruder?) ich habe fie gebeten, wie du dein Mädchen bitten würdeft, wozu? das dencke, ich habe fie ganz entfetzlich viel gebeten, fie möchte doch nicht allein, denn das litte der Mann, unfer Vater, nicht, fondern nebft ihrem Manne, mit mir nach Halberftadt reifen, nur auf einen Tag, um ein mahl wieder eine vernünftige Frau, wie fie, dergleichen fie feit ihrer Abreife aus Leipzig nicht gefehn hat, in der Frau Sucro zu fehen, aber kein Bitten kein Flehen, hat ihr unerbittliches Herz dazu bewegen können. Jft das wohl eine zärtliche Mutter, mein lieber Bruder, die gegen uns fo unerbittlich ift?

Wir haben den 4ten und 5ten Gef. des Meß. gelefen. Sie find beyde ganz fürtreflich, und des gött Helden und feines Dichters würdig, wie die vorigen Gefänge.

Aber o wie wünfchte ich unfer lieber Klopftock wäre niemahls nach Zürch gereift! Schreiben fie mir doch, ob von feiner Uneinigkeit mit Bodmer in Leipzig etwas bekant ift. Was die Läfterung zu Klopftocks Nachtheil ausgebracht hat, foll durch Zürchifche nach Leipzig handelnde Kaufleute gefchehen feyn. Weil mit diefem Vorgeben ein Freund, dem ich deshalb Vorwürfe gemacht habe, den Verdacht von fich hat ablehnen wollen, fo würde mir lieb feyn, wenn fie mir etwas davon fchreiben könten. Jch umarme fie, und Rabner

* [Als „unsere Eltern" bezeichnet Gleim Johann Andreas Cramer, damals Oberhofprediger in Quedlinburg, und seine Frau Charlotte. Man vergleiche Klopstocks Brief an Gleim d. d. Quedlinburg 7. März 1751 in Klopstocks Werken ergänzt von Herm. Schmidlin Bd. 1. 1839. S. 104, worin die Stelle vorkommt: „Cramer und ich küssen Sie. Wir sind bei einander. Alleweile hat mich Charlotte zu ihrem erstgebornen Sohn angenommen. Ich habe Schlegeln seine Erstgeburt um ein Linsengericht abgekauft" und die Nachschrift lautet: „ich bin Ihr Cramer Und ich Ihre Mutter Charlotte." Schon 1747 schreibt C. an Schlegel als sein „Pflegevater".]

und Gellert, Rothe* und Heine,** und Gutſchmid*** und bin ihr Gleim.

(Am Rande der erſten Seite:) Empfehlen ſie mich dem Herrn von Brockenburg,† der wie ich höre, bey ihnen ſeyn ſoll.

2.

Halb. den 27. Febr. 1751.

Mein liebſter Schlegel,

Jſt Klopſtock bey ihnen, mein liebſter Klopſtock? O ſo umarmen ſie ihn doch in meinem Nahmen, küßen ſie ihn tauſendmahl, in meinem Nahmen, und ſagen ſie ihm daß er ſich von ihnen, von Gellert von Rabner von Roth, von allen dortigen ehrlichen Leuten nicht möchte aufhalten laßen, zu uns zu reiſen. Denn dencken ſie nur daran, daß er die Reiſe nach Dännemarck bald antreten muß. Wenn ſie ihn nun ſo lange bey ſich behalten, wie wenig wird Cramer, wie wenig ſ. Ector,†† wie wenig ich und Sucro††† ſeiner genießen könen? Mehr wolte ich ihnen dismahl nicht ſchreiben denn ich bin böſe mit ihnen das müßen ſie wißen, und ich werde mich noch einmahl recht mit ihnen zancken, und unſer Vater wird dann viel zu ſchlichten bekomen.

Aber da ich ihnen, mein liebſter Schlegel doch noch auf-

---

* [Heinr. Gottlieb Rothe starb als emeritierter sächsischer geheimer Finanzsecretär zu Dresden 1808, nach der (Hallischen) Allgem. Litteratur-Zeitung. 1808. Sp. 456 in der Nacht zum 28. August, nach einer handschriftlichen Bemerkung in dem Exemplar des sächsischen Staatscalenders für 1807, welches die Dresdner Bibliothek besitzt, „am 27. August im 83. Lebensjahre.“]

** [Joh. Abr. Heine, ein geschätzter Arzt in Leipzig, geboren zu Rochlitz 1723, † 1. September 1792.]

*** [Christian Gotthelf, nachmals Freiherr von Gutschmidt, Jurist und Staatsmann, wurde 1758 Archivar in Dresden, † 1798.]

† [Den Namen von Brockenburg führten die Kinder des Fürsten Wilhelm Ludwig von Schwarzburg aus seiner Ehe mit Henriette Caroline, Tochter des Stallmeisters Gebauer in Leipzig.]

†† [Ob Fannys Bruder Schmidt?]

††† [Joh. Georg Sucro, damals Domprediger in Halberstadt.]

tragen kan, meinen liebſten Klopſtock 15 Meilen von mir zu bewillkommnen, ſo muß ich wohl ſo böſe nicht ſeyn, und ich will ihnen allſo noch mehr auftragen. Grüßen ſie auch den lieben Gellert von mir und fragen ſie ihn, mit der ſanften Stimme, mit der er ſelbſt ſpricht: Haben ſie Gleimen auch noch ein bisgen lieb? Grüßen ſie das Schrecken der Narren, den frommen Rabner und bitten ſie ihn, daß er mich nur erſt auf mein letztes Schreiben antwortet, ich will ihm unterdeß auch auf ſ. letztes antworten. Denn ich habe es eben geleſen und ſehe, daß ich ihm auf einige Puncte noch nichts geſagt habe, abſonderlich darüber noch nicht, daß er ſich erhencken will, wenn wir ſie mein liebſter Schlegel, auch noch wegholen. Sie haben ihm meinen letzten Brief wegen der Pfarre doch wohl nicht gewieſen? Weiſen ſie ihn ja nicht, er möchte nach gerade melancholiſch werden. Denn ich kan ihnen itzt auch noch ſagen, daß das Hinderniß, daß ſie in Halle müßen ſtudirt haben, vielleicht ſich noch heben läßt. Grüßen ſie den Liebhaber der ernſten Weisheit, meinen lieben Roth, der mich noch nicht ſo lieb hat, als ſie mich haben, mein l. Schlegel, und H. *D.* Heinen, den einzigen Artzt auf der Welt, dem ich das Leben wünſche. Denn ich wünſche ſonſt allen Menſchen gutes, nur den Aertzten nicht, die uns kranck und tod machen. Mein lieber Sucro iſt auch ſ. einigen Wochen kranck, was hilfts, daß der *D.* ihn um den Puls fingert u. mit Pulver u. Pillen quält? Nichts. Wären doch alle Menſchen ſo geſund, als ich, aber ehe die Aertzte nicht geſtorben ſind, ehe wird nichts daraus. Aber der liebe Hein ſoll nicht ſterben, lieber mögen ſie alle leben. Grüßen ſie endlich alle, die Klopſtock, Schlegel, Gellert, Roth, Rabner für Menſchen halten. Wie viel mögen das außer ihnen in Leipzig noch wohl ſeyn.

Habe ich ihnen auch ſchon geſagt, daß Ramler die crit. Nachrichten nicht mehr ſchreibt, auch Sulzer nicht mehr? Mylius iſt ihr elender Scribent. Und ſie ſind auch ſeitdem recht hertzlich elend.

Ramler will jedoch wieder anfangen, wenn er Hülfe bekomt, nur hat er ſich noch nicht beſtimt, ob er die Nachrichten fortſetzen, oder ein Journal anfangen will.

Meine Freude über Spaldings Glück, welcher für ſich eine Fanny gefunden hat, muß ich doch auch wohl mit ihnen theilen, mein Schlegel. Das Mädchen iſt eine Tochter eines *D.* Gebhardi* in Stralſund, ein Mädchen von 16 Jahren, und alſo ein recht fürtrefl. Mädchen. Aber es iſt auf alle Weiſe fürtrefl. wenn ein Verliebter davon urtheilen kan. Schreiben ſie doch meinem lieben Spalding und wünſchen ihm glück. Er hat ſie ſo lieb, daß er ſich recht ſehr freuen würde, wenn ſie ihm ſagten, daß ſie an ſeinem Vergnügen Theil nehmen. Rabnern hat er auch ganz entſetzlich lieb — Wenn der auch ein paàr Worte ſchriebe — Aber da er euch Beyträger alle lieb hat, ſo müſtet ihr ihm alle ſchreiben.

Beygehendes Schreiben von H. Spalding an H. Klopſtock werden ſie ihm ſo gleich zuſtellen, denn es iſt ſchon ſehr alt, und im *Julio* 1750 geſchrieben. Der Brief, worin er geſchloßen war, hat ſich erſt jetzo bey mir eingefunden. Mein lieber Klopſtock muß aber auch deſto eher wieder an ihn ſchreiben. Daß ich ihm dis mahl nicht ſchreibe, das muß er mir vergeben, und ſie werden doch wohl ſo ehrl. ſeyn, u. ihm ſagen, warum ich ſie gebeten habe.

Jhr Gleim.

(Am Rand des ersten Blatts:) Daß ſie *Les beaux arts reduits* etc. überſetzt haben, das iſt mir doch recht lieb. Denn in dieſem Werck iſt Batteux ſo recht nach meinem Geſchmack, wie ich gern alle Autoren haben wolte. Laßen ſie doch ihre Ueberſetzung eben ſo ſauber und mit den Zierrathen des *Originals* drucken. H. Reich will ſich darauf befleißigen, und macht, dünckt mich, mit den *Lettres de l'Enclos*** eine gute Probe. Jch will ihm ſchreiben, daß er ſich an ſie wenden möchte.

---

* [Joh. Joach. Spalding heirathete 1751 eine Tochter des Stralsunder Pastors Gebhardi.]

** [Die Uebersetzung dieser Briefe, welche im Jahre 1751 und nochmals 1755 zu Leipzig erschien, rührte, wie Schlegels ungedruckte Correspondenz mit Gellert beweist, von ersterem selbst her.]

3.*

Fragment: ein Blatt in 4⁰.

— kleinen Fische als mit dem Bothenlohn ſich bemühen, denn wegen beyderley iſt Ueberbringerin bereits befriediget.

Da ich zu Anfang des künftigen Monats wieder nach Braunſchweig gehen dürfte, so werde alsdenn die Ehre haben, wenn Ew. Hochwürden Erlaubniß zu ertheilen belieben werden, das Ende meiner LiebesGeſchichte** mündlich zu erzählen, der ich nach abgeſtatteten ganz gehorſamſtem *Compliment* an die Frau Gemahlin, und ſämtliche hochwehrte Angehörige mit vollkommenſter Hochachtung verharre,

Halberſtadt, den 11ten *Jul.* 1753.

Ew. Hochwürden
ganz gehorſamſt ergebenſter Diener
Gleim.

4.***

Welch eine Nachricht liebſter Freund! Jhr unvergleichliches Julchen, der wir auf dem Stufenberg eine ſo aufrichtige Lobrede hielten, iſt uns genommen! Jch kan es nicht glauben, ich ſehe ſie vor mir, ſie lebt! O Himmel! Beſter Freund, welch ein Verluſt für ſie, da er für uns ſo groß iſt? Wer unterſtehet ſich, ſo thörigt zu ſeyn, wer will ſie tröſten? Der arme Mann! Die armen Kinder! Jſt es möglich; die einzige rechtſchaffene Frau! die zärtliche Mutter! Laßen Sie mich verſtummen, liebſter Freund, ich ſehe ihre Thränen, mein Herz iſt beklemt! Meine Nichte ſchläft noch, welch Trauerpoſten warten auf die Menſchen die ſchlafen!

Aus dem Bette Morgens 6 Uhr.
Halberſtadt, d. ten Aug. 1765.

Jhr Gleim.

(Original ein Blatt in fol. mit schwarzem Rand.)

* [Nach handschriftlicher Notiz an den Abt Jerusalem in Braunschweig.]

** [Gleims verunglückte Heirath wird neuerdings erzählt bei Pröhle, Friedr. d. Gr. und d. deutsche Lit. Berlin 1872. S. 109—117.]

*** [Die handschriftliche Notiz, dass dieser Brief an Möser in Osnabrück gerichtet sei, beruht, so viel ich ermitteln konnte, auf einem Irrthum.]

5.*

Halberſtadt, den 6ten Jan. 1767.

Wie gefällt es Jhnen, mein liebſter Freund, daß ich mich unterſtehe, unſers Klopſtocks** fürtrefliche Proſa mit einem Sylbenmaße zu verſehen, das vielleicht nicht ſo vollkommen iſt, als das Maaß ſeiner Proſa? Jch war einmahl nicht damit zu frieden, daß er ſeinen Trauerſpielen durch den Vers nicht die höchſte Vollkommenheit der ſinnlichen Rede geben wollen, ich befürchtete, unſer *Servum pecus* würde uns nun mit proſaiſchen Trauerſpielen überſchwemmen, er ſelbſt foderte zu der Verſification mich auf; ich ließ mich verführen. Mag es doch genügen, daß ich durch Ueberſendung dieſer Kleinigkeit ſie, liebſter Schlegel erinnere, an den, der unveränderlich iſt

Jhr
ganz ergebenſter Freund
Gleim.

Ueberbringer iſt ein Liebhaber der ſchönen Wißenſchaften Nahmens Matthäi, der in Leipzig ſtudirt.

6.***

Halberſtadt, den 26ten Jun. 1779.

Eben da ich mich in den Wagen ſezen will, um nach Lauchſtedt zu reiſen, empfang ich Jhr Wehrtes Schreiben vom 17ten dieſes, und eile, nur mit zweyen Worten zu melden 1) daß dermalen keine Präbende ledig iſt an unſerm Dohmſtift 2) daß die Stunde des Todes ungewiß, u. folglich nicht zu ſagen ſey, wie bald eine ledig werden dürfte 3) daß, wenn auch eine ledig würde, noch darauf es ankomme: ob es eine Catholiſche, oder proteſtantiſche ſey? 4) ob ſie ledig werde, im biſchöfl. Monath oder des Capituls? Kurz, die vorgelegten Fragen bedürfen einer weitleuftigen Beantwortung — Und wäre, jener Freund, ein unmittelbarer Reichsritter

* [Nach handschriftlicher Notiz an Joh. Ad. Schlegel.]

** [Der Tod Adams, ein Trauerspiel von Herrn Klopstock, in Verse gesetzt von dem Verfasser der preussischen Kriegeslieder. Berlin, 1766. vgl. a. Klopstocks Briefe an Denis vom 8. Sept. 1767 (bei Lappenberg S. 171) und an Gleim vom 19. Dec. 1767 (bei Schmidlin, Klopstocks Werke ergänzt Bd. 1. S. 302 Nr. 158). Klopstock behauptete, dass er Gleim gebeten habe, den Adam nicht zu versificieren.]

*** [An G. F. W. Großmann.]

und könte die Ahnenprobe vollkomen leiſten, ſo könt ich ihm doch zu keiner Präbende verhelfen, weil die hohen Stifter Meynz, Trier u. Cöln, die bekante Vereinigung zu Ausſchließung des nicht unmittelbaren Reichsadels gemacht haben, und etc. Doch es iſt warlich zu weitleuftig das nähere davon anzuführen.

Uebrigens freut michs von ganzem Herzen, zu hören, daß Sie, mein lieber Herr Großmann, endlich einen Ruheplatz gefunden haben; ich bitte mich Jhrer Frau Gemahlin, die ich doch nicht die Ehre habe zu kennen? unbekenter Weiſe zu empfehlen, und Jhren Freunden bey dem gefüllten Kelchglaß zu verſichern, daß ich mit großer Hochachtung ſey,

Jhr
ergebenſter Freund u Dr
Gleim.

Jch bins gewohnt, auf ſolchen Blatchen meine Briefe zu ſchreiben, Sie werdens nicht übel nehmen.

Einen höchſt gnädigen Fürſten haben Sie gefunden! Viel Glücks dazu! Der Fürſten, die dieſes Beywort verdienen, ſind ſo wenig, daß man's in die deutſche Chronik aufſchreiben muß.

7.*

Halberſtadt, den 6ten May 1792.

Die Erfahrung, daß ein hingeworfner guter Gedanke, gleich einem guten Waitzenkorn gute Früchte bringe, hat den alten Gleim vermocht, die beygehenden Gedichte** für, nur wenige Leſer, abdrukken zu laßen!

Gedichte ſag' ich! Ein Wieland kann für Gedichte ſie nicht erkennen; Verſe ſind's; der Verfaßer iſt nichts mehr als ein Versmacher! Sey's, wie's iſt! Jch ſende meinem Wieland das Bändchen, gebe für ſeine mir geſchenkte ächte Perlen, Jhm ſchottiſche!

Mann Apollo's! Jch gäbe ſo gern was beßers Dir, dem Geber ſo köſtlicher Perlen! ich leb' und web' in Deinen

* [An Ch. M. Wieland.]

** [Wahrscheinlich sind gemeint: Sinngedichte von Gleim, als Handschrift für Freunde 1792.]

Werken. Zwar hab' ich Luchſesaugen in hohem Alter noch, Gottlob! Doch aber ſtechen die Didottiſchen etc. Lettern überhaupt die kleinern lateiniſchen, zu ſcharf in ſie; deutſche, wie die zu den Grazien, und Dialogen des Diogenes bey Weidmann und Reich oder wie zu Proteus bey Göſchen, ſtechen bey weiten nicht ſo ſehr; Von jenen leſ' ich etliche Seiten, und fühle den Stich, von dieſen etliche Bogen, und fühle keinen! Eine Ausgabe, wie die Dialogen von ihren ſämtlichen Werken würde dankbare Käufer in Menge finden.

Jch umarme den Unſterblichen Wieland, den lieben Theuren; den Mann nach meinem alten Herzen!

Ach! wie gern beſucht' ich Jhn! Es iſt eine ſo kleine Reiſe, die Reiſeluſt aber iſt mir ſo ganz vergangen, daß ich den guten Fürſten, den Mentor Wieland unſerm lieben Deutſchlande gegeben hat, zu Aſchersleben wohl nicht beſuchen werde! Die vorige Woche war er hier, ich wollt' Jhm meinen Kniks machen, er war aber ſchon wieder abgereiſet.

Eine Erholungsreiſe wär' Jhnen, Herzensbruder! ſo nöthig, wie mir ſie lange ſchon iſt! In meinem kleinen Ohneſorge baue ich, kommen Sie nach Johanni, ſo finden Sie's zur bequemen Bewohnung für einen Mann Apollo's völlig eingerichtet!

Gottlob! daß Schiller geneſen iſt, und Reinhold!

Jch umarme den theuren Mann Apollo's, und bin, bin ewig Sein

Gleim.

8.*

Schloß-Wernigerode den 9ten Juny 1797.

Hier iſt das Land der Freundlichkeit
Der Eintracht, und der guten Sitten,
Hier möcht' ich Tempel baun, und Hütten
Der Weisheit, der Beſcheidenheit,
Und Dir!

Sey's, wo's wolle, lieber, nun ſchon alter lieber Freund, Jhnen möcht' ich eine Hütte baun! Sie wanderten genug umher! Sie führten in ihrem Septimius** die Weisheit aus

* [An Fr. Bouterweck gerichtet, wie der Inhalt des Briefes zeigt.]

** [F. Bouterweck, Paulus Septimius oder das letzte Geheimniss des eleusin. Priesters in zehn Nächten. 2 Bde. Halle 1795.]

dem Himmel auf die Erde. Sie machten um die Menſchheit ſich verdient, je menſchlicher, deſto beßer, die Menſchheit ſollte nun mit Ruhe ſie belohnen. Mehr nicht für dieſes mahl, als nur den ſchönſten Dank noch für die Schweitzerbriefe.* Leſen konnt' ich hier ſie nicht! Hier hat man nur Augen und Füße, Hände zum Schreiben hat man hier nicht.

Fragen Sie meinen lieben alten Freund, den Herrn von Zanthier und den auch lieben, neuen, den Herrn *D.* Weber, zu dem ich, wenn er von ſeiner heutigen Wallfahrt nach der heiligen Auguſta, zurük kommt, ſagen werde:

Wir reiſen in die Schweiz, wir ſuchen Berg' und Thäler,
Und haben Sie bey uns!

Leben Sie, lieber Alter! Jhrer Weisheit, nicht der ſtoiſchen, nicht der Kantiſchen, Jhrer! und denken Sie nie wieder, daß der alte Gleim Jhr Freund geweſen, und nicht geblieben ſey; er iſt, was er war

Jhr,
ganz Jhr
Gleim.

9.**

Halberſtadt den 18ten Febr. 1798.

Ein ſchönes und wahres Wort über unſern von uns allen angebeteten lieben Landesvater zum Einrükken in den Merkur?

Jn demſelben Augenblik, in dem Sie, großer, ungeheurer Kenner alter und neuer wahren und ſchönen Worte, ſolch' ein Wort von Einem bald achtzig jährigem Wortkramendem Menſchen Kinde verlangen, in demſelben erhalt' ich von dem angebeteten lieben theuren Landesvater in einem Cabinets Schreiben den Wunſch:

daß ich mein Alter in Ruhe und Zufriedenheit zubringen möge, mit der traurigen Nachricht leider, daß der Liebenswürdigſte der Könige, wegen zu ſchonender Augen, nicht ſchreiben und nicht unterſchreiben dürfe — wie nun, großer, ungeheurer Kenner aller ſchönen und guten Worte, könnt ich eins Jhres Beyfalls würdiges und unſrer deutſchen Helden-

* [Schweizerbriefe (anonym) an Cäcilie. Berlin, 1795.]
** [An C. A. Böttiger.]

ſprache, wie ſie ſonſt wohl genannt wurde von Luthern bis auf Opitz, bis auf dieſe beyde Martine wenigſtens, auffinden?

Jndeß, Wir von Gottes Gnaden Dechant, wollen ſehn, findet [sich] vor Abgang der heutigen Poſt noch eins, ſo laß ichs abſchreiben und leg es bey, iſts des Merkurs* würdig, ſo kommts vielleicht zu rechter Zeit noch an, um in ſeinen Febr. auf genommen zu werden; in die Nachbarſchaft der Geſpräche unter vier Augen, bitt ich, nur nicht; in dieſer Nachbarſchaft, fürcht ich, werden Sie ihre Schönheit verliehren —

Nur unter Vieren ha! mein Wieland! Unter ſechſen
Sprichſt die Geſpräche du! mein Wieland! ich kann hexen!
Verwandle dich, ſag' ich zu meinem Jch, und bin
Bey dir, an deiner Hand, der Hexen Königin,
Und allen Königen und Kaiſern, weiſe Lehren
Aus deinem Munde, du! mein Wieland werd ich hören

Sorgen Sie, lieber theurer Mann, doch ja, daß ich dieſe Geſpräche ſo bald als möglich erhalte, Jch verſpreche mir ſehr viel Wielandiſches von Jhnen. Ohne Zweifel werden Sie ein Lehrbuch für unſre Könige werden, ich hab' ein Jdeal, könnt ich Etwas deßelben aufs Papier beveſtigen, Wieland ſelbſt glaub ich, ſollte mit dieſem Etwas, wenigſtens nicht unzufrieden ſeyn.

Mit dem Sinngedichte, wars ein Sinngedicht oder ein Lied, ich weiß es nicht mehr, war alſo mein Wieland zufrieden, und meinte der König müßt mir für ein Paar Verſe ſchenken! Der gute Wieland würde ſein Königreich ſehr bald verſchenken — nicht an mich, ich macht Jhm keine Verſe, damit ers nicht verſchenken dürfte! ſagte zu dem Verſchenker, oder dem Miniſter des Königs etc.

Ein Landguth mir? Jch nehme keins!
Selbſt nicht von Jhm für Muſengaben.
Wie Wieland eines hat, nicht anders, möcht ich eins
Und zwar im Preußiſchen nicht weit von Seinem haben.

An Einen Böttiger ſolch einen Brief zu ſchreiben! Es kann nun einmal nicht anders ſeyn — Schieb' ich auf, ſo werden aus Tagen wieder Monate. Kann ich reiſen, ſo reiſ ich! Ob

* [s. Gleims Worte der Zeit im Neuen Teutsch. Merkur. 1798. März. S. 295—298.]

nach Weimar? Jch zweifle! Gewiß aber nach Lauchſtedt! Lebt nun alle die ich zu überfallen gedenke recht wohl, und betet, daß wir einen ruhmvollen Frieden erhalten, ſonſt ſtirbt von Aerger

Euer
Vater Bruder Freund
und Verehrer
der alte Gleim.

(Am Rande des ersten Blatts:) Freund Böttiger weiß alles! Wär er hier ſo fragt' ich Jhn: Wer iſt der S....d in der National Zeitung der doch einmal wieder Etwas Deutſches gegen die Umſtürzer ſagt! Welche neueſte Greuel, in Rom, und in der Schweitz — ich denke noch an meine Heiligen zu W. zu ſchreiben darum keinen Gruß und keinen Herzkuß an Sie, meinen Deßauſchem Mentor aber des Ohmes und der Nichten noch maligen herzlichen Dank und Umarmung.

10.*

Halberſtadt den 15ten Juny 1800.

Alle ihre Werke, Freund und Bruder waren Briefe an mich! Wie konnt' ich, daſſ ſie mehr geſchrieben hätten verlangen? Hätt' ichs gekonnt, ſo hätt' ichs gethan! Der Herzog ist abgereiſt! Kommt er wieder, dann erſt werd' ich den abgenöthigten ihn, ſo weit er ihm angeht, ihm zu leſen geben! Von ihrem erſten Briefe bis zum letzten, ſind ſie, Freund und Bruder, der Mann nach meinem Herzen! Die nicht gedrukten Briefe les' ich freylich am liebſten, und bekomm' ich deren keine neue, ſo les' ich die alten! und tröste mich.

Manches hab' ich gedichtet, und zum Drukke befördert ſo gar, das, ausſer den meinigen, kaum vier Augen geſehn, und geleſen haben, wie zum Exempel die beygehenden Schweizer Lieder! Weil ich, ob ſie ſchaden, oder nutzen würden, nicht wusste, ſo blieben ſie zu Hauſe! denn, nach chineſiſcher Weisheit, musſ man was nicht augenſcheinlich Gutes nicht thun!

* [An Wieland.]

Die zehn erſten Bogen erwart' ich, Alterswegen, mit ungeduldiger Geduld! Schwäche der Augen die erst vor einem halbem Jahre ſich eingefunden, nöthigt mich, nur, was meine Freunde ſchreiben, und drukken lasſen, zu leſen! Werke der Finſternisſ, oder der Faunen unſers Muſenberges les' ich nicht, höre nicht einmal gern etwas von ihnen!

Osmantinum, o wie lieb' ich dich! ungeſehn, wie Tiburtinum! Haben wir keine ſchlechtre Nachwelt, ſo wallfahrten die Agathons nach dir!

Leben ſie, Bruder, und Freund, ihr patriarchaliſches Leben, glüklicher als Abraham, Iſac, und Iacob, und ſagen ſie ihrer von mir unendlich hoch geachteten Sara, dasſ ich, wie eine Freundin, und Schweſter ſie liebe.

Gleim.

(Das Original ist mit lateinischen Buchstaben geschrieben.)

Ungedruckte Briefe Lessings.

II.

Ausser den im vorigen Bande dieses Archivs mitgetheilten, in der Reinschrift erhaltenen Briefen Lessings befinden sich in der Sammlung von Lessingschen Papieren, welche erst in neuerer Zeit auf die hiesige Königl. und Universitätsbibliothek gekommen sein muss, verschiedene Concepte von Briefen, die noch unbekannt sind. Wie es scheint, hat Lessing die meisten Briefe zunächst im Concept aufgesetzt und dazu einzelne Blätter verschiedenen Formats, wie sie ihm grade zur Hand waren, benutzt. Diese Concepte sind sehr unleserlich geschrieben, es ist viel corrigiert, durchgestrichen und übergeschrieben, so dass manches kaum zu entziffern ist.*

Die Papiere haben sich ohne Zweifel in Lessings Nachlasse vorgefunden und sind dann in die Hände seines Bruders Karl übergegangen, der auf allen den Namen des Adressaten übergeschrieben hat. Hierbei sind ihm einige arge Fehlgriffe passiert. So hat er bei dem jetzt zuerst veröffentlichten Briefe an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, in dem Lessing diesen um Placierung seines ältesten Stiefsohnes beim Militär bittet, übergeschrieben: „Gratulation zur Genesung des vorigen Herzogs von Braunschweig". Bei dem Bruchstück eines andern schon lange bekannten und nach der Reinschrift veröffentlichten Briefes an Elise Reimarus (XII S. 662 Maltzahn) steht von Karl Lessings Hand oben vermerkt: „An seine Frau". Dass diese Ueberschriften von Karl Lessing herrühren, geht deutlich daraus hervor, dass er auf den Concepten verschiedener Briefe, die er selbst erhalten und nach der Reinschrift hat abdrucken lassen, bemerkt hat: „An mich".

---

* Vollständig habe ich die Correcturen, um ein Beispiel zu geben, bei dem Briefe an den Herzog Ferdinand von Braunschweig verzeichnet.



Ausser der Ueberschrift von Karl Lessings Hand hat jedes Concept eine Numer, die mit rother Tinte geschrieben ist und ohne Zweifel die Ordnungsnumer einer Sammlung ist, der diese Papiere früher angehört haben.

Breslau. Rudolf Prinz.

1. An den Geh. Rath von Féronce.

Ew. *Excell.* empfangen hierbey meine Quittung* über die mir geſtern gütigſt ausgezahlten Eintauſend Thaler in *Louisd'or,* auf dem Fuß eingerichtet, wie ich dieſe beſondere Gnade Sr. Durchlaucht des Herzogs, und was derſelben anhängig, allein annehmen darf und kann.

Ich bin mit der erſten Einrichtung Sr. Durchlaucht des Erbprinzen vollkommen zufrieden; und es ſchmerzt mich aeußerſt, wenn in meinem letzten Schreiben an Ew. *Excell.* ſich etwas gefunden, woraus man abnehmen könne, daß ich fähig ſey, durch Vorſpieglung meiner Bedürfniße Se. Durchlaucht zu etwas zu vermögen, was Sie nicht zu thun geſonnen geweſen. Schon die Vermehrung von Gehalt habe ich nur in der Ausſicht annehmen dürfen, die ich Sr. Durchlaucht mit zu verſtehen gegeben, daß die Zeit kommen könne, da ich brauchbar ſeyn werde. Aber nun gar, auf dieſe Hoffnung hin, die vielleicht auf immer nur eine bloße Möglichkeit zum Gegenſtande behält, ein ſo beträchtliches Geſchenk annehmen, das hieße die Gnade ſeines Herrn auf die ſchändlichſte Weiſe mißbrauchen. Ich ſchweige von der Verlegenheit, in der ich mich ſelbſt auf immer dabey befände.

Ich bin mit der vollkommenſten

Dieser Brief nimmt die eine Seite eines Quartblattes ein, auf dessen andrer Seite der folgende, an den Minister von Hompesch gerichtete, Brief steht. Karl Lessing hat darüber geschrieben: An d. Minister Feronce zu Braunsweig (so!). Mit rother Tinte ist die Zahl 50 übergeschrieben.

Die Zeit dieses Briefes lässt sich ziemlich genau bestim-

* Die Quittung hat Lessing auch im Concepte aufgesetzt. Sie geht dem Briefe voran und lautet: Thll. 1000, ſchreibe Ein tauſend Thaler in *Louisd'or*, welche des regierenden Herzogs Durchlaucht auf das mir zu 800 Thlr. erhöhte *Salarium* gnädigſt vorſchießen laſſen, von welchem ſolche in den nächſten acht vierteljährigen *Terminen pro rata* wieder abgezogen werden ſollen, habe *dato* von dem H. GeheimeRath v. Feronce *Excl.* baar ausgezahlt erhalten, als worüber hiermit gebührend quittire.

men. Er muss um Johannis 1776 abgefasst sein, wie aus Lessings Aeusserungen in zwei Briefen an Madame König hervorgeht. Am 5. Juni 1776 schreibt er nämlich (XII S. 537 Maltzahn): „Das Schlimmſte bey allem dem aber iſt dieſes, daß ich nun doch noch in meiner gegenwärtigen Lage bis zu Johannis warten muß. Denn mit Johannis fängt das Kammerjahr an, und eher können keine neue Arrangements gemacht werden. Ich kann alſo auch nicht eher meinen Vorſchuß erhalten, nicht eher bezahlen und reiſen.“ und am 23. Juni 1776 (XII S. 544) schreibt er: „Meine Sache iſt zwar nun ſo völlig regulirt, als ſie es hat werden können, aber nun habe ich noch ſo viel zu thun“ etc.

2. An den Minister von Hompesch.

Ich habe aus den Händen des H. Schwan die Verſicherung einer Ehre erhalten, die mir die unerwartetſte von der Welt geweſen. Nur die Schüchternheit, mit welcher ich ſie annehme, kann mich in den Augen ſo verdienter Männer, die mich mit ſo ſchmeichelnder Bereitwilligkeit unter ſich aufnehmen, nicht ganz unwürdig erſcheinen laſſen.*

Ew. Excellenz ſind es, der ich die beſondre unerwartete Ehre vornehmlich zu danken habe, deren mich Se. Churfürſtliche Durchlaucht würdigen zu laſſen, gnädigſt geruhen.

Empfangen alſo Ew. Excellenz auch den erſten und wärmſten Dank von einem Manne, der es ſehr wohl zu unterſcheiden [weiß],** wie wenig er ſeinem Verdienſte und wie viel er allein der guten und edlen Abſicht dabey zuſchreiben darf, in welcher Ew. Excellenz die Augen auf ihn werfen wollten und die mit erreichen zu helffen, auf immer ſein Stolz ſeyn wird.

Mich ſelbſt mit den gebührenden Empfindungen des Dankes und der Verehrung zu den Füßen Sr. Churfürſtl. Durchl. ſchriftlich zu legen, habe ich nicht wagen wollen. Aber die regſte meiner Hoffnungen iſt, es perſönlich zu einer glücklichen Stunde bald thun zu dürfen.

Der Brief ist ohne Zweifel an den kurpfälzischen Minister von Hompesch gerichtet und wird nicht lange nach

* Im Concept folgen hier noch die Worte: zugleich aber.

** „weiß“ fehlt im Concept. Die folgenden Worte „wie wenig“ sind übergeschrieben. Lessing hat zuerst „was“ geschrieben und dies dann wieder ausgestrichen.

dem 5. September 1776 geschrieben sein. Zum Beweise kann ich wieder Lessings eigene Worte aus einem Briefe an Madame König vom 6. Sept. 1776 (XII S. 552) anführen: „Geſtern endlich iſt Schwan angekommen; ... Man hat es nehmlich ſelbſt wohl eingeſehn, daß es Schwierigkeit haben würde, mich ſogleich völlig aus hieſigen Dienſten in dortige zu ziehn: und begnügt ſich alſo mich zum ordentlichen Mitgliede der Akademie zu machen, und mir eine jährliche Penſion von 100 Louisd'or anzutragen, wenn ich an den Arbeiten der Akademie Theil nehmen und jährlich einmal oder wenigſtens alle zwey Jahre einmal, den öffentlichen Verſammlungen in Mannheim perſöhnlich beywohnen wolle; mit jedesmaliger Entſchädigung der Reiſekoſten und dortiger Auslöſung .... Das akademiſche Diploma habe ich bereits in Händen, und das übrige wird der Baron von Hompeſch nächſtens einrichten.“

3. An J. A. Ebert.

Ueberreicher dieſes, mein lieber Ebert, iſt ein Engländer Namens Boin, mit dem ich auf eine etwas ſonderbare Art bekannt geworden. Er ſagt er ſey Officier unter der Garde, kommt von Leipzig u. will wieder auf Berlin zurück, wo er ſich ſeit einigen Monaten aufgehalten. Bey ſeiner Durchreiſe durch Braunſchweig, will er ſeine dortigen Landsleute kennen lernen, u. bittet mich um eine bke Adreſſe.* An wen kann ich ihm dieſe zuverläſſiger geben, als an Sie? —

Erlauben Sie, daß ich mich übrigens dieſer Gelegenheit bediene, Ihnen Anlage zu überreichen. — Das Meinige dabey zu thun, daß man ſo was leſen könne, dazu hielt ich mich im Gewiſſen verbunden. Aber der wahre Anlaß zu ſeyn, daß man es wirklich leſe, dazu halte ich mich im Gewiſſen ſo wenig verbunden, daß ich ſelbſt meinen Freunden dieſen Beytrag ohne ihre ausdrückliche Anweiſung nicht ſchicken wollen. —

Leben Sie mit Ihrer lieben Frau recht wohl.

Dieser Brief, der als Ueberschrift von Karl Lessings Hand „An Ebert“ und als Ordnungsnumer die Zahl 49 hat, scheint

* Die Worte „u. bittet mich um eine bke (bekannte?) Adreſſe“ sind übergeschrieben. Die ursprünglichen Worte sind durchgestrichen. Wie es scheint, lauteten sie: und bittet mich ihm Gelegenheit dazu zu verſchaffen. Durch wen ſoll ich das anders thun als durch ſie? Sie kennen vermuthlich die dortigen Engländer alle u.

bei Uebersendung des dritten oder vierten Beitrags zur Geschichte und Litteratur abgefasst zu sein, von denen jener 1774, dieser 1777 erschien. Den ersten Beitrag hatte Lessing am 12. Januar 1773, den zweiten am 5. October 1773 an Ebert geschickt (XII S. 460 und S. 477). Sehr wahrscheinlich ist, dass Lessing in einem späteren Briefe sich auf eine Aeusserung im vorliegenden bezieht. Am 25. Juli 1778 schreibt er nämlich an Ebert (XII S. 610): „Hätten Sie mich im geringſten vermuthen laſſen, daß Ihnen an dieſen Kleinigkeiten etwas gelegen wäre, — daß Sie auch nur neugierig darauf wären, ſo würde ich mir ein Vergnügen draus gemacht haben, ſie Ihnen jederzeit zu geben. Warum ich ſie aber ungefordert von freien Stücken niemand gebe, habe ich Ihnen ſchon einmal geſagt.“

4. An Frau Ernestine Reiske.

Ich bin nun aus Manheim wieder zurück, u. habe Ihren Brief vom 16. Februar bey P. Eberten vorgefunden. Sie glauben nicht, wie angenehm mir dieſer Brief geweſen, wegen des Strahles von Hoffnung, den ich darin zu erblicken glaube, Sie nun bald recht ruhig u. zufrieden zu wiſſen. Sie kleiden mir die Sache zwar noch in eine Art von Räthſel, u. ich bin eben nicht glücklich Räthſel zu errathen. Aber nie habe ich mehr gewünſcht, es getroffen zu haben.

Und dieſen Augenblick erhalte ich ihren letzten Brief vom 23. dieſes — Nein, meine liebe Freundin, noch habe ich den Herbelot nicht abgeſandt, aber Sie können verſichert ſein, daß es unfehlbar den nächſten Poſttag geſchehn ſoll. —

Möchte ich nur Ihren andern Auftrag ebenſo geſchwind erfüllen können; das Verzeichniß von den hinterlaſſenen Handſchriften unſers ſel. Freundes — Aber warum kann ich nicht? Ich darf Ihnen ja nur die Verzeichniſſe zurückſenden, die ich von ſeiner u. Ihrer Hand darüber in Händen habe. Sie werden den beſten Auszug daraus ſchon zu machen wiſſen: nur muß ich mir ſein Verzeichniß ſelbſt zu der beſt. Arbeit bald wieder ausbitten. Die wenigen Stücke die ich zu behalten wünſchte habe ich gedoppelt mit Rothſtift unterſtrichen. Und wie freue ich mich, daß Sie ſelbſt einiges zurückbehalten wollen, um es mit der Zeit herauszugeben. Allerdings verdient auch Dio Chrysost. dieſes am erſten. Der ſel. Mann hat viel Fleiß daran gewandt, u. Sie würden allein im Stande ſeyn, deſſen doppelte Arbeit darüber, die ſich unter ſeinen Papieren findet, in Ordnung zu bringen. Ich habe Ihre Ueberſetzung in dem Hannoverſchen* mit vielem Vergnügen geleſen.

* Lessing meint das Hannoverische Magazin. Im 76. und 77. Stück

Das übrige dürfte in Daenemark füglich wohl noch am beſten bezahlt werden. Doch übereilen Sie ſich damit doch auch nicht. Wegen des Preiſes, den Sie fordern ſollten, wäre mein Rath, daß Sie nur tauſend oder funfzehnhundert Thaler dafür verlangten; dabey aber ſich auf Lebenslang eine Penſion von 3 oder 400 Thlr. bedingten. Dadurch würde die Sache ſehr von Seite des Kaufl.* erleichtert werden, und auch die Sache Ihnen den beſten Ausgang bekommen. Sie würden auf etwas gewißes jährlich rechnen können, und wären wegen Placirung des Geldes außer aller Sorge. —

Sie ſind ſehr gütig, meine beſte Freundin, als Sie mich auch für den Mann halten, den die Großen zu beſitzen wünſchten — Ich bin nichts weniger als das; und ein Großer und ich merken ſehr bald, daß keiner für den andern iſt. Oft geſchieht aber aus Eitelkeit, was aus perſönlicher Achtung gewiß nicht geſchehn würde. Es verdrießt mich, Ihnen mehr davon zu ſagen, und ich möchte einer Freundin gern überhaupt nicht einen Verdruß, am wenigſten aber da mittheilen, wo ſie ſich einbildet, daß ich ſo viel Urſache haben müßte, vergnügt zu ſeyn. —

Fahren Sie fort, ſich wohl zu finden, meine beſte Freundin, u. ſchreiben Sie mir bald wieder.

Dieser Brief ist wahrscheinlich Ende März 1777 geschrieben, da Lessing von Mannheim Mitte März 1777 nach Wolfenbüttel zurückgekehrt ist. Das Concept, das die eine Seite eines Quartblattes einnimmt, trägt die Ueberschrift „An die *D.* Reiske.“ Mit rother Tinte ist die Zahl 51 vermerkt.

5. An den Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Auch ich habe das Glück geſucht, mich und meinen inbrünſtigſten Wunſch, Ew. Durchlaucht in dem Augenblick zu Füßen zu legen, da ein jeder die Gefahr ſiehet,** Dieſelbe vielleicht auf lange

---

des Jahrgangs 1776 dieser Zeitschrift S. 1201—1226 befindet sich eine Erzählung: Der Jäger (aus dem Dio Chrysostomus). In der Note auf S. 1201 heisst es: Aus dem Griechischen übersetzt von einem Frauenzimmer.

* Dies Wort, das wie die drei vorhergehenden übergeschrieben ist, ist im Concept abgekürzt und soll wol „Kaufluſtigen“ bedeuten.

** Die Worte „da — ſiehet“ sind übergeschrieben. Die ursprünglichen, jetzt durchstrichenen Worte lauteten: „da wir in ſo ſichtbarer Gefahr ſtehn“. Den Anfang des Briefes hatte übrigens Lessing zuerst so abgefasst: „Auch ich habe in dem Augenblicke, da wir in ſo ſichtbarer Gefahr leben, Ew. Durchlaucht vielleicht auf lange Zeit zu entbehren, das Glück geſucht“. Dieser Anfang scheint ihm aber nicht gefallen zu haben. Er hat daher nach einem Zwischenraum von einigen Zeilen, den nachher Karl Lessing für seine Ueberschrift benutzt hat, von neuem begonnen.

Zeit zu entbehren. Erlauben Ew. Durchlaucht, was ich persönlich nicht thun kann, hiermit schriftlich zu verrichten. Alle die glänzenden Thaten, die Ew. Durchlaucht im Begriff sind zu thun, werden Brüder* die Menge feiern; aber unter diesen, werden wenige seyn, die** an dem Wohlergehn des Mannes, der sie thut, so innigen Antheil nehmen als ich.

Ich bin stolz genug,*** Ew. Durchlaucht zu ersuchen, als den Beweis hiervon die Bitte selbst anzusehn, die ich† noch thun werde u. in gegenwärtigen Umständen gewiß an keinen Prinzen zu thun wagen werde. Ew. Durchlaucht geruhn sich eines jungen Menschen, meines Stiefsohnes,†† zu erinnern, nach welchem Sich vor einiger Zeit zu erkunden Ew. Durchlaucht die Gnade hatten. Dieser junge Mensch hat seitdem seine Mutter verloren, und es lieget mir um so viel mehr ob, für ihn zu sorgen. Nun will er schlechterdings nichts als Soldat seyn; u. ich darf ihm das Zeugniß geben, daß er sich auf eine Art zu diesem Stande vorbereitet hat, die ihm Hoffnung machen darf, darinn fortzukommen. Wäre††† es nicht möglich, daß Ew. Durchlaucht ihn itzt, wo es Krieg werden sollte,* u. für junge Leute von Fähigkeit u. gutem Willen so leicht eine Stelle zu finden ist, placiren könnten? An seiner Person u. Aufführung ist nichts auszusetzen; er spricht sehr gut französisch, u. weiß von Mathematik weit mehr, als er im Kriege zu brauchen Gelegenheit haben kann. Wie dankbar würde ich** seyn, wenn dieser junge Mensch, der mich

---

* Statt „Brüder" könnte man auch „Barden" lesen.

** Auf „die" folgte ursprünglich: „den Mann, der sie thut, so aufrichtig verehrten, als ich". Diese Worte sind durchgestrichen, und darunter ist geschrieben: „den Menschen, unabhängig vom Helden, so aufrichtig verehrten". Welche von den vorliegenden Wendungen Lessing im Originale gebraucht haben wird, ist zweifelhaft.

*** Nach „genug" hatte Lessing zuerst geschrieben: „die Bitte selbst als einen Beweis hiervon". Dann hat er „die Bitte selbst" ausgestrichen und nach „hiervon" gesetzt. Darauf ist das ganze wieder ausgestrichen.

† Nach „ich" sind die Worte: „in dieser gegenwärtigen Lage" durchgestrichen. Darüber stehn die Worte „noch thun werde und in gegenwärtig. Um(ständen)". So glaube ich wenigstens die undeutlichen Zeichen lesen zu müssen.

†† Vor den Worten „meines Stiefsohnes" ist „zu erinnern" und nach denselben „nach welchem" ausgestrichen.

††† Vor „Wäre" stand ursprünglich „Außer," das wieder ausgestrichen ist.

* „wo es Krieg werden sollte" ist übergeschrieben. Eine halbe Zeile ist darauf ausgestrichen. Sie lautete : „ . . ? . . junge Leute von Fähigkeit und gutem Willen placiren könnten?"

** Auf „ich" folgte „Ew. Durchlaucht", das Lessing wieder ausgestrichen hat.

ſo ſehr intereſſirt, von Ew. Durchlaucht ſelbſt in die Laufbahn gewieſen würde, in die er ſich ſonſt, auch wider meinen Willen* auf gutes Glück blindlings zu werffen bereit iſt.

Ich verharre

Ich habe diesem Briefe, dessen Concept mit der Ordnungsnumer 46 versehn ist, die Ueberschrift: „An den Herzog Ferdinand von Braunschweig“ gegeben, denn dieser und nicht der Herzog Karl, wie Karl Lessing meint, der übergeschrieben hat: „Gratulation zur Geneſung des vorigen Herzogs von Braunſchweig,“ wird der Adressat gewesen sein. Herzog Karl, der seit dem Schlaganfalle, den er im Jahre 1776 hatte, stets kränkelte, konnte nicht daran denken im Jahre 1778, als der bairische Erbfolgekrieg auszubrechen drohte, zu welcher Zeit eben der vorliegende Brief geschrieben sein muss, in den Krieg zu ziehn. Dagegen gieng das Gerücht,** dass dem Herzog Ferdinand, der 1776 aus preussischem Dienste ausgetreten war und meist in Braunschweig und dem von ihm angekauften benachbarten Vechelde wohnte, das Commando einer Armee angetragen worden sei. Dieses Gerücht wird auch Lessing zu Ohren gekommen sein. Dem Herzog Ferdinand scheint Lessing persönlich näher gestanden zu haben.*** Ihm, dem Grossmeister der deutschen Logen, hatte Lessing seinen Ernst und Falk gewidmet. In einem Schreiben an ihn ist auch der Ausdruck „Brüder“ ganz an seinem Platze, der hier jedenfalls besser als „Barden“ passt.

Herzog Ferdinand hat übrigens an dem bairischen Erbfolgekriege nicht Theil genommen, wol aber der Erbprinz von Braunschweig, an den Lessing sich mit seiner Bitte nicht wenden wollte.

Was den Stiefsohn Lessings betrifft, von dem er im vorliegenden Briefe spricht, so ist dies der in Lessings Briefen häufig (XII S. 559. 592. 599) erwähnte Theodor König (geb. 1757). Dieser soll nach Familiennotizen trotz seiner Neigung

* Nach „Willen“ sind einige Worte ausgestrichen.

** vgl. Mauvillon, Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. 2. Theil. Leipzig 1794. S. 439.

*** vgl. u. A. XII. S. 369.

zum Militairstande nicht Soldat, sondern Kaufmann geworden sein und sich in Geistesstörung selbst das Leben genommen haben. vgl. Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgeg. von A. Schoene. Einl. S. XXII. Anm.

Schliesslich lasse ich noch einen Brief an Lessing folgen, den dieser jedenfalls seiner Curiosität halber des Aufbewahrens für werth gehalten hat.

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr!

Minna von Barnhelm iſt ſchuld an dem Briefe, der Ihnen vielleicht juſt zu einer Zeit eingehändigt werden kann, da Sie und ich es am wenigſten wünſchen. — Aber, Minna von Barnhelm, ihr lieber Tellheim und Paul Werner mit eingeſchloſſen, die mögen zuſehen, wie ſie mich bey Ihnen entſchuldigen.

Geſtern, an einer Mittwoche, gehe ich in die Comödie, in der guten Abſicht, mich für einen verdrüßlichen und trüben Tag ſchadlos zu halten. — Weil ich eben nicht neugierig bin, und bey übler Witterung den ganzen Tag wenig auskomme: ſo hatte ich auch nicht einmal geleſen, was Koch angeſchlagen hatte. Ich wage alſo meine Sechs Groſchen auf gut Glück. — Gleich bey meiner Ankunft im ich, ohnfehlbar finde ich eine ganze Bank voll Juden; Ha! dachte *par terre* aber wird heut ein Stück vom Herrn Leſſing gemacht; und ich vermuthete die Miß Sara, und freute mich; denn die hatte ich längſt gern ſehen wollen. Aber ich erfuhr, noch unter der *Sinfonie,* von meinem Nachbar, daß Minna von Barnhelm heut zum Erſtenmal aufgeführt würde. Unterdeſſen wurde das *Par terre* gedrungen voll, und die *Gardine* gieng auf. — Juſt, auf ſeinem Kröpel, ſchlummerte, murmelte und fluchte mit unter, kraft ſeines Amts, als Bediente vom Herrn Major, tapfer auf den Grobian, ſeinen Wirth, los; der auch bald darauf mit ſeinem gedoppelten Lachs angeſtochen kam. — Ich ward von einer Scene zur andern aufgeräumter, und beym zweeten Akte verlor ſich ſchon meine Melancholie völlig.

„Gut! werden Sie denken; — aber, ich bin weder Ihr Arzt, noch Ihr Gewiſſensrath, daß Sie mir davon Nachricht zu geben die Verbindlichkeit hätten. —“

Ich bitte gehorſamſt um Vergebung! Das Erſtere können Sie alle Tage werden, wenn es Ihnen ſonſt gefällig iſt; ob ich Ihnen gleich, das letztere zu ſeyn, nicht zumuthen will. — Und wie? — Hören Sie mich an:

Ihr Verleger, Herr Voß, iſt, allem Vermuthen nach, ein ſehr reicher Mann; und Sie, als Autor, gelten bey ihm Viel, ſehr Viel, — das verſteht ſich. Wie wäre es, wenn Sie ihn dahin vermöchten, daß er mich mit Ihren theatraliſchen Schriften beſchenkte, und von den

übrigen, zum Exempel: von Ihren kleinen Schriften; von Ihrem Laokoon, von dem unſer *D.* Erneſti und Prof. Clodius ſo viel Gutes ſprechen, u. ſ. w. mir ein Exemplar, um billigen Preis, von Meſſe zu Meſſe zukommen ließe? — Aber ſo gleich könnte ich ihn nun freylich Jedesmal nicht bezahlen. Denn, außerdem, daß mein Vater, der ein Soldat iſt, mir ſeit drey Jahren mehr nicht als Zehn Thaler zum Studieren hat geben können, weil er im letzten Kriege bey den Franzoſen ſeinen Mantelſack und Alles — zweymal eingebüßt hat: ſo muß ich von Nun an darauf denken, wie ich, um mit Ehren weiter zu kommen, 50 Thaler zum Magiſterio aufbringe. Und heute, dato den 19. November 1767 beläuft ſich meine ganze Baarſchaft höher nicht als: 1 Thaler 13 gr. Conventionsgeld: ſteht alſo noch 48 Thaler 11 gr. — Des Magiſterſchmauſes nicht einmal zu gedenken.

Sollte der Mann, Ihr Herr Verleger, woran ich aber ſehr zweifle, außer Ihrem gütigen Fürſpruche, noch andere Bewegungsgründe nöthig haben: ſo könnten Sie ihm unmasgeblich ſagen, daß ich die Ehre hätte ein Landsmann von Ew. Hochedelgebornen zu ſeyn; denn ich habe ſechs Jahr in Camenz frequentirt. Ferner: daß ich auch Verſe machte, gereimte und ungereimte, kriechende und hohe; daß ich die Theologie ſtudierte, und vielleicht künftig ein Dutzend Predigten drucken laßen würde; daß ich geſonnen wäre, dieſe ihm zu dediciren, und daß er die Ehre haben ſollte, mein Verleger zu ſeyn, und ſo weiter. Der Dankſagungen nicht zu gedenken, mit denen er in der nächſten Meſſe hier in Leipzig bekomplimentirt werden ſollte. — Kurz: daß ich ihn ſehr hochſchätzte, und daß ich nach dem Schriftſteller keinen verdienſtvollern Mann in dem ganzen heiligen Römiſchen Reich erkennte als den Verleger deſſelben. — Wenn nur der Mann nicht gegen alles, was man Ehre nennt, gleichgültig iſt: ſo wird er ſich gewiß bewegen laſſen; zumal, wenn Sie für mich bey ihm ſprechen. —

Sollten Ew. Hochedelgebornen für gut finden, mich wiſſen zu laſſen, ob ich hoffen darf oder nicht: ſo muß ich Ihnen auch ſagen, daß dieſe Nachricht unter der Addreſſe: à Mons. Kirsch, Etudiant en theologie, in Leipzig, im Thomasgäßchen, in dem Hauſe des Kaufmanns Herrn Richters, an mich gelangen würde. So viel iſt gewiß: der erſte Briefträger, der einen Brief von Berlin an mich bringt, bekommt außer dem gewöhnlichen *Porto* und ſeinem Dreyer *Douçeur* noch 2 gute Groſchen zu einem Glas Danziger!

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung

Ew. Hochedelgebohrnen

Leipzig, am 19. November 1767.

wahrer Verehrer,
Johann Gottfried Kirſch.

Goethes Antheil
an den in seine Werke aufgenommenen Recensionen
aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

In der Vorrede zum 29. Bande der bei Hempel in Berlin erscheinenden Ausgabe von Goethes Werken hat der Schreiber des gegenwärtigen Aufsatzes die Zweifel über den Verfasser der bisher in alle Ausgaben der gesammten Werke Goethes aufgenommenen Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen dargelegt. Die Frage ist indess so wichtig, dass man ihr näher treten, sie eingehender erörtern und namentlich versuchen muss, inwieweit es möglich ist, bei den einzelnen Recensionen Goethes Verfasserschaft anzuerkennen oder abzuweisen.

Ueber das allgemeine der Frage ist dasjenige zunächst zu beachten, was Goethe selbst über das entstehen jener Recensionen sowie über deren Aufnahme in seine gesammelten Werke mittheilt; ferner sind die Mittheilungen der bei den Frankfurter gelehrten Anzeigen betheiligten Personen und von deren Lesern, endlich Nachrichten über das Verfahren bei der Herausgabe der Werke zu prüfen.

In „Wahrheit und Dichtung", XII. Buch, erzählt Goethe: „Merck, bald aesthetisch, bald literarisch, bald kaufmännisch thätig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in so vielen Fächern kenntnissreichen Schlosser angeregt, die Frankfurter gelehrten Anzeigen in diesem Jahr herauszugeben. Sie hatten sich Höpfnern und andere Akademiker in Giessen, in Darmstadt einen verdienten Schulmann, Rector Wenck, und sonst manchen wackeren Mann zugesellt. Jeder hatte in seinem Fach historische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn liess diese Männer nach Einem Sinne wirken. Die

zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher kam sie in andere Hände) geben ein wundersames Zeugniss, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert, wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer missbrauchen. Am interessantesten sind beinah die Recensionen über andere Zeitschriften: die Berliner Bibliothek, den Teutschen Merkur, wo man die Billigkeit mit Recht bewundert. — Was mich betrifft, so sahen sie wol ein, dass mir nicht mehr als alles zum eigentlichen Recensenten fehle. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen, die Geschichte der Welt, der Wissenschaften, der Literatur hatte mich nur epochenweis, die Gegenstände selbst aber nur theil- und massenweis angezogen. Die Möglichkeit, mir die Dinge auch ausser ihrem Zusammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, setzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert, in einer Abtheilung der Wissenschaft völlig zu Hause zu sein, ohne dass ich weder von dem Vorhergehenden, noch von dem Nachfolgenden irgend unterrichtet gewesen wäre. Ebenso war ein gewisser theoretisch-praktischer Sinn in mir aufgegangen, dass ich von den Dingen mehr wie sie sein sollten, als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte, ohne eigentlichen philosophischen Zusammenhang, aber sprungweise treffend. Hiezu kam eine sehr leichte Fassungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meinungen anderer, wenn sie nur nicht mit meinen Ueberzeugungen in geradem Widerspruch standen. — Jener literarische Verein ward überdies durch eine lebhafte Correspondenz und bei der Nähe der Ortschaften durch öftere persönliche Unterhandlungen begünstigt. Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referirte, manchmal fand sich ein Correferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaction. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als befriedigend. Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde

erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten. Vergebens würde ich unternehmen, darstellend oder betrachtend, den eigentlichen Geist und Sinn jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beiden Jahrgänge gedachter Zeitung mir die entschiedensten Documente selbst anböten. Auszüge von Stellen, an denen ich mich wiedererkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen."

In den „Tag- und Jahresheften — von 1769 bis 1775" bemerkt Goethe: „Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begränzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar."

Goethes Mitarbeiterschaft an den Frankfurter gelehrten Anzeigen wird erwähnt in Briefen des Verlegers der Zeitschrift, Hofraths Deinet, an Rath Raspe vom 8. Februar 1772 und an den Theologen Dr. Bahrdt vom 1. December desselben Jahres, sodann in einem aus dem October ebendess. J. herrührenden Brief Herders an Merck in Darmstadt und endlich in einem dergleichen des Professor Hoepfner an Raspe vom 19. October 1772. Von allen diesen Briefstellen wird weiterhin des näheren die Rede sein.

Sonstige gleichzeitige Urkunden, durch welche Goethe als Verfasser der in seinen Werken zu lesenden Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen bezeugt würde, sind nicht bekannt und ausdrücklich werden ihm nur zwei unten zu erwähnende Recensionen in einem der vorgedachten Briefe zugeschrieben.

Goethes obige Erzählung von seiner Theilnahme an den Arbeiten der Herausgeber der Zeitschrift und namentlich die Erklärung über seine Unfähigkeit zum recensieren, muss uns mindestens bei einigen grösseren Recensionen, welche sich gleich in den ersten Monaten der Zeitschrift finden, gegründete Zweifel erregen, ob wir es hier wirklich allenthalben mit Goethischen Erzeugnissen zu thun haben. Diese Zweifel werden nur verstärkt durch die Nachrichten, welche uns

über die Aufnahme der fraglichen Recensionen in die Werke vorliegen.

Schon 1813 bemerkt Goethe in den „Tag- und Jahresheften“: „Zum Behuf meiner eigenen Biographie* zog ich aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen v. J. 1772 und 1773 die Recensionen aus, welche ganz oder zum Theil mir gehörten.“ Unterm 11. Juni 1823 aber erzählt Eckermann, Goethe habe ihm an diesem Tage gesagt: „Sie finden in diesen beiden Bänden die Frankfurter gelehrten Anzeigen der Jahre 1772 und 1773, und zwar sind auch darin fast alle meine damals geschriebenen kleinen Recensionen. Diese sind nicht gezeichnet, doch da Sie meine Art und Denkungsweise kennen, so werden Sie sie schon aus den übrigen herausfinden...... Ich habe bereits Abschriften nehmen lassen, die Sie dann später haben sollen, um sie mit dem Original zu vergleichen.“

Nachdem diese Recensionen dann in die Ausgabe letzter Hand der sämmtlichen Werke aufgenommen waren, schrieb Goethe am 3. Juli 1830 an Boisserée: „Ich empfehle Ihnen .... das 33. Bändchen der Recensionen. Ich komme mir selbst darin oft wunderbar vor; denn ich erinnere mich ja nicht mehr, dass ich diesem oder jenem Werke, dieser oder jener Person zu seiner Zeit eine solche Aufmerksamkeit geschenkt: ich erfahre es nunmehr als eine entschiedene Neuigkeit und freue mich nur über die honette, treue Weise, womit ich früher oder später dergleichen Dinge genommen.“

Nach dieser Darstellung kann es fraglich erscheinen, ob Goethe auf Grund von Niederschriften aus der Zeit der Recensionen genau gewusst habe, welche derselben, sei es vollständig, sei es theilweise, von ihm herrührten, oder ob bei deren Auswahl nur Vermuthungen geleitet haben. Indessen ist entschieden das letztere anzunehmen, da es gar keinen Sinn gehabt haben würde, wenn Goethe seine Arbeiten durch Eckermann hätte mühsam aussuchen lassen, während er in der Lage gewesen wäre, sie genau bezeichnen zu können. Andernfalls hatte dagegen der an Eckermann ertheilte Auftrag den Zweck, Goethes selbstgetroffene Auswahl zu controlieren.

* Nämlich des dritten 1814 erschienenen Bandes, der die Jahre 1772 und 1773 behandelt.

Trotz dieser Controle bietet aber bei diesem Verfahren die Auswahl keineswegs durchgängig die Gewähr der Zuverlässigkeit. Wie leicht häufig mit einander verkehrende und in Einem Sinne strebende Personen sich auch in der Schreibweise einander nähern, dafür fand sich ja ein paar Jahre später in Goethes Kreis selbst ein Beispiel, als Heinrich Leopold Wagner die Posse „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“ geschrieben hatte; nicht nur hielten Goethes nächste Freunde diesen trotz entgegengesetzter Versicherung für den Verfasser, sondern es erklärte Goethe selbst seine Verwunderung über die glückliche Nachahmung seiner Manier.

Der durch dieses Bedenken erregte Zweifel über Goethes Antheil an den von ihm beanspruchten Recensionen steigert sich aber noch durch den zu führenden Nachweis, dass einige derselben bestimmt nicht von Goethe verfasst sind, und wenn auch die Möglichkeit, dass er in dieselben wenigstens hineingearbeitet, darin „gescherzt“ habe, nirgends schlechterdings abzustreiten ist, so bleibt es doch etwas missliches, unter Goethes Werken Aufsätze einzureihen, von denen nur einzelne, noch dazu grösstentheils unbekannte Stellen ihn zum Verfasser haben.

Die Aufsätze, welche nachweislich mindestens in der Hauptsache ihren Ursprung nicht Goethe verdanken, sowie die Beweise der fremden Urheberschaft sind aber folgende:

Merck schreibt an Höpfner: „Bei Gellerts Werth und Sulzers Theorie gedenken Sie an Ihren Freund M.“* Diese Aeusserung ist so klar und bestimmt, dass alle Versuche, sie umzudeuteln, nur den Eindruck hervorrufen, als wolle man um jeden Preis die Zuverlässigkeit der Ausgabe sämmtlicher Werke Goethes retten. Bezüglich der Recension über die „Allgemeine Theorie der schönen Künste von Sulzer“ treten aber noch andere Gründe, welche gegen Goethes Verfasserschaft zeugen, hervor. Zunächst kommt hier ein Brief Deinets an Rath Raspe vom 8. Februar 1772** in Betracht, worin mehrere Mitarbeiter an der Zeitschrift namentlich aufgeführt

* Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, herausgegeben von Wagner. S. 54.

** Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. VI. Bd. S. 80 ff.

werden, und als solcher für das Fach der schönen Wissenschaften „ein Freund des Herrn Merck“ bezeichnet, weiterhin aber gesagt wird: „Das nächste, 12. Stück enthält die Beurtheilung von Sulzers Theorie. Sie werden den Maler an den feinen Zügen erkennen. Das Stück ist einzig.“ Es begreift sich leicht, dass, wenn Deinet zuerst es nicht der Mühe werth findet, den Namen Goethes — der offenbar unter dem Freunde Mercks zu verstehen ist — anzugeben, da derselbe zu Anfang des Jahres 1772 eben noch gänzlich unbekannt war, er weiterhin unter dem an seinen feinen Zügen zu erkennenden Maler diesen unbekannten schlechterdings nicht gemeint haben kann.

Ferner muss man aber schon Goethes eigene und sehr wahrscheinliche Erzählung über seine Betheiligung an den Frankfurter gelehrten Anzeigen in Widerspruch mit seiner Behauptung der Urheberschaft an der Recension über Sulzers Theorie finden; denn wenn die befreundeten Herausgeber beim Beginn des unternehmens der Zeitschrift darüber einig waren, wol auch mit ihm selbst, dass er sich zum Recensenten nicht eigne, wenn sie deshalb von ihm nur Einschiebsel in die Arbeiten anderer und allenfalls die Beurtheilung von Schriften geringeren Belangs zuliessen, so darf es billig Verwunderung erregen, dass schon nach sechs Wochen die Kritik eines der bedeutendsten Werke, die überhaupt in dem Blatte besprochen worden sind, von ihm herrühren sollte. Es möchte sich auch sogar kaum eine Stelle aus derselben ausheben lassen, welche für Goethe in Anspruch genommen werden müsste.

Letzteres ist wenigstens mit der andern der beiden gedachten Recensionen — über Mauvillons und Unzers Briefwechsel „Ueber den Werth einiger deutscher Dichter“ — der Fall, wovon nachher an einem andern Platze zu sprechen sein wird.

Hiernächst ist ein andrer Verfasser als Goethe hinsichtlich der Recension über Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit“ nachgewiesen. Lavater äussert nämlich gegen den Leibarzt Zimmermann in Hannover in einem Brief vom 4. Mai 1773*: „Die Recension des dritten Theils der 'Aussichten' in den

* Freundesbilder aus Goethes Leben. Von Düntzer. S. 12.

Frankfurter Anzeigen halte ich für eine der besten, die gemacht sind. . . . . . Er [der Recensent] ist nicht Herder, sondern N. (der auch Gessners Idyllen recensirt hat). Ich erwarte ihn bald in Zürch. Unstreitig wird seine Bekanntschaft mir unendlich vortheilhaft sein.“ Wenn sich also der Name des Recensenten mit N. anfieng, kann es nicht Goethe gewesen sein, und etwa anzunehmen, N. bedeute hier soviel wie N. N., würde sich gar nicht rechtfertigen lassen, da die Anführung eines unbekannten Recensenten mit einem alles mögliche bedeutenden Buchstaben ganz und gar keinen Sinn gehabt haben würde; es ist vielmehr anzunehmen, dass N.* der Anfangsbuchstabe eines dem Adressaten bekannten Schriftstellers war. Ueberdies ist es ganz unwahrscheinlich, dass Lavater damals schon Goethes Namen, wenn auch seinen „Brief eines Pastors“ und die „Zwo wichtigen biblischen Fragen“, gekannt habe, wie auch keine Spur vorhanden ist, dass Goethe 1773 die Absicht gehegt habe, die Schweiz zu besuchen, was er auch weder in diesem, noch im nächstfolgenden Jahre that. Lavater näherte sich Goethen erst gegen Ende 1773 besage Briefs des ersteren an Herder vom 4. November d. J.** Anstatt aber aus diesen Gründen die Recension der „Aussichten in die Ewigkeit“ als nicht in Goethes Werke gehörig zu bezeichnen, hat man die Thatsache der Aufnahme in letztere für so überwiegend gehalten, dass man dieselben vielmehr noch um eine Recension bereichert hat, nämlich um die von Gessners Idyllen. Indessen ist das Gegentheil unstreitig das richtigere und man wird bis zur Auffindung weiterer Beweise beide Recensionen als von unbekannter Hand geschrieben zu betrachten haben.

Ferner ist der urkundliche Beweis unbefugter Aufnahme in Goethes Werke hinsichtlich der Recension der „Predigten über das Buch Jonas von Lavater“ zu führen. Am 13. April 1773 schreibt Deinet an Dr. Bahrdt: „Ich besinne mich und mache ein Päckel Lavaters Predigten, sobald als möglich.“*** Dann am 8. Mai†: „Dass ein Bischen Ragout beim Jonas

* Sollte nicht M. zu lesen sein?
** Aus Herders Nachlass. II. Bd. S. 70.
*** Briefe an Dr. K. F. Bahrdt. II. Th. S. 157.
† Ebenda. S. 161.

mit untergelaufen, geschah ja mit Ihrem Vorwissen und Ihrer Genehmigung. Sie sollen Oberster bleiben, mein Theurer, aber ich bin in Frankfurt, wo die Häute gegerbt werden. . . . . . Den Fehler im Jonas hatte ich schon gesehen und bin bis über die Ohren roth geworden. Schon hat Lavater das Blatt; destomehr kränkt mich's." (Der Fehler bestand in dem Ausfall des Wortes „Christi" hinter „Reichsangelegenheiten".) Nun könnte zwar angenommen werden, dass das Ragout von Goethe bereitet worden wäre, also dieser darin mitgearbeitet habe. Allein der allgemeine Grund, der dagegen geltend zu machen ist, streicht gleich alle im Jahrgang 1773 abgedruckten angeblich Goethischen Recensionen, demnach ausser den nurgedachten noch die von „Lustspiele ohne Heirathen", „Beiträge zur deutschen Lecture", „Theatralalmanach für d. J. 1773", „J. J. Mosers neuste kleine Staatsschriften", „R. Woods Versuch über das Originalgenie des Homer", „Die Lieder Sineds des Barden" und „Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur". Denn Goethe schreibt an Kestner in dem Briefe, der am 16. December 1772 in Wetzlar eintraf: „Mit Ende dieses Jahres hören wir samt und sonders auf die Zeitung zu schreiben, dann wird's ein recht honettes Stück Arbeit geben. Macht das bekannt, soweit Eure Leute an uns theilnehmen." Alsdann in dem am 26. gleichen Monats an Kestner gelangten Brief: „Leider muss ich nun die schönen Stunden mit Recensiren verderben; ich thu's aber mit guten Muth; denn es ist für's letzte Blatt." In spätern Briefen wird zwar die Zeitschrift noch ein paarmal erwähnt, aber ohne die geringste Andeutung, dass der Entschluss, nicht mehr für sie zu schreiben, aufgegeben worden sei. So heisst es in dem am 20. Januar 1773 bei Kestner eingegangenen Brief: „Mir fällt ein Euch . . . . eine Zeitung zu schicken, dass ihr sehet, wie das geworden ist. Das Publicum hier meint, der Ton habe sich nicht sehr geändert." Ein noch bestehendes näheres Verhältniss gibt sich allerdings scheinbar in dem am 27. desselben Monats an Kestner gelangten Brief kund, indem Goethe schreibt: „Die Anzeige des Visitationswesens kommt nicht in unsre Zeitung. Der Verleger fürchtet, es möchte der Teufel dahinter stecken."

Indessen bestätigen den Rücktritt mehrere briefliche Aeusserungen Deinets an Bahrdt.* Am 8. Januar 1773: „Das Publicum hält die Abdication gewisser Männer, die im Ernste geschehen ist, für eine Maske, und diese Herren sind nun selbst so irre gemacht, dass einer den andern in Verdacht hat. ... Beim Zumachen schickt mir Herr Hofrath Schlosser die Wielandische Nachricht ans Publicum wegen seines Teutschen Merkurs zum Einrücken. Da ist nun die Kabale, die die Abdication verursacht hat — ni fallor. Jetzt womöglich zusammengehalten, dass unser Fuhrwerk nicht in's Stocken gerathe." Am 10. ebendieses Monats: „So gern sich auch Herr Schlosser mit mir brouilliren möchte, so laut es die Stadt sagt, dass er nicht mehr an der Zeitung schreibe, so wenig glauben es die Leser, die ihn noch in allen Blättern finden, wozu ich lache und schweige." Am 16. desselben: „Wenn der Ton der Zeitung 1773 wie anno 1772 fortdauerte, so glaub' ich, hätte ich hundert Thaler dabei verdienen können. Aber die Herren Recensenten, die ihn empfohlen haben, haben zugleich die Welt hin und her durch Sendschreiben versichert, dass die Zeitung nicht fortgehen oder doch schlecht werden müsse."

Diesen Zeugnissen gegenüber lässt sich nur annehmen, dass Goethe und Eckermann, als sie die Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen auszogen, dadurch, dass sie im Jahrgang 1773 den Ton wenig geändert fanden, ebenso getäuscht wurden, wie die zeitgenössischen Leser, und daher in diesem Bande dieselben Verfasser suchten, wie im vorhergehenden.

Wenn nun aber aller dieser ausscheidenden Kritik unerachtet feststeht, dass Goethe Recensionen für jene Zeitschrift geliefert hat, so ist es nunmehr die nächste Aufgabe, zu ermitteln, welche derselben zweifellos ihn zum Verfasser haben. Man wird sich hierbei dreier Beweismittel zu bedienen haben: Urkunden; in den Recensionen berührte Thatsachen; Schreibweise.

Urkundlich sind nur zwei Recensionen als Goethische bezeugt durch Höpfners Brief an Raspe vom 19. October 1772,**

---

* a. a. O. S. 142 ff.

** Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. III. Bd. S. 66.

worin es heisst: „Goethe, in parenthesi, ist Doctor juris in Frankfurt und hat unter andern Ihres Freundes Klotz Leben par Mons. Hausen, auch den polnischen Juden in der Frankfurter Zeitung recensirt."

Die Recension der „Gedichte eines polnischen Juden" wäre aber ohnedas unwidersprechlich für Goethe in Anspruch zu nehmen gewesen; denn bei den darin befindlichen Schilderungen der Ideale eines Jünglings und eines Mädchens schwebten unverkennbar er selbst und Charlotte Buff vor.

Die in der Recension des Briefwechsels „Ueber den Werth einiger deutscher Dichter" enthaltene Stelle, in welcher der Recensent als Zeuge Gellertscher Vorlesungen spricht, kann ebenfalls nur von Goethe herrühren, da nicht nachzuweisen ist, dass ein andrer Mitarbeiter der Zeitschrift in Leipzig studiert habe. Mit dem obigen Nachweis, dass diese Recension aus Mercks Feder geflossen, steht diese Behauptung nicht in Widerspruch; denn die Thatsache, dass hier ein Einschub vorliege, lässt sich unwiderleglich darthun. Die Verfasser des Briefwechsels haben Gellert einen „mittelmässigen Dichter" genannt und das findet der Hauptrecensent „zu hart"; er will zwar Gellert nicht zu den Dichtern ersten Ranges zählen, aber doch zu den mehr als mittelmässigen. Dagegen geht der sich einschiebende Recensent sogar noch weiter als die Verfasser des Briefwechsels und spricht ihm allen Dichterwerth ab; denn er sagt: „Der Recensent ist Zeuge, dass der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte." Der Einschub Goethes beginnt jedenfalls mit den Worten „Er war nichts mehr als ein Bel Esprit" und endet mit „nichts von diesen Männern zu sagen"; der Einschub ist als solcher auch im Zusammenhange sehr bemerkbar.

Ebenso wie in dieser Recension macht sich in der der „Epistel an Herrn Oeser" (von Riedel) Goethes Bekanntschaft mit einer Leipziger Persönlichkeit geltend und insbesondere hebt der Recensent wie Goethe in seinen Briefen an Oeser nachdrücklich hervor, dass dieser nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch hoch zu schätzen sei. Diese Recension kam aber gerade vielleicht als zu unbedeutend nicht in die Werke.

Einigermassen gewagt erscheint es aber, Goethes Recensionen nach deren Stil herausfinden zu wollen. Wie schon in Goethes nächstem Kreise Verwechslungen hierbei stattfanden, wie ferner das gemeinschaftliche Arbeiten an den Frankfurter gelehrten Anzeigen eine gegenseitige Annäherung der Schreibweisen bedingte, zumal nach mehrfachen brieflichen Kundgebungen, namentlich Deinets, Geheimhaltung der Verfasser der Recensionen unverbrüchlicher Grundsatz war, wie man bis auf die neueste Zeit kein Arg hatte, alle in Goethes Werke aufgenommenen Recensionen ihm auch unbedingt zuzuschreiben, so wird sich auch subjective Ansicht hier vorwiegend geltend machen. Herder kennzeichnet zwar Goethes Schreibweise in einem Briefe an Merck,* indem er sagt: „In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Goethe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüssen, und wenn ich einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche"; allein es bleibt bei alledem für die Entscheidung ein grosser Spielraum übrig. Derartige, nicht mehr auf sicheren Grundlagen ruhende Erörterungen gehen zudem über den Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes hinaus und bleiben anderen überlassen, die sich mehr Stilgefühl zutrauen dürfen, als Schreiber dieses. Nur darauf sei es gestattet aufmerksam zu machen, dass in der Recension von „Die schönen Künste in ihrem Ursprung etc. von Sulzer" mindestens die Stelle über den Gegensatz von Natur und Kunst gewiss von Goethe ist; namentlich sind die Aeusserungen über die Natur Goethes Aufsatze „Die Natur" im Journal von Tiefurth so überraschend ähnlich, dass verschiedne Verfasser nicht denkbar sind.

Schliesslich mag noch erinnert werden, dass ein nicht zu den Recensionen zählender Aufsatz Goethes in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 als sein Eigenthum feststeht und zwar die „Nachrede statt der versprochenen Vorrede", zu welcher sich Goethe in einem Briefe an Kestner** bekennt.

* Briefe an J. H. Merck. S. 37.

** Goethe und Werther. Herausgeg. v. Kestner. 1854. S. 118.

Maler Müllers Schriften.

Ein chronologisches Verzeichniss.

Von

Hans Graf Yorck von Wartenburg.

Das nachstehende Verzeichniss der Schriften Friedrich Müllers macht nicht den Anspruch der Vollständigkeit, aber es ist das Ergebniss eingehender Beschäftigung und längeren forschens. Die Quellen fliessen nur sparsam, aus denen man die Erkenntniss und Würdigung dieses Mannes in der Gesammtheit seiner Werke schöpfen kann. Sehr verstreut und kurz finden sich in den späteren Zeiten seines Lebens und gelegentlich des damals von ihm geschaffenen die Hinweise, in denen die dazu berufenen das deutsche Publicum auf den ihm lange aus den Augen und aus dem Sinn gerückten Landsmann und dessen Leistungen auf poetischem Gebiet aufmerksam machen.

Nur wenige, aber die besten, im Vaterlande hatten seiner nie vergessen, wovon ein leider nur bruchstückweise erhaltener Briefwechsel zeugt, von dem wir Kunde haben und der ihn mit vielen seiner Genossen auf den Feldern seines doppelten Künstlerberufes und mit andern verband, die durch Geist, und zum Theil auch durch Geburt, eine hervorragende Stellung in Deutschland einnahmen.

Indem wir die folgende Aufzählung seiner Schriften mittheilen, sprechen wir zugleich die Hoffnung aus, es möge künftig eigenen Bemühungen oder fremder Arbeit gelingen, die Zahl derselben zu erweitern, die für uns heute das abgeschlossene Bild seiner litterarischen Thätigkeit bildet. — Aufgenommen wurden nur erste Drucke. Es sind also nur Werke und Arbeiten berücksichtigt, in denen sich nebst schon bekanntem erste Veröffentlichungen finden. Anthologieen und

Gedichtsammlungen gab es zu Lebzeiten Müllers, wie später eine grosse Zahl, die manche von seinen schon anderswo mitgetheilten Arbeiten aufnahmen. Von der Frd. Matthison-schen an bis auf die neuesten enthält ein Theil derselben Werke des Dichters, sei es in treuer Wiedergabe, sei es entstellt, wie jene erstangeführte. Ebenso erwähnen wir die Drucke von manchen Gedichten nicht, welche Zeitschriften oft gleichzeitig anlässlich von Besprechungen der dieselben enthaltenden litterarischen Erscheinungen veranstalteten, wie die „Teutsche Chronik," die „Gothaischen gelehrten Zeitungen" u. a. m., oder die Nachdrucke, wie sie in Wien (z. B. von „Chares und Fatime") erschienen. Folgerichtig ist auch H. Hettners Ausgabe der „Dichtungen von Maler Müller" nicht verzeichnet worden, da sie nur bekanntes mittheilt.

1. Musenalmanach 1775 Göttingen bey J. C. Dieterich. *(Nebentitel:)* Poetische Blumenlese. Auf das Jahr 1775. Göttingen und Gotha bey Johann Christian Dieterich. *(Mit dem Bildniss von Karl Wilhelm Ramler, G. Lichtensteger sc. 1774.)* 12⁰.

S. 96 — 97. „An das Täubchen der Venus."
S. 218. „Amor und Venus."
S. 223—225. „Dithyrambe."
Sämmtlich unterzeichnet: R. M.

Nach J. H. Voss Angabe in der Ankündigung des Musenalmanachs für das Jahr 1776.

2. Der Satyr-Mopsus, eine Idylle in drey Gesängen. Von einem jungen Mahler. *(Vignette: Ein junger Faun sitzend, die Flöte blasend, vor ihm ein Ziegenbock; radiert vom Verfasser.)* Frankfurt und Leipzig 1775. 8⁰. 54 S. *(Widmung: Meinem Freund dem Herrn Hofkammerrath Jakobi in Düsseldorf gewidmet.)*

3. Bacchidon und Milon, eine Idylle; nebst einem Gesang auf die Geburt des Bacchus. Von einem jungen Mahler *(Vignette: Ein Satyr sitzt an belaubtem Felsen und zecht, vor ihm ein Knabe; radiert vom Verfasser.)* Frankfurt und Leipzig 1775. 8⁰. 36 S. *mit „Vorbericht des Herausgebers"* S. 3—6.

4. Die Schaaf-Schur, eine Pfälzische Idylle. Vom Mahler Müller. *(Vignette: Schäfer, ein Schaf scherend, in einer Landschaft; radiert vom Verfasser.)* Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1775. 8⁰. 59 S. *(Widmung:*

Meinem lieben Freund Herrn Hofkammerrath Jakobi bey meiner Ankunft in Düsseldorf vorzulesen.)

5. Die Schreibtafel. Zweyte Lieferung. *(Vignette: Urne mit einem Satyr verziert, umgeben von Weinreben; radiert vom Verfasser.)* Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1775. 12⁰.

S. 8—16. „Der Faun, eine Idylle.“
Von einem jungen Mahler.
„ 67—74. „An Herrn K... in Mannheim.“ M.

Herausgeber dieser Zeitschrift war der Verleger. (Erschien in 7 Lieferungen von 1774—1779.)

6. Die Schreibtafel. Dritte Lieferung. *(Vignette: Waldlandschaft mit einem Wasserfall bei Mondschein; radiert vom Verfasser.)* Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1775. 12⁰.

S. 3 — 5. „Fragment eines Gedichts. Der Riese Rodan.“
Von einem jungen Mahler.
„ 16—32. „Der erschlagene Abel. Eine Skizze.“
Von einem jungen Mahler.
„ 33—38. „An meine Schatten-Quelle.“ M.

7. Die Schreibtafel. Vierte Lieferung. *(Vignette: Zwei Knaben, deren einer einen Vogel durch die Stäbe eines Bauers füttert; Kpfst.)* Mannheim bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1775. 12⁰.

S. 9—11. „Der Wirth und die Gäste.“ M.

8. Iris. Des vierten Bandes zweytes Stück. August 1775. 8⁰.

S. 105—109. „Der Thron der Liebe.“

Später in No. 4. S. 19—23. — W. Heinse liess das Gedicht vor dem erscheinen jener ihm durch Mittheilung des Verfassers bekannten Idylle an dieser Stelle einrücken (s. F. Schlegel, deutsches Museum 1813. Band 4. S. 259.) — Herausgeber der „Iris“ war J. G. Jakobi. (Erschien zuerst in Düsseldorf, Oktober 1774 — Oktober 1775, dann in Berlin bei Haude und Spener bis 1776, drittes Stück.)

9. Musenalmanach für das Jahr 1776, von den Verfassern des bish. Götting. Musenalm., herausgegeben von J. H. Voss. Lauenburg, gedruckt bey Berenberg. *(Gest. Titel und Kpfst.: Klopstock. Medaillon.) (Nebentitel:)* Poetische Blumen-

lese für das Jahr 1776. Von den Verfassern der bisherigen Göttinger Blumenlese, nebst einem Anhange die Freymaurerey betreffend; Herausgegeben von J. H. Voss. Lauenburg, gedruckt bey Johann Georg Berenberg. 12⁰.

S. 69. „Klopstock.“
„ 102—104. „Amor und Bacchus.“
„ 156—159. „Der rasende Geldar. An Hahn.“
„ 197—199. „Freudenlied.“
„ 205—207. „Nach Hahns Abschied.“
„ 216—220. „Jägerlied.“
Sämmtlich unterzeichnet: Müller.

10. Die Schreibtafel. Fünfte Lieferung. *(Vignette: Zwei sich küssende Knaben, Kpfst.)* Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1776. 12⁰.

S. 3—24. „Die Pfalzgräfin Genovefa. Der Fräulein Franziska von Venningen gewidmet.“ Vom Mahler Müller.
„ 26—30. „Das Heidelberger Schloss. Dem Herrn Regierungsrath von Stengel gewidmet.“ Vom Mahler Müller.
Wiederholt: s. unten Frankf. Konversationsbl.
S. 50—59. „Der Riese Rodan, ein dramatisch Heldengedicht in sieben Gesängen.“ Mahler Müller.
„ 60—62. „Der schöne Tag. An meinen lieben Kobel.“ Vom Mahler Müller.
„ 70—73. „Lied.“ Mahler Müller.

11. Balladen vom Mahler Müller. *(Vignette: In einer Waldlandschaft ein Ritter, wehklagend, die Leiche seiner Geliebten im Arm [s. „Das braune Fräulein“], radiert vom Verfasser.)* Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1776. 8⁰. 64 S.

Eine von Müllers schönsten Schöpfungen, der „Soldaten-Abschied“ erschien zuerst im vorstehenden Werk S. 52—53. Der Abdruck in C. F. D. Schubarts „Teutscher Chronik“ (1776, 95. Stück) ist zu gleicher Zeit erschienen (s. Hoffmann von Fallersleben „Unsere volksthümlichen Lieder.“ Leipzig, Engelmann, 1869 S. 69.) Das Gedicht wurde von jenem gelegentlich einer Besprechung von Müllers „Balladen“ mitgetheilt. In der von Schubart selbst herausgegebenen Ausgabe seiner „Gedichte“ (Hohe Carls-Schule 1785—1786) steht das Gedicht nicht, erst sein Sohn Ludwig reihete dasselbe, als von seinem Vater, fälschlich der Ausgabe ein, die er von dessen „Gedichten“ (Frankfurt a. M. 1802) veranstaltete. Seitdem herrschten allgemein vielfache Zweifel, wer der Verfasser dieses schönen Liedes sei, das sich im Munde des Volkes lebendig erhalten hat und in

den meisten Sammlungen von „Volksliedern" bisher stets seine berechtigte Stelle fand. Es ist mehrfach componiert worden (s. Hoffmann von F. a. a. O.) Die Composition von F. Silcher, mit der er es seinen „Volksliedern" einverleibte, ist wol die verbreitetste.

12. Situation aus Fausts Leben. Vom Mahler Müller. *(Vignette: Faust, Medaillon, radiert vom Verfasser.)* Mannheim, bey Schwan, Kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1776. 8°. 35 S.

(Widmung: An Shakespears Geist.)

13. Teutsche Chronik auf das Jahr 1776. Herausgegeben von M. Christ. Friedrich Daniel Schubart. Viertes Vierteljahr. (*Druckerstock.*) Augsburg, bey Conrad Heinrich Stage. 1776. 8°. 97. Stück, den 2. Dezember.

S. 768. „Verlangen und Sehnsucht." Von Mahler Müller.

Später mit Abänderungen in der Idylle „Ulrich von Cossheim," die in den „Werken" zuerst erschien (1. Bd. S. 218—219.)

14. Neue Titelausgabe von No. 12. 1777.

15. Die Schreibtafel. Sechste Lieferung. *(Vignette: Zwei sich küssende Engel; Kpfst. von Verelst.)* Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1778. 12°.

S. 3— 43. „Creutznach."

„ 100—101. „Einem reisenden Mahler ins Stammbuch geschrieben."
Müller.

16. Niobe ein lyrisches Drama. Vom Mahler Müller. *(Vignette: Niobe mit zwei Kindern; radiert vom Verfasser.)* Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1778. 8°. 96 S.

(Widmung: Dem Hochwohlgebornen Herrn Heribert Freiherrn von Dalberg etc.)

17. Fausts Leben dramatisirt vom Mahler Müller. Erster Theil. *(Vignette: Drei Juden; radiert vom Verfasser.)* Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1778. 8°. 163 S.

(Widmung: Meinem Lieben, Theuren Otto Freiherrn von Gemmingen.) S. 5—12: Vorrede.

Eine Fortsetzung ist nicht erschienen.

18. Olla Potrida. 1778. Zweyter Vierteljahrgang. April, May, Juni. *(Vignette: Zimmermanns Bildniss als Silhouette in*

Medaillon.) Berlin, in der Weverschen Buchhandlung. 8°.
XIII. Fragmente. 2.

S. 373—378. „Aus Adams erstem Erwachen, vom Maler Müller.“

Herausgeber der Zeitschrift war H. A. O. Reichard in Gotha, Director des Theaters und Bibliothecar. (Erschien von 1778—1797.)

19. Adams erstes Erwachen und erste seelige Nächte vom Mahler Müller. *(Vignette: Adam und Eva im Paradies, Eva ein Kind gegen einen Elephanten hochhebend, Kpfst. von Verelst.)* Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1778. 8°. 120 S.

(Widmung: Sr. Excellenz dem Hochwohlgebornen Herrn Franz Carl Freiherrn von Hompesch zu Bollheim.)

20. Adams erstes Erwachen und erste seelige Nächte vom Mahler Müller. Zweite verbesserte Auflage. *(Vignette: s. o. No. 19.)* Mannheim, bey C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler. 1779. 8°. 111 S.

21. Ephemeriden der Litteratur und des Theaters. Fünfter Band. Mit einem Titelkupfer. Berlin, bei Friedrich Maurer, 1787. 8°.

Stück 16, 21. April. S. 177—179 „Scenen aus Golo und Genofeva einem ungedruckten Schauspiel vom Mahler Müller.“

Sechster Band.

Stück 38, 22. September. S. 247—251. Dasselbe.

In den von uns benutzten Exemplaren fehlen die Titelkupfer.

Laut Anmerkung mitgetheilt von Veit Weber (Leonhard Wächter) mit Bewilligung des Verfassers. Herausgeber der Zeitschrift war Chr. A. Bertram. (Erschien von 1785—1787.)

22. Musen-Almanach 1792. Göttingen bei J. C. Dieterich. *(Gest. Titel und Kpfst.: Pegasus von Amor geleitet, Ramberg inv. Riepenh. fec.) (Nebentitel:)* Poetische Blumenlese, aufs Jahr 1792. Göttingen bey Joh. Christian Dieterich. 12°.

S. 166. „Amynt an Mirons Grabe.“
„ 168. „Auf Amors Köcher.“
„ 177—179. „Der Riese Rodan.“
„ 191. „Unter Michel Angelo's Bildniss.“ Wiederholt: s. weiter unten Frankfurt. Konversationsbl.
„ 197—198. „Natur.“

Sämmtlich unterzeichnet: Mahler Müller.

23. Musen-Almanach 1796. *(Vignette: Zwei Musen, eine*

sitzend die andere stehend; Fiorillo del.) Göttingen bei J. C. Dieterich. *(Mit dem Bildniss von Johann Arnold Ebert, gez. v. Schwarz.) (Nebentitel:)* Poetische Blumenlese für das Jahr 1796. Göttingen bei Johann Christian Dieterich. 12°.

S. 80. „Der Mahler.“ Mahler Müller.
Wiederholt: No. 44.

24. Die Horen eine Monatsschrift herausgegeben von Schiller. Tübingen in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 1797. 8°. Neunter Band, drittes Stück.

S. 21—74. III. „Schreiben Herrn Müllers, Mahlers in Rom. Ueber die Ankündigung des Herrn Fernow von der Ausstellung des Herrn Professor Carstens in Rom. Amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas.“ Rom, 16. Dezember 1796.

Neunter Band, viertes Stück.

S. 4—16. II. Schluss.

25. Erzählungen. Vom Mahler Müller. Mannheim, bei J. C. Himmel. 1803. 8°. 1 S. Inhalt. 202 S. *(Unterzeichnet: „Geschrieben im Vogesischen Gebirge, 1793.“)*

S. Goedeke II. S. 679. No. 31 mit dem Druckort: Berlin 1803.

26. Schreiben von Friedrich Müller, Königlich Bayrischen Hofmahler, über eine Reise aus Liefland nach Neapel und Rom von August v. Kotzebue. (Quomodo huc intrasti, non habens vestem nuptialem? Matth. 22. V. 12.) Deutschland 1807. 8°. 98 S.

27. Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte. Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim. Mit zehn Kupfertafeln. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. 1808. 4°.

Heft 13., 14. u. 15., vom 14., 18. u. 21. Mai.
S. 101—104. „Golo und Genovefa, ein Schauspiel in fünf Aufzügen vom Mahler Müller.“
„ 105—111. Dasselbe.
„ 113—120. Dasselbe.

Diese Bruchstücke übergab der Prediger L'Epique dem Herausgeber zur Mittheilung (s. K. v. Holtei, Briefe an Ludwig Tieck, Breslau, Trewendt. 1864. Th. 1. S. 14. Brief Arnims an Tieck, Heidelberg, Ende November.) Von dieser Zeitung erschienen 36 Numern, vom 1. April—27. August 1808.

28. Mahler Müllers Werke. Heidelberg, bey J. C. B. Mohr. 1811. 8⁰. 3 Bände.

Herausgeber: Dr. Friedrich Batt in Weinheim.

29. Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr 1812. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 16⁰. *(Titelkupfer: „Die kleine Madonna aus der Galerie Orleans“ von Raphael. Gest. v. Ant. Karcher Manh.)*

S. 70. „Der Käfer und der Schmetterling.“ Wiederholt: No. 43. (S. 274.)
„ 167—171. „Kalid und Vala. Eine Mohrenballade.“
„ 218. „Die Königswahl.“

Sämmtlich unterzeichnet: Mahler Müller. (Die Ballade datiert: Rom.) Kalid und Vala später in No. 40. S. 192—195, erweitert und mit Abänderungen.

30. Deutsches Museum. Herausgegeben von Friedrich Schlegel. Erster Band. Wien. In der Camesinaschen Buchhandlung. 1812. 8⁰.

Heft 4. S. 336—353. „Kunstnachrichten aus Rom. An den Herausgeber.“ Friedrich Müller, königl. bayrischer Hofmahler. Rom, 19. Dezember 1811.
„ 5. „ 452—458. Dasselbe. Rom, 16. Februar 1812.
„ 6. „ 537—541. Dasselbe. Rom, 19. März 1812.

Zweyter Band.

Heft 8. S. 184—191. Dasselbe. Rom, 19. März 1812.

31. Deutsches Museum. Herausgegeben von Friedrich Schlegel. Vierter Band. Wien. In der Camesinaschen Buchhandlung. 1813. 8⁰.

Heft 10. S. 355. „Kunstnachricht aus Rom.“ Friedrich Müller.

32. Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Neunter Jahrgang. Zweyte Hälfte. July bis Dezember. Heidelberg, bey Mohr und Winter. 1816. 8⁰.

No. 72—76, S. 1137—1206. „Del Cenacolo di Leonardo da Vinci, libri quattro di Giuseppe Bossi pittore, Milano nella Stamperia reale MDCCCX.“

33. Friedrich Müllers, Königlich Baierischen Hofmalers in Rom, Kritik der Schrift des Ritter von Bossi über das

Abendmahl des Lenardo da Vinci. (Für Künstler und Kunstfreunde aus den Heidelberger Jahrb. d. Litteratur, Dezember 1816, besonders abgedruckt.) Heidelberg bey Mohr und Winter. 1817. 8°. S. 1137—1206.

S. Nr. 32.

34. *(Vignette: Der Januskopf.)* Janus. Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Mittwoche und Sonnabends, ... im Schrämblischen Bücherverlag.... 1818. 4°.

No. 9. 31. October. „Bruchstücke aus einem grösseren lyrischen Gedichte: Harmonia, vom Maler Müller."

No. 10. 4. November. Schluss.

Herausgeber: Friedrich Wähner. (Erschien in Wien: 3. October 1818 — 31. März 1819 in 52 Numern, und: 3. April — 30. Juni 1819 in 26 Numern.)

35. *(Vignette: Der Januskopf.)* Janus.

No. 34. 27. Januar. „Der Wallfisch und der Gründling, eine Fabel." F. M. Wiederholt: No. 57.

„ 35. 30. Januar. „Lobgesang auf Rom, aus dem deutschen Kunst-Verein, einem ungedruckten Gedicht entlehnt." Friedrich Müller.

„ 40. 17. Februar. „Auszug eines Schreibens aus Rom von Friedr. Müller, Königl. Bairischem Hofmahler." (Ueber den Maler Rebell).

36. Morgenblatt für gebildete Stände für das Jahr 1820. Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen. 4°.

No. 48. 25. Februar. „Brief des Mahler Müller in Rom an einen Freund in Deutschland" mit einer „Ode auf Lessing's Tod".

„ 50. 28. Februar. Dasselbe. Die Ode wiederholt: No. 43 und 45.

„ 132—134, 212—213, 245—246, 252—253, 299. 2.—5. Juni, 4.—5. September, 12.—13., 20.—21. November, 14. Dezember. „Zehn Lieder von der Liebe Rhins und Luit Bertas, König Geltars Tochter." Wiederholt: No. 43 (S. 233—273.)

„ 269. 9. November. „Maler Müllers Grabschrift. Von ihm selbst sich gesetzt." Wiederholt: No. 43 (S. 274), No. 49 (S. 34, als Facsimile.)

37. Kunst-Blatt. Erster Jahrgang. 1820. Herausgegeben von Dr. Ludwig Schorn. Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen. 4°.

No. 3. 10. Januar. S. 9—10. „Ueber die schwedischen Bildhauer

Sergel und Büström." Fragment eines Schreibens aus Rom. F. M.

No. 4. 13. Januar. S. 15—16. Schluss. Rom, 10. November 1819. F. M. Nach einem ungedruckten Briefe von Therese Huber an Müller, den wir abschriftlich besitzen.

„ 83. 16. October. S. 331—332. „Nachrichten aus Italien. Rom. Raccolta di Quadri antichi, essistente in Roma presso Giovanni Maldura, pittore de paesi, abitante in via della Vittoria. No. 54. Roma MDCCCXX. Friedr. Müller.

38. Morgenblatt für gebildete Stände für das Jahr 1821. Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen. 4°.

No. 56. 6. März. „Auf Raphaels Gemälde in der Farnesina." Rom. Frd. Müller. Wiederholt: No. 45 (No. 326. 8. Dezember.)

39. Rheinblüthen. Vierter Jahrgang. Taschenbuch auf das Jahr 1825. Mit 6 Kupfern und einer Musikbeilage. Carlsruhe. Verlag von Gottlieb Braun. 16°.

S. 3—320. „Der hohe Ausspruch oder Chares und Fatime. Eine alt-persische Novelle von Mahler Müller in Rom." Friedrich Müller.

Dieses Taschenbuch erschien in 4 Bändchen 1819, 1822, 1824, 1825. Herausgeber: Ludwig Robert.

40. Der hohe Ausspruch, oder Chares und Fatime. Eine alt-persische Novelle von Mahler Müller in Rom. Carlsruhe. Verlag von Gottlieb Braun. 1825. 16°. *(Gest. Titel.)* 320 S.

Friedrich Müller.

41. Adonis, die klagende Venus, Venus Urania. Eine Trilogie vom Maler Müller in Rom. *(Motto:* — — at non tamen omnia vestri Juris erunt — Luctus monumenta manebunt Semper, Adoni, mei. Ovidii Metamorph. Lib. X. 724 sqq.) Mit vier Umrissen. *(Gest. v. Ruschewey.)* Leipzig, bei Gerhard Fleischer. 1825. 8°. 288 S.

Rom, im Julius 1824. Friedrich Müller.

42. Mahler Müllers Werke. (Wohlfeilere Ausgabe.) Heidelberg, bey J. C. B. Mohr. 1825. 8°. 3 Bände.

Titelausgabe von No. 28.

43. Moderne Reliquien. Herausgegeben von Arthur

Mueller. Erster Band. Nachträge zu den Schriften von Wilhelm Müller, Grabbe, Goethe, dem Maler Müller, Jean Paul und Hölderlin. Berlin, Verlag von Adolf Gumprecht. 1845. 8°.

S. 273—274. „Skolie"; „die Königswahl"; „An Hymen, der Fortunens Füllhorn trägt"; „Am Eingange des Thals, wo Herrmann den Varus schlug."

S. No. 29 (S. 70), No. 36 (No. 50, 28. Februar), No. 49 (S. 34, Facsimile).

44. Frankfurter Konversationsblatt. Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung. Frankfurt am Main. Verlag der Fürstlich Thurn und Taxis'schen Zeitungs-Expedition. 1849. 4°.

No. 18. 20. Januar. „Reliquien von Maler Müller. Aus dessen ungedrucktem Nachlass." (Serenade; Trinklied deutscher Künstler in Rom; Monte Citorio; An einen Künstler; Die Halbkünstler.)

„ 25. 29. Januar. Dasselbe. (Trinklied; An den Kronprinzen von Baiern (König Ludwig I.); Shakespeare und Michel Angelo; Genius; Mystik; Der Forscher und die Weisheit; Auf die Leier des Orpheus; Der seraphische Dichter.)

„ 37. 12. Februar. Dasselbe. (Die Zeugen; Lied; Die drei Augen; Gebet; Bitte; Vorschrift.)

„ 56. 6. März. „Ein Autograph von Maler Müller. Aus seinem ungedruckten Nachlass."

„ 57. 7. März. Dasselbe. Schluss. (Ein an Therese Huber gerichteter Brief.)

„ 164. 12. Juli. „Reliquien von Maler Müller aus dessen ungedrucktem Nachlass." (Der Jüngling und der Waffenhändler; Weltlauf; Aufgeschaut!; Ansicht; Weltverbesserer; An die Menschenverbesserer; An die Philanthropisten; Erfahrungssatz; Rath; Billigung; Der Demokrat; An die Demokraten; Sanscülotten; Der Ausschluss; England; Der Britte; Ueber den Britten.)

S. No. 10 (S. 26—30), No. 22 (S. 191), No. 23 (S. 80), No. 36 (No. 50, 28. Februar).

Die Mittheilung machte der Prediger Oertel (W. O. von Horn), der im Besitz eines grossen Theils von Müllers Nachlass war.

45. Frankfurter Konversationsblatt. 1848.

No. 326. 8. Dezember. „Reliquien von Maler Müller. Aus seinen ungedruckten Papieren." (Unter das Bild einer Madonna; Unter eine Zeichnung, die heilige Familie auf der Flucht

darstellend; Unter ein Gegenstück dazu, die Ruhe auf der Flucht darstellend; Die Schildkrote und die Ratte, eine Fabel; Auf Moses Mendelssohns Tod; Auf die Pucelle d'Orleans, von Voltaire.)

No. 339. 23. Dezember. Dasselbe. (Patriotisches Lied am Christabend. Aus einer noch ungedruckten pfälzischen Idylle. 1792.)

S. No. 38 (No. 56, 6. März).

46. Frankfurter Konversationsblatt. 1850.

No. 238—259, 5.—30. October. „Faust. Ein Drama von Maler Müller."

Von diesem Faust in Versen erschien nur der erste Act, die Redaction merkte hier an: „Aus dem bisher ungedruckten Nachlass des Dichters. Das Drama besteht aus vier Acten, die wir mit kurzen Unterbrechungen den Lesern mittheilen wollen." Die Auffindung des Manuscriptes ist uns nicht gelungen.

47. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. (1774—1832.) Erster Theil. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1851. 8⁰.

S. 17 gibt Goethe in einem Briefe (No. 19) den Auszug eines Briefes Müllers an ihn, aus Rom, 16. October 1779.

Vgl. No. 54.

48. Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade. Fünfter Band. Hannover. Carl Rümpler. 1856. 8⁰.

Heft 1. S. 16—33. „Briefe an W. H. Freiherrn von Dalberg."
S. 22—28. (Fünf Briefe Müllers an jenen. Frd. Müller. Müller, Mannheim, 3. Juny. Müller, Mannheim, 27. July. Müller, Rom, 10. November. Fr. Müller.)

49. Geliebte Schatten. Bildnisse und Autographen von Klopstock, Wieland, Herder, Lessing, Schiller, Goethe. In einem befreundeten Cyklus und mit erläutertem Texte, herausgegeben von Friedrich Goetz. 1858. 4⁰. *(Titelkupfer: Schillers Lieblingsplatz auf der Mühlauinsel bei Mannheim.)*

S. 19. Gedicht. Kreuznach, den 1. Januar 1764. Johann Friedrich Müller.
„ 32. „Scene aus Faust" (Faust und sein Vater.) Fried. Müller. (Versificiert und als Facsimile.)
„ 33. „Golo und Genovefa. Zweyter Aufzug." Fried. Müller. (Als Facsimile.)
„ 34. „Der Riese Rodan. Erster Gesang."

S. 35. Brief an Schwan (Rom, 7. Januar 1800, Fried. Müller). (Als Facsimile.)

S. No. 36 (No. 269, 9. November), No. 43 (S. 274).

50. Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten. Herausgegeben von Karl von Holtei. (Die Originale befinden sich in der gemeinschaftlichen Autographensammlung des Herrn Rob. Weigel in Breslau und des Herausgebers.) Erster Band. (Erster und zweiter Theil.) Hannover. Karl Rümpler. 1872. 8⁰.

Thl. 2. S. 183. „Müller, Friedr. (Maler Müller)." An L. Ph. Hahn, Zweybrücken, 2. Januar 1774. Müller.
„ „ S. 185. An Denselben. (Undatiert.)
„ „ S. 186. An etc. Kaufmann, Mannheim, 23. Octob. 76. Müller.
„ „ S. 189. An Claudius in Darmstadt, Mannheim? 1777. Friedr. Müller.

51. Gedichte von Maler Friedrich Müller. Eine Nachlese zu dessen Werken. Herausgegeben von Hans Graf Yorck. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke. 1873. 8⁰.

Darin zwei zum ersten Male gedruckte Gedichte S. 97—98.

52. Spenersche Zeitung, No. 216 Freitag, den 2. August 1872 Morgen-Ausgabe, Feuilleton. „Der Maler Müller und Goethes Aufenthalt in Rom" von Hermann Hettner. Bruchstücke aus einem Briefe Müllers an W. Heinse. Rom, 17. April 1787.

53. Preussische Jahrbücher. Herausgegeben von H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig. Dreissigster Band. Berlin 1872. Druck und Verlag von Georg Reimer. 8⁰.

Heft 1. Juli. S. 51—67. „Maler Müller und Goethe". K. Weinhold. Mittheilungen aus einem Briefe von Müller an Dr. Friedrich Batt (S. 64—66.)

54. Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. XXXII. Jahrgang. II. Sem. No. 34. Ausgegeben am 22. August 1873. Leipzig, Friedrich Ludwig Herbig (Fr. Wilh. Grunow). 8⁰.

S. 293—300. „Klassische Findlinge. Nach den Originalien mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt." S. 295—296. 2. Zu Goethe-

Knebels Briefwechsel. (Bruchstücke eines Briefes an Goethe.)

S. No. 47.

55. Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Band IV. No. 47. Berlin, 22. November 1873. 4⁰.

S. 333. „Aus dem Nachlass des Maler Müller." Weimar, H. Graf Yorck von Wartenburg. Gedicht: „Auf die Schlacht bei Leipzig."

56. Die Gegenwart. Band V. No. 7. Berlin 14. Februar 1874. 4⁰.

S. 110. „Aus dem Nachlass des Maler Müller." Herrmann Kindt. Brief an den Bildhauer Eberhard. Rom, 24. Juni 1806. Friedrich Müller.

57. Archiv für Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Schnorr von Carolsfeld. III. Band. 1874. 8⁰.

S. 491—522. „Beiträge zu Maler Müllers Leben und Schriften. Von Karl Weinhold." S. 497—498 Bruchstück aus einem Briefe an Fr. Batt. 24. März 1810; S. 505—511. „Erstes Fragment" (zu Faust); S. 511—512 „Zweites Fragment" (ebendazu); S. 514—523 „Wechselgesang"; „Thyrsis"; „Eine Schilderung"; „Der lustige Amor"; Der junge Künstler"; „Amor und seine Taube"; „Ode"; „An die Sonne"; „Kaiser Heinrich IV. Schlaflied"; „An Ossian, Ode"; „Shakespeare, Ode"; „Dithyrambus"; „Der Wallfisch".

S. No. 35 (No. 34).

Nachtrag. Vor No. 1 wäre der Göttinger Musenalmanach von 1774 anzuführen gewesen, der S. 213 „Lied eines bluttrunknen Wodanadlers" „R. M." enthält und im Register zu diesem Titel beifügt: „Der Verfasser ist ein Maler." Das Morgenblatt von 1821 enthält in No. 59, 60 und 63 auch noch: „Ueber das letztere Nachsuchen von Schätzen und antiken Fragmenten in der Tiber. Auszug eines Schreibens aus Rom."

Etwas über Schillers historische Arbeiten, besonders seine „Universalhistorische Uebersicht der Zeiten Friedrichs I.“

Von Robert Boxberger.

Man hat mehrfach Schillers Verdienste um die Geschichtschreibung in seinen beiden grösseren Werken zu Gunsten der kleineren historischen Aufsätze, besonders der Uebersichten aus den „Memoires“, herabgesetzt. So besonders der parteiliche Janssen in seinem immerhin lesenswerthen Buche: Schiller als Historiker, 1863. Bei ihm heisst es S. 151 f.: „Auch in der Beurtheilung des Mittelalters wurden die Anschauungen des Dichters viel unbefangener und objectiver. Obgleich ihm in seiner zuerst als Einleitung zum dritten Bande der historischen Memoiren herausgegebenen Abhandlung: 'Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.' die 'Herrschsucht der Päpste' für die menschliche Freiheit noch immer gefährlich erscheint und er von den 'Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst' redet, so zollt er doch der päpstlichen Politik im Allgemeinen ein so bewunderndes Lob, dass man Johannes v. Müller zu hören glaubt. 'Man sah', sagt er, 'Kaiser und Könige' u. s. w.“ Und nun citiert Janssen eine Stelle, deren Idee, wie sich gleich zeigen wird, nicht von Schiller selbst, sondern von einem ehrlichen Katholiken herrührt. Auch Twesten hält in seinem elegant und geistreich geschriebenen Buche: Schiller in seinem Verhältniss zur Wissenschaft S. 138 den erwähnten Schillerschen Aufsatz für „viel erheblicher nach Inhalt und Wirkung“ und sagt von seinem Inhalt: „Er (Schiller) sieht, dass die Kirche,

so ungleich ihre Häupter in Temperament, Denkart und Fähigkeit sein mochten, standhaft, gleichförmig, unveränderlich ihre Politik verfolgte, dass der Geist, der sie belebte, unsterblich war.“ Wol gemerkt und zwar besonders gegen Janssen: Schiller rühmt durchaus nicht die Tendenz (denn dann würde es mit seinem Patriotismus sehr übel ausgesehen haben), sondern nur die Consequenz der päpstlichen Politik, sowie er auch der Consequenz eines Bösewichts wie Richard III. als Dichter und Menschenmaler Bewunderung zollt. Aber am schärfsten und zugleich am unrichtigsten spricht sich Tomaschek in seinem sonst höchst verdienstvollen, fleissigen und gediegenen Buche: Schiller in seinem Verhältniss zur Wissenschaft 1862 S. 96 ff. aus, der wol den beiden erwähnten Schriftstellern als Führer gedient haben mag. S. 97 f. heisst es bei ihm: „Dem gleichen Einflusse [Ottos von Freisingen, von dem sich jedoch gar nicht nachweisen lässt, dass Schiller ihn wirklich gelesen hat, wenn er ihn auch von der Weimarischen Bibliothek entlehnte] möchten wir auch, zum Theil wenigstens, die unbefangene und merkwürdige Schilderung des römischen Papstthums zuschreiben, welche von einer Höhe historischer Anschauung zeugt, wie sie nicht leicht in der geschichtlichen Litteratur dieser oder der vorhergehenden Zeit begegnen dürfte: 'Man sah Kaiser und Könige' u. s. w.“ dieselbe Schillersche Stelle wie oben. Gleichwol ist Tomaschek auch hier der Wahrheit am nächsten gekommen, nur hat er auffallender Weise die Consequenzen zu ziehen unterlassen. S. 96 sagt er: „Die Wahl Lothars, bei deren Erzählung er sich lediglich Schmidts deutscher Geschichte bedient hat.“ Tomaschek macht es hier ebenso, wie er es bei der „Geschichte des Dreissigjährigen Kriegs“ mit der durchaus richtigen Entdeckung macht, dass v. Murrs Beiträge zur Geschichte des Dreissigjährigen Kriegs eine Quelle Schillers sind. Ich glaubte diese Entdeckung zuerst gemacht zu haben und beutete sie zur Erklärung des „Dreissigjährigen Kriegs“ und des „Wallenstein“ in diesem Archiv II, S. 159 ff. aus, da ich, wie ich zu meiner Schande gestehen muss, das treffliche Buch Tomascheks damals noch nicht gelesen hatte. Trotzdem ist meine Arbeit nicht unnütz, da Tomaschek, wie schon gesagt,

es unterlassen hat, alle Consequenzen seiner Beobachtung zu ziehen, ja auch bisweilen geradezu irrthümliches beibringt. So z. B. wenn er sagt S. 108: „Die Erzählung vom Ende Wallensteins, so glänzend und fesselnd die Farben sind, mit denen Schiller das Bild entwirft, hält sich ebenfalls an dieselbe Quelle (Friedlandi Perduellionis Chaos, bei Murr S. 203 ff.) und hier zeigt sich abermals, dass Murrs schon genannte Beiträge nicht zu Rathe gezogen sind [das ist schlechterdings nicht zu begreifen, da Schiller diese Quelle ja eben aus Murr kennen musste], da Schiller bei dem Gastmahle im Schlosse, als die Butlerschen Dragoner ins Zimmer treten, nur Illo sich zur Wehre setzen lässt, bei Murr aber diese ganze Rolle Terzky zugedacht wird." Murr erwähnt jedoch auch des Loredano Bericht, der dies von Illo erzählt. Khevenhiller XII, S. 1161 hat diese Erzählung gar nicht. Tomaschek fährt sodann fort: „Man dürfte diese Beweise für genügend erachten, um zu erkennen, dass sich die Quellenforschung Schillers für den Dreissigjährigen Krieg in der That auf ein Minimum reducirt und keinen Vergleich aushält mit jener für den Abfall der Niederlande oder für die französischen Unruhen." Und von der letzteren Abhandlung sagt er an einem anderen Orte sogar (S. 102): „Etwas gleiches, wie diese Abhandlung, hat Schiller in der Geschichte nicht wieder geleistet; sie bezeichnet den Höhepunkt seiner historiographischen Thätigkeit. Historische Unbefangenheit vereint mit gediegener lebendiger Darstellung hebt sie weit über ähnliche Arbeiten der Zeit empor." Und hier widerfährt Tomaschek genau zum dritten Male dasselbe: er ist der Wahrheit nah, ja Schiller selbst musste ihn nothgedrungen darauf führen. Tomaschek weiss und musste wissen (S. 100), dass Schiller ausdrücklich Anquetils Esprit de la Ligue als seine Hauptquelle nennt, und hätte Tomaschek diesen aufmerksam verglichen, so wäre, wie ihm schon zuerst Goedeke nachgewiesen hat (kritische Schiller-Ausgabe IX, S. XIV), die ganze Expectoration über die Vorzüglichkeit dieses Aufsatzes unterblieben, denn sie ist durchgängig unwahr. Ein Beispiel wird vollständig hinreichen, um auch anderen Herren, die mit ihrem absprechenden aesthetischen Urtheil gleich fertig und bei der Hand sind,

zu beweisen, wie unvorsichtig es ist, ohne Quellenstudium abzuurtheilen. Tomaschek hebt seine Lobrede auf diese Abhandlung mit den Worten an (S. 99): „Gleich im Beginn sind wir darin auf einen Standpunkt erhoben, der die Läuterung und Entwickelung der Schillerschen Geschichtsauffassung in willkommener Weise erkennen lässt. Wir hatten schon in der Geschichte des Abfalls der Niederlande Gelegenheit zu bemerken, wie Schiller sehr bald bei seinen Studien zur Erkenntniss kam, dass hinter den confessionellen Kämpfen des 16. Jahrhunderts eigentlich entscheidend und bewegend die politischen stehen, denen jene als Folie und Mittel dienten. Dies ist ein grosser historischer Gedanke, den vielleicht vor Ranke kaum einer so rein und entschieden erfasst hat, wie Schiller." Indem wir nun die Abhandlung aufschlagen, finden wir folgende Stelle: „So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europas die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch grossentheils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser grossen Begebenheit geschäftig waren, und grösstentheils politische Umstände, welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutschland, weiss man, begünstigte Luthern und seine Meinungen das Misstrauen der Stände gegen die wachsende Macht Oesterreichs; der Hass gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. Gustav Wasa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Cabale, und auf dem Ruin eben dieser Kirche befestigte die britannische Elisabeth ihren noch wankenden Thron." Dieser „eines Ranke würdige" Gedanke findet sich nun gleich zu Anfang des Anquetilschen Werkes mit folgenden Worten ausgedrückt:

„Le seizième siècle est une époque remarquable dans l'histoire de l'Europe, par les révolutions effrayantes qui ont changé la face de presque tous les royaumes. La religion fut le prétexte, plutôt que le motif, des guerres civiles qui caractérisent entre tous les autres ce siècle malheureux. Selon le différent génie des nations et de leurs chefs, l'attrait pernicieux de la nouveauté, la haine, l'ambition, l'amour, la jalousie, la vengeance, allumèrent des

bûchers, précipitèrent les rois de leurs trônes, armèrent la main du fanatisme, et firent de l'Europe un théâtre sanglant où les passions des hommes couvertes du manteau de la religion, donnèrent le spectacle des catastrophes les plus tragiques. — La doctrine de Luther, quelque favorable qu'elle fût à la cupidité des princes avides des richesses de l'église, n'auroit peut-être pas fait dans l'empire des progrès si rapides, si elle n'avoit été regardée par plusieurs membres du corps germanique, comme un frein capable d'arrêter les projets ambitieux de Charles-Quint. L'hérésie, terrassée par cet empereur, trouvoit souvent dans les princes catholiques des ressources qui la rendoient plus formidable. — — La faction qui avoit appelé de Danemarck en Suède le farouche Christiern II., avoit les évêques à sa tête; c'en fut assez pour venger sur leur religion les cruautés du tyran. Gustave sut habilement profiter de la disposition des peuples, encore frémissans du massacre de tout le sénat et des principaux seigneurs, fait à Stockholm par ordre de Christiern. Il publia que cette barbarie étoit l'ouvrage des évêques, et rendit odieuse leur religion. Pour s'affermir sur le trône de Suède, il y multiplia les Luthériens, et s'en fit un rempart contre le parti qui lui étoit contraire. — — On ne peut se tromper sur les motifs qui déterminèrent Henri VIII à changer la religion de ses Etats. L'amour et le dépit lui tinrent lieu de conviction. L'appât des richesses de l'église, distribuées aux seigneurs, les rendit dociles aux volontés du monarque, et on gagna le peuple, en lui persuadant qu'on ne vouloit que l'affranchir de la tyrannie des Papes, et en lui répétant sans cesse le mot de liberté, si flatteur pour la nation angloise. — — Ce ne fut de même qu' à l'aide du mécontentement des peuples, déjà aigris par les hauteurs des ministres de Charles-Quint et de Philippe II., que la religion prétendue réformée se répandit dans la Flandre. Peut-être cependant n'y auroit-elle pas subjugué tant de provinces, si la crainte de l'inquisition, qui faisoit trembler le catholique comme le protestant, n'eût révolté les esprits et aliéné les coeurs. Les exécutions sanglantes du duc d' Albe consommèrent la rebellion."

Sollen wir zum Gespötte des Auslands werden, wenn etwa ein Franzose solche übertriebene Urtheile liest, dann seinen Anquetil aufschlägt und voller Freude über den Fund mit der diesem Volke eigenthümlichen Bescheidenheit ausruft: Da haben wir's! Was Deutschlands grösste Dichter nach dem unumstösslichen Urtheil der gewiegtesten deutschen Forscher, Aesthetiker und Litterarhistoriker vollendetstes in der Geschichtschreibung geleistet haben, das haben sie von fran-

zösischen Schriftstellern entlehnt, die bei uns erst in zweiter oder dritter Linie stehen! Denn Tomaschek steht mit seinem Urtheil nicht allein da; zunächst hat es ihm Janssen willig nachgeschrieben. Er sagt S. 147: „Diese Arbeit, die unter dem Titel: Geschichte der Unruhen u. s. w. in seine Gesammtwerke übergegangen ist, sehen wir mit Tomaschek für Schillers bedeutendste historische Arbeit an und finden in ihr, trotz ihres ausgesprochenen protestantischen Charakters [Janssen ist nämlich, was mancherlei Parteilichkeiten in seinem Buche entschuldigt, Katholik], eine im Vergleich zu seinen übrigen historischen Producten höchst erfreuliche Unparteilichkeit.“ Hettner überbietet das Urtheil Tomascheks noch mit folgenden Worten (Goethe und Schiller S. 145 f.): „Die betreffenden Einleitungen, von Schiller später unter dem Gesammttitel: Geschichte der Unruhen in Frankreich u. s. w. zusammengefasst, sind ein vollendetes Meisterwerk. Auf Grund eines verhältnissmässig sehr ausgedehnten Quellenstudiums [Anquetil! und nichts als Anquetil! auf mein Wort!] ist hier die Vermischung und Wechselwirkung der religiösen und politischen Kämpfe weit schärfer hervorgehoben, als es in der Geschichte des Abfalls der Niederlande und in der Geschichte des Dreissigjährigen Kriegs geschehen, und es zeigt sich eine Einsicht in die Natur und Bedeutung der massgebenden Ereignisse und Persönlichkeiten, die wahrhaft bewunderungswürdig ist. Und der Tiefe der Auffassung entspricht die Kunst der Darstellung.“ Das Factum ist: Dieser so gepriesene Aufsatz ist nur eine freie Bearbeitung von Anquetils Esprit de la Ligue und beweist folglich für seine Meisterschaft in der historischen Darstellung weniger als nichts. Schiller bekam die Arbeit an den Memoires sehr bald überdrüssig; Krankheit und philosophisch-aesthetische Studien entfremdeten ihn derselben gänzlich; er hat sich nie wol bei derselben gefühlt, weil ihm eine reiche Detailkenntniss abgieng, und er sich also zu sehr auf fremde Arbeiten angewiesen sah. Auch hat er aus den Memoires nur einen einzigen Aufsatz, den „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ in die Sammlung seiner „Kleinen prosaischen Schriften“ aufgenommen. Aus Schillers Unlust erklärt sich auch das fragmentarische

mehrerer dieser Aufsätze. Er arbeitete eben nur so viel Bogen aus, als Mauke zur Einleitung eines Bandes für unumgänglich nothwendig erklärte. Er hatte kein Recht, sich etwas auf diese Arbeiten einzubilden, und hat es auch, wie wir eben sahen, nie gethan. Also nicht Schiller trifft unser Vorwurf, sondern nur diejenigen, die die Abfälle seines Geistes in den Himmel heben, um mit desto mehr Behagen an seinen grossen und ewigen Schöpfungen mäkeln zu können.

Wenn ich aber sagte, Tomaschek sei auch in Betreff des in der Ueberschrift genannten Aufsatzes der Wahrheit am nächsten gewesen, indem er als Schillers Quelle für die Erzählung von der Wahl Lothars richtig Mich. Ignaz Schmidts Geschichte der Deutschen angibt, so meine ich damit, er würde die Wahrheit erreicht haben, wenn eine sorgfältige Vergleichung dieses Aufsatzes mit Schmidts Geschichte ihn gelehrt hätte: dass der wesentliche Inhalt dieses Aufsatzes mit Ausnahme der Darstellung der normannischen Eroberungen, wofür ich noch keine Quelle anzugeben weiss, aus Schmidt entlehnt ist, und dass besonders die gleich näher zu berührende Stelle, die Tomaschek, Janssen, Twesten mit so grossem Wolgefallen hervorheben, Schmidtsches Eigenthum ist. Ich habe schon an anderen Orten, besonders aber in der Schiller-Ausgabe der Hempelschen National-Bibliothek, XIV, S. 643 ff. darauf hingewiesen; aber was dort dem grossen Publicum gegenüber nur schonend und andeutungsweise ausgedrückt worden war, soll hier ganz und ungeschminkt blossgelegt werden. Ich stelle desshalb Schillers und Schmidts Worte einander gegenüber, indem ich nach Tomaschek mit der Kaiserwahl Lothars anfange.

Schiller Ausg. Hempel XIV, S. 642 ff.:

„Drei Prinzen, damals die mächtigsten Deutschlands, kommen zu dieser Würde in Vorschlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Schwestersohn, Markgraf Leopold von Oesterreich und Lothar, Herzog zu Sachsen. Aber

Schmidt, Geschichte der Deutschen. Ulm, 1778. II, S. 493 ff.:

„Der auf solche Art gemachte Fürstenausschuss brachte drey als die würdigsten zum Kaiserthrone in Vorschlag, den Herzog Friderich von Schwaben, des letzten Kaisers Schwestersohn, den Herzog Lothar aus Sachsen, und den Marggrafen Leopold

die Schicksale der zwei vorhergehenden Kaiser hatten den Kaisernamen mit so vielen Schrecknissen umgeben, dass Markgraf Leopold und Herzog Lothar fussfällig und mit weinenden Augen die Fürsten baten, sie mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig; aber eine unbedachtsame Aeusserung dieses Prinzen schien zu erkennen zu geben, dass er auf seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen ein Recht an den Kaiserthron gründe. Dreimal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutschen Krone stand in Gefahr, sich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutschen Fürsten gethan; ein befestigter Erbthron widerstand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeist so leicht ward, das ephemerische Gerüste eines Wahlthrons zu erschüttern. Die arglistige Politik der Päpste hatte erst kürzlich die Aufmerksamkeit der Fürsten auf diesen Theil des Staatsrechts gezogen und sie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutschland verewigte, aber dem apostolischen Stuhl desto nützlicher wurde.

von Oesterreich. Nach dem Zeugnisse des Otto von Freysingen* wäre auch Meldung von dem Grafen Karl von Flandern geschehen. Lothar und Leopold bathen fussfällig und mit weinenden Augen, dass man sie mit dieser bereits so gefährlichen Würde verschonen möge.** Nun dachte Friderich, es könne ihm nicht mehr fehlen. Er fand sich daher eilends in Maynz bey den Fürsten ein, da er sich zuvor dessen geweigert hatte, unter dem Vorwande, er dürfe den Maynzern, denen er während der vorigen Regierung grossen Schaden zugefüget, nicht trauen. Allein sein und der Fränkisch kaiserlichen Familie grosser Feind, der Erzbischof Adalbert, wusste dem ungeachtet seine Hofnung zu vereiteln. Er fragte nehmlich diese drey, die in Vorschlag gekommen waren, ob sie auch bereit seyn, wenn ein dritter von den Fürsten sollte gewählt werden, ihm zu gehorchen. Lothar und Leopold bejahten solches auf der Stelle, und bathen nur, man möchte sie aus dem Handel lassen. Friderich hingegen sagte, er könne und wolle ohne Rath derjenigen, die er im Lager zurück gelassen, keine Antwort ertheilen, und gieng hierauf seines Weges. — Alle Fürsten wurden durch diese Aussage aufmerksam gemacht; und da

* Da Tomaschek behauptet, Schiller habe auch diesen Schriftsteller gelesen, so wollen wir die betreffenden Stellen aus der Sammlung von Urstisius, Germaniae historici illustres, die Sch. allein gelesen haben könnte, hierher setzen. Diese Stelle steht ebd. I, S. 148.

** Vgl. Schiller S. 642: „Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der Römische Kaiserthron."

sie daraus schlossen, Friderich Die geringste Rücksicht, welche bei dem neu aufzustellenden Kaiser auf Verwandtschaft genommen wurde, konnte die deutsche Wahlfreiheit aufs Neue in Gefahr bringen und den Missbrauch erneuern, aus dem man sich kaum losgerungen hatte. Von diesen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Ansprüche der Geburt auf den Kaiserthron geltend machte. Man beschloss daher, durch einen recht entscheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, besonders da der Erzbischof von Mainz, der das Wahlgeschäft leitete, hinter dem Besten des Reichs eine persönliche Rache versteckte.* Lothar von Sachsen wurde einstimmig zum Kaiser erklärt, mit Gewalt herbeigeschleppt und auf den Schultern der Fürsten unter stürmischem Beifallgeschrei in die Versammlung getragen. Die mehrsten Reichsstände billigten diese Wahl auf der Stelle; nach einigem Widerstand wurde sie auch von dem Herzog Heinrich von Baiern, dem Schwager Friedrichs, und von seinen Bischöfen gutgeheissen. Herzog Friedrich erschien endlich selbst, sich dem neuen Kaiser zu unterwerfen."

glaube, dass ihm, als nächsten Verwandten des letzten Kaisers, das Reich von Rechtswegen gebühre, ward ebendaher so gleich die Abrede genommen, ihn keineswegs zu wählen, um sich in ihrem Wahlrecht vest zu setzen. Des andern Tages, da Friderich wieder, und auch diessmal sein Schwager, der Herzog Heinrich von Bayern, abwesend war, wiederholte der Erzbischof seine Frage an den Lothar und Leopold, und liess sie einen Abtritt nehmen. Alsbald erhob sich ein Geschrey von einigen weltlichen Fürsten, dass Lothar König seyn solle. Sie holten ihn auch mit Gewalt herbey, nahmen ihn auf die Schultern, und trugen ihn unter beständigem Zurufen herum, ob sich gleich Lothar aus allen Kräften dagegen setzte, und selbst drohte, er wolle sich rächen an denen, die ihn so misshandelten. Die meisten übrigen Fürsten, besonders die Bischöfe von Bayern, waren mit diesem unregelmässigen Betragen sehr übel zufrieden, und wollten durchaus sich entfernen. Allein, der Erzbischof liess die Pforten verwahren, so dass sie bleiben mussten. Der Legat trat endlich in das Mittel, und suchte wieder alles in Ordnung zu bringen; machte auch, dass jeder seinen Sitz auf das neue einnahm. Da die Bayerischen Bischöfe hauptsächlich sich vernehmen liessen, dass sie ohne ihren Herzog nichts über die Königswahl beschliessen würden, ward dieser herbey geholet; und da er end-

* Urstisius I S. 415.

lich seine Einwilligung gab, ward Lothar einmüthig als König erkannt."*

Wir verfolgen nun den ganzen Aufsatz, so weit er aus Schmidt entlehnt ist.

Schiller, S. 641: „Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des bischöflichen Amtes, durfte die unkeusche, blutbesudelte Laienhand nicht mehr berühren."

Schmidt, S. 468: „Der Abt Suger sagt z. B. in der Lebensbeschreibung des Königs Ludwig von Frankreich, dass es sich nicht gezieme, dass von Blut triefende Hände auf die dem Leib und Blut Christi geweihten Hände der Geistlichen geleget würden."

Schiller, S. 644: „Lothar von Sachsen war ein ebenso wohldenkender als tapfrer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freiheit in mehrern Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten, so befürchtete man um so weniger, dass er als Kaiser versucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrer Sicherheit liess man ihn eine Wahlcapitulation beschwören, die seiner Macht im Geistlichen sowol als im Weltlichen sehr enge Grenzen setzte. Lothar hatte sich das Kaiserthum aufdringen lassen; dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu besteigen."

Schmidt, S. 495 f.: „Lothar hatte sich schon längst bey der Nation in den Ruf der Tapferkeit, Redlichkeit und Klugheit gesetzt; dabey aber auch noch dadurch sich die Neigung der geistlichen Fürsten zugezogen, weil er bey seinen Privat-Streitigkeiten mit dem Kaiser, so wie die übrigen Sachsen, allemal auch die von ihm unterdrückte Kirchenfreyheit vorgeschützt hatte. Die Weltlichen hingegen waren ihm geneigt, weil er sich als den Vertheidiger der vaterländischen Freyheit aufgestellt hatte. Damit er mit seiner neuen Würde nicht auch andere Gesinnungen annehmen möchte, so wurden seiner Gewalt gewisse Gränzen im Geistlichen so wohl als Weltlichen gesetzt."

Vgl. Tomaschek S. 97: „Die Beurtheilung K. Lothars betreffend, so zeigt sich Sch.s Auffassung selbständig und unbefangen, wenn er in ihm einen 'ebenso wohldenkenden als tapferen und staatsverständigen Fürsten' findet. Erwägt man, wie sehr

* „Narratio de electione Lotharii l. c." (Schmidt.) l. c. heisst nach S. 492: „Bey Olenschlager Urkundenbuch z. goldenen Bulle N. VIII."

gerade Lothar als der Schwächling unter den deutschen Kaisern dargestellt worden ist, so ist ein Urtheil bemerkenswerth, welches wenigstens grosse Besonnenheit voraussetzt, indem von tieferen Quellenstudien nicht die Rede sein kann." (Anm. Tomascheks: „Wenigstens bis auf Jaffés gründliche Darstellung der Geschichte Lothars des Sachsen.") Janssen S. 152: „Bemerkenswerth bleibt das Urtheil, welches der Dichter über den edlen, aber vielgeschmähten und als 'römischen Kammerknecht' verachteten Kaiser Lothar II. fällt. 'Lothar von Sachsen', sagt er, u. s. w. Die Specialforschungen über den Kaiser von Gervais und Jaffé haben dieses Urtheil vollständig bestätigt."

Schiller, S. 644: „Wie sehr aber auch dieser Fürst, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiserlichen Ansehens gearbeitet hatte, so änderte doch der Purpur seine Gesinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin seiner beträchtlichen Güter in Sachsen; durch ihre Hand konnte er seinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürsten machen. Da er als Kaiser nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachsen zu verwalten, so konnte er den Brautschatz seiner Tochter noch mit diesem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er sich den Herzog Heinrich von Baiern, einen an sich schon sehr mächtigen Fürsten, zum Eidam, der also die beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen in seiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar diesen Heinrich zu seinem Nachfolger im Reich bestimmte, das schwäbisch-fränkische Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürsten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge streitig zu machen, nach einem festen Plan zu unterdrücken strebte, so verrieth er deutlich

Schmidt, S. 499 f.: „Diese widrigen Zufälle machten, dass Lothar auf eine anderweite Stütze dachte, um sein Ansehen, wenigstens in Deutschland, aufrecht zu erhalten. Lothar hatte eine einzige Tochter, die Erbinn seiner beträchtlichen Erbgüter in Sachsen. Nebst diesem konnte er auch seinen zukünftigen Tochtermann durch die Verleihung des Herzogthums Sachsen glücklich machen. Man hat unter der vorigen Regierung gesehen, wie mächtig Lothar nur als Herzog von Sachsen gewesen. Aber nicht zufrieden damit, wählte er sich den mächtigsten Fürsten in Deutschland, den Herzog Heinrich von Bayern, zum Tochtermann, dem er bald darauf noch das Herzogthum Sachsen übergab; eine in Deutschland bis daher fast unerhörte Sache, dass einer zwey Herzogthümer zugleich inne gehabt hätte. Da er nun auch eben diesem Heinrich die Nachfolge im Reich zugedacht hatte; und zugleich die einzige im Reich noch übrige mächtige Familie der Hohenstauffer zu unterdrücken suchte: so erhellet hieraus ganz deutlich, dass Lothar als Kaiser eben so

genug seine Gesinnung, die kaiserliche Macht auf Unkosten der ständischen zu vergrössern."

gedacht hat, wie seine Vorfahrer; nur mit diesem Unterschied, dass keiner derselben einen so gefährlichen Schritt zur Herabsetzung der Gewalt der Fürsten gethan hat, als Lothar, der zuvor für den eifrigsten Vertheidiger derselben angesehen seyn wollte."

Schiller, S. 645: „Herzog Heinrich von Baiern, jetzt Tochtermann des Kaisers, nahm mit neuen Verhältnissen ein neues Staatssystem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenstaufischen Geschlechts, mit dem er verschwägert war, wendete er sich auf einmal zu der Partei des Kaisers, der es zu Grunde zu richten suchte. Friedrich von Schwaben und Conrad von Franken, die beiden Hohenstaufischen Brüder, Enkel Kaiser Heinrichs IV. und die natürlichen Erben seines Sohns, hatten sich alle Stammgüter des salisch-fränkischen Kaisergeschlechts zugeeignet, worunter sich mehrere befanden, die gegen kaiserliche Kammergüter eingetauscht oder von geächteten Ständen für den Reichsfiscus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach seiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiscus zusprach. Da die Hohenstaufischen Brüder nicht darauf achteten, so erklärte er sie zu Störern des öffentlichen Friedens und liess einen Reichskrieg gegen sie beschliessen. Ein neuer Bür-

Schmidt, S. 500: „Nun änderte sich auf einmal die ganze Lage der Sachen in Deutschland. Heinrich war nicht mehr Freund seiner beyden Schwäger, des Herzogs Friderich, und Konradens, die er bis daher sehr geliebt, sondern ihr Feind; und diese kamen auf solche Art zwischen zwey Feuer; doch liessen sie den Muth nicht sinken. Unter andern hielten sie Nürnberg besetzt, und rechneten es zu ihren Erbgütern*, einen Ort, der damals bereits anfieng durch den Fleiss seiner Bürger beträchtlich zu werden. Lothar, um sie daraus zu vertreiben, belagerte ihn förmlich. Allein, Friderich, und sein nur erst aus dem gelobten Lande zurückgekommener Bruder Konrad eilten zum Entsatz herbey, und nöthigten den Lothar, die Belagerung aufzuheben.** Durch diesen glücklichen Erfolg noch mehr ermuntert liessen sie auch eine Besatzung in Speyer, einem der Fränkischsalischen Kaiserfamilie noch besonders ergebenen Ort, weil sie ihn zur Grabstätte gewählet hatten."***

* Urstisius I p. 416.

** „Otto Frising. de gestis Friderici I. c. XVI. XVII. p. 415 seq." (Schmidt.)

*** Urstisius ib.

gerkrieg entzündete sich in Deutschland, welches kaum angefangen hatte, sich von den Drangsalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiser, wiewol vergeblich, belagert, weil die Hohenstaufen schleunig zum Entsatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speier eine Besatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkischen Kaiser liegen."

Schiller, S. 645 f.: „Conrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er liess sich bereden, den deutschen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um seinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anselmo, Erzbischof dieser Kirche, setzte ihm in der Stadt Monza die lombardische Krone auf; in Toscana erkannte ihn der ganze, dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günstige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papst Honorius II. auf die Seite seines Gegners trat und den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, so entging ihm sein Hauptzweck, die Kaiserkrone, und Italien wurde ebenso schnell von ihm verlassen, als er darin erschienen war."

Schmidt, S. 500 f.: „Konrad nahm sogar, auf Anrathen seines Bruders und andrer seiner Partey ergebner Fürsten, den königlichen Titel an, und gieng sogleich nach Italien, um sich dort einen Anhang zu machen, und vielleicht sich gar von dem Pabst krönen zu lassen, ehe noch Lothar dahin kommen könnte. Der Anfang liess sich ungemein gut für ihn an, indem ihn die Mayländer mit offnen Armen empfiengen, und ihr Erzbischof Anselm ihn sogar zu Monza, und hernach zu Mayland selbst als König der Lombardey krönte. Eben dadurch aber verlohr er die Freundschaft derjenigen Städte, die gegen die Mayländer, die damals schon ihre Benachbarten unterdrückten, und nach der Oberherrschaft der ganzen Lombardey zu trachten schienen, aufgebracht waren. Novara, Pavia, Placentia, Cremona, und Brescia waren die vornehmsten darunter. In Thuscien, wo der Adel mächtiger war, als in der Lombardey, gieng es noch besser für ihn, indem ihn alle Grafen und Herren als König erkannten; einige aber, die sich

widersetzten, bald gedemüthigt wurden. Allein den Hauptzweck konnte er nicht erreichen, indem sich der Pabst Honorius II., der sich ohne Anstand für Lotharn, den alten Verfechter der Kirchenrechte, erklärt hatte, ihm aus allen Kräften widersetzte. Konrad ward, anstatt von dem Pabst die Krone zu empfangen, von ihm excommunicirt, und der Kardinal Johann von Crema musste diese Excommunication in der Lombardey wiederholen, und sie noch auf den Erzbischof von Mayland, der den Konrad zuvor gekrönt hatte, ausdehnen. Da Konrad nicht mächtig genug war, etwas gegen Rom zu unternehmen, so musste er unverrichter Dingen nach Deutschland zurückkehren."

Schiller, S. 646: „Unterdessen hatte Lothar die Stadt Speier belagert und, so tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Bürger sich wehrten, nach einem fehlgeschlagenen Versuch Friedrichs, sie zu entsetzen, in seine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaisers und seines Eidams war den Hohenstaufen zu schwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Baiern erobert und in die Asche gelegt war, der Kaiser selbst aber mit einer Armee gegen sie anrückte, so entschlossen sie sich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf sich Friedrich dem Kaiser zu Füssen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weise erhielt sie auch Konrad

Schmidt, S. 510: „Die Schwäbischen Brüder hatten indess die Stadt Ulm zu einem Waffenplatz ausersehen. Lothar machte daher Anstalt, sie zu belagern; allein sein Tochtermann kam ihm zuvor, eroberte sie auch wirklich, und legte sie in die Asche. Da nun der Kaiser ebenfalls mit einem Kriegsheer herannahete, bequemte sich endlich Friderich, und suchte zu Fuld durch die vielvermögende Kaiserinn Richenza bey Lotharn Gnade, welche er auch auf dem Reichstag zu Bamberg, nachdem er noch einmal fussfällig darum gebeten, erhielt. Konrads Aussöhnung geschah auf die nehmliche Art zu Mühlhausen. Beyde wurden auch von der Excommunication losgesprochen, und mussten sich anheischig machen, den bevor-

zu Mühlhausen; Beide unter der Bedingung, den Kaiser nach Italien zu begleiten."

stehenden italienischen Zug mitzumachen, welcher um so nothwendiger war, da es gleich nach Lothars Abreise grosse Veränderungen dort absetzte."

Schiller, S. 647: „Den ersten Kriegszug hatte Lothar schon einige Jahre vorher in dieses Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der Römischen Kirche seine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr 1130 verstorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zustand der Gemüther befürchten liess, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papstwahl acht Cardinälen zu übertragen. Fünfe von diesen erwählten in einer heimlich veranstalteten Zusammenkunft den Cardinal Gregor, einen ehmaligen Mönch, zum Fürsten der Römischen Kirche, der sich den Namen Innocentius (II.) beilegte. Die drei übrigen, mit dieser Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewissen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet (II.) annahm, auf den apostolischen Stuhl. Beide Päpste suchten sich einen Anhang zu machen. Auf Seiten des Letztern stand die übrige Geistlichkeit des Römischen Sprengels und der Adel der Stadt; ausserdem wusste er die italienischen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für seine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo sein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute seine Person und seine

Schmidt, S. 503 f.: „Da Lothar noch immer so viel in Deutschland zu thun hatte, machte er auch keine Anstalten zu seinem Römerzug, bis sich endlich eine Gelegenheit ereignete, die ihn ernstlicher daran denken machte. Eine Folge der hergestellten Wahlfreyheit war, dass dabey sehr oft Zwiespalten und Trennungen entstunden. Dieses hatte man bis daher mehrmalen in Deutschland erfahren, und selbst die Pabstwahl war nicht frey davon, indem die Regeln, nach denen sie sollte vollbracht werden, anfangs noch nicht so vestgesetzt waren. Nach dem Tod des Honorius II. († 1130) war man zu Rom einig geworden, die Wahl acht Kardinälen zu überlassen. Als diese zusammentraten, wählten fünf davon den Kardinal Gregorius Tit. S. Angeli, der den Namen Innocenz II. annahm; die drey andern, die damit nicht einstimmten, versammelten sich den folgenden Tag mit den übrigen Kardinälen, wie auch dem Römischen Adel, und wählten aus ihrem Mittel den Kardinal Petrus Leonis, der aus einer ungemein reichen Judenfamilie, die sich zum Christenthum gewandt hatte, abstammte, und sich den Namen Anaclet II. beylegte. Beyde suchten sich einen Anhang zu machen. Da aber Anaclet den Adel auf seiner Seite hatte, hielt Innocenz für rathsamer Rom zu verlassen

Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich."

und nach Frankreich zu gehen, wo er auch sogleich als Pabst erkannt, und mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen ward."

Schiller, S. 647 f.: „Der Ausspruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clairvaux, der die Sache dieses Papstes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieses Reichs zu verschaffen."

Schmidt, S. 505: „Die Sache (der Investiturstreit) ward aber bald beygelegt, wozu der in dem Gefolge des Pabsts sich befindende H. Bernhard, der beredteste Mann seiner Zeit, der noch dabey in dem Ruf der Wunder und Heiligkeit stund, besonders viel beytrug."

Schiller, S. 648: „Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten sich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzosen."

Schmidt, S. 504: „Der berühmte Abt Suger sagt in der Lebensbeschreibung Ludwigs des Dicken, dass sich dieser eben so vor ihm gebeuget, und sich ihm zu Füssen geworfen habe, als wenn das Grab des H. Peters zugegen gewesen wäre."

Schiller, ebenda: „Eine persönliche Zusammenkunft mit diesem Kaiser zu Lüttich hatte die Folge, dass ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte."

Schmidt, ebenda: „Zugleich ward mit dem Kardinal Gerhard die Verabredung genommen, dass der Pabst und Lothar zu Lüttich persönlich zusammen kommen sollten, um wegen der Einsetzung des Pabstes zu Rom und Lothars Krönung sich näher mit einander zu besprechen. Dieses geschah auch." S. 505: „Lothar versprach noch dazu, das nächste Jahr, dem Pabst zu gefallen, einen Zug über die Alpen zu thun."

Schiller, ebenda: „In dieser Stadt war Anaklet, der Gegenpapst, mächtig, Volk und Adel gefasst, sich aufs Hartnäckigste zu vertheidigen. Jeder Palast, jede Kirche war Festung, jede Strasse ein Schlachtfeld, Alles Waffe, was das Ohngefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit

Schmidt, S. 507 f.: „Da Deutschland noch nicht ganz beruhigt war, indem die Hohenstaufischen Brüder noch immer unter den Waffen stunden, konnte auch Lothar nicht mit einem solchen Gefolge in Italien erscheinen, wie er gewünscht hätte. Mayland sperrte ihm so gar die

dem Schwert in der Faust musste jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothars schwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu stürmen, worin es sich wie in einem unermesslichen Ocean verlor, wo die Häuser selbst gegen das Leben der verhassten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiserkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche wie die Engelsburg hatte der Feind im Besitz, woraus keine so geringe Macht, als Lothar beisammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten."

Thore. Nach Rom kam er zwar glücklich; allein er war viel zu schwach, um die Stadt dem Innocenz ganz unterwirfig zu machen. Jeder Pallast, jede Kirche war eine Vestung, deren eine nach der andern hätte müssen erobert werden. Anaclet hatte noch immer die stärkste Partey in der Stadt, und war noch dabey in dem Besitz der Engelsburg und Peterskirche. Da sonsten die Kaiser allemal in der Peterskirche gekrönet worden; die Römer aber ungemein sehr über alle, auch noch so geringe, Umstände ihres einmal angenommenen Cärimoniels hielten, wurde dadurch die Krönung bey sechs Wochen lang verschoben, bis endlich der Erzbischof Norbert von Magdeburg, der eben anstatt des Erzbischofs von Kölln die Kanzlerstelle in Italien vertrat, es vermittelte, dass die Krönung in der Lateranensischen Kirche vorgenommen ward."

Schiller, S. 648 f.: „Man erinnert sich, dass es die Sache des Papstes war, welche den Kaiser nach Italien führte; als der Beschützer, nicht als ein Flehender forderte er eine Ceremonie, welche dieser Papst ohne seinen starken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichtsdestoweniger behauptete Innocentius den ganzen Papstsinn eines Hildebrands, und mitten in dem rebellischen Rom, gleichsam hinter dem Schilde des Kaisers, der ihn gegen die mörderische Wuth seiner Gegner vertheidigte, gab er diesem Kaiser Gesetze. Der Vorgänger des

Schmidt, S. 508 f.: „Obschon die Herrschaft des Innocenz auf solche Art noch sehr schwankend und unsicher war, da ihn der gröste Theil der Stadt Rom nicht für einen Pabst erkannte: so sorgte er doch für die Rechte der Römischen Kirche, als wenn die Krönung in den ruhigsten Zeiten wäre vollbracht worden, und Lothar nicht wegen des Pabstes, sondern bloss seines eignen Vortheils willen, nach Rom gekommen wäre. Man machte nehmlich die Sache wegen der Mathildischen Güter rege. Heinrich V. hatte sie, unerachtet der von der Mathild gethanen Schenkung,

Lothar hatte die ansehnliche Erbschaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuscien, dem Römischen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und Papst Calixtus II., um nicht aufs Neue die Aussöhnung mit diesem Kaiser zu erschweren, hatte in dem Vergleich, der den Investiturstreit endigte, ganz von dieser geheimen Wunde geschwiegen. Diese Ansprüche des Römischen Stuhls auf die Mathildische Erbschaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung und bemühte sich wenigstens, da er den Kaiser unerbittlich fand, diese anmasslichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu setzen. Er bestätigte ihm den Genuss der Mathildischen Güter auf dem Weg der Belehnung, liess ihn dem Römischen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber schwören und sorgte dafür, dass diese Vasallenhandlung durch ein Gemälde verewigt wurde, welches dem kaiserlichen Namen in Italien nicht sehr rühmlich war."

als dem Reich heimgefallen eingezogen. In dem Kalixtinischen Konkordat war man ganz über diese Sache hinaus gegangen, um nicht durch neue Schwierigkeiten die Aussöhnung mit dem Kaiser unmöglich zu machen. Jezt suchte Innocenz die Ansprüche der römischen Kirche darauf hervor. Lothar musste dadurch in eine nicht geringe Verlegenheit kommen, indem er einerseits zu besorgen hatte, man möchte ihm in Deutschland den Vorwurf machen, dass er die Rechte des Reichs vernachlässige, oder gar schmälere; andrerseits aber, dass er den Pabst zum Unwillen reitzte. Jedoch die Römer halfen ihm aus der Sache. Der Pabst ertheilte ihm durch eine besondere Bulle, und durch die Belehnung mit dem Ring den Genuss davon, und nach seinem Tode sollte der nehmliche auf seinen Tochtermann Heinrich, den Herzog von Bayern, fallen, jedoch mit der Bedingung, dass beyde jährlich hundert Mark Silber der römischen Kirche zahlen, und Heinrich auch dem Pabst das Hominium leisten und den Eid der Treue schwören solle. Nach der Art, wie man die Lehen in Deutschland betrachtete, da sie bereits so gut als erblich waren, hätte es eben nicht sonderlich viel zu sagen gehabt, und man hätte darauf zählen können, dass diese Güter allezeit bey dem Reich bleiben würden. Allein zu Rom nahm man die Sache anders. Man that noch über diess dem Kaiser, wo nicht jezt, dennoch in der Folge, die Ehre

an, ihn öffentlich durch ein zu dem Ende verfertigtes Gemälde und eine besondere Innschrift als Vasallen des Pabstes zu erklären, und zwar, so viel aus der Innschrift abzunehmen, nicht sowohl wegen der Mathildischen Güter, als weil er von dem Pabst als Kaiser gekrönet worden."*

Schiller, S. 649: „Schon zu Lüttich, wo er in der Gestalt eines Flehenden vor dem Kaiser stand, wo er sich diesem Kaiser für eine noch frische Wohlthat verpflichtet fühlte und eine zweite noch grössere von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine bescheidene Bitte um Wiederherstellung des Investiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hilflose Zustand des Papstes dem Kaiser Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbischof von Trier, ehe dieser noch von dem Kaiser mit dem zeitlichen Theil seines Amtes bekleidet war, die Einweihung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutschen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutschland, wo er ohne Lothars Begünstigung keinen Schatten von Hoheit besass, unterstand er sich, eines der wichtigsten Vorrechte dieses Kaisers zu kränken."

Schmidt, S. 504 f.: „Lothar, der sich zu allem willig finden liess, glaubte, dass er auch seinerseits von dem Pabst eine Erkänntlichkeit fodern dürfe; diese sollte in der Wiederherstellung des alten Investiturrechts der Bischöfe mit Ring und Stab bestehen;** woraus man auf das Neue sieht, dass Lothar als Kaiser ganz andere Grundsätze angenommen, als die waren, die er zuvor als Herzog von Sachsen gehabt hatte. Der Zeitpunkt schien ungemein gut hiezu gewählet zu seyn, da einerseits der Pabst einen grossen und beschwerlichen Dienst verlangte, andrerseits aber keine Gelegenheit schicklicher zu seyn schien ihm begreiflich zu machen, wie sehr die Päbste durch die Herabsetzung der kaiserlichen Macht gegen ihr eigenes Interesse handelten. Lothar stellte demnach dem Pabst vor, was für Schaden das Reich durch die dem Kaiser entzogene Investitur und die damit verbundene Ernennung der Bischöfe erlitten habe; und foderte sie daher,

* „Das Gemälde stellte den Lothar vor dem Pabst knieend, und von ihm die Krone empfangend vor, mit der Innschrift:
Rex venit ante fores, jurans prius Urbis honores,
Post homo fit Papae; recipit quo dante coronam." (Schmidt.)

** „Otto Frising., Chron. L. VII. C. XVIII. chron. Vrsperg. p. 277." (Schmidt.)

jedoch ganz bescheiden, wieder zurücke. — Die mit dem Pabst zugleich anwesenden Römer erschracken so sehr über diesen unerwarteten Antrag, dass sie bereits glaubten, in grössere Gefahr gerathen zu seyn, als diejenige war, der sie durch ihre Entfernung von Rom ausweichen wollten. Die Sache ward aber bald beygelegt" u. s. w. *Die Erzählung von der Consecration des Bischofs Albero von Trier steht bei Schmidt S. 505 ff.; vgl. besonders S, 506:* „Die Trierer liessen sich dadurch nicht irre machen, sondern giengen geraden Weges zu dem noch in Frankreich sich aufhaltenden Pabst Innocenz, mit der Bitte, den Albero als Erzbischof zu erkennen. Dieser that es, und consecrirte ihn auch selbst. Man weiss nicht, soll man mehr das Betragen des Pabsts oder des Lothars bewundern. Der Pabst suchte Hilfe bey dem Kaiser, und kränkte eines der vornehmsten kaiserlichen Rechte, wenigstens nach dem Sinn, den der Hof dem Konkordat beylegte."

Es kommt nun die berühmte Stelle, um deren willen besonders, wie oben erwähnt, Tomaschek, Janssen und Twesten diesen Aufsatz so hoch halten.

Schiller, S. 649 f.: „Aus solchen Zügen erkennt man den Geist, der den Römischen Hof beseelte, und die unerschütterliche Festigkeit der Grundsätze, die jeder Papst mit Hintansetzung aller persönlichen Verhältnisse befolgen zu müssen sich gedrungen sah. Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit

Schmidt, S. 481 f.: „Die Kaiser würden ungleich mehr ausgerichtet haben, wenn sie sich nicht so sehr in der Auswahl der Mittel geirrt hätten. Das Hauptsächlichste bestund meistens darinn, dass sie, um einen ihnen gehässigen Pabst ausser Stand zu setzen ihnen zu schaden, einen andern an dessen Stelle zu bringen suchten, von dem sie sich mehr Gutes versprachen. Sie dachten aber nicht, dass nicht allemal durch die Aenderung der Person

weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Elend umherirrte, in Italien keinen Fuss breit Landes, keine ihm holde Seele besass und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andre politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften Derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit sein mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufliessen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloss in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriss und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie beseelte, unsterblich war."

auch das System und die Grundsätze geändert werden. Der römische Hof starb nie, und änderte auch wenig oder Nichts von seinen Grundsätzen, die der neue Pabst annehmen musste, wenn er auch nicht wollte. Wenn demnach auch der von dem Kaiser unmittelbar aufgestellte sich ihm gefällig erzeigt hatte, so würden gewiss seine Nachfolger, wenn sie anders zum ruhigen Besitz des päbstlichen Stuhls gelangt wären, römisch gedacht und gehandelt, haben."

Für die folgende Schilderung der Normannenherrschaft in Italien ist mir eine Quelle nicht bekannt; sie mag wol

ganz Schillers Eigenthum sein, und es würde dann in diesem Aufsatze ein ähnliches Verhältniss bestehen wie in der „Gesetzgebung des Lycurgus und Solon", worüber man meine Bemerkungen in Hempels National-Bibliothek XV, S. 77 vergleichen möge. Wer mich als einen aufrichtigen Bewunderer des Schillerschen Genius kennt, wird auch anerkennen, dass ich hier nur der Wahrheit die Ehre gebe; sollte Einer aber in Schillers Namen die Worte ausrufen: Beschütze mich vor meinen Freunden, so würde ich mich mit den Worten seines Marquis Posa zu rechtfertigen suchen:

Ihm selbst
Gedenk' ich diesmal redlicher zu dienen,
Als er mir aufgetragen hat.

Zu Schiller.

Von

Heinrich Düntzer.

1.

Wenn die Entdeckung vorschwebender Ereignisse, Sagen und Aeusserungen für die Auffassung mancher Dichterstellen von hoher Bedeutung, oft die Vergleichung ähnlicher Stellen belehrend oder wenigstens anziehend ist, so dürfte es doch an der Zeit sein, auch hier vor Uebermass zu warnen. Bei Schiller hat besonders die Vergleichung vorschwebender Stellen der Bibel, Homers und Shakespeares schöne Beiträge zur Erklärung geliefert, und gern erkennen wir an, was neuerdings Boxberger und Peppmüller geleistet haben, aber der Missbrauch schadet auch der guten Sache. Wenn in der Stelle der „Jungfrau“, wo Montgomery um sein Leben fleht, der Homerische Lykaon so unzweifelhaft Schillers Vorbild war, dass es jedem, der seinen Homer kennt, sich aufdrängt, wie z. B. Friedrich von Stein gleich an ihn gemahnt ward (Charlotte von Schiller I, 462), so scheint es dagegen verfehlt, bei den allerleisesten Anklängen gleich Homerischen Einfluss aufzuspüren und die lebendige dichterische Schaffungskraft dadurch zu beschränken. Am allerwenigsten darf man entfernt liegende Beziehungen ohne weiteres dem Dichter aufdrängen, und gar glauben, durch solche diesen rechtfertigen zu können, wenn die dichterische Ausführung mangelhaft erscheint.

Ein solcher Fall liegt mir eben vor. Ich hatte in meinen Erläuterungen zu Schillers „Braut“ bemerkt (S. 118), die Erzählung vom hundertjährigen Clausner (IV, 2), wie er nach seiner zweideutigen Antwort, um nicht weiter befragt zu werden oder um nicht in der Nähe des von schrecklichen Thaten befleckten Messina zu weilen oder aus irgend einem andern kaum zu errathenden Grunde seinen Aufenthalt verlasse, sei sonderbar. Diese Bemerkung glaubte Boxberger (Central-

blatt 1873. Sp. 1394) dadurch widerlegen zu können, dass sie „aus alten Schriftstellern (sic) entlehnt“ sei, was doch sonst für die Philologen die ultima ratio zu sein pflege. Die Philologen haben sich für diese ultima ratio sehr zu bedanken. Ich wüsste nicht, dass es je einem Philologen eingefallen wäre, etwas ungehöriges damit zu vertheidigen, dass eine Stelle eines andern Schriftstellers vorschwebe; denn es fragt sich nur, ob das, was an der Stelle steht, im Zusammenhange passend ist; wird doch, wenn z. B. eine Homerische Stelle ungeschickt angewandt ist, das Ungeschick dadurch nicht weggeschafft, dass unzweifelhaft die betreffende Stelle vorschwebt. Boxberger scheint auf die von ihm ins Auge gefasste Plutarchische Stelle durch Lessings Entwurf des „Alcibiades“ gekommen zu sein, den Schiller aus dem zweiten, 1786 erschienenen Bande von dessen „Theatralischem Nachlass“ S. 63 f. kennen konnte. Lessing benutzte an dieser Stelle Alcib. 17. Wenn er aber den Alcibiades sagen lässt: „Umsonst ergriff der sternkundige Meton die brennenden Fackeln, verbrannte im heiligen Unsinne sein Haus und weissagte bei der Flamme Niederlage und Verderben,“ so geht er über den Bericht Plutarchs hinaus, bei dem es heisst, der Astrolog (wofür Astronom stehen muss) Meton habe, weil er entweder erkannt oder durch irgend eine Art von Weissagung gewusst habe, dass der Zug nach Sicilien Athen verderblich sein werde, sich so gestellt, als ob er in Wahnsinn verfallen sei, auf einmal eine Fackel ergriffen und sein eigenes Haus angezündet. Dabei übergeht er nicht, dass andere behaupteten, Meton habe sich nicht als wahnsinnig gestellt, sondern heimlich in der Nacht sein Haus angezündet, um dadurch die Befreiung seines Sohnes vom Kriegsdienste zu erwirken. Plutarch gedenkt derselben Geschichte auch an einer andern Stelle, Nic. 13, ganz in derselben Weise, nur wird dort hinzugefügt, Meton sei Befehlshaber im Kriege gewesen. Bei Plutarch steht also nur, Meton habe sich wahnsinnig gestellt und so sein Haus angezündet, was von der Schillerschen Erzählung weit genug abliegt. Viel näher trifft freilich Lessings Darstellung, Meton sei wirklich von heiligem Wahnsinn ergriffen worden und habe beim brennen seines Hauses Niederlage und Verderben

geweissagt, wonach also eher an eine Benutzung von Lessing als von dem freilich Schiller bekannten Plutarch zu denken wäre. Lessing bediente sich nicht der von Boxberger angeführten Uebersetzung von Dacier, sondern des nach den Seitenzahlen angezogenen griechischen Textes von Xylander. Wollten wir also auch statt des Plutarch den Entwurf von Lessings „Alcibiades“ als die Quelle Schillers ansehen, so ist einestheils die Aehnlichkeit nicht gross genug, andererseits erklärt sich die Stelle viel einfacher und sachgemässer aus Schillers eigener Erfindung. Die Königin wird von der Erwartung gequält, ob es einem ihrer Söhne gelungen, die geraubte Schwester zu finden; deshalb sendet sie einen Boten zu dem seit uralter Zeit auf der Höhe des Aetna wohnenden frommen Clausner, der schon oft den Himmel für sie gefragt und manchen Fluch hinweggebetet hatte; diesen befragt sie jetzt wegen der Auffindung der verlorenen Tochter. Er verkündet dem Boten ganz ruhig, die verlorene sei gefunden, und zwar vom ältesten Bruder; erst als der Bote ihm die geweihte Kerze überreicht, um sie seinem Heiligen anzuzünden, ergreift ihn die fürchterliche, von ihm vorausgeschaute Entwicklung; er nimmt die Kerze, zündet die Hütte an und steigt, dreimal wehe rufend, den Berg hinab, indem er den Boten bedeutet, ihm nicht nachzuschauen. Schiller, der grause Wirkungen, besonders in der „Braut“ sehr liebte, wollte durch diese schauerliche That des Clausners Isabellens Herz trotz der guten Kunde in ängstliche Bewegung setzen, aber auch zugleich auf den Zuschauer wirken. Der Hauptpunct ist, dass der Clausner trotz der scheinbar guten Kunde doch die schrecklichste Entwicklung, die er nicht näher angibt, durch seinen Weheruf verkündet. Ich habe S. 47 bemerkt, man könne zweifeln, ob es einer solchen neuen Aufregung der Besorgniss Isabellens vor der Ankunft ihrer Tochter bedürfe, und ich sehe noch heute nicht, dass das Drama irgend an wahrhaft ergreifender Wirkung verliere, wenn gleich auf Isabellens Worte:

„Ach! stets war dieser mir ein Kind des Segens“

die mit: „Blick hinter dich, Gebieterin!“ beginnende Anrede des Boten folgt. Freilich ist eine solche Ansicht in Boxbergers Augen ein wahrer Frevel, während ich glaube, dass Goethe Recht habe,

dass bei Schiller manches pathologische und gewaltsame sich finde; insbesondere wird er nach Vollendung seiner Dramen hie und da einzelnes eingeschoben haben, um die tragische Wirkung zu erhöhen oder die dramatische Entwicklung zu fördern. Dass der alte Clausner nicht mehr in der Nähe weilen will, scheint mir nicht besonders motiviert; denn die „leichte, reine Aetherluft", in welcher er weilt, wird nicht befleckt durch die furchtbare Entwicklung des alten Fluches, und könnte er sich selbst irgend eine Schuld beimessen, dass er den Himmel manchmal auf Isabellens Wunsch befragt und um Abwendung des Unglücks gefleht, ein Grund, diese geweihte Stätte, an welcher er neunzig Jahre gelebt, zu verlassen, ist nicht gegeben. Der Dichter aber wollte den Weheruf eben dadurch noch schauriger machen, dass er den Clausner seine Hütte verbrennen und sich auf ewig von diesem Orte entfernen lässt. Dieser Brand seiner Clause ergab sich ihm von dieser Absicht aus von selbst, so dass er nicht erst des Meton sich zu erinnern brauchte, der im Wahnsinn sein Haus anzündet. Von Wahnsinn ist bei ihm gar keine Rede, er thut es mit ruhiger Besonnenheit, wenn es auch freilich seltsam bleibt, dass er das Bild seines Heiligen mit verbrennen lässt, nachdem er die Hütte mit der diesem geweihten Kerze angezündet hat.

Nur mit einem Worte möchte ich darauf hindeuten, dass Boxbergers daselbst gemachte Behauptung, schon im Jahre 1788 habe Schiller „die Malteser" im Sinne gehabt, ganz haltlos ist. Er hält es für gewiss, ich finde es nur wahrscheinlich, dass Schiller durch Vertot auf diesen Stoff geführt wurde. Nun lässt sich aber gar nicht erweisen, dass Schiller Vertot lange vor der 1792 bei Crusius erschienenen, von ihm eingeleiteten deutschen Uebersetzung kannte; bei der Erwähnung der Malteser im „Karlos" hat er ihn nicht benutzt. Einen andern Widerspruch, den Boxberger gegen meine Bemerkung S. 10** erhebt, verstehe ich gar nicht. Eben daraus, dass Schiller sagt „über dem Grabe", nicht „über dem Sarge", kann man schliessen, dass der Sarg schon versenkt war, man diesen nicht mehr sah, wogegen Boxberger behauptet, wäre der Sarg schon versunken, so müsste es heissen „über dem Sarge." Sagt denn nicht Don Cesar davon, er müsse den theuren

Leib „dem Grab übergeben", redet er nicht von „des Grabes Mund", wobei offenbar an die Gruft gedacht wird? Möglich bleibt es freilich, wie ich zugegeben, dass der Ausdruck Schillers ungenau ist, von Boxbergers Behauptung aber kann ich nur das gerade Gegentheil für wahr halten.

2.

Boxberger hat sich um das Gedicht: „Die berühmte Frau" dadurch ein Verdienst erworben, dass er in diesem „Archiv" II, 258 f. den Nachweis geliefert, der Name Grossing sei nicht, wie ich annahm, willkürlich ersonnen, sondern wirklich habe es einen Abenteurer dieses Namens gegeben, nur sind die dem „Damenjournal" desselben entnommenen Angaben sehr unzureichend. Genaueres gibt schon Meusel („Das gelehrte Teutschland" II, 681 ff.), der auch auf Grossingers (denn so hiess eigentlich der Mann, der sich von Grossing nannte) eigene Nachrichten im „Staatsjournal" Heft 6, 331 ff. verweist. Einer seiner Bekannten Fr. Wadzeck gab 1789, also ein Jahr nach Schillers Gedicht, seine Schrift: „Leben und Schicksale des berüchtigten Fr. Rudolph von Grossing, eigentlich Franc. Matthäus Grossinger genannt, nebst der Geschichte und Bekanntmachung der Geheimnisse des Rosenordens" in Berlin bei Vieweg heraus. Wir wollen hier nicht die Umtriebe dieses seltsamen Gauners und wunderlichen Schriftstellers ins einzelne verfolgen, möchten bloss nachweisen, wie Schiller gerade auf ihn gekommen, und wie es mit diesem stand, als er „die berühmte Frau" dichtete. Hatte dieser Mensch schon durch eine Reihe der verschiedenartigsten Zeitschriften (unter ihnen noch 1786 und 1787 „Flora-Journal von und für Damen", „Rosenblatt" und „Monatsschrift für Damen"), Erzählungen, und Werke verschiedenster Art (unter ihnen auch „von Grossings Schicksale seines Lebens von ihm selbst beschrieben" 1786) und sein „Roseninstitut" Schillers Aufmerksamkeit vorübergehend auf sich gezogen, so musste dies im höchsten Grade geschehen, als die „Allgemeine Literaturzeitung" in der Numer vom 25. Januar 1788 in einer Anzeige des ersten Bandes seiner „Lehrreichen Erzählungen" und gleichfalls des ersten Bandes seiner „Louise von Lilienwald, eine Erzählung in zwei

6*

Bänden zum Besten des Roseninstituts für Wittwen und Waisen", die im vorigen Jahre bei Vieweg erschienen waren, den Verfasser folgendermassen in seiner Erbärmlichkeit blossstellte: „Die Herausgeber der 'berlinischen Monatsschrift' haben schon so manchem, der Deutschland täuschte oder täuschen wollte, die Larve abgezogen. Ganz dicht neben ihnen treibt ein solcher Unhold sein Spiel, und längst hat Rec. sich gewundert, dass dieses Spiel so ungeahndet geduldet wird. Wahrlich es ist für Deutschland eine Schande, dass ein Ebentheurer, der seit fünf Jahren schon jedes Mittel ergriff, die Leichtgläubigkeit zu hintergehn — der jetzt für einen unschuldig Geächteten, Gestürzten, mit Hinterlist Verfolgten sich ausgab, da er nur die gelinde Strafe eines ehrlosen Anschlags litt [vgl. Boxberger a. a. O.]; jetzt Journale schrieb, voll schrecklicher Geschichten, die er selbst — erfand, voll Zusammenstoppelung aus Schriftstellern, die er verschwieg oder tadelte, voll Schmähungen gegen einen grossen Monarchen, voll Frechheiten, die selbst brittische Pressfreiheit nicht dulden würde [er war deshalb aus Sachsen ausgewiesen worden, wie die Literaturzeitung am 9. Februar 1785 berichtete*]; — der jetzt an der Spitze eines weiblichen Ordens zu stehn vorgab, der (so waren seine Worte) Epoche in der Weltgeschichte machen sollte, der sogar leichtgläubige Fräuleins nach Sachsen lockte, die dann mit Scham sich getäuscht und das Roseninstitut nirgends erblickten; der seine Lebensgeschichte mit der unsinnigen Versicherung ankündigte, dass sie das allgemeine Handbuch der Menschheit werden sollte; — ja der so frech sein soll, sich halbheimlich für den Sohn nicht eines Monarchen etwa, sondern einer Monarchin auszugeben: wahrlich es ist unbegreiflich, dass ein Scribler, der nichts thut als pralen, missdeuten und zusammentragen, doch alljährlich mit vier bis fünf Büchern hervortreten kann, die gekauft, gelesen, wohl gar hier und da mit Beifall betrachtet werden." Schon am 6. März wurde vom Kammergericht in Berlin folgender Steckbrief

* Er war bis 1782 Hofsecretär in Wien gewesen, war von dort nach Oberrad bei Frankfurt gegangen, aber bald nach Leipzig übergesiedelt; nach seiner Ausweisung begab er sich nach Halle, im August 1786 nach Berlin.

hinter ihm erlassen, den Schiller in derselben „Allgemeinen Literaturzeitung“ in der Numer vom 26. lesen konnte: „Da der als Herausgeber des 'Staatenjournals' und Verfasser anderer Schriften bekannt gewordene Franz Rudolph von Grossing von hier entwichen und der Landreuterlichen Observation, worinn er sich Schulden halber befand, entgangen ist, an dessen Habhaftwerdung aber seinen Gläubigern nicht nur, sondern auch um so mehr gelegen ist, als derselbe sich wegen unerlaubter Wechselnegoces mit Minderjährigen etc. in fiscalischer Untersuchung befunden; so werden alle dem Kammergerichte untergeordnete Gerichte hiedurch befehligt, auswärtige Obrigkeiten aber gebührend ersucht: den gedachten Franz Rudolph von Grossing, wenn er sich sollte betreten lassen, zur gefänglichen Haft zu bringen und das Kammergericht davon zu benachrichtigen. — Der Franz Rudolph von Grossing ist mittler Statur, blassen Angesichts, dem Ansehen nach zwischen 30 und 40 Jahr alt [er war zu Komorn am 20. October 1753 geboren], trägt sein eigenes bräunliches Haar gewöhnlich in einem dünnen Zopf, hat eine starke Vergette und gewöhnlich keine Locken; er hat schwarze oder braune Augen, trägt zuweilen einen braunen manchesternen Pelz mit Schleifen und Schnüren, auch einen rothen oder blauen Rock, und ist auch daran kenntlich, dass er eine starke fremde deutsche Aussprache nach dem Oestreichischen Dialekt hat, und gut französisch spricht.“ So wusste Schiller, als er in seiner „berühmten Frau“ „Grossing und Compagnie“ neben dem „Züricher Wundermann“ einführte, sehr wol, dass dieser litterarische Gauner zur Zeit schon steckbrieflich verfolgt wurde, ja er hatte wol schon im Juliheft derselben „Literaturzeitung“ gelesen, dass dessen Name an den Galgen geschlagen werden solle. Bald nach dem erscheinen des Gedichts in der „Pandora“ wurde er verhaftet. Dasselbe Octoberheft der „Literaturzeitung“, welches in Nr. 256 eine kurze Anzeige der „Pandora“ bringt und unter andern eine längere Stelle aus dem Gedichte Schillers gibt, das eine grosse Lehre durchführe in „schönen Versen, reich an Gedanken und humoristischen Zügen“, hatte schon in Numer 245 unter dem Datum des 20. (?) September berichtet: „Der berüchtigte Abentheurer Grossing, Verfasser des

'Damen-' und 'Staatenjournals' hielt sich seit seiner Flucht aus Berlin unter dem Namen eines englischen Lords oder Grafen Staff in der Gegend von Rotenburg am Neckar auf einem gräflichen Gute auf. Hier wusste er sich so einzuschmeicheln, dass er, als der Graf vor kurzem auf eine Reise gieng, als Freund des Hauses zurückblieb und in Abwesenheit des Grafen dessen Geschäfte übernahm. Gleichwohl hielt er sich in die Länge nicht mehr sicher, und flüchtete sich deswegen in Gesellschaft der Gräfin nach Reutlingen. Allein er wurde daselbst auf Requisition der k. k. Regierung in Rotenburg am 21. September arretirt und an letztern Ort transportirt. Die Vergleichung des Steckbriefs vom Oberamt der Grafschaft Hohenberg mit dem des preussischen Kammergerichts vom 6. März bestätigte es, dass Lord Staff und Franz Rudolph von Grossing eine und dieselbe Person sei. Beim Transport machte er vergebliche Versuche, mit Gewalt die Flucht zu ergreifen. Er ist der Verfasser einer vorgeblich aus dem Englischen übersetzten Schrift unter dem Titel: 'Harmonie oder Grundplan einer weiblichen Erziehung', die in Reutlingen gedruckt ist [der Titel lautet genauer: „Harmonie oder Grundplan zur bessern Erziehung, Bildung und Versorgung des weiblichen Geschlechts. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Reichsgrafen von F—"], und in deren Vorrede es heisst: 'man möchte ja diese Harmonie nicht mit dem Luftgebäude verwechslen, womit ein angeblicher Stifter des, wie er es nannte, Roseninstituts und Damenordens Deutschlands Frauenzimmer einige Jahre getäuscht habe.' Dieser grobe Kunstgriff hatte gleichwohl die Wirkung, dass die Schrift in einigen schwäbischen Zeitungsblättern dem Publikum angepriesen wurde. Unter den Papieren des Flüchtlings fand man gegen 100000 Fl. falsche Wechsel, das Concept eines höchst frevelhaften Briefs an den König von Preussen, worinnen sich G. unter den pöbelhaftesten Beschimpfungen über die preussischen Minister beklagt, dass man ihn zu Berlin habe gefangen nehmen wollen; einen lateinischen Aufruf zur Empörung an die Ungarn; und mehrere mit vornehmen Namen prangende Ordenspapiere, aus denen man sieht, wie leicht es in unsern Tagen dreisten Betrügern wird, Personen aus den

höhern Klassen zu hintergehen, und sie zu eigennützigen Absichten zu missbrauchen." Das war die schönste Illustration zu „Grossing und Compagnie." Endlich berichtete die „Allgemeine Literaturzeitung" in der Nümer vom 18. November aus Stuttgart: „Am 22. October wurde Grossing nebst seinen Bedienten von Rotenburg aus geschlossen nach Wien geführt." Nach Meusel sass er noch im Jahre 1796 „gefangen im Bergschloss zu Grätz." Auch Grossingers älterer Bruder, der Arzt Joseph Grossinger, trat als Schriftsteller auf, zuerst, gleichzeitig mit dem Bruder, mit einer „Nothwendigen Pulslehre für Land- und Wundärzte" (1778), dann aber auch mit Schriften über Aufklärung, Aberglauben und Skandalgeschichten, wie „Aloysia von Blumenau, eine wahre Jesuitengeschichte" und „Unwahrscheinlichkeiten" (beide 1785). Als Ungarn zeigten sich beide Brüder durch ihre Fertigkeit in der lateinischen Sprache; der ältere übersetzte gar die philosophischen Schriften von Moses Mendelssohn, der von Schiller verewigte schrieb „Petri ab Osterwald de religiosis ordinibus et eorum reformatione liber singularis" (1780) und „Jus publicum Hungariae, unica complexum dissertatione." Beide Brüder gehören leider auch zum Bilde unserer Litteratur während der achtziger Jahre und sollten nicht mit Stillschweigen übergangen werden; eine unehrenvolle Erwähnung sollte auch ihnen gerecht werden. Uebrigens hätte Schiller dem Manne sein von nicht nehmen sollen, das er sich aus der aufgegebenen Endung seines Namens gebildet.

3.

Schillers Calender führt unter dem 16. October 1795 als an Cotta geschickt an: „Grazien, Gefahr ästhetischer Sitten, zwölf Gedichte." Wie die Abhandlung „über die Gefahr ästhetischer Sitten" Schiller angehört, so auch die zwölf Gedichte. Für das elfte und zwölfte Stück 1795 und das erste 1796 der „Horen" hat Schiller, nach Ausweisung des Calenders keine Gedichte an Cotta gesandt. Demnach müssen die Gedichte Schillers, welche diese bringen, zu jener Sendung vom 16. October gehören. Nun bringt das elfte Heft folgende fünf Gedichte: „Die Theilung der Erde", „Die Thaten der Philosophen", „Theophanie", „Einem jungen Freunde", „Archimedes und der Schüler", das zwölfte sechs: „Menschliches Wissen", „Die Dichter

der alten und neuen Welt", „Schön und Erhaben", „Der Skrupel", „Karthago", „Ausgang aus dem Leben", das erste 1796: „Der Dichter an die Kunstrichterin".* Die Zahl zwölf stimmt vollkommen, so dass hiermit unzweifelhaft die Zeit gegeben ist, hinter welche die Abfassung dieser Gedichte nicht gesetzt werden darf. Von den beiden ersten Gedichten stand die Abfassung längst fest, dagegen nicht von den übrigen, ja Goedeke versetzt die Gedichte Einem jungen Freunde und Archimedes und der Schüler in den November, indem er auf sie irrig die Angabe im Calender unter dem 20. November bezieht: „H. von Heimburg (nebst zwei Gedichten.)" Wenn Schiller an einen Buchhändler oder an einen Buchdrucker oder an den Corrector oder an einen, auf dessen Urtheil er Gewicht legt, Gedichte schickt, von denen wir wissen, dass sie ihm angehören, so können wir daraus freilich schliessen, dass er sie eben erst vollendet hat, nicht aber wenn er Gedichte einem andern beilegt, die er schon längst zum Drucke abgesandt haben kann. Aber in unserm Falle ist es nicht einmal wahrscheinlich, dass er eigene Gedichte dem von Heimburg geschickt habe, wahrscheinlich sandte er diesem, von dem er am 11. einen Brief erhalten, auf seinen Wunsch zwei Gedichte zurück, die er nicht aufnehmen konnte; wollten wir aber auch annehmen, es handle sich hier von zwei Gedichten Schillers, warum sollen wir nicht eher an dieselben zwei Gedichte denken, die „Schnurren", die er am 16. October an Goethe gesandt hat und die im elften Hefte der „Horen" den übrigen Gedichten vorangehen. So hätten wir also durch diese eine bisher nicht ausgenutzte Calenderangabe eine sichere Zeitgrenze für zehn der Schillerschen Gedichte gewonnen. Dass das zufällig in den „Horen" ausgefallene Gedicht „Zenith und Nadir" schon in einem Briefe aus dem September an Cotta erwähnt werde, erfahren wir durch Goedeke, der kein näheres Datum angibt; es kann dies aber nur der Brief gewesen sein, mit welchem Schiller nach dem Calender am 18. Manuscript (zu den „Horen") sandte.

* Dass dieses Gedicht nicht, wie Goedeke meinte, verloren gegangen, habe ich bereits in der Vorrede zum siebenten Bande Herders (Berlin bei Hempel) bemerkt.

Schillers Briefwechsel mit Körner. Zweite vermehrte Auflage. Herausgegeben von Karl Goedeke. Erster Theil 1784—1792. Leipzig, Veit & Comp. 1874. VI, 483 S.

Angezeigt von Wilhelm Fielitz.

Wenn unter der grossen Menge brieflichen Materials, das aus der Zeit und den gesellschaftlichen Kreisen, in denen unsere Litteratur zur höchsten Blüte gedieh, uns erhalten ist, der grössere Theil gewissermassen nur Einblicke gewährt in die niedrigen Seitenschiffe des Doms und nur gelegentliche Durchblicke auf die Pfeiler und Gewölbe der Mitte, so ist bei Publicationen dieser Art von Correspondenzen es vielleicht gerechtfertigt, alles, was nicht wegen eben jenes Einblickes oder dieses Durchblickes interessant und charakteristisch ist, zu streichen; aber gewisse Documente gibt es doch, die uns unmittelbar in das Haupt- und Mittelschiff führen, indem sie in annähernder Vollständigkeit die Entwickelung und die Arbeit der bedeutendsten Träger der Litteratur in authentischen, objectiv wahren Zügen, man möchte fast sagen, in dramatischer Form zeichnen. Unter diesen Documenten machen sich der Schiller-Körnersche und der Schiller-Goethesche Briefwechsel den ersten Platz streitig. Dass diese classische Bedeutung beiden Correspondenzen auch das Ansehn classischer Litteraturwerke gibt, brauche ich niemandem erst zu versichern. Wird ihnen aber classische Geltung zugestanden, so dürfen sie auch den Anspruch erheben auf entsprechende Behandlung, so darf das deutsche Publicum den Anspruch erheben, diese kostbaren Documente ungekürzt und unentstellt, in originaler Gestalt, überliefert zu erhalten. Das Verlangen nach genauer Wiedergabe der Originale muss nach meiner Meinung vor allem andern den Massstab hergeben zur Beurtheilung einer Ausgabe obiger Correspondenzen. Hinter dieser Forderung ist die erste Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Körner weit zurückgeblieben. Nicht nur, dass

ihre Herausgeber aus persönlichen Rücksichten manches, wodurch Zeitgenossen noch verletzt werden konnten, der Oeffentlichkeit vorenthielten, dass sie „bedeutungs- und inhaltsloses, Grüsse, Aufträge, Besorgungen und was noch alles zum geschäftlichen im freundschaftlichen Verkehr gerechnet werden mag, entfernten“, sie fürchteten auch, wie es scheint, Schillers aesthetischer Autorität durch Mittheilung manches naiv-offenherzigen oder derben Wortes zu schaden, und meinten sein schriftstellerisches Ansehen durch Besserung mancher stilistischen Nachlässigkeit, oder seine nationale Bedeutung durch Verdeutschung manches Fremdwortes wahren zu müssen.

In all diesem bezeichnet nun der erste Band von Goedekes Ausgabe einen entschiedenen Fortschritt. Neu hinzugekommen sind 9 Briefe Körners an Schiller (1788: 6. Febr., 17. Sept.; 1790: 13. Mai, 14. Sept.; 1791: 13. April, 5. Mai, 16. Juni, 25. Sept.; 1792: 23. Nov.), und ein Brief Schillers an Körner (1791: 5. März). Wol die Hälfte aller Briefe ist mit zum Theil recht interessanten und charakteristischen Zusätzen bereichert worden, und kaum ein Brief ist ohne grössere oder geringere Aenderung des Textes geblieben, kurz, der Herausgeber hat gegeben, was er in seiner Vorlage fand, nur war leider — das ist der Mangel auch dieser Ausgabe — diese Vorlage nicht die Originalhandschrift der Briefe. Da die Vorrede von der Grundlage des Textes nichts sagt, so habe ich mir durch eingehendes Studium des Buches meine Ansicht bilden müssen, und ich bin den Beweis obiger Behauptung zu geben schuldig. Beweis sind vor allem Goedekes eigne Worte in den Noten zu S. 123 und 292. (Die blossen Zahlen mit S. bezeichnen die Seiten der neuen, die Zahlen mit vorgesetzter römischer Zahl die der alten Ausgabe, die auch in der neuen am Rande abgedruckt sind.) An ersterer Stelle merkt er zu dem unverständlichen Worte Semesten an: „so in der Abschrift; vermuthlich: von den Seemächten.“ An der zweiten Stelle meldet zu den „Memoires des Komnenus“ die Anmerkung: „Im früheren Abdruck steht Commines. Schiller schrieb vielleicht: Comnenes.“ Wozu die Conjectur, wenn der Herausgeber Schillers Handschrift vor sich gehabt hätte? Und wo er sonst seine Quelle bezeichnet (Anmerkung zu S. 146.

210 und 253), nennt er sie Handschrift oder Manuscript, nirgends Original. Beweis meiner obigen Behauptung ist mir ferner die Orthographie, die ebenso, wie in der ersten Ausgabe, durchaus modern ist. Schiller schrieb bey, May, seyn, zwey (vgl. z. B. Briefe an Göschen im Weim. Jahrb. VI. S. 223 ff., Grenzboten 1870, 2, S. 372 ff.), biſſ (oder biß), jezig, Meinungen (statt Meiningen; Bezieh. S. 482). Von all diesen orthographischen Alterthümlichkeiten, wie sie in jedem in originaler Form veröffentlichten Briefe Schillers zahlreich auftreten, finden wir im vorliegenden Buche keine Spur. Oder doch, wir finden Spuren! In den Briefen Schillers an Huber, deren einige — sie sind wol im Besitz der Cottaschen Buchhandlung (vgl. unten) — in unserm Buche zum ersten Male veröffentlicht sind, finden sich Formen, wie ligt, Häusgen (S. 37), bevestigt (S. 104); und den Brief an Körner vom 29. December 1789 gibt Goedeke nach dem Facsimile in Constantin v. Wurzbachs Schillerbuch; dies ist denn auch der einzige Brief des ganzen Bandes, in welchem May und wobey zu lesen ist, ja der einzige, in dem die Abkürzung des Monatsnamens (December in Dec.) vorkommt. Sollten wirklich Schiller und Körner mit so grosser Peinlichkeit bei jedem Datum den Monatsnamen voll ausgeschrieben haben? Wenn nun der Herausgeber in diesen Fällen vor den Alterthümlichkeiten und bequemen Nachlässigkeiten der originalen Orthographie nicht zurückgeschreckt ist, so folgt daraus, dass er auch in den übrigen Fällen nicht etwa aus Princip die moderne Schreibart durchgeführt hat, sondern weil ihm die originale Orthographie nicht vorlag. Dass dem so ist, dafür ist mir ein dritter Beweis der Umstand, dass auch diese Ausgabe die Briefe, wenn auch bedeutend vollständiger, doch noch nicht ganz ungekürzt bringt. Lücken sind durch Anmerkungen unter oder Pünctchen im Texte angedeutet in den Briefen Körners von 1788: 14. Mai, 27. Mai, 17. Juni; 1789: 31. März; 1791: 16. Juni; 1792: 12. Nov., 14. Dec. und in Schillers Brief 1792: 23. November; anders können doch auch wol die drei Gedankenstriche II, 21 nicht gedeutet werden, die mitten in Schillers Auslassungen über Goethe stehen; in Körners Brief vom 18. Sept. 1792 endlich ist eine Nach-

schrift seiner Schwägerin Dora Stock weggeblieben. Dass Goedeke diese Lücken würde ausgefüllt haben, wenn ihm die Originale zu Gebote gestanden hätten, dürfen wir ebenso wenig bezweifeln, wie dass er den Körnerschen Brief vom 19. Oct. 1792, von dem nur eine karge Notiz auf S. 470 steht, würde mitgetheilt haben, wenn er ihn gehabt hätte. Kurz, die Originale sind für die vorliegende Ausgabe nicht benutzt; aus welchem Grunde, darüber lassen sich keine oder vielmehr gar zu viele Vermuthungen aufstellen. Vorhanden und in einer Sammlung vereinigt scheinen diese Papiere doch noch zu sein, sonst hätte nicht die alte Vorrede, welche darüber Nachricht gibt, so ohne ergänzende Bemerkung abgedruckt werden können; dass aber ein Herausgeber, wie Goedeke, mit dessen Namen man gewohnt ist, den Begriff höchster philologischer Akribie auch auf dem Gebiete moderner Litteratur zu verbinden, nichts werde unversucht gelassen haben, um seiner Ausgabe die möglichst sichere Grundlage des Textes zu geben, darf jeder überzeugt sein.

Wenn es nun höchlichst zu bedauern ist, dass gerade diesem Herausgeber die Gelegenheit nicht geworden ist, die Originalbriefe zu edieren, so habe ich nächstdem am schmerzlichsten die Kargheit der Bemerkungen empfunden über die Natur des Manuscripts, dessen Abdruck wir vor uns haben. Die Vorrede, wie gesagt, schweigt ganz darüber, und die Anmerkungen geben nur ausserordentlich spärliche Auslassungen über die Constituierung des Textes. So muss ich gestehen, dass, so eclatant sich zahlreiche Textverbesserungen der neuen Ausgabe als solche darstellen, ich doch in manchen Fällen rathlos gestanden habe, ungewiss, ob eine Variante oder ein Druckfehler vorliege. So sind dankenswerthe Verbesserungen zu notieren I, 280, wo es hinfort nicht mehr heisst: „dann habe ich Aussichten aufs weimarische“, sondern „aufs Wienerische“ Theater, oder I, 176, wo aus dem räthselhaften Beck, den zu sehen man in Dresden fast den Gasthof gestürmt hätte, sich der bekannte Trenck entpuppt hat, oder II, 61, wo statt der „Memoires des Commines“ jetzt die „des Komnenus“ gelesen werden, oder II, 131, wo aus den örtlichen persönlichen Rücksichten der Redacteurs ärmliche geworden

sind, oder endlich II, 232, wo in Schillers Krankheitsbericht, „dass die kleine Bewegung, wenn man mich vom Bette nach dem Sopha trug, mir Ohnmachten zuzog“, an die Stelle des Sopha ein Meuble gerückt ist, das zwar nicht salonfähig, aber für einen so schwer kranken entschieden angemessener ist als jenes. Dagegen sind doch wol nur Druckfehler, aber recht störende, zu constatieren, wenn II, 30 in dem Satze: „Ist das Wesen, welches jetzt Mensch ist, bestimmt, sich mit jeder Revolution seiner Existenz jenem Ideale stufenweise zu nähern“ die neue Ausgabe „jedem Ideale“ liest, oder wenn I, 170 in dem Berichte Schillers über seinen Besuch bei der dichtenden Frau Bürgermeisterin von Lobeda, wo es heisst: „Hier zeigte man mir die Laube, worin zwischen Schütz, Wieland und Bertuch die erste Idee der Literaturzeitung ausgeheckt wurde“, Goedeke liest: „Hier zeigte man ihr“ u. s. w. oder wenn es II, 184 nicht wie in der alten Ausgabe heisst: „Hubern kann ich mir kaum in seiner neuen Autorität denken“, sondern „in einer n. A.“ Auch wenn I, 120 Körner nach der ersten Ausgabe schreibt: „Vor ein Paar Tagen war der alte Wagner bei uns und kündigte Bertuch an, der von Carlsbad nächstens hierherreisen und den der Finanzrath — man denke — bei uns einführen wird“, in der zweiten Ausgabe aber vor „Finanzrath“ der Artikel ausgefallen ist, so kann das wol nur Druckfehler sein; wo nicht, so verdiente die Stelle eine Anmerkung zur Bekräftigung und Erklärung der Lesart. Was soll man aber zu folgender Stelle sagen? Körner schreibt am 26. Januar 1790 (II, 163) an Schiller: „Du bist nicht fähig, als ein isolirtes Wesen bloss für selbstsüchtigen Genuss zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Ueberlegenheit bei Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfniss zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft; aber ich begreife sie und sie entfernen mich nicht von Dir.“ Darauf antwortet Schiller am 1. Februar 1790 (II, 164): „Hast Du die Erfahrung von unterbrochenen Freundschaftsgefühlen aus unserem Verhältniss genommen, so thust Du mir doch vielleicht Unrecht, wenn Du die Ursache ganz allein

in mir und gar nicht in äusserlichen Vorfällen suchst" u. s. w. Ich denke, Körners Vorwurf und Schillers Replik sind klar. Bei Goedeke aber steht zu lesen: „die Erfahrung von ununterbrochenen Freundschaftsgefühlen." Ist das auch ein Druckfehler? Einen Sinn kann ich wenigstens nicht herausfinden.

I, 103 berichtet Schiller aus Weimar: „Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotten gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniss aus unserm Verhältniss zu machen." Statt dessen steht in der zweiten Ausgabe: „über mich und mich und Charlotte." Mit Zwang lässt sich wol ein Sinn in diese Worte hineinlegen, aber der Verdacht des Druckfehlers liegt nahe. Schreibt wirklich Goedekes Quelle so? Dann müsste es in einer Anmerkung ausdrücklich bestätigt werden. Auch dann wäre freilich noch die Annahme nicht ausgeschlossen, dass diese Lesart auf einem Schreibfehler des Abschreibers beruhe, und dass die erste Ausgabe das richtige habe.

II, 232 erzählt Schiller von seiner Krankheit: „am neunten und siebzehnten Tage erfolgten Krisen", bei Goedeke: „am 9. und 11. Tage." Ist die letzte Zahl ein Druckfehler statt 17? Wenn nicht, so bedurfte die Variante auch hier der förmlichen Bestätigung.

An zwei Stellen ist ein ganzer Complex von Worten einfach ausgefallen. I, 327 am Ende schreibt Schiller: „Huttens (so beide Ausgaben; im Mscr. steht Hubers) Geschichte ist noch nicht im Reinen, aber der erste Plan hat wichtige Veränderungen erlitten. Davon ein andermal." Die letzten drei Worte fehlen bei Goedeke; ebenso II, 175 die Nachschrift Körners: „Ich schreibe Dir nächstens mehr und weniger zerstreut", deren Stelle zwei Sätze von ganz anderem Inhalte einnehmen. Wie ist eine solche Verschiedenheit möglich? Haben wirklich die ersten Herausgeber jene Worte rein hinzuphantasiert? Und wenn nicht, in welchem Verhältniss steht Goedekes Quelle zu der ersten Ausgabe, und in welchem beide zu den Originalen? Das sind Fragen, auf die wir in dem Buche vergebens Antwort suchen, und deren Beantwortung doch erst eine wissenschaftliche Benutzung desselben ermöglicht.

Ein mir ganz unverständlicher Fall kritischen Verfahrens

ist folgender: I, 320 schreibt Schiller von Zach. Beckers Noth- und Hilfsbüchlein: „Er soll bereits die ganze Auflage zu dreissigtausend Exemplaren abgesetzt haben.“ So beide Ausgaben, und Goedeke merkt dazu an: „Vgl. I, 339, wo die richtigeren Zahlen angegeben sind.“ In der That, I, 339 bieten beide Texte den Satz: „Die erste Auflage zu dreitausend Exemplaren und auch die zweite zu fünftausend haben sich vergriffen, und er hat schon die dritte bestellt.“ Aber in der Anmerkung theilt Goedeke mit: „Auch hier steht, mit Zahlen, 30000.“ Auf welche Autorität hin setzt er dann in den Text dreitausend? Wird doch gerade die Zahl Dreissigtausend durch die obige Stelle ausdrücklich gestützt. Oder hat etwa die erste Ausgabe eine von Goedekes Quelle unabhängige Stellung, einen selbständigen Quellenwerth? Also wieder und wieder drängt sich die Frage auf: welches ist das verwandtschaftliche Verhältniss beider Ausgaben? Durch gewisse Beobachtungen ist die Vermuthung in mir rege geworden, die freilich dem letztbesprochenen Falle keine Aufklärung bringen würde, dass beiden die gleiche Abschrift der Briefe (vielleicht im Besitz der Verlagsbuchhandlung?) zu Grunde liege, von welcher die erste Ausgabe einen mannigfach gekürzten und geänderten, die zweite einen getreuen Abdruck bringe. Diese Beobachtung bezieht sich auf gewisse, beiden Ausgaben gemeinsame chronologische Irrthümer.

Die Anordnung und Datierung der Briefe weicht in der vorliegenden Ausgabe nur in zwei Fällen von der älteren ab. Körners Brief vom 12. April 1789 (II, 82) alten Datums ist nun vom 14. April datiert, und der in der ersten Ausgabe vom 30. Mai datierte ist, wie sein Inhalt es forderte, um einen Monat und mehrere Plätze zurückgesetzt. Eigenthümlich bleibt, dass auch Körner diesen Brief mit dem falschen Datum bezeichnet, Schiller scheint sich also wirklich in dem Monate geirrt zu haben. Mit Recht angezweifelt wird vom Herausgeber das Datum des Körnerschen Briefes I, 305: 4. Juni 1788. „Göschen hat sich mit Jettchen Heuer versprochen“, berichtet Körner; aber schon am 9. Mai (Weim. Jahrb. VI, 225) hat Schiller zur Hochzeit gratuliert. Der Brief ist sicherlich am 4. Januar (Freitag) geschrieben, und Schillers Schreiben

vom 7. Januar ist die Antwort darauf. Ich kann aber noch mehr chronologische Irrthümer nachweisen, und zwar ist mir dabei zum Theil dasselbe Hilfsmittel von Nutzen gewesen, das ich schon für die Chronologie des Briefwechsels Schillers mit seiner Braut (s. Archiv III S. 524—557) anwandte, die Vervollständigung der Daten durch Hinzufügung der Wochentage. Es wäre wünschenswerth gewesen, wenn auch der Ausgabe diese Vervollständigung zu Theil geworden wäre, denn ein Briefwechsel, dessen Beförderung an gewisse Wochentage gebunden ist, wird auch in seinen Daten im ganzen dieselben Wochentage in regelmässiger Wiederkehr zeigen, und an dieser Regelmässigkeit in vielen Fällen eine ziemlich sichere Handhabe zur Herstellung der Chronologie bieten. Davon gleich einige Beispiele.

Der Brief Schillers: Weimar 17. Mai 1788 (das ist ein Sonnabend) meldet am Schluss: „Sobald sich das Wetter ändert, fliege ich aufs Land. Wie steht's bei Dir? Ich erwarte mit der heutigen Post Nachricht.“ Nun gibt über den Fahrplan der Dresden-Leipzig-Weimarer Post Schiller I, 156 folgende Nachricht: „Von hier gehen die Woche nur 2 Posten nach Leipzig, Montag und Donnerstag; an diesen Tagen kommen auch die Leipziger an.“ Also die oben citierten Worte können nur an einem Montag oder Donnerstag geschrieben sein; denn wenn sich auch die Ankunft der Post gewiss oft genug verspätet hat, erwartet kann sie doch immer nur an dem fahrplanmässigen Tage werden. Mithin sind nur zwei Annahmen möglich: Entweder ist der Brief Sonnabend den 17. Mai begonnen, und Montag den 19. geschlossen, oder der ganze Brief ist Donnerstag den 15. geschrieben. Erstere Annahme ist nicht statthaft, denn Montag den 26. Mai meldet Schiller von Volkstädt aus: „Seit 8 Tagen bin ich nun hier“ (also seit Montag dem 19.), und am Schluss (S. 192 Goed.): „Deinen letzten Brief (vom 14. Mai, Mittwoch) habe ich sehr spät bekommen, weil er mich nicht mehr in W. fand.“ Während also Schiller am 19. Mai seine Abreise wegen des Wetters noch unbestimmt lässt, sollte sich plötzlich an demselben Tage das Wetter geändert und Schiller sich zum raschen Aufbruch entschlossen haben? Während er doch seine Bücher und

Habseligkeiten mitnahm? Das ist sehr unwahrscheinlich. Nun aber bezeugt Düntzer, aus Goethes Freundeskr. S. 69 ausdrücklich, ich weiss freilich nicht aus welcher Quelle, den 15. Mai als das richtige Datum dieses Briefes.

Montag den 24. October 1791 meldet Schiller: „Ich schrieb Dir schon im Frühling, dass ich ein Stück aus dem Virgil in Stanzen übersetzt habe. Es waren zweiunddreissig Stanzen, und binnen neun Tagen habe ich hundertunddrei noch dazu übersetzt; so dass das ganze zweite Buch in nächster Thalia erscheinen kann. — Ich lasse sie jetzt abschreiben, und schicke sie Dir noch in Manuscript.“ Darauf folgt den 2. November (Mittwoch) der Brief Körners: „Du hast mir grosse Freude durch Deine Stanzen gemacht — im Ganzen herrscht Leichtigkeit der Versification [er hat also das Manuscript schon?]. — Du musst selbst ein grosses episches Gedicht unternehmen. Ich wünschte einen Stoff von allgemeinem, nicht bloss nationalem Interesse. Schicke mir ja die neuen Stanzen bald.“ Welche neuen Stanzen? Es ist unzweifelhaft, dass dieser Brief nicht die Antwort auf den voranstehenden ist, wol aber ist das der nun folgende Körnersche vom 4. November 1791 (Freitag). Die Posten giengen aus Dresden nach Leipzig — das geht aus der gesammten Correspondenz hervor, in der Körners Briefe durch die regelmässige Wiederkehr derselben Wochentage, also durch Zuverlässigkeit des Datums sich vor den Schillerschen auszeichnen — am Dienstag und Freitag, vielleicht auch am Sonntag. Obiger Freitagsbrief vom 4. November aber ist durchaus nicht so gehalten, als sei er mit dem Mittwochsbriefe vom 2. zugleich abgegangen. Am 19. November folgt ein Billet Schillers: „Nur ein Paar Zeilen kann ich diesen Stanzen mitgeben. — Heute habe ich das vierte Buch der Aeneide auch geendigt und kann Dir's die nächste Woche schicken.“ Auf dies Billet erst ist jenes Schreiben Körners die Antwort; das wird ganz unzweifelhaft dadurch, dass es selbst wieder, auch in Betreff der Anregung zu einem epischen Gedichte, von Schiller Montag den 28. November beantwortet wird. Es ist also geschrieben in der Woche von Montag dem 21. bis Freitag den 26. November, und wenn wir in Betracht ziehen, dass bei weitem

die meisten Körnerschen Briefe Dienstags oder Freitags geschrieben sind, so stellen sich uns Dienstag der 22. und Freitag der 26. November zur Auswahl.*

Schillers langer Brief vom 30. März 1789 (Montag) hat nach der Unterschrift noch eine längere Nachschrift, dann folgt unter der Chiffre P. S. eine zweite Nachschrift, die an einem andern Tage geschrieben sein muss, als der übrige Theil des Briefes — denn sie beginnt: „Ich lasse dies [ein Packet?] sogleich abgehen und habe keine Zeit, Dir heute ausführlich zu schreiben“ — und ganz wie ein eigener Brief mit Grüssen und Unterschrift (S. 303 Goed.) versehen ist. Und es ist in der That ein besonderer Brief; das zeigt Körners Antwort vom 14. April 1789 (Dienstag): „Dass ich Deinen vorletzten Brief erst heute und zugleich mit Deinem letzten beantworte, liegt“ u. s. w. Der „vorletzte“ Brief ist nicht etwa der Schillersche vom 26. März (Donnerstag), denn diesen hat Körner schon Dienstag den 31. März beantwortet (II, 79); dass aber ein Brief Schillers, der „letzte“, ausgefallen sei, ist durch nichts wahrscheinlich, vielmehr enthält Körners Antwort vom 14. April nur Beziehungen auf den Brief vom 30. März und das angefügte P. S., aber in entgegengesetzter Reihenfolge; dies ist der letzte, jenes der vorletzte Brief; und die Chiffre P. S., die in beiden Ausgaben steht, ist ohne Zweifel nur ein Zusatz des Abschreibers.

Dasselbe Verhältniss liegt vor in Körners Brief vom 24. October 1789 und der in beiden Ausgaben ihm angehängten

* Ich sehe, dass ich bei der Verdächtigung des obigen Briefdatums zusammentreffe mit F. Jonas in Zachers Zeitschr. für deutsche Philol. V S. 350. Derselbe bezweifelt, und wol mit Recht, auch das Datum des ersten Briefes der ganzen Sammlung. Wenn er aber den Brief vom 4. Oct. 1792 (II, 336) nach dem Anfang des folgenden Briefes umdatieren will, so möchte ich ihm doch nicht unbedingt folgen. Der „heut vor 8 Tagen mit Messgelegenheit geschriebene Brief“ braucht nicht identisch zu sein mit dem voranstehenden, und wenn er es ist, so konnte dieser Brief mit Packet (II, 339) für die Post bestimmt, aber verspätet und daher mit Messgelegenheit bis Leipzig spediert sein. Der Brief wird sicher zu datieren sein, wenn sich der Tag der Reise nach Rudolstadt oder der Abreise von Schillers Mutter bestimmen lässt. Ich kenne darüber keine Angaben.

längeren Nachschrift. Am 28. September (Montag) hat Schiller dem Freunde von Rudolstadt aus gemeldet (II, 125): „Ich habe den Livius mit hierhergenommen, den ich jetzt zum allerersten Male lese, und der mir überaus viel Vergnügen giebt. Warum habe ich nicht Griechisch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu lesen? Mein eigner Styl ist noch nicht historisch und überhaupt noch nicht einfach, und nach den Neueren möchte ich ihn doch nicht gern bilden." Am Schluss heisst es: „Grüsse Minna und Dorchen, und der Letzten bringe ein kleines Versprechen in Erinnerung." Körners Antwort fehlt; er muss aber auf Schillers Aeusserung über den historischen Stil der Alten, wie er überhaupt ein Verächter der classischen Simplicität und Gegner von Schillers Alterthumsstudien ist, etwa folgendermassen geantwortet haben: „Die Alten konnten die Geschichte in einfachem, schmucklosem Stil schreiben, weil ihre Stoffe durch das vaterländische Interesse, also durch sich selbst den Leser fesselten. Dies stoffliche Interesse geht dem modernen Geschichtschreiber ab, und er muss es durch rednerischen Schmuck ersetzen." Dies muss der Inhalt von Körners Antwort gewesen sein, denn Schiller repliciert am 13. October so (II, 128): „Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muss man jeder neueren Geschichte, die man für die Neueren schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe für das Genie, dass man seine Materialien so wählt und stellt, dass sie des Schmuckes nicht brauchen, um zu interessiren. — — Es ist ein armseliges, kleines Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann — bei einem Fragment (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte — dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden: so hat sie alle Requisite, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden — und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren." Nun lenkt Körner scheinbar ein, wenn er auch im Grunde bei seiner Meinung beharrt. „Ueber

die historische Darstellung," entgegnet er Sonnabend den 24. October, „sind wir wohl in der Hauptsache einverstanden. Der philosophische Geist, den Du als ein Erforderniss der neueren Geschichtschreiber angiebst, äussert sich auch in gewissen Eigenthümlichkeiten des Styls, die die Neueren vor den Alten voraushaben." So, denke ich, ist der Gang, der allmähliche Fortschritt des brieflichen Zwiegesprächs durchaus klar. Nun kommt Körner in der Nachschrift zum letztgenannten Briefe (II, 133) ganz plötzlich und unmotiviert wieder auf den Punct zurück, von dem die Discussion ausgieng: „Ob Du mit Xenophons und Thucydides Styl in der Geschichte Glück machen würdest, bezweifle ich fast. Begebenheiten, die durch sich selbst jeden Bürger des Staates interessiren, können nicht einfach genug erzählt werden. Aber wo dies lebhafte Interesse fehlt, sollte da nicht philosophischer Gehalt und selbst rednerischer Schmuck nöthig sein?" Aber wie? Haben wir nicht in diesen Worten die Antwort auf jene erste Aeusserung Schillers vom 28. September? nicht eben die Gedanken, auf welche Schiller am 13. October antwortet? Es ist kein Zweifel, diese „Nachschrift" ist ein Fragment des Briefes, den Körner zwischen dem 28. September und 13. October an Schiller schrieb. Auch diese Nachschrift ist mit selbständiger Unterschrift, Grüssen u. s. w. versehen. Der Schluss ist (S. 335 Goed.) die Versicherung: „Dora wird an Dich denken." Das ist die Antwort auf Schillers am 28. September ausgesprochene Bitte, ihr ein kleines Versprechen in Erinnerung zu bringen.*

* Wenn in diesen Fällen der chronologische Irrthum den Ausgaben, resp. ihrer Quelle, aber nicht den Originalen zur Last fällt, so mag in andern Fällen der Briefschreiber sich um einen Tag im Datum geirrt haben. Dass die Körnerschen Briefdaten durch regelmässige Wiederkehr der Wochentage (besonders der Dienstage und Freitage), also durch Zuverlässigkeit sich vor denen Schillers auszeichnen, ist oben gesagt. Genaue Untersuchungen über die Posttage in Weimar und Jena werden sich erst nach Veröffentlichung des 2. Bandes des Briefwechsels anstellen lassen. Hier nur einige Beispiele. Schillers Brief d. d. Weimar, 26. August 1787 (d. i. Sonntag) ist um einen Tag zu früh datiert, er ist geschrieben Montag den 27. „Sechs Tage war ich in Jena, und komme in voriger Nacht erst zurück. Ich bin etwas spät aufgestanden und in einer halben Stunde geht die Leipziger Post ab. Also nur ein Paar Zeilen,

Hieran schliesse ich die Besprechung eines beiden Ausgaben gemeinsamen chronologischen Fehlers im Texte des Schillerschen Briefes d. d. Rudolstadt 24. Mai 1791 (es ist ein Dienstag). Der heftige Krankheitsanfall, der im Januar Schiller in Jena aufs Lager warf, hat sich in Rudolstadt wiederholt, und Schiller berichtet darüber: „Unter den wiederholten und periodisch zurückkehrenden Anfällen waren zwei, einer am Sonntag vor achtzehn Tagen, der andere am Dienstag fürchterlich.“ Am Sonntag vor achtzehn Tagen; wenn man das am Dienstag schreibt, so ist doch wol der letztvergangene Sonntag, also hier der 22. Mai, gemeint; vor achtzehn Tagen, das führt uns auf Mittwoch den 4. Mai. Höchst auffallend ist diese umständliche und unbequeme Zeitbezeichnung. Schiller musste selbst erst diese 18 Tage berechnen und dieselbe Berechnung dem Freunde zumuthen, während er es doch so einfach hatte, zu sagen: heute vor 20 Tagen, oder noch anschaulicher: morgen vor 3 Wochen. Aber wie stimmt diese Zeitberechnung mit andern Nachrichten? Lotte Schiller gibt solche an ihre Schwägerin Christophine (Urlichs, Charl. v. Schiller und ihre Fr. I. S. 335) Montag den 23. Mai 1791: „Denselben Abend nach Empfang Ihres lieben Briefes wurde mein geliebter Schiller von einer so heftigen Beklemmung auf der Brust befallen, dass wir be-

bis ein grösserer Brief abgehen kann, welches kommenden Donnerstag sein wird.“ Wir haben schon oben gesehen, dass die Leipziger Post Montags, nicht Sonntags gieng. Hiermit stimmt auch die Berechnung des sechstägigen Aufenthaltes in Jena. Dienstag d. 21. Aug. fuhr er früh mit den Damen v. Kalb und Reinhold nach Jena (I, 150), Abends kehrte die Kalb heim (I, 163), Schiller blieb 6 Tage, d. h. bis Sonntag Abend, und war in der Nacht vor Montag dem 27. wieder zu Hause. — Das kurze Billet, Weimar 4. September 1787 beginnt: „Heute ist Posttag.“ Das Heute kann also nicht Dienstag der 4., sondern nur Montag der 3. September gewesen sein. — Von Jena gehen die Posten nach Leipzig Montags, Freitags und, wie es scheint, auch Mittwochs. Schillers Brief Jena 12. December 1789 fällt auf einen Sonnabend. Es ist ein längerer Brief, für die Montagspost bestimmt und könnte bei Zeiten angefangen sein; aber die Worte: „Ich kam vor einer halben Stunde von Weimar zurück,“ verglichen mit Schiller und Lotte Nr. 220 u. 221, können nur am 13. December, Sonntag, geschrieben sein, denn an diesem Tage kehrte Schiller früh zu Pferde von Weimar heim.

fürchteten, es wäre ein Stickfluss. — Noch einmal über den andern Tag kam ein heftiger Anfall, der noch schmerzlicher für mich war. — Aber auch dies ging vorüber, und wir hoffen nun, dass kein so heftiger Anfall wird wiederkommen können, weil jetzt alle Mittel angewendet sind. — Gestern vor 14 Tagen [d. i. Sonntag d. 8. Mai] war der traurige Anfang der Krankheit. Seit dem Dienstag darauf [d. i. also der 10. Mai] ist kein so heftiger Anfall mehr gekommen, und nun bleibt es schon lange aus." Da haben wir die beiden fürchterlichen Anfälle, von denen Schiller spricht; aber nicht Sonntag vor 18, sondern vor 14 Tagen war der erste, Dienstag darauf der zweite. So wollte Schiller jedesfalls schreiben und ich bin es überzeugt, so hat er auch geschrieben.

Durch die angeführten Thatsachen und angestellten Untersuchungen denke ich das Urtheil begründet zu haben, dass auch diese Ausgabe des Schiller-Körnerschen Briefwechsels, trotz des vielverheissenden Namens, den sie an der Stirn trägt, eine abschliessende nicht zu nennen ist, weil sie nicht auf der einzig sichern Grundlage des Textes, den Originalbriefen, beruht, weil sie Fehler enthält, deren Berichtigung, Lücken, deren Ausfüllung, Räthsel, deren Lösung aus jenen zu holen gewesen wäre, nun aber, vielleicht auf Jahrzehnte, wieder hinausgeschoben ist. Habe ich indessen den Abstand bezeichnet, in welchem die vorliegende Ausgabe hinter dem zu erstrebenden Ziele zurückgeblieben ist, so darf doch auch nicht verschwiegen werden, dass sie um den gleichen Abstand ihre Vorgängerin übertrifft, und ich würde weder dem Werthe des Buches noch meiner Freude über dasselbe Genüge thun, wenn ich nicht über das reiche neue Material, das in demselben enthalten ist, eine Uebersicht geben wollte. Da sind zunächst zahlreiche, zum Theil recht bedeutende Zusätze zu den schon bekannten Briefen. Von diesen sind die einen charakteristisch für den freien, natürlichen Gedankenverkehr der Freunde unter einander. Es ist in der That Prüderie zu nennen, wenn in der ersten Ausgabe Stellen unterdrückt wurden, wie die in Schillers Brief vom 5. Januar 1787, wo er Bericht erstattet über sein und Hubers hausen in der Körnerschen Wohnung in Dresden, die sie, während Körners in Leipzig waren, be-

wohnten und bewachten (S. 55 Goed.): „Aber der Minna sage doch, dass ich sie herzlich bedaure wegen ihrem Schlafen; denn wenn Du es in der Nacht machst, wie Huber, so liegt Dein Kopf immer in ihrem Bette, und das ist verfluchtes Schlafen, wie ich an mir weiss. Ueberhaupt bin ich für das Bette zu gross" u. s. w. Auch die derbe Aposiopese wider die Jenaische Akademie (9. März 1789, S. 288 Goed.) und der fromme Wunsch, dass den alten Onkel Körners der Henker noch im Grabe holen möge (4. Oct. 1792, S. 467 Goed.), sind charakteristische Beiträge zu Schillers Schärfe und Härte im Urtheil, wie zu der Ungeniertheit des Freundschaftsverhältnisses. Andere Zusätze unterrichten uns von Körnerschen Familienumständen, von Hoffnungen auf Avancement und Erbschaft, oder bringen Urtheile über Weimarer Persönlichkeiten, (die Familie Stein-Imhoff-Schardt S. 198 Goed. I 308; Goethe S. 270 Goed. II 21); eine ganze Reihe neuer Zusätze betrifft Schillers eigenthümliches Verhältniss zum Kalbschen Ehepaare; aus diesen geht unter anderm das ganz unzweideutig hervor, dass Schiller durchaus nicht zu dauerndem Aufenthalt nach Weimar gegangen war, sondern um, sobald Herr von Kalb zurückkehrte, das Ehepaar oder jedesfalls die Frau von Kalb nach Dresden zu führen und in den Cirkel der „heiligen Fünf" aufzunehmen. Das war schon aus den bisher bekannten Stellen I, 99 und I, 199* klar. Neue Belege dafür bringt Goedeke S. 122 in Körners Worten: „Nach Deinem vorigen Briefe [derselbe fehlt] kann die Ankunft des Herrn von Kalb nicht mehr entfernt sein, also wirst Du uns bald

* I, 99 schreibt Schiller: „Mehr als jemals bin ich jetzt begierig, wie dieser Geist auf den Eurigen wirken wird. Herr v. Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen, und Charlotte hat alle Hoffnung, dass unsere Vereinigung (sc. mit Euch) im October zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet sie deswegen auch, in Weimar die geringste Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, dass ihn die Armseligkeit weg nach Dresden treiben soll. Sind wir einmal da, so lässt man Euch für das Weitere sorgen." I, 199 schreibt Körner: „Deine Zurückkunft scheint sich sehr zu verspäten. Wenn der Herr v. Kalb bei der Armee in den Niederlanden ist, so dürfte er vielleicht nicht eher Urlaub erhalten können, bis der holländische Krieg geendigt ist. So kannst Du noch etliche Monate in Weimar bleiben müssen."

von Deiner Zurückkunft bestimmt schreiben können," und in Schillers missmüthiger Aeusserung (S. 123 Goed.): „Herr von Kalb ist noch nicht hier; — Charlottens Verfassung ist dieselbe, wie ich hieher kam — warum wär' ich also hier gewesen? Ich bin der Reflexionen darüber so müde geworden, dass ich dieser Materie aus dem Wege gehe." Dahin gehören auch (S. 135 Goed.) die Worte Körners über den gemeinsamen künftigen Aufenthaltsort: „ob dies Weimar sein wird, wird von Deinen [und Charlottens] ferneren Erfahrungen und unsern eigenen Versuchen abhängen." (Die eingeklammerten Worte sind Zusatz der neuen Ausgabe zu I, 209.) Vgl. auch I 213, mit S. 138 Goed. wo Schiller schreibt: „In acht Tagen kommen beide (Kalbs) hier an. [Dann schreibe ich Dir über das, was ich Dir längst schreiben wollte, über die Zukunft]."*

Unter den 10 neu hinzugekommenen Briefen der Schiller-Körnerschen Correspondenz, die übrigens nicht gerade von hervorragender Bedeutung sind und unter denen ich wegen ihres Inhalts nur hervorheben will die Anzeige Körners von der Geburt seines Sohnes, des späteren Dichters (d. d. Dresden, 25. Sept. 1791), sowie den Schillerschen Brief vom 5. März 1791, die Mittheilung, dass er angefangen, Kant zu studieren,

* Was soll man Angesichts dieser Thatsachen sagen, wenn in Fr. Försters Nachlass (Kunst und Leben, herausgeg. von Hermann Kletke, Berl. 1873 S. 135) Minna Körner aus ihren Erinnerungen erzählt, Schiller habe auf Körners Rath den Coadjutor v. Dalberg um seine Verwendung beim Herzog von Weimar ersucht behufs einer Einladung nach dem Musensitze. Diese erfolgte im Juni oder Juli 1787 und Schiller folgte ihr. Dass ein solches Verhältniss zwischen Schiller und Karl August nicht vorlag, zeigen seine Briefe I, 190 u. 272—73, die nicht so lauten, als habe Schiller sich irgend wie dem Herzoge zu persönlicher Aufwartung verpflichtet gefühlt. Die Nachrichten, welche das obengenannte Buch über Schiller bringt, ebenso wie die bezüglichen Mittheilungen Försters in Theodor Körners Biographie (Th. Körners Werke, Hempel, I S. 21 ff.) sind in der That so unzuverlässiger Art, dass vor ihrer Verwerthung zu Schillers Biographie dringend zu warnen ist. Was Boxberger (Fleckeisens Jahrbb. 1874, 2. Abth. S. 60) über eine dieser Mittheilungen sagt: „es ist auch hier nicht gut denkbar, dass sie wirklich aus Minna Körners Munde stammt, (Förster ist nemlich auch Dichter)," das könnte man fast auf alles, was diese Mittheilungen neues bringen, ausdehnen.

unter diesen Briefen ist der vom 23. Nov. 1792 wiedergegeben nach Urlichs a. a. O. III S. 63. Aber auch dieser Abdruck ist nicht genau; es finden sich 5—6 Abweichungen vom Urlichsschen Texte. Gewundert habe ich mich, dass die beiden Körnerschen Briefe vom 5. und 22. Juli 1791, die ebendort bei Urlichs aufgeführt und theilweise abgedruckt sind, bei Goedeke weder Aufnahme noch Erwähnung gefunden haben.

Ausser diesen 10 Briefen sind eine besondere Zierde des Buches eine Anzahl Schillerscher Briefe an Huber, deren Originale, wie es scheint — auch hierüber belehrt uns der Herausgeber nicht; vgl. indessen Morgenbl. 1807 Nr. 313 S. 1249 A. und Schillers sämmtl. Schr. Goed. IV S. 21 A. — im Besitz der Cottaschen Buchhandlung sind. Der erste, d. d. Mannheim 7. December 1784, wurde zuerst im Morgenblatt von 1807 Nr. 313 publiciert und steht auch in der ersten Ausgabe des Briefwechsels; es ist die bekannte Antwort auf die gemeinsame Sendung der beiden Leipziger Paare. Als Varianten finden sich in der neuen Ausgabe nur ein „bis“ auf Seite I, 4 und sonst einige orthographische Abweichungen. Neu ist der Brief d. d. Mannheim 28. Februar 1785, und wichtig wegen der Geldverhältnisse zwischen Körner, Schiller und Göschen. Der dritte, Mannheim 25. März 1785, ist mit einigen Auslassungen bereits im Morgenblatt 1808 Nr. 2 veröffentlicht und danach, völlig ungenau, wiedergegeben in der Berliner Sammlung von Schillers Briefen I S. 169 ff. Hier erscheint er zum ersten Male vollständig. Unmittelbar dahinter folgt, hier zum ersten Male bekannt gemacht, das Billet Schillers „vom blauen Engel“, in welchem er seine Ankunft in Leipzig meldet. Der erste Brief aus Dresden an Huber (13. September 1785), der sich schon in der früheren Ausgabe findet (I 54), erscheint hier um ein beträchtliches Stück erweitert. Fast ganz neu ist auch der Brief vom 5. Oct. 1785; denn die drei Abschnitte desselben, die bisher bekannt waren aus dem Morgenblatt 1807 Nr. 281, der Berliner Sammlung S. 191 (hier unter ganz willkürlich erdachtem Datum) und Ad. v. Kellers Beiträgen zur Schillerlitteratur S. 46, giengen unter der falschen Adresse Körners; erst jetzt, unter der richtigen Adresse Hubers und im Zusammenhange

des ganzen Briefes, erhalten sie ihre rechte Bedeutung. Für den bedeutendsten möchte ich aber den siebenten, vom 28. August 1787 aus Weimar datiert, halten, aus dem ich mich nicht enthalten kann, folgende Sätze herauszuheben: „Das Resultat aller meiner hiesigen Erfahrungen ist, dass ich meine Armut erkenne, aber meinen Geist höher anschlage, als bisher geschehen war. Dem Mangel, den ich im Vergleich mit andern in mir fühle, kann ich durch Fleiss und Application begegnen und dann werde ich das glückliche Selbstgefühl meines Wesens rein und vollständig haben. Mich selbst zu würdigen, habe ich den Eindruck müssen kennen lernen, den mein Genius auf den Geist mehrerer entschieden-grosser Männer macht. Da ich diesen nun kenne und den Vereinigungspunkt ihrer verschiedenen Meinungen von mir ausfindig gemacht habe, so fehlt meinem Urtheile von mir selbst nichts mehr. Um nun zu werden, was ich soll und kann, werde ich besser von mir denken lernen und aufhören, mich in meiner eignen Vorstellungsart zu erniedrigen. Ich habe viel Arbeit vor mir, um zu meinem Ziele zu gelangen, aber ich scheue sie nicht mehr. Mich dahin zu führen, soll kein Weg zu ausserordentlich, zu seltsam für mich sein.“ — Mit diesen Veröffentlichungen ist übrigens die Sammlung keineswegs erschöpft. Es werden noch in den Anmerkungen genannt oder stellenweise mitgetheilt die Briefe von 1786, 1. Mai, 17. Mai; 1787, 9. August und 26. October. Möchte doch bald der Besitzer sich zu einer vollständigen Publication des vorhandenen Materials entschliessen.

Ich habe bereits an mehreren Stellen der Anmerkungen gedacht, die einen weiteren, höchst schätzenswerthen Zuwachs zu dem in der ersten Ausgabe gegebenen Material bilden. Sie sind, wie der Herausgeber in der Vorrede erklärt, ohne weiteren Anspruch gegeben; sie sollen nur die Mühe des nachschlagens erleichtern oder hin und wider einen Punct, der in den Briefen dunkel geblieben war, erläutern. So geben denn diese Anmerkungen, ohne ein fortlaufender Commentar der Briefe sein zu wollen, gar manche dankenswerthe Notiz über Personen, Bücher oder Citate, die im Texte vorkommen. Daneben bringen sie auch Stellen aus ungedruckten Briefen

der beiden Freunde an Huber, Reinwald, Christophine u. a. Wenn ich auch zu diesen Anmerkungen einige Zusätze zu machen wage, so bitte ich den Herrn Herausgeber, dies mir nicht auszulegen, als ob ich gegen seine ausgebreiteten Kenntnisse, von denen auch diese Anmerkungen wieder Zeugniss abgeben, mit meinem geringen Wissen in die Schranken treten wollte, sondern es nur als einen Beweis anzusehen, dass ich diesen Briefwechsel und besonders die vorliegende Ausgabe sorgfältig studiert habe. S. 55 Goed. I, 79 schreibt Schiller, der in Körners Abwesenheit im Januar 1787 mit Huber die Körnersche Wohnung (im Faustschen Hause am Kohlenmarkt) bewohnt: „Es wird mir ganz ungewohnt sein, wieder aus Eurem Hause zu ziehn," und Goedeke merkt dazu an: „Schiller zog in das Fleischmannsche Haus, gleichfalls am Kohlenmarkt." Aus dem wieder Schillers lese ich heraus, dass er nur zeitweilig im Körnerschen Hause wohnte. Wo hat er vorher gewohnt? Als im April 1786 Körners auch verreist waren, wohnte er nicht in deren Quartier, denn am 15. April 1786 schreibt er: „Das Wetter war so schön, ich bin spazieren gewesen und habe mir Abts Schrift vom Verdienste bei Dir geholt;" und am 20. spricht er (I, 61) von seiner Hausfrau, der Frau Hofgärtnerin, während die Körnersche Hauswirthin (I, 63) Mademoiselle Faust ist. Die Frau Hofgärtnerin könnte nun Frau Fleischmann sein, denn nach Mittheilung in diesem Archiv III S. 280 war Johann Martin Fleischmann, Schillers und Hubers Wirth, Palaisgärtner. Dem widerspricht es keineswegs, wenn er dem Rigaer Theaterdirector Koch (Berl. Sammlung I S. 207) im Sommer 1786 das Körnersche (Faustsche) Haus als seine Adresse angibt; denn im Sommer wohnte er wol meist mit Körners in Loschwitz, die Briefe erreichten also am schnellsten den Adressaten, wenn sie gleich in der Körnerschen Stadtwohnung abgegeben wurden. — Wenn S. 171 in der zweiten Anmerkung nach Schiller und Lotte S. 2 berichtet wird, Lotte v. Lengefeld sei seit Anfang Februar 1788 in Weimar gewesen, so ist schon von Urlichs III S. XVIII A. 3 Ende Januar als der richtige Termin nachgewiesen. Ein lapsus calami ist es wol nur, wenn S. 367 A. gesagt wird: „den Joinville (für die Memoi-

ren) hatte Hess in Rudolstadt übernommen.“ Schiller selbst schreibt wenigstens (II, 96) Hess in Gotha.

Nach allem gesagtem müssen wir, vorausgesetzt, dass eine genaue Veröffentlichung der Originale nicht ausführbar war, dem Herausgeber für die vielfache Erweiterung und Vertiefung unsrer Schillerkenntnisse danken, die aus dem Buche zu schöpfen ist, und wir dürfen gespannt sein auf das neue, das der zweite Band dieser Ausgabe bringen wird. Der Gebrauch des Werkes wird, wie die Vorrede verheisst, durch ein Personenregister erleichtert werden; es würde aber auch an Zuverlässigkeit und Durchsichtigkeit gewinnen, wenn der Herausgeber auch Mittheilungen über die Grundlage des gegebenen Textes und über das handschriftliche Verhältniss beider Ausgaben machen und bei so auffallenden Textesabweichungen, wie den oben besprochenen, eine ausdrückliche Bestätigung derselben in der Anmerkung sich zur Regel machen wollte. Für ein etwa anzulegendes Druckfehlerverzeichniss kann ich eine ganze Liste zu Gebote stellen.

Racines dramatische Werke mit deutschem Commentar und Einleitungen.

Von

Adolf Laun.

I. Britannicus. Strassburg, J. K. Trübner, 1874.

An den Herausgeber des „Archivs für Litteraturgeschichte“.

Sie verpflichten mich zu neuem Dank, indem Sie mir Gelegenheit geben, mich, wie ich über meine Molière-Ausgabe (III S. 558 f.) that, auch über meine Herausgabe der Racineschen Dramen mit einigen Worten auszusprechen. Die Ziel- und Gesichtspuncte sind bei beiden Unternehmungen dieselben und modificieren sich nur nach der Verschiedenheit der Gattung, des Stoffs und der dichterischen Eigenthümlichkeit.

Racine, der Sophokles der französischen Tragik, behauptet nach wie vor sein classisches Ansehen auch bei uns und wird noch immer in unsern Schulen und Akademieen gelesen. Er bildet die Grundlage eines Unterrichts, der über gewöhnliche sachliche und sprachliche Erklärungen hinausgeht und auch sein Verhältniss zum classischen Alterthum, auf das der Dichter sich stützt, seine sprach-, kunst- und litteraturgeschichtliche Bedeutung ins Auge fasst.

Dem mannichfachen Bedürfniss nach Aufklärung über so viele Puncte, von denen ein tieferes Verständniss Racines und seiner Stellung in der französischen und in der Weltlitteratur abhängt, möchte meine Bearbeitung entgegen kommen. Sie ist, sich auf die neuesten und besten Quellen und Vorarbeiten stützend, nicht eine solche, die sich mit blossen Sach- und Worterklärungen begnügt, sondern sie fasst ein weiter gehendes Interesse ins Auge. Kein anderer französischer Dichter bietet so, wie er, Stoff zu sprach-aesthetischen, zu kunst- und litterarhistorischen und zu technischen Bemerkungen. Um ihm gerecht zu werden und die Beschäftigung mit ihm zu

einer vielseitig fruchtreichen zu machen, darf man ihn nicht als blosses Instrument zum französisch lernen benutzen. Das hiesse ihn herabwürdigen und würde einem bloss praktischen Zweck auch schlecht entsprechen. Zum erlernen der modernen französischen Conversation kann er nicht viel helfen.

Die Einleitung zu jedem Stück gibt die innere und äussere Entstehungsgeschichte desselben, weist die Quellen nach, auf denen es beruht, die Vorbilder, an die es sich anschliesst, berichtet über seine Aufnahme, über die Einwirkung, die es litterar- und bühnengeschichtlich gehabt und die Polemik, die es hervorgerufen hat. Sie sucht dasselbe vom aesthetischen Standpuncte zu würdigen, indem sie besonders die technische Seite ins Auge fasst und, ohne den deutschen Standpunct aufzugeben, die Leistung des Dichters innerhalb des von ihm adoptierten Systems betrachtet. Sie fügt auch die nöthigen bibliographischen Notizen hinzu.

Der Commentar führt die allgemeinen Andeutungen der Einleitung bei gegebenen Fällen im einzelnen aus und ist vorzugsweise exegetisch, da selten Veranlassung zu text-kritischen Erörterungen vorliegt. Die sprachlichen Phaenomene, die dem heutigen Gebrauch nicht mehr entsprechen, werden als in der damaligen Ausdrucksweise begründet, durch Parallelstellen aus dem Dichter und seinen Zeitgenossen erklärt. Racine ist im ganzen ebenso klar wie correct und bietet in seiner Schreibweise, die sich schon sehr der heutigen nähert, weniger grammatische Schwierigkeiten, als Corneille und Molière. Indess bedarf er doch hier und da der Erläuterung, die mitunter mit Hülfe der Varianten gegeben wird, aber sich auf wirklich schwierige Stellen beschränkt, da der Commentar nicht der Trägheit zu Hülfe kommen soll. Dagegen scheint es passend, bei einzelnen Stellen auf die rhythmische Schönheit, zuweilen auch Mangelhaftigkeit seines melodischen, ausdrucksvollen Verses, der jeder Stimmung gerecht wird, hinzuweisen. — In rhetorischer Hinsicht ist es interessant, zu verfolgen, wie sein anfangs noch in der gezierten Redeweise der Zeit befangener Ausdruck sich zu immer grösserer Kraft, Einfachheit und Natürlichkeit durchbildet. Vieles erscheint jedoch uns Deutschen nur darum gespreizt, wunderlich und trivial, weil wir manchen Wörtern eine Bedeutung und Färbung

beilegen, die sie erst in neuerer Zeit bekommen haben oder die wir unserm Fremdwörtergebrauch entnehmen. — Die französischen Umschreibungen, wie sie unsre Schulausgaben nach den französischen Commentaren geben, helfen dabei wenig zum inneren Verständniss. Es muss eine Vermittelung durch die deutsche Sprache eintreten, die dem deutschen Leser allein sagen kann, was an der bezüglichen Stelle das französische Wort bedeutet und welchem dichterischen Ausdruck es bei uns entspricht. Wo eine wörtliche Uebersetzung sinnentstellend wäre, muss ein Aequivalent, eine Umschreibung und für manchen Vers eine poetische Uebertragung, die treuer sein kann, wie eine prosaische, gegeben werden. Auf diese Weise kann das übersetzen Racines zu einer aesthetischen Uebung, zur Bildung im höheren deutschen Stil benutzt werden. Da der in den alten Classikern tief bewanderte Dichter sich fortwährend an dieselben anlehnt und ihre Aussprüche im Geiste seiner Sprache selbständig verwerthet, so gewährt die Vergleichung mit ihnen ein besonderes Interesse und führt zu häufigen Citaten. Aehnlich ist es mit den neueren Dichtern, die er nachgeahmt hat oder die von ihm nachgeahmt worden sind.

Was ich in meiner Selbstanzeige Molières über die durch die Umstände und die gebotene Raumersparniss hervorgerufenen Schwierigkeiten bemerkt habe, passt auch hierher und wird hoffentlich auch hier manchen Einwurf entwaffnen. Ich hebe nur noch hervor, dass ich für den Text die grosse kritische Ausgabe: *Oeuvres de Jean Racine, nouvelle édition revue sur les plus anciennes impressions et les autographes* (Paris 1865—1873) von Paul Mesnard zum Grunde lege und im Anhange die wichtigsten Varianten mittheile.

Adolf Laun.

Miscellen.

1.

Eigends- vnd Gründlicher | Bericht, | Von der Mächtigen Victoria | So die | Königliche May. in | Schweden wieder das Keyserliche Volck | den 17. Julij dieses Jahrs erhalten. | ...... | Gedruckt, Im Jahr, M. DC. XXXI. (6 Blätter in 4°).*

Auf den beiden letzten Seiten liest man:

Hildesheim von 20. Julij.

Die Jeſuiter haben vnlengſt eine Comedia alhier angeſtellet, vnd zwar alſo, daß nemblich 2. Perſohnen, einer in geſtalt des Königs in Schweden, die andere alß der General Tylli zu Roß auffgezogen kommen, da denn der General in Nahmen Keyſ. May. den Schweden, warumb er alſo mit Kriegsmacht auffs Reichsboden ſich begeben, ernſtlich hat zu Rede geſetzet, der Schwed hat etwas ſeiner Motiven angebracht, vnd alß ſie des handels nicht einig werden können, haben ſie einander zu Roß angeſprenget, vnd mit den Piſtolen, ſo nicht ſcharff geladen, auff einander Fewer gegeben, vnd iſt angeſtellt geweſen, daß Tylli den Schweden ſolte vom Theatro hinweg jagen, aber das Blat hat ſich gewendet, vnd iſt die jenige ſo des Tilli Perſohn agiret, (weil der agirende König in Schweden, jhm zu geschwinde vnd mit dem Piſtole etwas zu nahe kommen) gar zu hart getroffen, alſo daß derſelbe gantz betäubet von Roß herunter gefallen vnd hinweg getragen worden, welches denn ein Tumult verurſachet, vnnd der gute Schwede zur ſtraff in die Schachteley geführet, vnd alſo aus der Comedia bald eine Tragedia worden.

Von demselben Vorgange wird in der Schrift: Beiträge zur Hildesheimischen Geschichte. Bd. 3. Hildesheim, 1830. S. 192 f. nach Matth. Lungwitius, Schwed. LorBeer-Krantz. Th. 3. Buch 1. Lpz. 1633. 4. S. 379 berichtet.

---

* In der Königl. Bibl. zu Dresden (Hist. Germ. C 547, 63) nebst einer zweiten Ausgabe (ebd. 547, 66) von 4 Blättern, in deren Titel gedruckt ist: Mayeſtät, wider das Kayſerliche u. s. w.

2.

Zur Worterklärung von Lessings Urtheil über Goethes „Götz von Berlichingen“.

Indem ich in Wielands „Teutschem Mercur von 1778“ blätterte, fand ich einen Aufsatz (Bd. II S. 227 ff.) „Probe einer neuen Verteutschung des Hudibras“, den ich durchlas, weil ich darin die Stelle zu finden hoffte, die Lessing in den Litteraturbriefen (4. Brief, v. Maltzahns Ausgabe VI, S. 10) mit folgenden Worten citiert: „Das allertollste aber ist dieses, dass er — — wie soll ich mich gleich rund genug ausdrucken? Ich will mit ihrer Erlaubniss einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen, dass er seinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn unrecht, und straft ihn in gelehrten Anmerkungen, wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat.“ Auch fand ich diese Stelle wirklich ebenda S. 243 (aus dem 1. Gesang), wo sie so übersetzt ist:

> Fein-dunckle Zweifel warf Er auf,
> und lößt im Nu sie wieder auf:
> als wenn Theologie die Gnatze
> sich geben ließe, daß man sie kratze,

mit der Anmerkung: „Itch, Gnatze, wird von den Niedersachsen statt Krätze gebraucht. S. Frisch.“ Aber ganz kurz vorher findet sich die Stelle:

> Aus Sande konnt' Er einen zähen
> Zwirnfaden, wie jener Docter drehen,

und natürlich erinnerte ich mich dabei des Lessingschen Ausspruches aus seinen „Selbstbetrachtungen, Einfällen und kleinen Aufsätzen“ (Maltzahns Ausgabe, XI, 2, S. 403: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt, und das Ding für Drama ausschreit?“ Diesen Ausspruch beziehen A. Stahr in Lessings Leben, 5. Aufl. II, S. 152 und nach ihm Sendel in diesem „Archiv“ II, S. 80, auf Goethes Götz. Stahr sagt a. a. O.: „Dennoch hat sich in seinem Nachlasse ein kurzes Fragment der „Komödie“, die er mit Goethe aufzuführen Lust spürte, erhalten, das bisher nicht beachtet sein Urtheil über Goethes Götz in wenige Worte zusammendrängt“, womit er eben unsre Stelle meint und meiner Ansicht nach auch das rechte getroffen hat. Aus Hettners Goethe und Schiller II, S. 11 ersehe ich, dass Kant in ähnlicher Weise spottend von Fichtes Wissenschaftslehre sagte, Fichte wolle wie Hudibras aus Sand einen Strick drehen. In der deutschen prosaischen Uebersetzung, die zu Hamburg und Leipzig 1765 erschien, wird S. 14 dieser bildliche Ausdruck noch in folgender Anmerkung erläutert: „Ein zu derselben

Absicht, welche der Verfasser hier hat, erfundenes Mährgen erzehlet, dass einst ein Parisischer Edelmann der sich in verdrüsslichen Umständen befunden, eine, wie ein Doctor von der Sorbonne gekleidete Person angetroffen. Diese fragte ihn um die Ursache seiner Verlegenheit, mit Versprechen ihn davon zu befreyen, wenn er ihm (diesem Sorbonnisten) zugehören wollte, sobald derselbe ihm nichts weiter würde zu befehlen wissen: Der Handel ward richtig, und der Edelmann befahl dem Doctor ein Sieb mit Wasser zu füllen, welches dieser sogleich ins Werk sezete: Hernach befahl er ihm einen Strik von Sand zu flechten. Dieses konnte der Teufel nicht, und gieng beschämt davon."

Rob. Boxberger.

3.

Zu Goethe.

Die „Laune des Verliebten" wurde zuerst gedruckt in den „Werken", Tübingen, Cotta, 1806. Bd. IV. Aufgeführt wurde sie zuerst in Weimar, den 6. März 1805. (Vgl. Schillers Calender S. 188. Goethe in Hempels Ausgabe, VIII, S. 10.) Es wurde dazu eine Abschrift des Goethischen Manuscripts benutzt, die sich noch in der Bibliothek des Weimarischen Hoftheaters befindet, und in welche mir die Liberalität der Theater-Verwaltung Einsicht zu nehmen gütigst verstattet hat. Dieselbe hat nach den Worten der Egle im 8. Auftritt (Hempels Ausgabe VIII, S. 27):

Und schaffe dir das Glück der ächten Zärtlichkeit,

noch folgende, mit Roth- und Bleistift ausgestrichene Verse:

Wenn eines Mädchens Brust von ganzem Herzen lodert,
Ach, da ergiebt es sich, wenn man es halbweg fodert.
O Männer, wüßtet ihr's, ihr köntet wartend ruh'n.
Uns ist's so viel um Euch, als euch um uns zu thun.

Auch sonst ist diese Abschrift für die Gestaltung des Textes von Wichtigkeit; so lauten z. B. hier die letzten Worte des Eridon: „Ein Kuss bekehrte mich," was entschieden der recipierten Lesart „belehrte" vorzuziehen ist.

Rob. Boxberger.

4.

Ein unbekanntes Logenlied von Zacharias Werner.

Mitgetheilt von Heinrich Düntzer.

Bundeslied am Tage Johannes des Vollendeten 24. Juni 1809.

Loge Ernst zum Compass (in Gotha).*

Als kindlich und schön, vom Himmel gesendet,
Die Blüte der Menschheit in Eden entspross,
Da war ihr das Haupt zum Lichte gewendet,
Doch bald wurde Dunkel ihr Schlummergenoss.
Heil, das Dunkel ist verschwunden,
Und der Weg zum Licht gefunden.
Liebe! du hast überwunden.
Chor. Heil, das etc.

Eleusis, du sahst die östlichen Schimmer,
Doch hüllten noch Nebel die zagende Flur!
Die heil'ge Natur verschleiert sich immer,
Und Liebe zerreisset den Schleier ihr nur.
Heil, das etc.
Chor, Heil, das etc.

Es barg ihn Judaea in goldener Hütte,
Den Funken, und Cherubim hüteten sein,
Doch, als sie verschwand, die kindliche Sitte,
Da hüllten die Engel in Dunkel sich ein.
Heil etc.

In Hellas entsprang die Woge des Lebens,
Sie rang mit dem Tode, bis er sie verschlang;
Das Leben, es drohet dem Tode vergebens,
Wenn Liebe, die starke, den Tod nicht bezwang.
Heil etc.

Das Leben erlosch; es klangen die Sterne:
Ein Kindelein lieget der Mutter im Schooss;
Die Gottheit, die sonst in düsterer Ferne,
Sie war es, die liebend die Menschheit umschloss.
Heil etc.

---

* Werner liess dieses Gedicht in Gotha zurück, das er schon vor der Logenfeier verliess. Vgl. meine Schrift: „Zwei Bekehrte" S. 169.

Die Liebe am Kreuz! sie spendet den Frieden;
Gereinigt, beseligt erwacht die Natur.
Es zeiget der Menschheit, vom Lichte geschieden,
Versöhnende Liebe die flammende Spur.
Heil etc.

Johannes, er schaut! wir leben und glauben!
Johannes ergreift das goldne Panier!
Besieget den Tod! Den Köcher ihm rauben,
Das ist unsre Arbeit, ihr Brüder, allhier.
Heil etc.

Wo schweiget der Leu? wo trocknen die Thränen?
Nur dort, wo das Banner gepflanzet und fiel.
Die Meister der Zunft, sie kannten das Sehnen,
Sie glaubten, errangen das herrliche Ziel.
Heil etc.

So ziehn wir getrost, wenns um uns auch stürmet,
Ob auch unser Nachen von Fluthen umringt!
Je höher die Woge des Schicksals sich thürmet,
Je fester die Liebe den Reinen umschlingt.
Also lasst uns fest verschlungen
Wirken, bis wir es errungen;
Dann ist uns das Leben gelungen.
Chor. Also etc.

M. Petrus Sylvius,

ein Dominicaner der Reformationszeit.

Von

Johann Karl Seidemann.

Zu den schreibseligsten Gegnern Luthers gehörte auch Petrus Sylvius, der in dem niederlausitzischen Städtchen Forsta bei Guben geboren ist und eigentlich Penick oder Pienitz hiess, denn er nennt sich einigemale Petrus Forst und „genannt von Forst“, bezeichnet sich aber auch zweimal als „Pienitius, Piennitius“ und dichtet in seinen im J. 1534 erschienenen letzten zwei Büchlein wie folgt:

DE ORIGINE NOMINIS ET PATRIE,
authoris Tetraſtichon.

Syluius à Sylua quae vulgo Forſt uocitatur,
Vrbs eſt luſſatie qua hoc mihi nomen ineſt,
Ac de patre ſimul quia Sylue praefuit olim,
Syluius appellor, ſic dupla cauſa ſubeſt.

Sein Vater ist also wol Förster in Forsta gewesen. Seine Geburt muss um das Jahr 1475 erfolgt sein; in seinem den 10. September 1526 im Druck vollendeten siebzehnten Büchlein Vom glauben Lere vnd geistlicher vbunge der Luttrischen Kyrche, u. s. w. sagt er selbst: „Andächtigen in Christo, lieben Herrn und Freunde, vorzeiten, so die Holhipler und Lotterbuben wollten ein Spiel und Gelächte vorm Volk anrichten, so übten sie solche Rede und Firlefanz von der Vertilgung der Hölle etc. und Sicherheit des Menschen, wie ich's dann in der Jugend vor 40 Jahren oft gehöret hab, und es war dem Volk eine lächrige, spitzbubische, närrische Rede.“*

* Luther: Der ander Artikel unsers heiligen christlichen Glaubens, Jahr 1533, Erl. XX. 166. Hauspostille, Vigilia Paschatis, 31. März 1532, publice. Erl. V. 2 ff. De Wette VI. 321. Tischreden XXVII § 77, ed.

Er studierte in Leipzig und wurde im Sommerhalbjahre 1491 als Erster in der Natio Misnensium inscribiert: „Petrus Penick de Forſt VI" (nachgetragen ist „totum"); er zahlte also Anfangs nur 6 Groschen und erst später die ganze Summe von 10 Groschen. Im Sommersemester 1501 wurde er beim zweiten Baccalaureatsexamen im September Baccalaureus: „Petrus Penigk de Forst", der ihm zur Seite stehende Magister war Hennigk de Haynis. Petrus war „pauper" und wurde umsonst promoviert. Im Wintersemester von 1507 zu 1508, und zwar um Fastnacht, 7. März 1508, bestand das Magisterexamen „Petrus Penick de Forst"; der ihm assistierende Magister war Ludovicus Sartoris und diesmal heisst es ausdrücklich: „nullus pauper"; zugleich mit ihm promovierte Vitus Werler* u. a. Noch in demselben Jahre 1508 trat er als Mönch ins Dominicanercloster zu Leipzig. Der Pirnasche Mönch (bei Mencke II. 1494. 1497.) berichtet von ihm: „Petrus Forst, Predigerordens vom Kloster Leipcz zu Meißen, hat viel christliche Tractaten wider die Lutherianische Secta geschrieben." Der Hildesheimer Henning Pyrgallus in Leipzig besingt ihn in seinem Klageliede, *Θρηνόστιχον*, vom Jahre 1539 Vers 219 ff. also:

„Syluius et Petrus illo compertus in albo eſt,
Philosophus celebris, cantor et eximius,
Nanque tonat grauiter hoſti nec caedere tendit,
Conſolidans recta, pectora caſta, fide,
Immerito haud Petrum referens, quod Apoſtolus ille
Nunciat eccleſijs, dogmata ſana, pijs,"

und bezeichnet ihn in der darin befindlichen Nomenclatura

Förstemann III. 213. Hoffmanns Fundgruben II. 296—336. Haupts Zeitschrift für Deutsches Alterthum. B. 3. S. 510 ff. Ulenspiegel ed. Lappenberg S. 17. 232—235. 443. Fortgesetzte Sammlung 1736 S. 31 f. — — (M. Joh. Sigm. Heinsii Historischer Entwurff vom Religions-Wesen zu Forst. Lübben 1738. Fortgesetzte Sammlung 1738, Frühaufgelesene Früchte S. 258.) Stammte die Familie ursprünglich aus Penig?

* Ueber Werler vgl. die gründliche Abhandlung F. Ritschls in: Rhein. Museum für Philologie. Neue Folge. B. XXVII. S. 333—342. XXVIII. S. 151—170. Freytags Adparat. II. 1334. III. 643. Strauss Hutten ed. 2. S. 40. 476. 543 f. Wiedemanns Eck. S. 472—474.

als „Petrus ſyluius ex conuentu Lipſenſi.“* — Sylvius war sehr kränklich und vermochte der harten Ordensregel nicht zu genügen; deshalb suchte er bei seinen Oberen um Entbindung von der strengen Observanz nach und wanderte, um sie zu erlangen, im Jahre 1513 nach Rom**, besuchte auch Loretto. Er äussert darüber in seiner obengenannten Schrift: „Sintemal ich von der klösterlichen Observanz und Bürde aus billigen, redlichen, würdigen und nothhaftigen Ursachen, die ich jetzt nicht will noch kann erzählen, durch alle Oberprälaten, nämlich durch die würdigen Herren Vicarium, Provincialem und Generalem und durch den obersten Hirten und Bischof der christlichen Kirche bin vor 12, auch vor 13 Jahren, in ihrer großen Mitleidung williglich exempt und entlediget.“ — In seinem 24. Büchlein vom Jahre 1528 sagt er: „Zum Dritten protestire ich und bekenne, vor Gott zu erhalten und vor der Welt wahr zu machen, daß ich nach großer Mühe, Arbeit und Krankheit in meinen schwachen und gebrechlichen Tagen, in

* Adam Sieber in seinen Epigrammen libr. II. edit. Basil. 1565. S. 527 führt ihn mit unter Luthers Gegnern auf; vgl. meine Leipziger Disputation S. 87: „Latomos, et Siluios,“ u. s. w.

** Herzog Georg der Bärtige sagt in seiner Schrift: „Auff das Schmaebuchlein, welchs Martin Luther widder den Meuchler zu Dreszden in kurtzuorschiner zeit, hat lassen auszgehen,“ das er unter dem Namen des aus Leisnig gebürtigen Franciscus Arnoldi Pfarher zu Cöllen im Juni 1531 bei Wolfgang Stöckel in Dresden drucken liess, Bl. Dd ij: „Dasz du aber dem Babst aufs Höchste feind bist, weisz alle Welt. Ja, allein darum, dasz er dich jenes Mal zu Rom von der Kutten nicht wollt entbinden und dir ein Hur zum Weib geben. Zum Andern, dasz er dich nicht alsbald zu einem Bischof oder Cardinal machte. Zum Dritten, dasz dich Babst Leo X. um deiner teuflischen Lehre willen, Ungehorsams und Abtrünnerei, ordentlichs des rechten Procesz, gar härtiglich bestrickt und eingenommen hat, derwegen dich (als alle Verdammten) dein Conscienz Tag und Nacht naget, und kannst im Herzen und Gemüthe rechtschaffen nimmer fröhlich sein, ob du dich gleich auswendig gutes Muths gegen deiner Käthen von Bore erzeigest.“ — „Disz bezügt auch der groszmechtigst keyser Constantinus, welcher den heilgen himelfürsten sant Peter vnd sant Pauls die aller schönste kirchen zu Rom gebawet hat, welche du on zweifel mit deinen augen wol gesehen hast,“ (Cochleus-Dietenberger: Ob Sant Peter Zv Rom sey geweszen u. s. w. 1524. 4. Blatt Db.) — Ueber Loretto Luthers Hauspostille, Dom. 25 p. trin. 1537, Erl. VI. 244. XLIV. 240. 254. —

rechter, guter Meinung bin zuletzt nach betagten Jahren eingezogen in die geistliche Observanz Predigerordens; sondern aus würdiger, billiger, und auch nothhaftiger Ursache, dieweil mir solche Observanz von wegen meiner Schwachheit und Gebrechlichkeit, wie man's auch im Versuchjahr erkannt hat, nicht allein unträglich, sondern auch unmöglich und, als Gott weiß, meinem Leibe und Leben verderblich und tödtlich gewesen ist, bin durch alle Ober- und obersten Prälaten des Ordens und durch den gemeinen Hirten und Regierer aller wahren Christen in geistlichen Sachen, das ist durch die päbstliche Heiligkeit, subleviert und entlediget worden, und, wie einem andern weltlichen Priester, den priesterlichen Stand und Amt in der Welt zu führen, nach aller Macht ihrer Autorität, erlaubt; allein daß ich dieselbige Zeit, das ist Anno Domini 1514 von dem Ordenskleid, zu vermeiden Aergerniß des gemeinen, unwissenden Volks, nicht hab begehrt an dem heiligen Vater Babst, entledigt zu werden, wiewohl ich solche Ursache aller dieser Entledigung hätte, wie ich's kann, wo ich soll, wahr und weise machen, dergleichen kein, oder kaum irgend ein Religios, dieweil die geistlichen Orden gestanden sind, gehabt hat. Welchs ich hier darum eingesetzt hab, daß mich kein Religios so leichtlich zum Exempel nehme und ein itzlicher wahrer Christ nicht fremde Frag oder Bekümmerniß darum habe, sondern solche Sache den geordneten Prälaten zu erkennen und zu beschicken lasse, welchen Gott, mit ihren Unterthanen nach Gelegenheit der Sache zu ordiniren und zu dispensiren, volle Macht gegeben hat, davon Buch 14 Artikel 58 F. G. H., und nicht, wie die Luttrischen thun, Alles richten, urtheilen und verdammen, die sonst alle Mönche und Nonnen wollen aus den Klöstern treiben und doch, die da außen sind, stets wollen ins Kloster jagen, unangesehen alle billige Ursache und Autorität der geordneten Prälaten. Und also verkehrt die Luttherei ihre Wort und Gemüth, wie es ihre Ungütigkeit nach ihrer Unchristlichkeit eingibt.“ — Er kommt in seinen zwei letzten Büchlein vom Jahre 1534 nochmals hierauf zurück und sagt (Blatt K iiij): „Sondern daß ich auch ein fart allhie endlich mein Stand, Leben und Elend gründlicher und klärlicher berühre. Es hat hierin diese Gestalt, daß so ich in meinen

alten schwachen Tagen nach langwieriger Schularbeit und des Chorgeschreiens und nach viel großen Krankheiten und sonderlich der zwier erlittnen Franzosen, und endlich nach dem Grad Magisterii, da mir viel gerugte und reiche Beneficia wären vorgetragen, auch etliche reiche Schulen in großen Städten hätt angenommen und über den dritten Tag beziehen sollte, da bin ich in meiner Einfältigkeit und Unversonnenheit in das Kloster [am Rande: Ordinis Prädicatorum Ann. dni M. D. vnd viij.] gangen und das Klosterkleid durchs Jahr zu versuchen angenommen, und da ich wäre bald in dem Versuchjahr von wegen meiner Schwachheit und von wegen der täglichen Eierspeise*, die mir kürtzlich ganz entgegen, gräßlich und ungenießlich ist worden, und von wegen des entgangnen Schlafes zu der klösterlichen Observanz von allen Vätern also ungnugsam erkannt, daß sie mir nicht allein unträglich, sondern auch meiner Schwachheit unmöglich wäre zu ertragen und derhalben gesinnt wäre, als einer, der zu solchem Thun ungenugsam wäre, wieder heraus zu gehen. Jedoch durch sonderliche Vertröstung der Seniorn, die mich nicht gern verließen, nämlich in den vier Wörtern als: Discretion, Dispensation, Relaxation, Epikeisation [?], und, damit dieß Alles füglich geschehe, weiter Promotion, die sie mit mir vorgaben zu haben, bin ich zu der Profession gestärkt worden, aber darnach solche ängstliche Noth und Qual von wegen der obgemeldter Schwachheit und des entgangnen Schlafes und des langwährigen täglichen Chorsanges und Hungers und von wegen der ungenießlichen Speise habe ich durch drei Jahr allda gelitten, daß, so ich zu dreimal wäre des schnellen Hungers gestorben, so hätt ich, meins Dünkens, nicht so groß Angst, Noth und Qual erlitten. Und wiewohl ich darnach

* Jen. I. 445 = Erl. XXVII. 304: „Der Orden fastet die Zeit, der ein ander Zeit; der iszt nit Fleisch, der nit Eier.“ — Genes. 29, 28: „Monachi sequuti sunt in suis regulis proportionem arithmeticam, einem wie dem andern. Quantum unus laborat, edit, bibit, dormit, tantundem et alter laboret, edat, dormiat. Sed haec aequalitas arithmetica ad forum, ad emtionem aut venditionem, non ad regimina pertinet. Ita enim multi Monachi occisi sunt, qui non poterant ferre paria aut aequalia onera ordinis.“ Erl. Exeget. Opp. Lat. Tom. VII. 260.

durch alle geordneten Ober- und oberste Prälaten, Herrn und Doctorn des Predigerordens und durch den Prälaten der ganzen Christenheit, als erstlich durch Vicarium Mifne und durch die ehrwürdigen Herrn und Doctorn Hermannum Rab*, provincialem Saxonie, und procuratorem generalem zu Rom, Nicolaum Schonberg**, und endlich durch die bäpstliche Autorität Leonis X. bin von der Klosternobservanz eximirt, befreiet und wie ein andrer weltlicher Priester zu geistlichen Beneficien (retento tamen sponte habitu) habilitirt und zugelassen, wie die Briefe ausweisen; so ist doch kürzlich darnach die lutherische Türkei entstanden, darin ich ärger, denn in der Türkei von wegen des alten christlichen glaubens bin umgetrieben und von wegen des Klosterkleids mit unmenschlichem Geschrei, auch in christlicher Herrn Landen und Städten, so schmählich angeschrieen worden, dass mir der achtbar, ehrwürdige Herr und Doctor Hermannus Rab, Provincial Saxonie, gottseligen, so er itzt in dem Jahr in Gott verschieden ist, auch diß zugelassen, daß, wo das Klosterkleid dem gemeinen Volk mehr hässig, denn günstig ist und mich mehr hindert denn födert, so mag ich und soll des weltlichen Priesters oder sonst ehrliche Kleider gebrauchen, sintemal, (auf daß ich vollkommlicher von diesem Thun endlich hier melde,) so man will eigentlich prüfen die göttliche Schrift und die Meinung der Ordensstifter und die obgemeldte Schwachheit und Untüglichkeit, so im Versuchjahr öffentlich ist erkannt, und die unordentliche und ungehaltne Promission, auch solche unterschiedene Profession, so kann man's erkennen, daß ich gegen Gott und der Welt zu der klösterlichen Observanz nie bin verbunden, noch verpflichtet worden, so wenig als ich nicht genugsam darzu, noch geschickt bin erkannt, noch befunden. — Diß alles hab ich allhie von wegen der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht wollen endlich gegen den Lutherischen und (wie sie sagen) gegen den Bäpstischen ungemeldt lassen, auf daß auch sich kein geistlicher, noch weltlicher Potestat, noch niemand mag

* Unschuldige Nachrichten 1713 S. 547—549. 1067—1070 1721 S. 700—714. 694—699. de Wette VI. 531. Er starb am 5. Januar 1532, Stepneri Inscript. S. 82 no. 271. Fellers Catal. Mst. Bibl. Paulinae S. 212.

** Seidemann, Lauterbachs Tagebuch auf das Jahr 1538, S. 91 f.

billig ärgern oder mich arglich verdenken, so ich in der gottlosen Lutherischen Zeit, zu verhüten viel Unfuges des unmenschlichen Anschreiens und Verhöhnens, zu Aergerniß der schwachen Christen und andren Frevels und Gefahrs, nach Befehl und schriftlicher Zulassung des obgemeldten Prälatens in weltlichen Kleidern in der Welt wandre und mein Elend, so es nicht anders will sein, zubringe, und auch auf daß, so mich Gott von hinnen fodert, oder in meinem Elend von der ungütigen Lutherei umbracht würde, daß mein Körper nach christlicher Weise, wie eines andern gehorsamen christlichen Priesters zur Erde bestattet würde und, wie ich meinen letzten Willen würde machen, auch also bliebe, dieweil ich keinem Convent, auch keinem anderen Menschen, denn allein dem Buchdrucker, wie der Receß ausweist, bin itzt schuldig blieben. — Nu wäre ich gesinnt, die anderen nützlichsten und heilsamsten Sermon Andree Prolis weiter in Druck zu fertigen, so mir Gott das Leben und Gesundheit verliehe; dieweil aber der Mensch nicht wisse sein Ende, so hab ich am Ende der letzten ausgangen Sermon angezeigt, woraus man selbst solche nützliche Doctrin oder Lehre durchs Jahr, so er auf den Proceß dieser ausgangen Sermon will Achtung haben, mag formiren, zu göttlicher Ehre und menschlicher Seligkeit. Darzu uns helfe die heilige Dreifaltigkeit und Fürbitt aller seiner Heiligen, Amen.“

In Loretto ward eine wunderbare Erweckung* in seiner Seele lebendig, über die er sich in seinem Tractate „Schutz des heiligen Euangelions vnd des ewigen worts Gottis“ vom Jahre 1526 ausspricht, wie folgt, Blatt F: „Wie mich aber dies Erkenntnis und dies Schreiben ist ankommen, sintemal ich in der heiligen Schrift kein Doctor noch Baccalaureus, kein Student noch Semistudent worden bin, das werden die vier Bücher, genannt de conceptu virginali, so sie ein fart in Druck kommen, ausweisen, welche ich vor der luttrischen Gift, durch sonderliche Geschichte in meinem unaussprechlichen Elend, nach Besuchung Mariae de Loreto wunderlich

* „Ac tandem eo processit furia et illusio Satanica allegoriae de vita speculativa, ut nullus videretur vere Monachus, nisi haberet speciales revelationes, praesertim Minoritae.“ In Genesin Enarrat. 30, 9. Erl. Exeget. Opp. Lat. Tom. VII. 306.

unterweiset, geschehen, Anno domini 1514 beschrieben habe, darinne mir, wie ich's eigentlich erkannt hab, sint der Zeit eine sonderliche Einbildung, die Unterscheid der göttlichen und christlichen Wahrheit und aller ketzerischen Falschheit und irriger Zwietracht zu erkennen, geschehen, gründlicher, denn daß ich's durch eignen Fleiß in meinen Lebtagen hätt können erlangen, auch gründlicher, wie oben berührt, denn daß ich's kann allethalben leichtlich erklären, davon das obgenannte letzte Buch, auch vor der Luttrischen Zwietracht beschrieben, sonderlich meldet. Und wollte Gott, daß alle die hochgelahrten Christischen, Dominitzisch oder Francischcisch, Lutrisch, Türkisch oder Tatarisch, die so manchfaltig davon geredet, geschrieben und disputirt* haben, dieselbigen Bücher sollten lesen, auf daß ich möchte hören, was sie doch allesammt darinne strafen wollten. Seit der Zeit hab ich nicht aufgehört, wider allerlei Irrthum zu schreiben und die christliche Wahrheit zu erklären, und werde auch nicht mein Lebtage aufhören, so ich auch eine lange Zeit sollt leben. Das hab ich Gott zu Lobe und der Christenheit zu Troste nicht wollen so ganz ungemeldet lassen und gar verschweigen.“ — In seinem Schriftchen vom Jahre 1527 „Eyn kurtze vnnd doch gnugliche vnterrichtunge, Ob die iunckfraw Maria, die mutter Christi, kan ader soll auch genant werden eyn mutter Gottes“ lautet der Schluss: „Itzt nicht mehr, denn wohl dem Menschen, der die Jungfrau Maria, die werthe

* Bezieht sich auf das Scelus Bernense. Eberi Calendar. S. 190: „XXXI Maii Anno 1509. Bernae in Heluetia 4. fratres Dominicani prius tortura excruciati & omnibus priuilegijs clericorum ſpoliati comburuntur, propterea, quod contradixerant ijs, qui contra ſcripturae teſtimonia contendebant, virginem Mariam matrem Domini ſine peccato fuiſſe conceptam & natam.“ Unsch. Nachrr. 1715 S. 571. 1719 S. 195. 1743 S. 331—335. 1749 S. 814—823. 1751 S. 593—606. de Wette VI 630. Vom alten vnd newen Got: Glauben: vnnd Ler. Wittemberg. (1521. Veesenmeyers Sammlung S. 131—137. Fortges. Sammlung 1732 S. 518.) Bl. g iij. Evricii Cordi Opp. Poetica, 1564, 8. S. 112—115. 204ᵇ. Wellers Altes II. 120—133. (Vulpius) Curiositäten II. 379—383. J. Scheible, das Schaltjahr. B. V. 22 ff. E. Böcking, Hutteni Opp. I. 166. 139. Supplem. Epp. obsc. viror. Tomi Posterioris Pars Altera S. 308—314. Hagenbachs Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation. 1857. Thl. II. S. 14 f.

Mutter Gottes, in Andacht fleißig ehret und treulich anrufet, wie ich's nicht allein durch die historische Schrift, sondern auch durch manchfaltige Erfahrung und mit meinen Augen gesehen und erkannt hab, von welcher sonderlicher Reinigkeit, Verdienstniß, Gnade, Hülfe und Heiligkeit, auch von der andern lieben Heiligen Ehrerbietung, so ich die Büchlein, in der Missive angezeigt, vollends an Tag bringe, will mit Gottes Hülfe vollkömmlicher schreiben, Gotte zu Lobe und der Christenheit zu Troste und Seligkeit. Darzu helfe uns die heilige Dreifaltigkeit und Vorbitte der werthen Mutter Gottes und seiner lieben Heiligen. Amen." Das Jahr zuvor, 1526, hatte er in seinem Tractat „Vom glauben Lere vnd geistlicher vbunge der Luttrischen Kyrche," u. s. w. Blatt E iij darüber drucken lassen: „Darauf protestire ich zum ersten vor Gotte, Christo und vor seinem jüngsten Gerichte, daß ich keinem Menschen zu Leide noch zu Neide, noch aus keiner menschlicher Gunst noch sinnlichem Haß, auch aus keinem weltlichen Ruhm noch zeitlichem Nutz, sondern allein von wegen der göttlichen Ehre, christlicher Wahrheit und menschlicher Seligkeit bin ermahnet, zu schreiben; auch vorhin, ehe denn ich den Lutther habe hören nennen, so viel ich in meinem sunderlichen großen Elend, wie dieselbigen ersten Bücher werden ausweisen, erkannt hab, und hab Gott gebeten, so ich nicht könnte mit meinem Schreiben der Christenheit etwas nützlich gesein, daß ich möchte davon abstehn und mich ungegrämet zu Ruhe stellen, zuvoran so ich von wegen meins Armuths und Elendes und manchfaltigen Hinderniß nicht hab verhoffet, irgend ein Büchlein an Tag zu bringen, jedoch hab nie können ablassen, bis ich die vier Bücher de conceptu virginis und darnach die 25 wider die Luttherei hab beschrieben, und da ich am allerärmsten und elendesten war, als nämlich von den luttrischen Bauern mit meinem Edelmann ausgetrieben, so sind allererst die Bücher, über meinen Dank (Gott Lob), zum Druck angegangen. Dadurch will ich inniglich ermahnet haben einen itzlichen luttrischen Menschen, dieß mein Schreiben auch gutwillig zu lesen und nicht vor zu richten noch zu verdammen, denn zu lesen und zu erkennen, welchs ihm nicht zu Trotz noch zu Verdrieß, sondern zum Nutz und Seligkeit aus einem ge-

treuen Herzen ist an- und ausgegangen, damit die göttliche Ehre und die christliche Wahrheit und Einigkeit zu aller unser Seligkeit möchte erklärt und unverrücklich erhalten werden."

Ob Sylvius im J. 1519 während der Disputation Luthers mit Eck in Leipzig persönlich anwesend war, fragt sich sehr; durch eine Druckschrift aber hätte er gar zu gern wider Luther mitgestritten, dies scheinen ihm jedoch seine Oberen nicht gestattet zu haben. Darüber äussert er sich auf dem Titel seines 24. Büchleins vom Jahre 1528 also: Das vierundtzweintzigest Buchleyn Confutirt, vnd widderlegt dy Dreytzehen position* des Lutthers. „Wilchs, vor der Leipzigischen Disputation lateinisch auf 6 Bogen beschrieben, lieber, denn gelebt, in Druck gebracht hätte und gehört, was doch Luther in der Leipzigischen Disputation darwider wollte sagen, auf daß ich weiter seinen irrigen Sinn hätt mögen erkennen und darzu antworten, jedoch bin von wegen des Ordenskleides dieselbige Zeit verhindert worden. In welchem Buchlein (wie mans im lateinischen Prologo wird lesen, so es einfart in Druck kommt) dieselbige Zeit aus der Luttrischen Schrift, ist betrachtet und beschrieben, daß Lutther würde nachfolgentlich verachten und verwerfen nicht allein die bewährten christlichen und heiligen Doctores und Lehrer, genannt Scholasticos und Ecclesiasticos, sondern auch verwerfen und vertadeln alle Decreta der heiligen Väter und der heiligen Concilien, und alle Ordnung der heiligen christlichen Kirche und alles, was sie vom Anfang des heiligen christlichen Glaubens einträchtiglich geglaubt, geprediget, gelehrt und aus göttlichem Befehl und Kraft, Gotte zu Lobe, seliglich und heiliglich geordnet und geübet hat, und wie ich darinne die geistliche und weltliche Potestat und Oberkeit so fleißig und hitziglich in großer Angst und Grämung solch schädlichs Feuer des öffentlichen verdammlichen Irrthums und ewigen Verdammnisses in dem Hause Gottes der christlichen Kirche angezündet zu löschen ermahnet hab, welchs Büchlein, sintemal es lateinisch beschrieben ist, will ich's allhier nicht in die deutschen mischen, sondern (will Gott), so ich bequemlicher Statt und

* Vgl. meine Leipziger Disputation S. 27. 37 f. 54.

Fuge, denn bisher gewesen, zu schreiben würde haben, mit andern lateinischen sonderlich in Druck lassen kommen," u. s. f. In seiner „Missiue" aber vom Jahre 1525 heisst es Blatt B iij[b]: „Der 24. Tractat, vor der Leipzischer Disputation lateinisch beschrieben, ist wider die 13. Position daselbst disputirt, wiewohl ich denselben Tractat hätt' allda lieber vorgebracht, denn gelebet, jedoch ist mir's dieselbige Zeit aus Kleinmüthigkeit etlicher Menschen nicht vergönnt. — Der 25. Tractat, kürzlich nach der Leipziger Disputation beschrieben, handelt den Luttherischen Sermon vom ehelichen Stand zu Wittenberg gepredigt und durch Wolfgang Stöckel, meinen guten Gönner*, treulich nachgedruckt und von unsern Deutschen höchlich gelobt, verklärt, daß in demselbigen Sermon kein wahrhaftige christliche noch nützliche Meinung wird erfunden, nach dem als er denselbigen Sermon hat nachmals selbst gestraft und ganz verändert; so waren unsere Deutschen des meisten Theils darauf so gar erhitzet, daß sie ihn nicht gnugsam konnten verloben, und hätt er können etwas noch viel Ungeschaffners vorbringen, so hätten es unsre Deutschen, so ihm anhängig sind, dennoch aufs allerhöchste gepreiset, wie sie denn noch heutzutag zu thun pflegen, und die ganze heilige und stets unverruckte apostolische christliche Kirche sammt mit allen bewährten heiligen christlichen Lehrern hätt müssen Unrecht haben. Ei, ewige Schmachheit." Diesen 25. Tractat brachte Sylvius im Jahre 1528 zum Druck, zugleich mit dem 24., und beginnt ihn Blatt B iij[b]: „Das Funffundtzweintzigest Buchlein ist von der Widerlegung des un-

---

* Der Pegauer Abt Simon Blick jammert in seiner Schrift: Verderbe vnd schaden der Lande vnd leuthen am gut leybe ehre vnnd der selen seligkeit ausz Lutherischen vñ seins anhangs, lehre zugewant, u. s. w., die Stöckel i. J. 1524 noch in Leipzig druckte, 24 Quartbl., Bl. C iij: „fromme Drucker, die sich der Büberey zu drucken enthalten, dergleichen Buchführer, Illuministen, verarmen und verderben in Grund, zu Schaden ihren armen Weibern und Kindern, die vielleicht auch darüber verderben." Vgl. dazu Wicels Catechismus Ecclesiae Bl. Cc iij[b]. Manlii Loc. c. I. 80. — Burkhardt, Luthers Briefwechsel S. 415. Corp. Ref. IV.758. 802. Pyrgalli Θρηνόστιχον Bl. F ij[b] und F vij[b]. Meine Leipziger Disput. S. 59. Schöttgens Historie Graf Wiprechts von Groitzsch S. 172—174; Urkk. S. 120—124. Zarnckes Acta Rect. S. 143. 200. 287 f. 338.

christlichen irrigen Luttrischen Sermons vom ehlichen Stande bei dem Euangelio Nuptiae factae ſunt zu Wittenberg geprediget, wilchen ich, alsbald er nach der Leipzigschen Disputation durch Wolfgangum Stockel in Druck ist kommen, hab in seinem unchristlichen Irrthum erklärt und mit bewährter Schrift von Wort zu Wort widerlegt und die Widerlegung auf zwölf Bogen beschrieben, und wiewohl er also unchristlich und unförmlich war, daß ihn nachmals Lutther selbst durch nachfolgende Schrift ganz und gar wiederrufen hat*, je-

* Es erschien: 1) **Eyn Sermon** | von dem elichē stant | Doctoris Martini Lutter Augu | stiner zu Wittenburgk gepredi-|get im tausent funffhūdert | vñ neuntzehendē Jar. | Darunter in Holzschnitt Maria mit dem Jesuskinde auf dem rechten Arme, in der Linken das Scepter tragend, oben Wolkensaum; sie steht in der Mondsichel; 5 Neuzoll 8 Strich hoch, 3 Nz. 3 Str. breit. Titeleinfassung an den Seiten 15 Nz. hoch, links aus einem Blumenglase aufsteigender Blumenstengel, rechts ein um eine Stange sich hinaufwindendes Band, zu dessen Seiten Sterne; oben quer vor, an die Seitenleisten nicht anschliessend, 11 Strich hoch, 7 Nz. 7 Str. breit, eine Leiste mit Dreiecken, worin je eine halbe Blume; unten quer vor, 2 Nz. hoch und 11 Nz. 8 Str. breit, in der Mitte eine nackte, den Kopf nach links wendende, auf Blumenranken sitzende Knabengestalt. 4 Quartblätter. Letzte Seite 25 Zeilen. Signaturen bis A iij. Titelrückseite oben: Nuptie facte sunt in chana Gal-|lilee et cetera. Diese von Stöckel nachgedruckte Ausgabe: Ein Sermon von dem elichen standt | Doctoris Martini Lutter Au-|gustiner zu wittenburgk ge-| predigt im tausent funf hundert vñ neuntze|henden Jar. | Darunter das Leipziger Stadtwappen. Am Ende: ¶ Getruckt zu Leypszgk durch Wolffgang | Stöckel in der Grymisschen gassen 1519. 4 Quartbl. — ist verzeichnet bei Panzer, Zusätze S. 155 no. 932 q; vgl. Wellers Repertorium S. 150 no. 1241 und Kuczyński S. 123 no. 1332. — — 2) Eyn Sermon von dem Elichen | standt vorendert vnd corrigiret. | durch D. Martinū Luther Au-|gustiner tzu Wittenbergk. — Vorrhede. | — ¶ Es ist eyn Sermon u. s. w. bis: schrifft an tag zubringenn. | 12 Zeilen. — 4 Quartbl. Sign. bis Aiij. Letzte Seite 13 Zeilen, darunter: ¶ Gedruckt zu Wittenburgk Nach Christ geburt | Tausentfunffhundert vnd im Neunzehenden iar. | — Auch diese Ausgabe druckte Stöckel nach; sie hat unter dem Titel und der Vorrede: Getruckt zu Leipszgk durch wolff- gang Stockel im jar M. D. xix. | 4 Quartbl. — Erl. XVI. 150—158. 158—165. — Wolfg. Stöckel von München druckte 1519 in Leipzig „pey den Paulern“, 1523 in der Ritterstrasse und zog 1524 nach Dresden. Schöttgens Historie derer Dreszdnischen Buchdrucker S. 4. Panzers Annalen II. S. 141 no. 1645 — Jacob Stöckel war Drucker in Eilenburg, Panzer a. O. II. S. 282 no. 2325. Literar. Museum I. S. 413. — Ph. Dietz Wörterbuch 1. S. XXVII f.

doch, dieweil er vom Luther war geprediget, so konnten ihn unsere bloßgläubigen Deutschen erstlich nicht gnugsam erheben noch mit Lobe erfüllen, wie die Missive meldet. Dieweil er ihn denn nachmals selbst durch seine Wiederrufung hat widerlegt und niedergeworfen, so will ich der Kürze halben dieselbige meine Widerlegung allhier unterwegen lassen, zuvoran so die Christenheit an der Liebe und Andacht des christlichen Glaubens, wie Christus Math. 24 selbst verkündiget hat, also erkältet und verloschen ist, daß auch unter denjenigen, so nach Ordnung der christlichen Kirche große Präbenden erlanget und alle ihre Güter, Ehre und Würdigkeit davon haben, gar wenig sind, die sich, als um ein teige Birn, bekümmern, zu wissen oder zu erkennen, wie es um den Glauben oder Unglauben, um die Wahrheit oder Unwahrheit wäre gelegen, sondern ihren Fleiß allein auf die weltlichen Geschäfte und Kweserei* gesetzt, von wilchs Thuns halben die Noth der Kirche (wie der Scribent auf Methodium schreibt) würde entstehn und itzt schon entstanden ist.“ — — In seinen letzten zwei beschließlichen Büchlein v. J. 1534 kommt Sylvius nochmals auf die Leipziger Disputation zurück und sagt in dem Verzeichnisse seiner Büchlein Blatt L iij^b: „Das 24. ist von der 13. Lutherischen Position, die ich vor der Leipzigischen Disputation lateinisch hab widerlegt, jedoch dieweil mir's dieselbige Zeit nicht vergunst, noch möglich war, auf die Leipzigische Disputation in Druck zu bringen, so hab ich sie nachmals mit Gunst und Förderung der geordneten Prälaten deutsch in Druck gebracht.“ Bald nach dieser Disputation schrieb er ein deutsches und ein lateinisches Gedicht auf die Leipziger Disputation laut seines „Schutz des heiligen Euangelions“ vom Jahre 1526 Blatt C iiij^b: „Derhalben nicht unglaublich sagt auch der hochgelehrte Doctor Johann Cochleus, daß er aus der Lutrischen Schrift 2500 Artikel merklichen Irrthums hab zusammengelesen, und so man (spricht er) alle seine Schrift, die von den Andern verleget ist, prüfet, so kann man wohl 5000 unchristlicher Artikel aus seiner Schrift zu-

* Mehrmals bei Sylvius, vom wendischen *kwas*, Hochzeit, Schmaus, = Gasterei, Schmauserei.

sammenbringen, denn wie ich's auch bald nach der Leipzigischen Disputation im sonderlichen Carmen und sonst oft, und stets deutsch und lateinisch gemeldet und erklärt hab, daß, als viel Wort oder Meinung, so viel Irrthum, Falschheit oder Lästerung aus dem Lutrischen Gehirne sind ausgeflogen, am Ende also lautend:

> „Nam de ejus quot verba volant, tot falſa cerebro,
> Scilicet vt praeſens liber explicat vnus et alter,
> Vnus Teuthonicum reſonans alterque latinum". —

Im Jahre 1524 war Sylvius Prediger zu Cronspitz* bei Weida, wo er als Pfarrer angenommen worden war, also nicht im dortigen Nonnencloster. „Von den vier Euangelion, szo eyn lange tzeit vntter der banck seyn gelegen" u. s. w. vom Jahre 1528, worin das 19. und 20. Büchlein enthalten ist, sagt er Blatt F iiij f.: „Wilche zwei letzte gedruckte Büchlein mitsammt allen vorigen 18 Tractat offerire ich und vorbringe demüthiglich und billig euch ehrbarn und wohlweisen Herrn Burgermeister und Rathe der Stadt Leipzig, als meinen besondern günstigen Herrn, sintemal vor vier Jahren, dieweil ich Prediger zu Kronschwitz gewesen, dieselbigen geschriebnen Büchlein Euer Ehrbarkeit in guter Zuversicht, als den gottfürchtigen und stets recht christlichen Herren, zugeschickt und um einen treulichen Rath, damit sie in Druck möchten kommen, schriftlich gebeten; darauf denn Euer Ehrbarkeit, als die christlichen und gegen Gotte und seiner Wahrheit und Gerechtigkeit gutwilligen Herrn, meinen ausgeschickten Boten auf Euer eigen Expens mit denselbigen Büchlein zu dem hochwürdigen in Gott Vater und hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Adolphum hochlöblichs Gedächtniß, Bischof zu Merseburg, als zu dem Ordinario loci oder geordneten Prälaten und Richter geistlicher Sachen, dem denn solche Schrift nach göttlicher und christ-

* S. oben S. 122. Mon. Pirn. ap. Menck. II. 1539. Burkhardt, Martin Luthers Briefwechsel S. 137. 163. 401. 419. 423 und meine Bemerkungen daselbst S. 20 und 108. Chronik des Klosters Kronschwitz in Mittheilungen aus dem Archive des voigtländischen alterthumsforschenden Vereins in Hohenleuben. Weida 1871. 8.



licher Ordnung zuständig ist zu erkennen, aus betrachter Vorsichtigkeit verfertiget hat, dadurch denn seine F. G., mitsammt andern seinen verordneten Doctores und Commissarien, nach Besichtigung und Approbirung, dieselbigen Bücher in Druck zu bringen nicht allein zugelassen, sondern auch, dieweil sie kein Buchdrucker auf sein eigen Expens zu drucken sich hat wollen unterstehen, meinem Armuth, damit sie in Druck desto leichter möchten kommen, von wegen Gottes und des christlichen Glaubens eine gnädige Förderung erzeigt. Derhalben ist mein demüthiges Bitten an Euer Ehrbarkeit und an die ganze christliche Gemeine der Stadt Leipzig, auch an itzlichen gutwilligen Menschen, der die göttliche Wahrheit und seiner Seelen Seligkeit liebet, dieselbigen Büchlein in guter Meinung, wie sie beschrieben sind, gutwilliglich anzunehmen, zu lesen und zu prüfen" u. s. w.

Schon am 5. November 1524 traf Sylvius in Weida ein, um das Pfarr- und Predigtamt dort zu versehen. Er erzählt in seinen letzten zwei beschließlichen Büchlein v. J. 1534 Blatt L iij: „Das 22. ist von der unchristlichen Predigt und unmenschlicher Lästerung eines Lutherischen Predigers, der sich in der Churfürstlichen Stadt Weida zu Sanct Peter unordentlich hat eingedrungen und ganz unchristlich und lästerlich geprediget, wie ich's persönlich, da ich zum Pfarrherr wär allda angenommen, gehört und mit göttlicher Schrift widerlegt und vor unserm gnädigsten Landsfürsten Herzog Hans, die Zeit zu Weimar, mit ihm zu gestehen erboten hab." Ausführlicher aber hatte er darüber berichtet in: „Von den letzten Funff buchern M. Petri Syluij" vom Jahre 1528 Blatt B iij[b]: „Das 22. Buchlein ist von der unchristlichen Predigt und unmenschlicher, erschrecklicher Lästerung eines Luttrischen Predigers zu Weida*, zu Sant Peter geprediget, wilche ich von seinem Munde, dieweil ich daselbst Pfarrherr gewesen, zusammengelesen und mit der heiligen Schrift widerlegt und unserm gnädigsten Landsfürsten Herzog Hans durch eine kurze Vorrede zugeschrieben habe und mich mit dem-

* Scheint Johann Gülden gewesen zu sein. Corpus Ref. I. 895. 897 f. 899. 903. IV. 966. Fortgesetzte Sammlung 1764 S. 167. 1747 S. 172. de Wette VI. 501. 665. — Mon. Pirn. ap. Menck. II. 1608.

selbigen Prediger vor seiner F. G., so dieselbige Zeit zu Weimar war, erboten zu gestehn und Erkenntniß zu hören, ob seine Predigten könnten mit icht (etwas) für christliche oder evangelische Predigten geschätzt werden. Sondern sintemal die Zeit solche billige Erbietung mit Gewalt erwehret war, so will ich jetzt die Vorrede außen lassen und die Historien und Geschichte solcher seiner unchristlichen Predigt und erschrecklichen Lästerung aufs allerkürzeste erzählen. Es ist geschehn Anno domini 1524 nächsten Sonntag vor Martini (6 November, Dom. XXIV p. trin.), daß der verordnete Prediger daselbst zu Sant Peter (da er von keinem andern Prediger wußte und ich, den Tag zuvor spät gekommen, mit der Predigt nicht versehn war) hätte wollen selbst predigen und auf den Predigtstuhl steigen. Da ist er bald von der jungen Luttrischen Rotte, durch hinterstellige Verschaffung etlicher zwieträchtiger Luttrischer Bürger, daselbst in der Kirche überfallen und mit großer Unstümigkeit, Gewalt und Frevel, ohne alle Ansagung eines andern Predigers, vom Predigtstuhl unehrlich und schmählich gedrungen und abgestoßen worden und derselbige neue Prediger, wider alle Verordnung der geordneten Prälaten christlicher Kirche, unordentlich, betrieglich und gewaltiglich ist eingedrungen und auf den Predigtstuhl geführt worden*. Da hat derselbige Prediger nach dem schlechten Text des Evangelii (Loquente Jeſu ad turbas: Ecce princeps etc.), wilches er inwendig im Büchlein nach der Luttrischen Tolmatzschung gelesen, alsbald begonnen zu schmä-

---

* Simon Blick, s. oben S. 127, Blatt Cij: „Wie kan es in einem Regiment wol zustehn, der martinisch man, fordert ein auszgelauffen mönich zuwidder dem andern hulffzu einer pfarre, der ehr nach auszweisung christlicher lere quia non vocatus neque missus, vnd satzung der Recht nicht vorstehn kan, noch haben sol, die besitzt ehr, es sey lieb wem es wol, dan er nent sich ein freyhen christen man, vnd meint gnug zu sein wan yne sein martinische leuthe dartzu erwelen, er darff mehr keins rechtlichen eingangs, vnd inuestur, predigt darnach frey das wortt gottes vnd euangelium, also das die leuth alle ewighellisch werden. — Dokegen musz der alt pfarrer, der christlichen verstant, das wort gottes angesagt, vnd nicht fleischliche freyheit gepredigt vnnd der dem fleisch mit fasten, bethen, christlichen vbungen vnd guten wercken ein zaum einleget, vnd den wegk zum himelreich eng macht, mit gewalt entsatzt

hen und zu lästern alle die christliche Priesterschaft und den ganzen geistlichen Stand" u. s. w. „Darnach am Tage Präsentationis Mariä (Montag 21. November) durch die ganze Stunde hat er die werthe Mutter Gottes gar jämmerlich verkleinet und alle diejenigen geistlichen und weltlichen Prälaten und Herrschaft, so dieß Fest gestiftet und aufgerichtet, oder das Amt der Messe und sieben Gezeiten*, von ihr eingesetzt, gesungen oder irgend eine sonderliche Ehre erboten haben, höchlich verhöhnet und verspottet," u. s. f. „Sunder [d. i. aber] am Tage ſanctae Catharinae (Freitag 25. November) hat er zum Ersten angefangen zu sagen eine Historie** des alten Testaments" [Nehem. IV. 16 ff.] u. s. w. „Wilche Historie hat er in den andern Predigten oft repetirt und stets die menschliche Lehre und Gebot vernichtet und verlästert, dadurch er und seins Gleichen das gemeine Volk nicht allein wider die christliche Ordnung der Geistlichkeit und zu Verstörung der Gotteshäuser gereizet, sondern auch wider das Regiment und Herrschaft der weltlichen Obrigkeit, dieweil sie auch Menschen sind, zur Aufruhr getrieben hat. Darnach hat er vor sich genommen das Evangelium von den zehen Jungfrauen und sich vermessen, dasselbig besser zu deuten, denn es bisher geschehn wäre." U. s. w. — „Darnach Dominica prima adventus (27. November) nach Essens, so er aber hatte vernichtet alle Gottesdienste und gute Werke, hat er darnach

---

werden, ader wirt yo also tractirt, das er von der pfar entlauffen musz." — Doctor | Joannis Zack, vorwe|sers des Ertzbisthumbs | zu Prag, vnd Probstes zu Li-|tomeritz verlegung vnnd ant-|wurt auff deren zum Elenbo-| gen vermesszen ordnung vnnd freuele abwerffung der altherkōmen Christlichen Ceremo-|nien vnd Gotes dinste. | u. s. w. vom 3. November 1524. (18 Quartbl.) Bl. E: „Szo befleyst man sich ouch itz alleyn auff nawe vnd iunge prediger oder ausz gelouffen monch, vnd will die altē, szo die schrifft rechtformlich vnd warhafftig auslegē nit mher hörē wie vns dan̄ die heiligē Apostel geweyssagt haben, 1. Timoth. 4." Vgl. Strobels Beyträge I. 465 f. Seidemann, Dr. Jacob Schenk S. 202.

* Aus Psalm 119 V. 62. 164. Laudes, Prim, Terz, Sexte, Nona (Apostelgesch. III. 1.), Vesper, Complet. Paul Amnicola: Czuerrettung den schwachen Ordenspersonen, u. s. w. 1524. (52 Quartbl.) Blatt J b ff. Zarncke, Sebast. Brants Narrenschiff S. 71. 414.

** Vgl. Luthers Kirchenpostille. Erl. VII. 134 ff.

gesagt, daß Christus hätt nicht geheißen zu bauen Kirchen, noch Tempel, noch Klöster, als man itzt bauet. Und daß die Alten, die da hätten Kelche, Meßgewand, Kirchen, Gotteshäuser und Gottesdienst gestiftet, gezeuget oder aufgerichtet, haben kein gut Werk daran geübet. Denn allein das wären gute Werke, als dem Nächsten ein gut Wort zusprechen, und wenn die Magd fleißig ihren Dienst auswartet und die Frau das Kind badet und ernähret, und so der Mann drischet, holzhauet, ackert oder mistladet, diese Werke wären allein gute Werke, ... und allein diese Werke, so zu Hüllung und Füllung des Bauchs dienen, hoch gelobt und gepreiset. — Derhalben will ich die Widerlegung aller dieser seiner irrigen, unchristlichen Predigt, die ich auf 7 Bogen Papiers hatte kürzlich zusammengebracht und der obgemeldten Obrigkeit vorzutragen gedacht und doch verhindert worden, der Kürze halben allhier außen lassen, dieweil sie in den vorigen 20 Büchlein mitsammt der Widerlegung des luttrischen Irrthums gnüglich wird gefunden beschrieben. Ich will auch der Kürze halben allhier die anderen seine lästerlichen Predigten, der ich noch viele hatte beschrieben, unterwegen lassen, die er nachmals je länger je lästerlicher gemacht hat. Denn nachdem als er hatte vermerkt, daß solche Vernichtung göttlicher Dienste, Verachtung aller christlicher Ceremonièn, Verwerfung aller guter Werke*, Verlästerung aller Priesterschaft und Geistlichkeit und Billigung aller Laster und Fleischlichkeit dem Luttrischen Pöbel

* Luthers Hauspostille, am Tag Stephani, Erl. III. 273 f.: „Wenn wir predigen, für die Sünde diene nur das einige Opfer unsers lieben Herren Christi; mit Werken werd man die geringste Sünde nit können ablegen; da schreiens: Wir verbieten gute Werk, und geben Ursach dazu, dasz jedermann thu, was ihn gelüste. Denn so man mit guten Werken den Himmel nit verdiene, so könne man mit bösen Werken die Hölle nit verdienen etc. Da finden sich alle Papisten als falsche Zeugen, die solches von uns offentlich, aber ohne Wahrheit ausgeben.“ Vgl. Erl. IV. 53. 79. 196. 297. V. 134 ff. VI. 331. XLVI. 259 ff. Exeget. Opp. Lat. Tom. XXIII. 287 zu Jesaias 66, 5: „Sicut nunc quoque blasphemi homines dicunt, et afflictis insultant: quid clamas?. Lutheranorum Christus te juvabit etc.“ Irmischer, D. M. Lutheri Commentarium In Ep. S. P. Ad Galat. Tom. I. 128 zu Cap. 2, 3. (Max Jordan), Aus Berichten eines Leipziger Reichstagsmitgliedes vor vierthalbhundert Jahren. (Leipzig, 1869.) S. 2.

wohlgefallen hätte, und solchs Zulaufen von der jungen Luttrischen Rotte gesehn, so hat er ihnen die Ohren desto mehr gekraubt und gejückt und endlich alle christliche Übung vernichtet und verlästert."

Seines Bleibens in Weida war nicht lange; vertrieben kam er nach Lohma. Er erzählt Blatt H iij[b] f. seiner letzten zwei Büchlein: „Daß aber diese obgemeldte drei seine Meinung wahrhaftig und christlich sein, hab ich's im 18. Büchlein, genannt de Communione, vor aller Welt (trau es Gotte) unwidersprechlich erklärt und bewährt, welchs Büchlein, ehe denn es in Druck ist kommen, ist zu Schmöllen in die Disputation vor die Lutherischen Bürgermeister, Bischöfe und Ecclesiastes von Zwickau und von Altenburg vorgebracht worden, da sie den Pfarrherrn zu Schmöllen hätten wollen zwingen, bei Verlust der Pfarre, beiderlei Gestalt den Laien zu reichen und deutsche Messe zu halten, oder mit gnugsam Schrift sich zu erwehren, davon dasselbig Büchlein gnugsam schriftlich und christlich handelt. Aber da Doctor Wenzel Link, die Zeit lutherischer Bischof und Ecclesiastes, oder je ecclesie cerastes, zu Altenburg*, der in der Disputation der vornehmste war, sollte auf dasselbige Büchlein, auch mit Schrift, antworten, hat er nicht ein einiges Wort noch Buchstaben der Schrift vermocht vorzubringen, sondern dasselbige begunst zu lästern und ein Wasserblase zu heißen, daß auch die christlichen Edelleute, die allda beigewesen sind, haben sich gesegnet und darwider gezischet und mich, darauf zu antworten, mit aller Macht hierzu gefodert. Und also hab ich geantwortet, es wär keine alte Vettel, noch kein Holhipler im Lande, er könnte es allzeit so wohl widerlegen, so es mit Schänden, und nicht mit Schrift gülte zu verlegen, und habe mich erboten, vor aller geordneter Oberkeit und Hochgelehrten mit ihm ohne alles Geleit auf gleich Recht zu gestehen und das Büchlein recht geprüfet zu werden. Und also ist D. Wenzel Link allda auf dem Rathhause (Gott weiß) also verstummt und die Augen niedergeschlagen, daß er fortan

* Vgl. Caselmann: Wenzeslaus Links Leben, in Meurers: Das Leben der Altväter der lutherischen Kirche. III. Band. S. 383 ff. 392.

den Tag kein Wort mehr geredt noch gesagt hat, daß der Bürgermeister von Zwickau (d. i. Hermann Mühlpfort) hat begunst, mit dem Pfarrherrn gütlich und söhnlich zu handeln, welchs geschehen ist zu Schmöllen Anno domini im 1525. Jahr, Donnerstag in der Osterwoche (20. April)." — Und in seinem 24. Büchlein vom Jahre 1528 heisst es Blatt D ij[b]: „Zum Andern protestire ich, vor Gott und der Welt sicher zu erhalten, daß ich allein von wegen göttlicher Ehre und menschlicher Seligkeit, dieselbige zu erhalten und die göttliche und christliche Wahrheit und Gerechtigkeit zu erklären und die Verdammlichkeit der ketzerischen Falschheit und Betrieglichkeit zu entblößen und zu widerlegen, und aus keiner sinnlichen Gunst noch Haß irgend eines Menschen hab die 25 Büchlein beschrieben, auch keinen menschlichen Ruhm, sondern allein der gewöhnlichen Luttrischen Schmachheit, Schändung und Lästerung gewartet und von Gottes wegen dieselbige nicht gefürchtet noch geachtet zu erleiden, auch keinen zeitlichen Nutz dadurch begehrt noch gedacht zu erlangen, sondern so die Buchdrucker hätten dieselbigen wollen auf ihre Kost und Gewinn drucken, so hätt ich gerne die Mühe und Arbeit von Gottes wegen wollen tragen. Aber sie sind, dieß zu thun, nicht gesinnt gewesen, und wiewohl ich vonwegen meines Armuths und Elends nie gehoffet noch gedacht hab, auf mein Kost irgend ein Büchlein zu vermögen an Tag zu bringen, so hat es doch Gott also geschickt, daß, so ich durch die Lutrischen Bürger von Weida, und darnach vollkommlicher durch die schwarzen Lutrischen Bauern von Lohmau bei Schmollen vertrieben und noch viel ärmer und elender, denn vor, gewesen und wäre gegen Dresden kommen. Da ist das 13. Büchlein vom apostolischen Glauben auf mein Kost, so viel als ich vermochte zu bezahlen, in Druck kommen, dieß selbige mehr gedacht, um Gottes willen zu vergeben, denn zu vermögen zu verkaufen, und fortan die andern ungedruckt bleiben. Sondern es ist mir über meinen Dank geschehn, daß man's gerne gekauft hat. Darüber sind etliche gottfürchtige Menschen und Prälaten, geistlich und auch weltliche, wiewohl der wenig gewesen, die mein Elend und Armuth, so ich kein Dienst noch Stand hatte, irgend

einen Zehrpfennig zu erlangen, und die andern Büchlein auch gerne hätt in Druck gebracht, angesehn und von wegen Gottes zuweilen auch eine Förderung gethan, damit ich die Büchlein eins nach dem andern, alsbald ich hätte was Weniges, sie zu verlegen, überkommen, in Druck gebracht; Gott gebe denselbigen die ewige Belohnung, Amen. Und derselbigen Bücher, die ich auf meinem Nacken getragen, Gott weiß, den armen Priestern und Brüdern, auch Luttrischen Menschen, so sie zu lesen verheißen haben, von wegen Gottes und menschlicher Seligkeit oft viel mehr vergeben, denn verkauft; auch andre fremde, nützliche Büchlein um mein Geld gekauft und, auf daß sie an Tag kämen, verschenkt und kein Geiz noch Eigennutz, wie mir oft die Luttrischen vorgeworfen haben, vorsätzlich darinne gesucht hab."

Sylvius, auch aus Lohma vertrieben, war nach Leipzig und Dresden gegangen und sah sich nun für längere Zeit brod- und dienstlos, wol bis zum Jahre 1528. Denn in seiner im Jahre 1526 gedruckten Schrift: „Ein warhaftige gruntliche vnterrichtung" u. s. w. sagt er Blatt (C iiij): „Dies selbig Büchlein [das zwölfte, Eyn klare beweisunge, wie Luther wurde seyn eyn vrsache, u. s. w., schon im Jahre 1520 niedergeschrieben,] hab ich sonderlich begehrt an Tag zu bringen, jedoch dieweil solchs Thun uns noch nicht bedrungen hat, so hab ich diese Bücher, so nach Gelegenheit der Zeit und Anforderung der Luttrischen Gift zu entblößen nützlich gewesen sind, soviel mir in meinem Armuth und Elend möglich gewesen ist, am Ersten in Tag gebracht, und wiewohl ich in dem zwieträchtigen Luttrischen Irrthum und Unfried eine lange Zeit keinen priesterlichen Stand noch Amt, davon ich eins Hellers werth hätt mögen hoffen, auch keinen eignen Ort noch Winkel, da ich das Papierblatt zu schreiben hätt mögen bequemlich auflegen, gehabt, auch oft den schlechten Text der Biblien hab nicht können in solchem Elend zur Hand gehaben, jedoch hab ich mich von wegen des wahren christlichen Glaubens und seiner Wahrheit und Gerechtigkeit, so itzt in den letzten Gezeiten nach Verkündigung viel heiliger Menschen Noth und Fährlichkeit leidet, also bekümmert, gegrämet und mit Schreiben gemühet, gleichsam wäre die Christenheit aus meinem Herzen mit Leib und Seele gewachsen,

und hab es nicht können unterwegen lassen. — Sintemal aber das gemeine Volk durch des Luthers Anführung verleugnet und verlästert den alten wahren, heiligen, christlichen Glauben und die heilige, apostolische, wahre christliche Kirche verachtet, auch, und höhniglich, verspottet alle ihre christliche Zucht, Lehre und selige Ordnung, heftiger und grimmiger, denn die ungläubigen Türken und Tathern, und freuet sich zu der Türkei gleich als zu der Luttrei, und wenig Prälaten sind, die dieß Thun, so sie wohl das meiste Theil betrifft, als wohl noth ist, beherzigen, also daß (wie S. Paulus sagt) schier alle suchen allein ihren eignen Nutz und nicht die Ehre Gottes, noch die Wahrheit Jesu Christi, Philip. 2. Was kann ich dann oder meines Gleichen mit solchem Armuth und Elend beschwert dazu thun? — Wollte aber Gott, daß ich auch irgend mit einem geistlichen Lehen versorget würde, als die Luttrischen von ihren Patronen zu Verderbniß der Christenheit versorget werden, so verhoffet ich auch mit der Hülfe Gottes in andern meinen Büchern die Luttrische Gift desto stattlicher zu verlegen und die christliche Wahrheit mit der heiligen Schrift desto vollkommlicher zu erklären zu göttlicher Ehre und menschlicher Seligkeit. Damit erbiete ich mich nach wie vor, mit dem Lutter vor eine itzliche Versammlung der Prälaten und Hochgelehrten willig zu gestehen, und wilchs Bücher, Schrift und Lehre die irrigste würde mit der wahren Schrift überweiset und er's nicht wiederrufen will, der soll ohne alles Geleit rechtlich gestrafet werden. — Gott verleihe mir aber die Gnade, daß ich auch in allen christlichen guten Werken so vollkommen, als im wahrhaftigen christlichen Glauben und Lehre mag endlich und allezeit erfunden werden, so hoffe ich und bin's ungezweifelt, nicht allein vor dem menschlichen, sondern auch vor dem jüngsten Gerichte Gottes, sicher und fröhlich zu erscheinen. Dazu helfe uns allesammt die heilige Dreifaltigkeit, Amen."

Im Jahre 1528 kam er durch Herzog Georg den Bärtigen als Prediger nach Rochlitz. Dem dortigen Rathe widmete er die zweite Auflage seiner Schrift: „Erklerung der zwolff artickeln des eynigen waren Christlichen glawbens," u. s. w., worin es Blatt Diij[b] heisst: „Zuschreibung des Büch-

leins. Welchs Büchlein offerire und vorbringe ich in recht-guter christlicher und freundlicher Meinung zu einem Geschenke Euch ehrsamen und weisen Herrn Burgermeister und Rath der Stadt Rochlitz, als meinen günstigen Herrn, dieweil mir Euer Weisheit durch gnädige Vorschrift des durchleuchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Georig, Herzogen zu Sachsen, Landgrafen in Döringen und Markgrafen zu Meißen, unsers gnädigen Herrn, bei euch zu wohnen, als die willigen, gehorsamen Unterthanen und als christliche Herrn gutwilliglich habt angenommen, bittend, dieß selbige Büchlein gunstlich anzunehmen und nach Bequemigkeit der Zeit und Weile zu lesen, nicht darum, gleichsam etwas Sonderlichs darinne wäre, das E. W. vorhin nicht gehört hätte, sintemal E. W. in dem alten wahren christlichen Glauben und Lehre von eurer leiblichen und geistlichen Mutter, der heiligen, gemeinen und stets unverruckten christlichen Kirche, geboren und erzogen, eurer Vorfahren Fußtritten nachgefolget und euerm geordnetem Potestat und Pastor* gehorchig, Gott Lob, darinnen stets seid verblieben, sondern mehr von deswegen daß E. W. mag weiter betrachten, wie itzt die neuen bloß gläubigen Prediger, die schier zurings um euch predigen, sich so freventlich und so unchristlich von dem wahren und stets einträchtigen, heiligen christlichen Glauben, Lehre und Ordnung der heiligen gemeinen und allezeit unverruckten christlichen Kirche itzt in diesen letzten Tagen entfremden und mit ihrer unchristlichen und vorhin durch alle Concilia verdammten und erklärten ketzerischen Lehre so trotzlich anfechten und so verdammlich wider sie streben, ... und also möge E. W. dieselbigen abtrünnigen, meineidigen, verführerischen Prediger, die Diener der Verdammlichkeit, mitsammt euern Mitbürgern desto eigentlicher erkennen und sich fleißiger davor hüten, und in der Einigkeit derselbigen wahren christlichen Kirche,

---

* Wol M. Georg Heidenreich. Sam. Gottli. Heines Beschreibung der Stadt Rochlitz. Leipzig 1719. 4. S. 162 f. 177. Sachsens Kirchen-Galerie. Zehnter Band. S. 222 f. Friedrich Bodes Chronik der Stadt Rochlitz nnd Umgegend. Rochlitz, 1865. S. 69 ff. Mon. Pirn. ap. Menck. II. 1599. — Georg Thierbach, Pfarrer, übergab am 2. October 1538 die Pfarre an die Herzogin Elisabeth von Rochlitz.

die vorhin vor 300 auch heftigen Ketzereien in dem wahren und ungebrechlichen christlichen Glauben, nach Zusagung Christi, wie oben angezeigt, bestanden ist, bis zum Ende gehorsamlich und (wie mir nicht zweifelt) mitsammt euern Mitbürgern beständiglich verbleiben, nach dem als Christus ermahnet Matth. 24, und dadurch (wie er daselbst saget) endlich selig werden, Amen.“ — Ihm offerirt und widmet er auch seine zweite, vermehrte und verbesserte, im Mai 1529 erschienene Ausgabe seiner Schrift: „Summa vnd schutz der waren Euangelischen lere,“ d. i. das 16. Büchlein. — Vielleicht noch ehe er nach Rochlitz kam, nämlich um die Osterzeit 1528, erschien von ihm im Druck: „Die andern acht hinder stelligen bucher M. P. Siluij,“ u. s. w. Blatt M iij sagt er: „Wem kann ich aber die ersten eilf Buchlein billiger zuschreiben und zu lesen unterthäniglich vorbringen, denn dem durchleuchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Georg, Herzogen zu Sachsen, Landgrafen in Doringen und Markgrafen zu Meißen, meinem gnädigen Herren und Fürsten, so der göttlichen Ehre und Gerechtigkeit, der christlichen Wahrheit und Geistlichkeit und des zeitlichen und ewigen Friedes und Einigkeit ein sonderlicher Liebhaber männiglich erkannt ist, der auch seiner F. G. Volk, Lande und Städte (wie es einem recht christlichen Fürsten und Regierer geziemt,) als sein eigen Herz stets gütlich und treulich meinet und mit allem Fleiß ihren Frieden, Nutz und Seligkeit in aller Wahrheit zu verschaffen sich höchlich befleißiget, dadurch auch seine F. G. mich armen, dürftigen, unwürdigen Priester von Anfang meines Schreibens mit Hülfe und Rath gnädiglich angeblickt und endlich, lauter von Gottes wegen, mit einem geistlichen Lehen, nachdem als mir von allen geistlichen Oberprälaten, dieß oder solchs anzunehmen, aus billiger Ursache ist vergunst, nach Nothdurft versorget hat, angesehen meinen guten Willen und Vorsatz, so ich zu göttlicher Ehre und menschlicher Seligkeit stets getragen, und zu werben hab vorgenommen. Desgleichen auch unterthäniglich und demüthiglich zu offeriren und dieselbigen vorzutragen den durchleuchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Hansen und Herrn Friedrichen, Gebrüdern; des hochgedachten alten Fürsten Herzogs Georgen,

seiner F. G. fürstlichen und groß geliebten Söhnen, meinen gnädigen Fürsten, zu wilchen ich mich aller Gnade und Christlichkeit (wie ich's auch nicht anders erkannt, noch keines Andern versehe,) höchlich vertröste, zuvoran dieweil es öffentlich ist, daß, so der durchleuchtige, hochgeborne Fürst Herzog Georg zu Sachsen etc., ihrer F. G. hochgeliebter Vater, nicht hätte vor dreien Jahren Hülfe und Rath wider die Lutherischen unsinnigen Bauern gepflegt, daß sie zur Macht und Gewalt wären kommen, so wäre itzt in diesen und viel andern Landen keine Kirche noch Gotteshaus, kein Schloß noch Edelhof unverstört blieben; auch keine Geistlichkeit noch Obrigkeit, kein göttlich Dienst noch Amt gehört noch gespürt worden, und solche erschreckliche Unmenschlichkeit, Grimmigkeit, Verderbniß und Verdammlichkeit in der Christenheit wäre geübet, desgleichen von Anfang der Welt in keiner Nation so unmenschlich, (ich schweige unchristlich,) nie geübet noch gehört wäre worden, und das wäre geschehen als gewiß Gott ein Herre ist. Wilcher aller Unseligkeit wäre allein Luther durch seine unchristliche, aufrührische, blutdurstige Schrift ein Ursache gewesen, wie dann der hochgelehrte Doctor Johann Cochleus ihn durch seine eigene Schrift, so er auf das Lutherisch Buchlein, genannt wider die stürmenden Bauern, geschrieben, mächtiglich hat überweiset. — Derhalben sollten nicht allein die wahren und stets beständigen Christen, sondern auch diejenigen, so durch die unchristliche Lutherische Unsinnigkeit zu solchem Verderbniß und Unseligkeit angeführt und itzt wieder zu Gnade kommen sind, dem hochgedachten Fürsten nächst nach Gott Dank und Lob sagen," u. s. w.

Aber auch hier in Rochlitz selbst (und in der Umgegend) sollte er schweren Aerger an lutherischer Predigtweise erleben, und zwar in den Jahren 1529 bis 1531. Er widmete im Jahre 1531 dem Merseburger Bischofe Vincentius von Schleinitz sein 26. Büchlein „Eyn besonder Nutzlichs vnnd krefftigs, nawes büchleyn M. P. Syluij," u. s. w., und klagt darin von Blatt C ij an: „Wie aber die Luttrischen Prediger, und sonderlich ein luttrischer Pfarrherr*, der sich in das

* Urban Hering. Vgl. Spalat. ap. Menck. II. 2128 f. Meine Reformationszeit I. 130. Also wol erst 1531, nicht 1527 oder 1528. Heines

christlich Schafstall und Regiment christlicher Prälaten, ohne Zweifel wider ihren Willen und Wissen, wie ein reißender Wolf unter dem Schafskleid, eingedrungen hat, durch öffentliche falsche Deutung etlicher Sprüche der heiligen Schrift, nämlich durch neun, verkleinet und vernichtet stets in seinen Predigten alle guten Werke, die doch Gott durch die Schrift bei Bewahrung der Seelen, wie bisher angezeigt, zu thun geboten hat, und dieselbige Schrift also deutet, dahin sie weder Gott, Christus, noch der heilige Geist, noch kein heiliger noch christlicher Mensch zu deuten nie gewollt noch gedacht hat, will ich's nicht allein mit dem rechten Verstand der Schrift, wie sie die bewährten heiligen und christlichen Lehrer einträchtig erklärt haben, sondern auch mit dem Text der vorgehenden und nachfolgenden Worte und auch mit andern Örtern der heiligen Schrift kürzlich, doch klärlich, überweisen und seine falsche Deutung also entdecken, daß man's möge mit allen Sinnen als mit den Händen fühlen und greifen, wie fälschlich, betrieglich und verführerisch sie mit der heiligen Schrift handeln. Dieselbigen will ich itzt unsern geordneten Prälaten mit etlichen andern ihren Predigten, wie ich's mit meinen Ohren von ihnen persönlich und ganz schwerlich gehört und angezeigt hab, schriftlich vortragen, dieweil es mein Armuth und Elend, wie ich's wohl mag beklagen, nicht vermag, itzt Alles in Druck zu bringen. — Eyn sonderlich Anzeigung und Widerlegung etzlicher Sermon eines Luttrischen Pfarrherrs der vierte Artikel. — Sondern ich will doch derselbigen seiner Predigten nur eine einzliche itzt allhie allen christlichen Prälaten zu erkennen und zu urtheilen in Druck geben. Wilche Predigt geschehen ist Anno domini 1530 Dominica Invocavit (6 März), da die christlichen Priester bei dem Evangelio des Sonntags, das da meldet, wie Christus gefastet hat, nach dem Exempel Christi und nach Ordnung der christlichen Kirche pflegen zu vermahnen und zu gebieten, fleißig zu fasten, doch einem itzlichen nach seinem Vermögen und Schicklichkeit menschlichen Gebrechens. Da hat derselbe

---

Chronik der Stadt Rochlitz S. 161. Bodes Chronik der Stadt Rochlitz. S. 71. Dietmann Th. 1. Band III. S. 827. Sachsens Kirchen-Galerie. Zehnter Band. Die Inspectionen: Penig, Rochlitz, Colditz und Waldheim. S. 222.

Lutrische Pfarrherr solche christliche und altherkommene Fasten ganz verworfen und vernichtet, die doch durch den heiligen Petrum selbselbist ist eingesetzt, wilchen der Herr Christus zu einem Fels und Grundfeste und zu einem Oberhaupt, Hirten und Regierer aller christlichen Schafe, das ist der ganzen christlichen Kirche, mit seiner vollen Macht geordnet hat, wie das heilige Evangelium in viel Örtern klärlich bezeugt, nämlich Matth. 16 und 17, Joh. 1 und 21 etc.; wilche Fasten kein Bapst noch kein Concilium von wegen der Authorität Petri, so ihm Christus persönlich und erstlich hat geben, hat thörn noch wollen wegern. Dieselbige Faste hat der gemeldte Pfarrherr erstlich gleich höhniglich verlachet, gleichsam man wollte darinne also nachfolgen Christo, daß man wöllte auch 40 Tage und 40 Nächte ohne Unterlaß fasten, das da unmüglich ist; derhalben wäre das Fasten nichts, sondern das wäre allein recht gefastet, wilchs man durchs ganze Jahr sollte halten, daß man mit Maaßen esse, zuvoran wenn der Leib wollte geil sein, denn was wäre das für eine Faste, daß man vor Mittage fastet und darnach den Bauch desto sehrer erfüllet. Derhalben das wäre die Faste gar miteinander, daß man den Nächsten nicht beschädiget und dem Wort Gottes anhinge; sonst mit der Faste mag ein itzlicher machen, wie er will etc. Und darauf hat er recitirt aus der Zeddel nach einander die Worte Esaie c. 58: Nolite ieiunare, ſicut vſque ad hanc horam etc., und darauf hoch gepochet und getrutzet, gleichsam hätt er dadurch dieselbige Faste der 40 Tage, ja durchs ganze Jahr, gnuglich und billig verachtet und verworfen. — Darnach gesagt, daß wir keine Hoffnung sollen setzen in unsere Werke, denn allein in Christo, denn unsere guten Werke wären gar nichts, (alijs locis adiungere conſueuit) nichts, denn eitel Sünde, dieweil wir sein empfangen und geboren in Sünden, und dieweil Esaias sagt c. 58, daß alle unsere Gerechtigkeit wär als ein verunreiniget Tuch. Ich verbiete aber nicht darum die guten Werke. Der aber das saget, der leuget mich an (quae verba dixit propter meam praeſentiam), und also mit solchen Worten und Lehre, wie es stets geschieht, ward die Predigt vollbracht. Aber der Beichte gedachte er mit keinem Wort, noch keinen Beichtvater an-

gezeigt*. Desgleichen hat er auch das Jahr zuvor Anno 1529 am Tage S. Matthiae [Mittwoch, 24. Februar] in meiner Gegenwärtigkeit von der Faste und von den Werken geprediget, da er bei dem Evangelio: Vos eſtis ſal terrae hätt gethan solche Frage: was doch die guten Werke wären, hat er geantwortet, daß keine anderen Werke sollen gute Werke genannt werden, denn allein die, so andern Leuten Nutz bringen, denn wir sollen nicht suchen noch hoffen unsern Nutz noch unser Verdienstniß, gleichsam wir wollten Gotte dadurch behagen, sondern allein dem Nächsten sollen wir nützlich sein; denn es wäre fortan kein ſacrificium oder Opfer Gotte gefällig, denn allein der Nutz des Nächsten. Darauf hat er geführt Esaiam, sprechend: als Esaias bezeugt c. 1: Ihr sollt fortan kein ſacrificium Gotte opfern. Also ist auch keine andere Faste, denn allein daß man dem Nächsten nicht schadet, sondern zu Nutz dient. Darauf hat er aber geführt Esaiam c. 58: Nolite ieiunare etc. Aber von dem heiligen Apostel Matthia sagt er nichts, denn allein daß er wär von Christo erwählt zu predigen und daß er uns nicht kann seligen noch helfen, noch kein Fasten, denn allein Christus. Zum Letzten gesprochen, er wollte sagen die Wahrheit, wie sehr es Etliche verdrieße, (alijs locis frequenter dixit) wenn es gleich den Teufel verdrieße. Sonder der Beichte hat er dieselbige ganze Faste nie gewähnt, noch keinen Beichtvater beniemt, bis im Ostertage, da viel Menschen wollten gerne haben gebeichtet, da hat er auf der Kanzel gesprochen, er könnte ihm nichts gethun, es wäre nicht seine Schuld etc. — Solche Predigt hat er stets geführt, darinne er noch heutzutage, das ist Anno 1531, die Faste und andere christliche Übung hat verachtet und verworfen, sprechend, es hat's weder Gott noch Christus ausgesetzt noch geboten zu fasten, und der Beichte in 3 Jahren nie gedacht, sondern allein den Glauben gepreiset und zu verstehen gegeben, daß kein Gottesdienst noch Amt, so göttliche Ehre, Lob und Preis belanget, noch kein ander gut Werk göttlicher Gebote oder irgend christlicher Übung vor Gott etwas gülte, denn allein der bloße Glaube. Er thut

* Vgl. Luthers Hauspostille, Reminiscere 1534. Erl. I. 258 und IV. 338.

auch nie keine Vermahnung, zu besuchen göttliche Dienste oder Amte, oder irgend ein ander gut Werk gegen Gott zu pflegen, denn allein das bloße Wort Gottes zu hören heißet er sie wiederkommen, dorinne er alle gute Werke, so Gott durch sein Wort zu üben geboten hat, verkleinet, vernichtet und unverdienstlich macht, damit er das Volk von allen göttlichen Diensten und andern guten Werken göttlicher Gebote abführet, daß es dieselbigen gar nichts achtet, sondern allein zu seiner Predigt, darinne er ihnen so verführerisch die Ohren krauet, sich häuflich dringet. — Ob er aber die guten Werke durch solche Vernichtung nicht gnugsam verbietet und ob er sie durch diese vorgebrachte Schrift kann wahrhaftig verwerfen, und wie wahrhaftig er in dieser seiner Predigt die Wahrheit geredet hat, gebe ich's unterdeß unsern geordneten Oberprälaten zu erkennen, bis ich's mit der Zeit weiter erkläre und die falsche Deutung der Schrift männiglich zu erkennen gebe. — Eine wahrhaftige bewährte christliche Widerlegung des bemeldten Sermons. Doch kann ich etliche Wort dieser obgemeldten unchristlichen, verführerischen Predigt nicht unverantwortet lassen, sonderlich da er sagt, daß wir uns nicht sollen verlassen noch keine Hoffnung setzen auf unsere Werke etc.“ u. s. w. — „Die andere seine unchristliche, verführerische Meinungen sind oben in dem andern und dritten Artikel gnuglich widerlegt. So er aber wollte diese obgemeldte und andre seine Predigt, so vor unsere geordneten Prälaten möchten kommen, verleugnen und sprechen, er hätte nicht also geprediget, wie denn solche Evangelische Prediger stets pflegen zu thun, so protestire ich allhier gegen Gott und der Welt, auf das gestrenge jüngste Gericht mit gutem Wissen sicher zu erhalten, daß ich keine Meinung zu seinen Predigten hab zugesetzt, die er nicht hätte auf der Kanzel, wie ich's selbst gehört, öffentlich von sich geredt, wiewohl ich nicht alle seine Wort nach einander, sondern allein seine vornehmsten und unchristlichsten Meinungen hab angezeigt. So er's denn je wollte gestracks verleuken und niemand wollte die Wahrheit bekennen, so wollte man doch von wegen göttlicher Ehre und menschlicher Seligkeit also verschaffen, daß er und dergleichen Luttrische Prediger müßten solche

Predigt gegen dem Volk öffentlich und ewiglich verleuken und fortan in christlicher Herrn Städten und Landen nicht Luttrisch, sondern christlich predigen; wiewohl er oft auf der Kanzel gesprochen hat, er wüßte glatt nicht anders, er wollte auch nicht anders predigen, es verdrieße wen es wollte etc. — Und also strebt er mit seinem Luther nicht allein wider die bäpstliche und kaiserliche geordnete und oberste Obrigkeit der Christenheit und wider die ganze gemeine christliche Kirche, sondern auch frevelt und trutzet wider seine geordneten Landsfürsten und Prälaten, geistliche und weltliche, ärger denn Luther selbst, sintemal sie die Luttrische Lehre in ihrem Gebiet und Regiment nie angenommen, sondern stets verboten haben. — Und bitte von wegen Gottes alle christliche Obrigkeit und Prälaten, noch fleißig einzusehen, auf daß das einfältige christliche Volk in ihrem Gebiet und Regiment nicht so jämmerlich verführt werde, sintemal sie verpflichtet sind, ihre Unterthanen vor den ketzerischen, höllischen Wölfen zu erretten und zu göttlicher Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit und zu ihrer Seelen Seligkeit zu halten, Acto. 20: Attendite vobis et vniuerſo gregi etc., und für sie Rechenschaft zu geben, ad Heb. 13. Dieweil es gar groß ist daran gelegen, wie die untersten Vorsteher und Officianten, sie seien geistlich oder weltlich, geschickt sind, und nichts Gutes daraus kommt, so die reißenden Wölfe die einfältigen christlichen Schäflein sollen weiden oder regieren, dieweil doch die Luttrische Obrigkeit zu Stärkung dieses Luttrischen Irrthums und Bosheit und zu ihrem eignen Untergang und Verdammniß so gar fleißig wachet und keinen christlichen Pfarrherrn noch Prediger noch Officianten in ihren Landen duldet, wilchs ist wohl zu beherzigen. — Und das ist die andere gemeine Erklärung christlicher Wahrheit und eine gemeine Widerlegung aller unchristlichen Luttrischen Schrift, Predigt und Auslegung, so die erste im andern Sermon Prolis nach Circumciſionis zugesetzt ist, wilche gemeine Widerlegung mit allen meinen vorigen Büchlein unterwerfe ich, ordentlich zu erkennen, zu richten und zu urtheilen, erstlich dem Hochwürdigen in Gott Fürsten und Herrn, Herrn Vincentio etc., Bischofe zu Merseburg, als dem Ordinario loci, darnach

der bäpstlichen Heiligkeit und kaiserlichen Majestät als den obersten Prälaten der Christenheit, und endlich dem gemeinen zukünftigen Concilio der christlichen Kirche, wiewohl sie sind vorhin durch viel geordnete Prälaten besichtiget, approbirt und zugelassen. — Und begehre von wegen Gottes und seiner Wahrheit mit dem oft bemeldten Luttrischen Pfarrherrn, wilchen ich itzt allhie noch nicht will nennen, mitsammt seinen Patronen, die ihn so groß gelobet und gepreiset haben, und mit einem itzlichen Luttrischen Prediger, ja mit dem Luther selbst citirt zu werden und zu gestehen vor die gemeldten geordneten Prälaten und von ihnen zu hören, erstlich, wo ich in diesem und in allen meinen vorigen ausgegangnen Büchlein, oder die Andern, so wider den Luther geschrieben haben, oder die vorigen bewährten, heiligen christlichen Lehrer in allen ihren Schriften, oder die gemeine christliche Kirche in ihrem Glauben, Lehre und Ordnung hätten etwas Unchristliches wider das heilige Evangelium Christi oder wider andere göttliche Schrift und Ehre Gottes geschrieben, gelehrt oder geordnet. Zum Andern sollen sie anzeigen, wo doch Luther in allen seinen Schriften irgend eine wahrhaftig christliche Meinung beständiglich hätte beschrieben, die er etwa vormals oder nachmals nicht hätte verändert, derselbigen nicht hätte widersprochen und sie nicht unchristlich gemacht, oder irgend eine Meinung der Schrift hätte recht gedeutet, und sie werden endlich dieses keins können anzeigen noch finden. Ich hab aber seiner Meinungen in vorigen Büchlein unzählige angezeigt und wollte ihrer in seinen Schriften noch über etliche Tausend anzeigen, die allesammt wider das klare Evangelium Christi und wider die klare göttliche Schrift streben und derselbigen öffentlich und gerichts widersprechen. Jedoch welcher unter uns in seinem Schreiben, Predigen oder Vornehmen würde unwahrhaftiger, unchristlicher, ketzerischer und verführerischer erkannt, der soll ohne alle Gnade ernstlich und rechtlich gestrafet werden. — Endlich protestire ich über alle die Protestation, die im 25. Büchlein am Ende gefaßt, und gegen Gott, daß ich's nicht anders weiß und erkannt hab, mit gutem Gewissen sicher will und mag erhalten, erstlich: daß Luther ist nicht allein der vermischte Antichrist, der von dem heili-

gen Prediger Vincentio im Sermon, genannt vom Ende der Welt, vor hundert Jahren verkündiget und mit aller Umständlichkeit beschrieben und erklärt ist, sondern er ist auch der vornehmste Vorläufer des lautern Antichrists in allem seinem Vornehmen, seiner unchristlichen falschen Schrift und Lehre und in Übung seiner Hoffahrt, Unmäßigkeit, Unkeuschheit und aller antichristischer Art und Bosheit, zugleich als S. Johannes der Täufer ist gewesen der Vorläufer Christi in aller Demuth, Mäßigkeit, Keuschheit und in Übung aller göttlicher und christlicher Wahrheit und Gerechtigkeit. — Zum Andern protestire ich allhier wider diejenigen, die da sagen, ich könnte nicht bleiben, wo ich wol bleiben möchte, etc., und sage, daß mir dieselbigen vor Gott Kürze und Gewalt thun, denn es wäre mir allezeit nichts Liebers auf Erden gewesen, denn daß ich möchte auf einem Orte stets bleiben und meines priesterlichen Standes und Amts, meines Betens, Lesens und Schreibens warten, wo mich irgend ein Prälat der Kirche von wegen Gottes und des wahren christlichen Glaubens mit einer Wohnung eines geistlichen Lehens, da ich mein Leib und Leben vor ängstlicher Noth und tödtlichem Hunger, oder je gewaltiger Verkürzung möchte fristen, hätt versorget oder zugesagt, nachdem als ich aus billigen, ziemlichen und nothhaftigen Ursachen von allen Prälaten meines Bettelordens bin dazu admittirt und durch die bäpstliche Authorität dazu habilitirt worden. So ist doch solche Versorgung an mir bisher nie geschehen, sondern der Spruch S. Pauli: Omnes, quae ſua ſunt, quaerunt, non quae Jheſu Christi, Philip. 2., hat auch gegen mir müssen bisher bewährt werden, und noch keine Vertröstung habe erlanget, sondern noch heutzutage durch etliche Luttrische Art und Praktik, wider die christliche Billigkeit werde ausgedrungen und umgetrieben, wie ich's denn denjenigen, denen ich's nicht thar verschweigen, muß melden und zu erkennen geben. — Damit will ich itzt dieß Buchlein kürzlich beschlossen haben, wilchs ich aus begierlicher Begier, iuſto dei zelo, nicht irgend aus menschlichem Haß noch Neid, sondern allein zu göttlicher Ehre und zu menschlicher Seligkeit, zu Erklärung und Bewährung christlicher Wahrheit und zu Entblößung und zu Beschämung der antichristischen Lutrischen Falschheit,

Bosheit und Verdammlichkeit der Christenheit zu Gute und zu getreuer Warnung vor allen Verführungen auf mein Unkost, sowohl als die andern vorigen Büchlein lassen in Druck kommen, unverhofft irgend eines zeitlichen Nutzens, auch ungefürchtet aller Luttrischen Lügen und Lästerung, dieweil der Wiedergelter aller Wohlthat und guter Meinung im Himmel ewig lebet, dem sei Lob und Ehre in Ewigkeit zur Ewigkeit, AMEN. Ich muß itzt allhie drei Puncte in der Feder lassen. Der erste ist, wie die Luttrischen Prediger, und sonderlich ein Luttrischer Pfarrherr die heilige Schrift in 9 Örtern zu Vernichtung der Werke göttlicher Gebote fälschlich und betrieglich deutet. — Der andre Punct, wie er und andere Luttrische Prediger im Anfang ihrer Predigt mißbrauchen durchs Jahr des lieblichen Gesangs christlicher Kirche: Nu bitten wir den heiligen Geist, gleichsam ihnen derselbig Gesang zu singen sonderlich bequemet, der doch ganz wider sie strebet, damit sie sich zu ihrem eignen Verdammniß urtheilen, gleichsam sich Einer mit einem fremden Schwert erstäche; dieweil sie nach ihrer eignen Lehre keinen göttlichen, noch christlichen, noch englischen, noch menschlichen, sondern in der Wahrheit etwan purteuflischen oder noch ärgern, ja überall ganz keinen Glauben mögen haben, und daß sie, nach der Luttrischen Schrift und Lehre, vor nichts können bitten behütet zu werden, denn allein vor allen guten Werken, damit sie denn dahin heimfahren, da alle ungläubige Menschen und bloßgläubige höllische Geister müssen fahren, das ist ins ewige Verdammniß, wie ich's mit ihrer Luttrischen Schrift und Lehre vor allem menschlichen Erkenntniß will gnuglich und unwidersprechlich überweisen. Und wo ich das nicht vollende, so will ich von den Luttrischen vor itzliche christliche oder sinnreiche Obrigkeit, geistliche oder weltliche, gefordert und peinlich gestraft werden. So ich's aber vollende, so sollen sie von ihrer unchristlichen Unsinnigkeit auch abstehn oder müssen auch peinlich gestrafet werden. — Der dritte Punct ist von etlichen sonderlichen und wunderlichen Protestationen der erkannten und erklärten Wahrheit, sonderlich, daß der lautre Antichrist keine andre Lehre, denn allein des Luthers, wird vornehmen, allein das ausgenommen, daß er den bloßen

Glauben wird nicht auf Christum, sondern auf sich selbst deuten und sich selbst für den wahren Messiam ausgeben. Wilches Alles will mit Gottes Hülfe allethalben, wie sich gebührt, genuglich erklären und überzeugen und, daß es also sei, vor Gott mit gutem Gewissen stets sicher erhalten und aufs Nächst, als mein Reichthum würde vermögen, der wahren Christenheit zu tröstlicher Unterweisung auch in Druck bringen und darnach den Luther mit seiner verstockten antichristischen Art und Bosheit, da er hin gehört, fahren lassen. Denn es ist je nicht nützlich, von wegen seiner Verstocktheit etwas mehr zu schreiben, oder irgend seine Schrift oder Wort zu verlegen, sintemal er mit den Geistern des Irrthums also begeben ist, daß er von christlichen Sachen nichts Anderes vermag zu reden noch zu schreiben, denn allein etwan lautern Irrthum, Lügen oder Lästerung und öffentliche Widerstrebung wider das Evangelium Christi und wider die klare göttliche Schrift und wider den Glauben, Lehre und Ordnung christlicher Kirche und Widersprechung gegen ihm selbst, wie ich's bisher durch alle vorigen Büchlein hab überflüssig erklärt," u. s. w.

Laut einer im Dresdner Hauptstaatsarchive vorhandenen Nachricht wird Petrus Sylvius noch Sonntag nach Viti, 21. Juni 1534 als Caplan zu Rochlitz genannt. In seinen letzten zwei beschließlichen Büchlein von diesem Jahre erneuert er Blatt K^{b} sein stetes Erbieten: „Damit wär ich erbütig, so mir Gott das Leben und Gesundheit verliehe und meinem Armuth müglich wär, mit dem Luther vor jeglichem Reichstage oder Concilio, ohn alles Geleit*, bei Verlust des Leibes und Lebens, (wer unchristlich wider die göttliche und christ-

* Dasselbe muthete Cochlaeus 1521 in Worms Luther zu; vgl. Cochlaei: De Gratia Sacramentorvm. Argentinae, 5. December 1522. 76 Quartbl., in der Widmung. ARticuli. CCCCC. Bl. M 3^{b} Art. 356 und Bl. E 2 Art. 125. Ob Sant Peter. Zv Rom sey geweszen. (Deutsch durch Dietenberger.) 1524. 24 Quartbl. Bl. A ij^{b} f. Commentaria de Actis et Scriptis Mart. Lutheri, ed. Mogunt. 1549. Bl. 39. Tischreden LV § 2. ed. Förstemann 4 S. 351. Erl. LXIV. 373. Diese Zumuthung erzürnte den Vollrad von Watzdorf so, dass er sein Schwert zog und Cochlaeus verwundet hätte, wäre er nicht von den andern abgehalten worden; vgl.

liche Schrift strebend würde befunden,) willig und gerne zu gestehen und so mir's vergunst würde, dieweil ich mich für den geringsten Scribenten im deutschen Lande bekenne und doch erstlich, als auch vor der Leipzigischen Disputation, wider ihn geschrieben hab, wäre ich auch erbütig, zum Ersten an die Spitze als ein verlorner Haufe zu treten und vermittelst der Hülfe Gottes mit ihm erstlich zu conferiren mich einzulassen." — — Dann fährt er Blatt K iij fort: „Diese vornehmliche 28 Büchlein, so bisher sind ausgangen, hab ich in hitziger Gier und mit ganz getreuem Gemüthe, soviel mich Gott erinnert und in der Wahrheit durch sonderliche Einfallung zu erkennen geben hat, zu seiner göttlichen Ehre, zu Erklärung christlicher Wahrheit und zu Bewerbung menschlicher Seligkeit auf mein Unkost, doch mit Hülfe und Förderung christlicher Herrn, Gott sei ihr Lohn, in Druck gebracht und dieselbigen Heller oder Scherfe, so ich meinem Leibe abgezogen, mit der armen Witwen in den Schatzkasten zum Tempel und Gotteshaus der gemeinen christlichen Kirche wollen einlegen und nie kein zeitlich Nutz noch Ruhm, sondern mehr die unmenschliche, grimmige, Lutherische Lästerung, doch unerschrocken, hierin täglich gewartet. Und wiewohl ich vor fünf Jahren bis anher der gewaltigen Krankheit halben, die mir, (Gott weiß) ganz unverschuldt wie einem unredsamen Kinde, in meiner Einfaltigkeit durch beigebrachte Gift zu dreimal kürzlich nacheinander ist zugeschanzt, hab nicht können wandern, noch mit den Bücherchen handeln, sondern sind eingeschlossen gelegen, so habe ich doch nicht desto weniger ein Büchlein nach dem andern, dieweil ich irgend ein Pfennig von meinem priesterlichen Amt hab überkommen, in Druck gefödert und in einem Jahre wohl 18 Büchlein, wie die Jahrzahl an den Büchern ausweist, auf mein Unkost hab lassen ausgehen, wiewohl ich mich alle Tage des Todes mehr, denn des Lebens hab versehen. Gott

Frick S. 356. Krumhaar, Die Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter S. 69. Familiaria Colloqvia Lutheri, Papierhandschrift v. J. 1563. 8 vo. in S. Hirzels Bibliothek in Leipzig, Bl. 29^{b} und 26^{b}. — Von der Wartburg aus traf Luther oft auch, Erdbeeren suchend, mit eben das thuenden Franciscanern Eisenachs zusammen. — Kahnis, Zeitschr. 1874. S. 567.

schick's mit mir noch weiter zu seiner göttlichen Ehre, zum gemeinen Nutz seiner Kirche und meiner Seelen Seligkeit, Amen. — Darf auch kein Lutherisch Mensch (wie sie pflegen zu reden) sagen, daß ich von wegen der reichen Beneficien, die mir von der Geistlichkeit wären verliehen, wider den Luther bewegt wäre zu schreiben, so ich lib. 25. am Ende über meine sonderliche ängstliche Noth, Armuth und Elend, welches ich in der Christenheit von wegen des geistlichen Kleides eine lange Zeit so groß erlitten, also hab protestirt, daß auch kein Jude in der Christenheit noch kein Christen in der Türkei mag ängstlicher Noth und Elend erleiden, denn wie ich in der Christenheit erlitten hab, und noch heutzutage kein eigen Wohnung eines geistlichen Lehns hab überkommen, da ich möchte in meinen alten schwachen Tagen mein Häupt tröstlich niederlegen oder die Bücher, so durch viel Örter zerstreut und in den Fässern verschlossen lägen, mein Lebenlang möchte sicher zu mir fodern; allein daß mich ein weltlicher, recht christlicher Fürst, Gott sei sein Lohn, mit einem geistlichen Lehen, doch ohne eigen Behausung, auf einem Dorfe begnadet hat."

Noch im Jahre 1536 liess er zwei seiner Schriftchen (No. 11, 16 und 27 meines später folgenden Verzeichnisses) wiederholt drucken. — Donnerstag am 11. Januar 1537 starb Herzog Georgs des Bärtigen ältester Sohn Johann; seine Wittwe Elisabeth, Schwester des Landgrafen Philipp von Hessen, bezog noch in diesem Jahre ihren Wittwensitz in Rochlitz, wo sie sich für Förderung der Reformation zu Herzog Georgs Verdrusse sehr thätig bewies. Da wird auch für Sylvius eine neue Abschiedsstunde geschlagen haben. Alle Nachrichten über ihn von da an verstummen. Wilhelm Eysengreins unzuverlässiger Catalogvs Testivm Veritatis Locvpletissimvs, u. s. w., Dilingae 1565. 4to. S. 199^b^ unter der Jahresangabe 1547 sagt: „Petrvs Syluius, Ordinis Praedicatorum, Philoſophus inſignis, Theologus celeberrimus, multarumque literarum & rerum peritiſsimus, pro fide noſtra decertans, praeclarum contra Lutherum edidit volumen." Dies ist, um sein Todesjahr auf 1547 zu verlegen, benutzt in Jac. Echard und Jac. Quetif, Scriptores Ordinis Praedicatorum.

Tom. 2. Lutetiae Parifiorum. 1721. fol. 132^b, wo es heisst: „F. Petrvs Sylvivs. F. Petrus Sylvius Teuto provinciae ut quidem conjicio Saxoniae alumnus [am Rande: † 1547], infignis theologus medio feculo XVI claruit, ac pro fide catholica contra infurgentes tum haerefes verbo & fcripto ftrenue decertavit. Ejus meminerunt cum laude Eyfengrenius ad 1547, & ex eo Poffevinus, Fontana in Monum. & Altamura ad 1548. Ab eo prodierunt Tractatus varii contra Lutherum lingua Germanica fcripti, & editi Lipfiae. Extant in Bibl. Francofurt. ad Viadrum, & in catalogo ejus univerfitatis recenfentur quatuor. — Hi tractatus contumeliofi a Simlero, fed ab Eyfengrenio & Poffevino ceu docti & eximii laudantur."

Molières geflügelte Worte.

Von

Adolf Laun.

I.

„Sprichwörter, sagt Rivarol, sind die Frucht der Erfahrung, der in Formeln gebrachte gesunde Menschenverstand.“ Sie enthalten, füge ich hinzu, weniger Weisheit als Lebensklugheit und sind mehr Erzeugnisse des beobachtenden Verstandes als der speculierenden Vernunft. Indess ist die Grenze zwischen Sprichwort, Sentenz und Maxime keine genau zu bestimmende. Die Form, wenn sie kurz, bildlich und populär war, hat schon manchen philosophischen Satz zum Sprichwort gemacht, dessen Charakter andererseits darin besteht, dass es sich im Volke verbreitet und traditionell in demselben fortlebt. Sein Ursprung ist einerseits ein populärer, andererseits ein litterarischer.

An Sprichwörtern, die aus der Litteratur entstanden sind, ist kein Land so reich wie Frankreich. Die Wechselwirkung zwischen Schrift- und Umgangssprache ist daselbst schon von langer Dauer. Hinzu kommt, dass die Franzosen besonders zur psychologischen Reflexion, zur Weltbeobachtung und zu moralischen Aperçus geneigt sind und dieselben gern in kurze, schlagende Sätze kleiden. Das was wir bei ihnen esprit nennen, treibt sie dazu. Wie in ihrem gesellschaftlichen Gespräch, so gibt sich dies auch in ihrer Litteratur kund, und innerhalb dieser am meisten im Lustspiel, das vor allem bei ihnen ein Reflex des wirklichen und des gesellschaftlichen Lebens ist.

Daher kommt es, dass der grössere Theil der litterarisch entstandenen Sprichwörter der komischen Bühne, die gerade in Frankreich von jeher eine so populäre Wirkung gehabt hat,

angehört. Kein französischer Dichter hat dergleichen mehr geschaffen, als Molière. Sei es, dass er sie für die Situation erfunden hat — Molière hat nie einen Scherz, einen Witz und eine Sentenz, die nicht unmittelbar aus derselben hervorgehen, und unterscheidet sich darin zu seinem Vortheil von Shakespeare — sei es, dass er ein classisches dictum, einen schon vorhandenen Ausspruch der Volksweisheit umgeschmolzen und in eine der Gelegenheit entsprechende Form gebracht hat, immer steht fest, dass die französische Nation der unermesslichen Popularität seiner Bühne eine Menge geflügelter Worte verdankt. Dieselben sind verschiedenartig; es sind einerseits gnomen- oder sentenzenartige Sätze, die eine mehr oder weniger gemeingiltige Wahrheit aussprechen und andererseits scherzhafte, populäre Dictons, die zum Theil bis zu uns herüber sprichwörtliche Kraft und Bedeutung gewonnen haben, wie Vous l'avez voulu, George Dandin. — Ich beabsichtige im „Archiv" successive eine Reihe von Mittheilungen über beide Arten zu machen, indem ich zum bessern Verständniss des geflügelten Wortes die Situation andeute, in der es entstanden ist. Das Thema scheint mir einiges Interesse zu gewähren; eine solche Behandlung desselben wirft einerseits ein neues Licht auf den Dichter und ist andererseits ein kleiner Beitrag zur allgemeinen Sprichwörterkunde, die sich zwar vorübergehend, aber nicht speciell mit Molières Sprichwörtern bis jetzt beschäftigt hat.

Für diesmal beschränke ich mich auf die drei Molièrischen versificierten Charakterkomeedien, die vermöge ihres mehr oder weniger philosophischen Inhalts reich an scharfpointierten, sentenzenartigen, zum Sprichwort gewordenen Versen sind, und beginne mit dem Misanthrope, der daran am reichsten ist.

Mis. I. 1. Il est vrai: ma raison me le dit chaque jour,
Mais la raison n'est pa ce qui règ le l'amour.

Das ist's wovon Vernunft mich überzeugt,
Nur dass sich Liebe der Vernunft nicht beugt.

Dies erwidert der Menschenfeind Alcest seinem Freunde Philint, der ihn auf den Widerspruch aufmerksam macht, dass er, der strenge Tadler alles frivolen, eine zur Coquetterie geneigte schöne liebe. Das charakteristische Geständniss Alcests

enthält hier nicht bloss eine subjective, sondern auch eine objective Wahrheit, die man Schlegel entgegenhalten kann, der (Dram. Vorles. B. II. S. 252) fragt: Wie kommt Alcest dazu, in eine Coquette verliebt zu sein?

Mis. I. 2.

Oronte.

Au reste, vous saurez
Que je n'ai demeuré qu'un quart d'heure à le faire.

Alceste.

Voyons, monsieur, le temps ne fait rien à l'affaire.

Oront.

Jedoch Sie dürfen nicht vergessen:
Nur zehn Minuten braucht' ich, um's zu machen.

Alcest.

Nur zu, die Zeit thut nichts bei solchen Sachen.

So antwortet dem eitlen, vornehmen Dichterling, der ein unbefangenes Urtheil über sein Sonett verlangt, der mürrische Alcest, dessen Wort noch heute jedem einfällt, der Verse eines bescheiden thuenden Dichterdilettanten anzuhören verdammt ist.

Mis. II. 5. C'est ainsi qu'un amant dont l'ardeur est extrême
Aime jusqu' aux défauts des personnes qu'il aime.

So liebt, wer wahrhaft liebt mit heissem Triebe,
Die Fehler selbst am Gegenstand der Liebe.

Dies ist der Schluss einer Rede Eliantens, die den Gedanken durch Beispiele erörtert hatte. Diese Rede ist die freie Nachbildung einer Stelle aus Lucrez de rerum natura l. IV, die Molière in seiner Jugend übersetzt und hier passend eingefügt hat. Dass das psychologisch richtige Aperçu sprichwörtliche Verbreitung gewann, begreift sich.

Mis. III. 5. Mais aux ombres du crime on prête aisément foi,
Et ce n'est pas assez de bien vivre pour soi.

Es traut die Welt gar leicht dem bösen Schein,
Und nicht genügt es, brav für sich zu sein.

Mit diesen Worten spricht die erfahrne Arsinoe eine Warnung gegen Celimene aus, zugleich aber auch eine beherzigenswerthe Wahrheit.

Mis. III. 7. D'éloges on regorge, à la tête on les jette,
Et mon valet de chambre est mis dans la gazette!

Am Lob erstickt man, wird damit gehetzt,
Selbst mein Laquai wird ins Journal gesetzt!

Dieser Ausfall Alcests gegen die nichtssagende Lobhudelei und das Reclamenwesen wird noch heute bei einschlägiger Gelegenheit häufig citiert.

Mis. III. 7. Et qui n'a pas le don de cacher ce qu'il pense
Doit faire en ce pays fort peu de résidence.

Wer was er denkt, nicht zu verschweigen weiss,
Der halte sich doch fern von jenem Kreis.

Auch diese Boutade Alcests gegen den Hof hat sprichwörtliche Bedeutung gewonnen und wird gelegentlich wiederholt.

Mis. IV. 1. On peut être honnête homme et faire mal des vers.
Ein braver Mann kann schlechte Verse machen.

Den scharf pointierten Vers hört man oft, wenn von einem guten Menschen, aber schlechten Dichter die Rede ist.

Mis. IV. 2. Une coupable aimée est bientôt innocente;
Tout le mal qu'on lui veut se dissipe aisément,
Et l'on sait ce que c'est qu'un courroux d'un amant.

Die Schönheit wäscht gar leicht die Sünde rein,
Und Grimm und Hass sind rasch entflohn;
Wie Liebe zürnt, das weiss man schon.

Diese Worte, die an den Spruch von P. Syrus: In amore semper mendax iracundia est erinnern, wirft die klarsehende Eliante dem sich von der Liebe geheilt glaubenden Alcest entgegen. Molière hat damit ein in ähnlichen Fällen häufig angewendetes Wort geschaffen.

Mis. V. 7. Montrer que c'est à tort que sages on nous nomme,
Et que dans tous les coeurs il est toujours de l'homme!

Mit Unrecht werden weise wir genannt,
An seinen Schwächen wird der Mensch erkannt!

Alcest, der edle, freimüthige Idealist, bekennt hier, dass selbst dem besten Streben der Menschen sich Schwäche und Irrthum beimischt und spricht das in einer Weise aus, die sprichwörtliche Popularität erlangt hat. De l'homme heisst hier so viel wie etwas Menschliches; es erinnert dieser Ausdruck an das gewöhnlich falsch citierte: le style est de l'homme même (so hat Buffon in seiner Antrittsrede in der Akademie gesagt und nicht le style c'est l'homme).

Die letzten Worte Alcests am Schluss des Stückes sind freilich keine Sentenz, sondern der Aufschrei eines verzweifelnden; sie haben sich aber allen Verehrern Molières als versus memoriales eingeprägt und sind somit auch ein geflügeltes Wort geworden:

Je vais sortir d'un gouffre où triomphent les vices,
Et chercher sur la terre un endroit écarté,
Où d'être homme d'honneur on ait la liberté!

— Ich flieh'
Aus einem Abgrund, wo die Laster siegen
Und forsch', ob noch ein Winkel aufzutreiben,
Wo's möglich ist, ein Ehrenmann zu bleiben.

Zu den „Femmes savantes“.

Fem. sav. I. 1.

Quand sur une personne on prétend se régler,
C'est par les beaux côtés qu'il lui faut ressembler:
Et ce n'est point du tout la prendre pour modèle,
Ma soeur, que de tousser et de cracher comme elle.

Es müssen, wenn wir uns ein Vorbild wählen,
Die schönen Seiten sein, die's uns empfehlen,
Doch darauf, Schwester, kommt's nicht an, mir deucht,
Wie sich das Vorbild räuspert, spuckt und keucht.

So sagt die hochtrabende Amande zu ihrer verständigen Schwester Henriette, die gemeint hatte, sie, für ihre Person, wolle die Mutter weniger in ihren wissenschaftlichen Bestre-

bungen, als in häuslichen Dingen zum Muster nehmen. Das Wort erinnert an Schillers Verse in Wallensteins Lager:

> Wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
> Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt.

Schiller scheint es dem Molière entlehnt zu haben. Diese Wendung war schon vor ihm eine sprichwörtliche, sie kommt schon in Moulinets komischem Roman Francion (Livre X) vor, der in mancher Hinsicht ein Vorbild des Gil Blas von Lesage ist.

Fem. sav. I. 3. Je consens qu'une femme ait des clartés de tout;
Mais je ne lui veux point la passion choquante
De se rendre savante afin d'être savante:
Et j'aime que souvent aux questions qu'on fait,
Elle sache ignorer les choses qu'elle sait etc.

> Gern will ich, dass ein Weib viel kann und weiss,
> Doch will mir's nicht recht in den Sinn hinein,
> Dass es gelehrt ist, um gelehrt zu sein.
> Ich liebe, dass man es versteht zu schweigen,
> Und dass man weiss sein Wissen nicht zu zeigen.

Diese berühmte Stelle über weibliche Bildung, die an Goethes Worte im Tasso: Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen etc., welche die Prinzessin sagt, erinnern, sind dem verständigen Klitander in den Mund gelegt und sprechen des Dichters Herzensmeinung aus; sie werden oft citiert, wenn die weibliche Bildungsfrage aufs Tapet kommt.

Fem. sav. III. 2. J'aime superbement et magnifiquement,
Ces deux adverbes joints font admirablement.

Diese Verse, deren im Ton liegende Komik nicht wiederzugeben ist, werden häufig mit spöttischem Lächeln citiert, wenn jemand gewählt und geschraubt spricht und mehrere Adverbien auf ment auf einander folgen lässt.

Fem. sav. III. 2. Chacun fait ici-bas la figure qu'il peut,
Ma tante; et bel esprit, il ne l'est pas qui veut.

> Jedwedem wurde sein Beruf im Leben,
> Geistreich zu sein ist allen nicht gegeben.

So sagt die verständige Henriette ihrer albernen Tante

Belise, die ihr vorgeworfen hat, dass sie für Herrn Trissotins absurdes Sonett keine Begeisterung kund gegeben hat; et bel esprit ne l'est pas qui veut, ohne il war die wahrscheinlich schon vor Molière existierende sprichwörtliche Wendung, die heute noch häufig citiert wird.

Von Benutzung populärer Sprichwörter, die nach dem Versbedürfniss modificiert wurden, finden sich auch in Molières höherem Lustspiel Beispiele. Der Dichter legt solche Aussprüche des Mutterwitzes und des Volkshumors gern den kecken Dienerinnen und Zofen, den Dorinen, Nicolen, und Toinetten in den Mund.

In diesem Stück wendet Chrysals geliebte Köchin Martine, die den Namen von Molières eigener Magd führte, einige auf die gegebene Situation an.

Als die gelehrte Herrin sie wegen ihrer grammatischen Schnitzer aus dem Hause jagen will, bringt sie in einem Athemzuge zwei Sprichwörter vor.

Fem. sav. II. 5.

Qui veut noyer son chien l'accuse de la rage,
Et service d'autrui n'est pas un héritage.

Wer seinen Hund ertränkt, der nennt ihn toll,
Der Dienst bei andern macht den Topf nicht voll.

Die Bedeutung des ersten Dictons, das sich schon im Gouvernement de Sanche Pance Comédie de Guérin de Bouscal (1641) findet, ist: Wer einen Vorwand sucht, der findet ihn leicht. Das zweite leicht verständliche Dicton hiess ursprünglich service des grands. Man weiss, dass sich im deutschen Sprichwörterschatz entsprechendes findet.

In der Standrede, die Martine gegen die Eheansprüche des Pedanten Trissotin hält (Fem. sav. V. 3.) und die voll ist von volksthümlich humoristischen Wendungen, finden sich mehrere vom Dichter adoptierte populäre Dictons.

La poule ne doit point chanter devant le coq.
Die Henne krähe vor dem Hahnen nicht.

So viel wie mulier taceat in ecclesia.

Das Wort findet sich schon im Roman de la Rose:

„C'est chose qui moult me déplaist,
Quand poule parle et coq se taist.“ —

Et nous voyons que d'un homme on se gausse,
Quand sa femme chez lui porte le haut-de-chausse.

Den Ehemann man zu verspotten pflegt,
Dess Weib an seiner Statt die Hosen trägt.

Die Wendung war schon vor Molière populär in Frankreich, wir sagen auch: er hat den Rock und sie die Hosen an. Der Dichter Delille machte einst folgendes hübsches Impromptu über das Thema:

„Cette culotte est un bienfait
De ma compagne, ouvrière très-forte.
C'est elle-même qui les fait,
Aussi c'est elle qui les porte.“ —

L'esprit n'est point du tout ce qu'il faut en ménage.
Les livres cadrent mal avec le mariage;
Et je veux, si jamais on engage ma foi,
Un mari qui n'ait point d'autre livre que moi,
Qui ne sache A ne B, n'en déplaise à madame,
Et ne soit, en un mot, docteur que pour sa femme.

Jedoch als Ehgespons, ich pfleg's zu sagen,
Will solch ein schöner Geist mir nicht behagen.
Die Bücher sind im Hause Nebensachen.
Was soll man da mit solchem Plunder machen?
Es soll, lass ich mich auf die Heirath ein,
Mein einzig Lesebuch mein Ehmann sein,
Zu wissen braucht er nicht das Abc,
Ist er ein Doctor nur in unsrer Eh'.

Aehnliche Ausfälle gegen gelehrte Heirathen und schönwissenschaftliche Hauswirthschaften finden sich in der humoristischen Rede Chrysals gegen das verkehrte Bestreben seiner Familie und die Vernachlässigung seines Haushaltes. (II. 7.) Sie sind natürlich cum grano salis zu verstehen, werden aber häufig citiert und sind wegen des praegnanten pointierten Ausdrucks geflügelte Worte geworden, z. B. Et j'ai des serviteurs et ne suis point servi; On cherche ce qu'il dit après

qu'il a parlé. Selbst die Personen dieses Stückes haben eine sprichwörtlich symbolische Bedeutung gewonnen, und ihre Namen werden gern citiert, wenn es sich um Verspottung eitler Blaustrümpfe und selbstgefälliger Pedanten handelt. —

Wie der Misanthrope vorzugsweise psychologische und gesellschaftliche Aperçus enthält, wie die Gelehrten Frauen reich sind an scharfgespitzten Pfeilen der Satire gegen gelehrte und schönselige Affectation, so bietet der Tartuffe vermöge seines Themas manches geflügelte Wort, das als Wehr und Waffe gegen den Ultramontanismus und die Pfaffenherrschaft gebraucht wurde und noch gebraucht wird.

Tart. I. 1. Mais il n'est, comme on dit, pire eau que l'eau qui dort.

Dies schon vorhandene Sprichwort legt Molière der alten gottseligen Schelterin Mad. Pernelle gegen ihre sanfte Enkeltochter Mariane in den Mund; es entspricht unserm: Stille Wasser sind tief, dem lateinischen Altissima flumina minimo sono labuntur. In den Distichen des Cato (160 n. Chr.) findet sich:

Demissos animo et tacitos vitare memento:
Quod flumen tacitum est, forsan latet altius unda.

Tart. I. 1. Ceux de qui la conduite offre le plus à rire
Sont toujours sur autrui les premiers à médire.

Denn wer sich selbst des Tadels würdig zeigt,
Ist um so mehr zum Tadel auch geneigt.

So sagt die schelmische Zofe Dorine, als von einer spröden, frommgewordenen Coquette die Rede ist. In ihren und des klarsehenden Cleants Aeusserungen gegen Heuchelei und über wahre und falsche Frömmigkeit findet sich manches körnige Wort, das sich leicht dem Gedächtnisss einprägt und häufig von den Franzosen bei vorkommender Gelegenheit citiert wird, doch lassen sich diese Stellen nicht aus dem Zusammenhang reissen, und würde die Vorführung derselben zu viel Raum einnehmen.

In der berühmten Scene, wo der bethörte Orgon, statt sich über die Krankheit seiner Frau zu beunruhigen, mit Freuden erfährt, wie tüchtig sein Schützling Tartuffe gespeist, und wie gut er geschlafen habe, ist sein wiederholter Ausruf: le pauvre homme! (Tart. I. 5.); der liebe, gute Mann! ein Scherz, der zur stehenden Redensart geworden ist und bei analogen Fällen gern citiert wird.

Tart. II. 2. Ah! vous êtes dévot, et vous vous emportez!
Sie sind so fromm und kommen so in Hitze!

Der scharf pointierte Vers, der auf der Bühne eine grosse Wirkung hervorruft, hat sprichwörtliche Kraft gewonnen.

Tart. III. 3. Ah! pour être dévot, je n'en suis pas moins homme. —
Mais, madame, après tout, je ne suis pas un ange

sagt Tartuffe Elmiren, die ihn darauf aufmerksam macht, seine Liebesbetheuerungen passten nicht für einen so heiligen Mann. Auch diese beiden Verse werden gern sprichwörtlich citiert.

Tart. IV. 3. Ah! voilà justement de mes religieuses,
Lorsqu' un père combat leurs flammes amoureuses!

Da haben wirs, gleich sind sie keusche Nonnen,
Zerfällt die Liebschaft, die sie angesponnen!

So sagt Orgon zu seiner Tochter, die aus Liebeskummer ins Closter gehen will in einem Couplet, das sich dem Gedächtniss einprägt.

Tart. IV. 3. Je veux une vertu qui ne soit point diablesse,
Et crois que d'un refus la discrète froideur
N'en est pas moins puissante à rebuter un coeur.

— Ich liebe Tugend ohne Teufelei
Und glaube, auch ein kaltes festes Nein,
Das schüchtert schon genug die Frevler ein.

Die „Tugend ohne Teufelei“ ist das kräftig ausgedrückte Glaubensbekenntniss einer selbstgewissen, von aller Prüderie entfernten Frau, der vortrefflichen Elmire.

Tart. IV. 5.

Le ciel défend, de vrai, certains contentements;
Mais on trouve avec lui des accommodements.
Selon divers besoins, il est une science
D'étendre les liens de notre conscience,
Et de rectifier le mal de l'action
Avec la pureté de notre intention.

Zwar scheinet sein Verbot uns streng zu binden,
Doch ist es leicht, sich mit ihm abzufinden,
Denn nach Bedarf gibt's eine Wissenschaft,
Die löst und bindet mit Beweiseskraft,
Die eine schlimme That zur guten macht,
Wenn nur das Herz an böses nicht gedacht.

Et le mal n'est jamais que dans l'éclat qu'on fait.
Le scandale du monde est ce qui fait l'offense,
Et ce n'est pas pécher que pécher en silence.

Auch ist ja böse nur, was Aufsehn macht.
Die Schuld ist nur, dass man es hört und sieht,
Und Sünd' ist niemals, was geheim geschieht.

In diesen Geständnissen Tartuffes, der damit Elmiren zu beruhigen und zu gewinnen hofft, tritt die Absicht des Dichters, damit einen satirischen Streich gegen den Jesuitismus auszuführen, so bestimmt hervor, dass sein damaliges Publicum sich eben so wenig darüber täuschte, wie es das jetzige thut. Diese und ähnliche Stellen des Stücks haben eine sprichwörtliche Bedeutung gewonnen und werden vom aufgeklärteren Theil des Volkes als Wehr und Waffe gebraucht.

Die erste Stelle entspricht dem, was Pascal in seinem siebenten Provincialischen Brief zur Verspottung von jesuitischer Moral sagt:

„Wenn wir nicht umhin können die Handlung zu begehen, so läutern wir wenigstens die Absicht und machen das böse Mittel durch den Zweck wieder gut.“ Unser: Der Zweck heiligt die Mittel.

Tart. V. 3.

La vertu dans le monde est toujours poursuivie;
Les envieux mourront, mais non jamais l'envie.

Die Welt trübt selbst der Tugend reinsten Schimmer,
Die Neider sterben, doch der Neid stirbt nimmer.

So antwortet Madame Pernelle, Orgons Mutter, ihrem über Nacht klug gewordenen Sohne, der sie von Tartuffes Niederträchtigkeit überzeugen will, mit einer Menge von Gemeinplätzen und redet in einem fort, nur um nicht zu hören. Das hier von Molière gebrauchte Sprichwort findet sich schon in der Comédie des Proverbes von Montluc (1633): „L'envie ne mourra jamais, mais les envieux mourront." Molière hat ihm durch Umstellung der Sätze eine praegnantere Form gegeben, wie er oft bei seinen Entlehnungen that.

Corneille,

Le Menteur. La Suite du Menteur.

Von

Ernst Schmid.

Erst sechs Jahre nach dem erscheinen der Illusion comique (1636) wandte sich Corneille wieder dem Lustspiel zu. In der Zwischenzeit hatte er durch seine Tragoedien Cid, Horace, Cinna, Polyeucte, la Mort de Pompée eine aussergewöhnliche und verdiente Popularität erlangt, freilich nicht ohne manche harte Kämpfe. Der Neid seiner Zunftgenossen, besonders Scudérys, die immer noch nicht genügend erklärte Missgunst seines früheren Protectors Richelieu und das von ihm hervorgerufene Urtheil der Akademie über den Cid, die Einwände des Hôtel de Rambouillet gegen den Polyeucte („dont le christianisme avait extrêmement déplu“) hatten dem Dichter manche schwere Stunde gemacht. Doch er konnte sich dafür mit dem Enthusiasmus trösten, mit dem das Publicum seine Stücke aufgenommen hatte; auch hatten die fortwährenden Streitigkeiten ihm ein gewisses Bewusstsein seines Talentes geweckt, seinen Charakter gestählt und so haben sie auch auf den Dichter einen günstigen Einfluss ausgeübt. Die Charaktere erheben sich zu einer Kraft und Energie, die ihm mit Recht den Beinamen des „männlichen“ verschafft haben. Als Corneille sich also nach sechsjähriger Unterbrechung wieder dem Lustspiel zuwandte, nahm auch diese Gattung der dramatischen Poesie unter dem Einflusse der gemachten Erfahrungen einen wesentlich andern Charakter an; an die Stelle der Intrigue trat das Charakterbild. Guizot ist der Meinung, dass wir das Lustspiel dem Wunsche des Dichters verdanken,

seinen Gegnern auch auf einem Gebiete den Rang abzulaufen, auf dem er bisher mit ihnen auf gleicher Stufe gestanden hatte. Mag dem sein wie ihm wolle, — eine bestimmte Veranlassung, warum Corneille zum Lustspiel zurückgekehrt ist, ist nicht bekannt — jedesfalls erinnerte sich der Dichter zu gut des Erfolges, den ihm die Behandlung eines spanischen Stoffes verschafft hatte, um nicht aus derselben Litteratur den Stoff für ein Lustspiel zu schöpfen, das ihn an seinen Widersachern rächen sollte. Eine spanische Komoedie, die ursprünglich dem Lope de Vega zugeschrieben wurde, später aber als das Stück des Don Juan de Alarcon erkannt ist, „La verdad sospechosa (die verdächtige Wahrheit)“ lieferte dem Franzosen den Stoff. Folgendes ist der Inhalt des spanischen Stückes, wie ihn eine Programmarbeit des H. Oberlehrer Fincke (Programm der Realschule zu St. Johann. Danzig 1872) gibt. Die in Parenthese hinzugefügten Namen bezeichnen die entsprechenden Personen des französischen Lustspiels.

Don Beltran (Géronte) hat nach dem Tode seines ersten Sohnes den zweiten, Garcia (Dorante), von der Universität Salamanca nach Hause gerufen, und bittet den Erzieher ihm ohne Furcht und Schmeichelei ein Bild von seines Sohnes Charakter zu geben. Ihr Sohn, sagt dieser, hat alle Tugenden, die einen jungen Mann schmücken, aber sie werden durch einen bösen Fehler verunziert: er liebt die Lüge. Um den üblen Folgen dieser Angewohnheit für seinen Sohn vorzubeugen, beschliesst der Vater, ihm, ehe dieselbe bekannt wird, eine Frau zu geben. Nachdem der junge Garcia (Dorante) sich von den Anstrengungen der Reise erholt, wandelt er mit seinem Diener Tristan (Cliton) durch die Strassen Madrids und begegnet in der Strasse las Platerias zwei edlen Damen Jacinta (Clarice) und Lucrecia (Lucrèce) mit der Dienerin der ersten, Isabel (Isabelle). Garcia (Dorante) redet Jacinta an, wird von einer heftigen Leidenschaft für sie ergriffen und bietet ihr als „Indiano“ die ganze Strasse mit all ihren Kostbarkeiten an. Einstweilen hat der Diener von dem der beiden Damen erfahren, dass die schönere Lucrecia heisst, und man wird es sehr natürlich finden, dass Don Garcia (Dorante) seine angebetete für die schönere hält. So unterliegt der Lügner selbst

einer Verwechselung, auf der das ganze Stück basiert. Zunächst zwar bringt ihn eine neue Lüge, die erfinderische, aber übertriebene Beschreibung eines Festes, das er zwei Damen gegeben haben will, mit seinem Freunde Don Juan (Alcippe) in Streit, da er den eifersüchtigen hat durchblicken lassen, Jacinta (Clarice), die jener ebenfalls liebt, sei der Gegenstand seiner Huldigungen gewesen. — Seinem Plane gemäss hat unterdessen Don Beltran (Géronte) bei Jacinta (Claricens) Oheim, Don Sancho, für seinen Sohn um die Hand der jungen Dame angehalten. Diese aber, einerseits von Don Juan eingenommen, andrerseits in Gedanken bei dem jungen Indiano, in dem sie natürlich den eben erst von der Universität zurückgekehrten Garcia (Dorante) nicht zu erkennen vermag, weist die Werbung höflich ab, wünscht auch nicht einmal Besuch des Bewerbers und erlaubt nur, dass er sich mit dem Vater unter ihrem Fenster zeige. Da aber ihre Verbindung mit Don Juan (Alcippe) unsicher ist, will sie sich des Indiano versichern und bittet, um jenem keinerlei Grund zur Eifersucht zu geben, ihre Freundin Lucrecia unter ihrem Namen den jungen Mann zu einem Rendezvous aufzufordern. Kaum hat die Dienerin das Zimmer verlassen, so dringt Don Juan (Alcippe) ein, und es spielt eine Eifersuchtsscene, deren Gang und Ende Corneille getreu copiert hat (II, 3). Lucrecia ist einstweilen den Wünschen ihrer Freundin Jacinta (Clarice) nachgekommen und Act II, Sc. 1. der spanischen Komoedie zeigt Garcia (Dorante) auf der Höhe seines Glückes. Jetzt kann er ja nicht mehr zweifeln, dass seine Herrin Lucrecia heisst und dass sie seine Neigung erwidert. Die Freude wird freilich bald durch eine Forderung von dem eifersüchtigen Juan (Alcippe) getrübt. Da tritt der Vater ein, um ihn zu dem mit Jacinta (Clarice) verabredeten Spaziergang abzuholen. Der Sohn sucht sich zwar durch neue Lügen zu entschuldigen, muss aber schliesslich doch dem Vater gefolgt sein, denn die folgende Scene zeigt Jacinta (Clarice) über die Entdeckung, dass Garcia (Dorante) und der Indiano ein und dieselbe Person sind, äusserst unglücklich, mehr vielleicht weil sie einen reichen Freier verloren, als weil sie ihres Liebhabers Lügen entdeckt hat. Doch Lucrecia weiss zu trösten. Der junge Mann habe

jedesfalls nur ihr zu Liebe gelogen, und das beweise nur die Heftigkeit seiner Leidenschaft. — Ermüdet von ihrem Spazierwege sind Beltran (Géronte) und Garcia (Dorante) heimgekehrt, und der Vater trägt nun dem Sohne seine Pläne auf eine Heirat mit Jacinta-Clarice vor. Diesem ist sie bei der Verwechslung der beiden Damen eine durchaus unbekannte, und in der Angst spielt ihm seine Gewohnheit zu lügen einen bösen Streich, denn er gesteht dem Vater nicht etwa seine neue Liebe, sondern erfindet eine Hochzeit zu Salamanca mit den abenteuerlichsten Nebenumständen, um sich zu entschuldigen. Aber sieh da! der Vater, anstatt zu zürnen, ist erfreut den Sohn verheiratet zu sehen, und theilt Jacinta (Clarice) diese Nachricht mit, wodurch diese denn von einer weiteren Lüge ihres abgebeteten Indiano erfährt. — Sobald die Nacht angebrochen ist und er den Ehrenhandel mit Juan (Alcippe) glücklich bestanden, eilt nun Garcia (Dorante), froh dem drängen seines Vaters entgangen zu sein, zur verabredeten Stelle, um seiner vermeintlichen Lucrecia seine Liebe zu betheuern. Er findet Jacinta (Clarice), die das ganze Gewebe seiner Lügen durchschaut, nur das nicht weiss, dass Garcia (Dorante) sie mit Lucrecia verwechselt. Ihn zu bestrafen, gibt sie sich für Lucrecia aus, worin das Dunkel der Nacht sie begünstigt. Wie muss sie aber erstaunen, als Garcia (Dorante) ihr seine Liebe gesteht, ihren Vorschlag, Jacinta (Clarice) zu heiraten, mit Abscheu von sich weist. Empört über so viel Treulosigkeit und ein wenig eifersüchtig auf ihre Base wendet sie sich mit Entrüstung ab und lässt Garcia (Dorante) verblüfft stehen.

Der aber beruhigt sich dabei nicht. Ein Brief, der die Aufschrift an Lucrecia trägt, soll diese von neuem seiner Liebe versichern. Er gelangt an die wirkliche Lucrecia, die nun ihrerseits wirklich nicht weiss, was sie aus der Sache machen soll und vorgibt, den Brief zerrissen zu haben, aber indirect den Verehrer wissen lässt, dass sie in der Kirche der h. Magdalene gegen Abend die Messe hören werde. Die beiden Damen finden sich dort ein, das Gesicht nach spanischer Sitte mit dem manto verhüllt. Jetzt ist die Reihe an Jacinta (Clarice) die Freundin vor der Liebe eines so gefährlichen Menschen zu warnen, und doch vermag weder die Warnerin noch

die gewarnte eine herzliche Neigung zu Garcia (Dorante) recht zu verbergen. Aber Lucrecia pocht auf den Brief, den sie in der Hand hält. In dem Augenblick erscheinen im Hintergrunde Garcia (Dorante) und sein Diener. Da die Gesichter wegen der Schleier nicht erkennbar sind, muss der Brief entscheiden, wer von beiden die geliebte ist. Der Liebhaber macht einen kleinen Umweg, um den Damen in den Rücken zu kommen, und während der Zeit gibt Lucrecia den Brief an Jacinta (Clarice). In deren Hand sieht nun Garcia (Dorante) den Brief. Er nähert sich: die beiden Damen verdecken der Sitte gemäss und vielleicht, um desto sicherer den Schurken entlarven zu können, das Gesicht mit dem Schleier. Da redet Garcia (Dorante) Jacinta (Clarice) an; sie halb erstaunt, halb neugierig antwortet ihm: Kennt Ihr mich? Das folgende Gespräch zwischen den beiden, bei dem Lucrecia Zuhörerin bleibt, lässt den Irrthum in Betreff der geliebten Garcias (Dorante) bestehen; weder werden die Damen klug, welche von beiden er liebt, noch kommt er über die Verwechslung der Namen hinaus. Doch steht so viel fest, dass der Lügner, um seine geliebte von der Wahrheit seiner Leidenschaft zu überzeugen, die Nichtigkeit seiner angeblichen Ehe zu beweisen sich erbietet. Als Zeuge soll ihm Don Juan (Alcippe) dienen, der zu gleicher Zeit mit ihm die hohe Schule besucht hat. Auch macht ihm das aufsuchen desselben keine grosse Schwierigkeit, denn kaum hat er den Namen des Freundes ausgesprochen, so kommt dieser in Begleitung des erzürnten Vaters, der nun das Lügengewebe des Sohnes durchschaut und in dem Vollgefühl der eignen Würde den Lügner verächtlich von sich weist. Garcia (Dorante) gesteht nun endlich seine Liebe zu Lucrecia ein, um derentwillen er jene Fabel erfunden. Aber der misstrauische Vater glaubt erst auf die Versicherung des Dieners dem unzuverlässigen Sohne, und versäumt nicht diesem zuzurufen: „Schämst Du Dich nicht, dass Dein Diener bestätigen muss, was Du sagst?“ Doch endlich erklärt sich der Vater bereit, für ihn um Donna Lucrecia anzuhalten. Er begibt sich nach dem Hause ihres Vaters und kommt eben an, als Don Juan (Alcippe) bei dem Vater Jacintens um die Hand seiner Tochter geworben und sie erhalten hat. Der Vater Lucreciens ist

der Verbindung seiner Tochter mit Garcia (Dorante) nicht abgeneigt und fordert die beiden jungen Leute auf: „So tretet denn, edle Jünglinge, zu Euren frohen Bräuten, die sich glücklich preisen und Euch voll Liebe erwarten.“ Aber — o Unglück! — beide treten auf Jacinta (Clarice) zu! und Don Garcia will sich vielleicht im Namen, nicht aber in der Person geirrt haben. Aber Don Beltrans (Géronte) Geduld ist am Ende: er droht dem Sohne ihn tödten zu wollen, wenn er nicht Lucrezien zur Frau nimmt. Er thut es gezwungen und muss von seinem eignen Diener sich sagen lassen:

> „So siehst Du denn, wie schädlich die Lüge ist, und der Senat (?) wird sehen, dass im Munde dessen, der sich zu lügen gewöhnt, auch die Wahrheit verdächtig ist!“

Man sieht das Original des Don Juan de Alarcon ist eine Intriguenkomoedie mit feinen Verwicklungen, spannend bis zum letzten Augenblicke. Aber sie erhebt sich über das gewöhnliche dieses Genres, weil ein prononcierter Charakter, oder wenigstens eine Figur mit einer scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit in der Mitte steht. Eine Charakterkomoedie möchte ich das Stück jedoch nicht nennen, denn von einer solchen verlangen wir, dass die Verwickelung als ein Product eben dieses Charakters erscheint, dass er sich diese Situation selbst schafft. Nun ist zuzugeben, dass der Lügner sich das Duell mit seinem Freunde durch eine Phantasielüge zuzieht, dass er die harten Worte seines Vaters durch eine ersonnene Erzählung verdient, zu deren Erfindung zunächst gar kein Grund vorlag; aber die Cardinalintrigue des ganzen Stückes, die Liebesintrigue, beruht auf der Verwechselung der beiden Namen, die mit dem Charakter des darunter leidenden in keinerlei Verbindung steht, sondern die dem wahrhaftesten Menschen ebensowol begegnen konnte. Entschieden fein ist aber dieser Zug, dass der Lügner in dem einzigen wahren Gefühl, das er in dem ganzen Stück empfindet, — in der ungeheuchelten Liebe zu Jacinta für alle seine Fehler gestraft wird, und zwar von einer so leichtfertigen Laune des Schicksals wie die seinige ist, da er seine Lügen bis auf das kleinste Detail ausdehnt, wenn er z. B. dem Vater einmal sagt, dass er zum Billardspiel gehen wolle, ohne dass er ihm eine andere Absicht zu verdecken hätte, oder wenn er dem Be-

dienten einen blutigen Ausgang des Zweikampfes mit Don Juan vorlügt.

Was hat nun aber Corneille aus der Komoedie des Alarcon gemacht? Er selbst sagt in der Vorrede, er habe den Stoff aus Lope de Vega, aber „comme j'ai entièrement dépaysé les sujets pour les habiller à la française, vous trouveriez si peu de rapport entre l'Espagnol et le Français, qu'au lieu de satisfaction vous n'en recevriez que de l'importunité.“ Nun zählt er die Veränderungen auf: er macht aus dem Indiano einen Soldaten, der in Deutschland gefochten hat; dann sagt er weiter: „et ainsi de la plupart des autres incidents, qui bien qu'ils soient imités de l'original, n'ont presque point de ressemblance avec lui pour les pensées ni pour les termes qui les expriment.“ Das ist zum Theil zuzugeben; aber erstens sind doch manche Scenen sehr ähnlich; zweitens ist es mir sehr zweifelhaft, ob die Veränderungen, die Corneille in den „pensées und termes“ vorgenommen hat, sehr glücklich sind. Ich finde das Original — soweit sich das nach einer Uebersetzung beurtheilen lässt — in den Gedanken und dem Ausdruck sehr viel geschmackvoller und dem Range der dargestellten Personen angepasster. Endlich aber sind das durchaus nicht alle Veränderungen, die Corneille bei der Bearbeitung vorgenommen hat, und ich werde mich bemühen, noch einige Unterschiede nachzuweisen, auf die Voltaires übliche Eloge, dass Corneille sein Original auch diesmal übertroffen habe, nicht recht passen will. Von einigen unwesentlichen Umstellungen von Scenen und Umgestaltungen von Motiven ist dabei billigerweise abzusehen, um so mehr aber sind die Veränderungen aufzufassen, die sich Corneille am Anfang und am Schluss des Stückes erlaubt hat. Es fehlen zunächst die einleitenden Scenen, in denen bei Alarcon der Charakter — ich werde der Kürze halber trotz des obengesagten den Ausdruck beibehalten — klar und scharf hervortritt. Sie verschaffen dem Zuschauer sogleich den richtigen Massstab für das auftreten Garcias, während das auftreten Dorantes, der erst von Poitiers kommt und dann in Deutschland gewesen sein will, ohne eine derartige Einführung in den Charakter ni rime ni raison hat. Der Titel der Komoedie allein kann dafür natürlich nicht aushelfen.

Schwerer wiegen die Veränderungen, welche Corneille sich am Schlusse des Lustspiels erlaubt hat. Sie verschieben den moralischen Gesichtspunct, der als einer der grössten Vorzüge der spanischen Komoedie hervorzuheben ist; denn bei dem Franzosen ist nicht Dorante der betrogene, sondern vielmehr die beiden Damen. Da dieselben nicht con mantos erscheinen, so sieht Dorante bald seinen Irrthum, besonders als Clarice ihre Cousine mit dem Namen anredet, und weiss ihn mit einem ungeheuren Salto mortale gut zu machen. In einem Athemzuge erklärt er zuerst Clarice (Jacinta) und dann Lucrecia seine Liebe, V, 6:

zu Clarice: Car enfin je vous aime, et je hai de ma vie
Les jours que j'ai vécu sans vous avoir servie.

Cl. Pourquoi, si vous m'aimez, feindre un hymen en l'air,
Quand un père pour vous est venu me parler?
Quel fruit de cette fourbe osez-vous vous promettre?

Lucr. (zu Dor.) Pourquoi, si vous l'aimez, m'écrire cette lettre?

Dor. (zu Lucr.) J'aime de ce courroux les principes cachés,
Je ne vous déplais pas, puisque vous vous fâchez.
Mais j'ai moi-même enfin assez joué d'adresse,
Il faut vous dire vrai, je n'aime que Lucrèce.

Man wird zugestehen, dass diese Wendung überraschend ist, obgleich der Dichter sich bemüht hat, dieselbe zu motivieren. Wenige Augenblicke vorher (V, 4), als er noch Jacinta (Clarisse) unter dem Namen Lucrecia liebt, hat er zu seinem getreuen Cliton gesagt:

Sa compagne, ou je meure, a beaucoup d'agrément.
Aujourd'hui que mes yeux l'ont mieux examinée,
De mon premier amour j'ai l'âme un peu gênée:
Mon coeur entre les deux est presque partagé.

Diese Motivierung aber ist doch sehr schwach und selbst Voltaire gesteht das zu, wenn er zu der Stelle bemerkt: „Cela seul suffit pour refroidir la pièce". So erscheint es denn als ein selbständiger Entschluss, wenn Dorante in der letzten Scene Lucrecia die Hand zum Ehebunde reicht. Für den Zuschauer aber fällt dadurch die moralische Genugthuung weg und das Stück wird unerquicklich. Denn wenn man auch

sicher nicht verlangt, dass jedes Lustspiel die stricte Illustration eines sittlichen Grundsatzes sein soll, so ist es doch wenig unserm moralischen Gefühle gemäss, anstatt der letzten oben angeführten Rede des Dieners im spanischen Lustspiel: „So siehst Du denn, wie schädlich die Lüge ist“ hier Cliton perorieren zu hören (V. 7.):

Vous autres qui doutiez s'il en pourrait sortir,
Par un si rare exemple apprenez à mentir.

Das heisst denn doch die Lüge direct empfehlen und jedem sittlichem Gefühle geradezu ins Gesicht schlagen. Voltaire nennt zwar diesen letzten Vers „une mauvaise plaisanterie du valet, qui est toute contraire à la morale de la pièce“; aber ich glaube nachgewiesen zu haben, dass die Maxime der Lösung des Knotens bei Corneille durchaus entspricht. Auch der Einwand, dass der üble Eindruck dieses Schlusses durch die ernste Unterredung des erzürnten Vaters mit dem lügenhaften Sohne (V 3) paralysiert würde, ist durchaus hinfällig, da diese vom Zuschauer bei Darstellung der letzten Ereignisse vergessen ist; ja es gewinnt die obige gewiss an und für sich treffliche Scene durch den Schluss ein anderes Ansehen: der Zorn des Vaters wird durch diesen Ausgang fast lächerlich. Jene Ansicht Voltaires über die moralische Tendenz des Stückes, die auch andere französische Commentatoren zu retten versucht haben, wird vollständig unhaltbar durch die „Suite du Menteur“, zu deren Betrachtung wir nunmehr übergehen.

Nach dem „Examen“ soll das Stück einer unzweifelhaft echten Komoedie des Lope de Vega nachgeahmt sein: — die vorausgehende „Epistre“ nennt den Titel desselben: Amar sin saber a quien — aber das Stück einzusehen ist mir trotz der eifrigsten Bemühungen bis jetzt nicht gelungen. Die Fabel des Lustspiels von Corneille schliesst sich eng an die des „Menteur“ an. Wir erfahren folgendes: Dorante kann sich in die Lösung, die er im Menteur doch selber herbeigeführt hatte, nicht finden, kommt sich auch zum Heiraten noch zu jung vor und entflieht daher am Abend vor seinem Hochzeitstage. Nach dem ersten Lärm hat sein Vater „pour plâtrer l'affaire“ selbst Lucrecien zum Altar geführt; ist aber wenige Monate

darauf gestorben, und die Wittwe und ihre Vetterschaft haben das Haus gründlich ausgeräumt. Einstweilen hat Dorante Italien durchstreift, ein Ehrenhandel in Florenz hat ihn gezwungen, auch dies Land wieder zu verlassen. Als er auf der Rückkehr nach Frankreich vor Lyon angekommen, sieht er auf offenem Felde zwei Herren im Duell; ehe er sie trennen kann, wird der eine zum Tode verwundet. Während unser Held ihm zu Hilfe eilt, bemächtigt sich der Mörder des Pferdes und flieht. Zwei Gerichtsdienern, die auf den Lärm der Waffen (!) herbeieilen, muss er als der schuldige erscheinen und ins Gefängniss folgen. Dort findet ihn der Zuschauer und sein alter Diener Cliton. Die eben erzählten Vorgänge bilden zunächst den Stoff ihres Gesprächs. Da Dorante seinen Diener nur wenig geneigt findet seinen, allerdings unglaublich klingenden Erzählungen Glauben zu schenken, so versichert er ihn, dass er sich seiner Schülerstreiche entwöhnt habe, und nun als „honnête homme“ lebe — kurz dass er nicht mehr lüge. Aber die Ereignisse sind stärker als er: einer Dame (Melisse), die ihm eine Rolle Ducaten schickt, muss er einen falschen Namen angeben, weil der seinige durch die Komoedie „Le Menteur“ in ganz Frankreich nur allzu bekannt ist. E ne zweite Lüge zwingt ihm seine Grossmuth ab, als der obenerwähnte schuldige (ein Bruder Melissens) mit ihm confrontiert wird: ein drittes Mal muss er lügen, um sich von der Dienerin Melissens das Bild seiner Wolthäterin zu verschaffen. Endlich gelingt es dem Einflusse seines auch in diesem Stücke auftretenden Freundes Philiste, ihn aus dem Gefängniss zu befreien. Der Liebesdienst wird aber schlecht belohnt, denn Dorante ist seines Freundes bevorzugter Rivale. Obwol es Cliton gelingt durch Anwendung der Künste seines Herrn demselben ein Rendezvous mit Melisse zu verschaffen, so erwacht denn doch dem Dorante das Gewissen: er beschliesst Lyon zu verlassen, um seinen Wolthäter in der Werbung nicht zu beeinträchtigen, und gewinnt diesen Entschluss um so leichter über sich, als er keine Ahnung davon hat, dass Melisse und ihr Bruder, den er als solchen noch nicht gesehen, auch ihm verpflichtet sind. Die Dame erfährt den Entschluss Dorantes, und nun ist sie es, die sich dem Plane entgegen-

stellt: sie erklärt ihrem Bruder und dem Verehrer ihre Liebe zu Dorante, Philiste droht in sehr natürlichem Unwillen den Nebenbuler, für den er Caution geleistet, in die Bande zurückzuschicken, aber von den Bitten der Schwester und des Bruders gerührt belastet er ihn nur mit den 'Banden' des Ehestandes. Ob Dorante sich nicht auch diesmal dieser Last zu entziehen weiss, bleibt dahingestellt.

Welcher Grundgedanke lässt sich bei diesem Inhalte denken. Dass er das lügen angeht, geht daraus hervor, dass das Stück sich als „Suite du Menteur“ darstellt und Dorante die Hauptperson darin ist. Ich kann nur diesen einen Gedanken finden, dass die Lüge nicht nur etwas unterhaltendes ist. wie der Menteur selbst zeigen sollte — sondern dass die Lüge unter Umständen eine Art Gebot, ja eine Art Tugend ist. Denn als Dorante den Cléandre durch eine Unwahrheit freigegeben hat, antwortet er auf die Vorwürfe seines Dieners:

I. 6. Je ne mens plus, Cliton, je t'en donne assurance,
Mais en un tel sujet l'occasion dispense.

Trotzdem glaube ich doch nicht, dass man den Dichter einer absichtlichen Empfehlung der Lüge zeihen darf, einer Absicht, die dem ernsten Corneille gewiss fern lag. Aber er hat es freilich willenlos gethan. Dieser Fehler der ganzen Komoedie ist nur durch die Annahme zu entschuldigen, dass Corneille nicht sowol eine Charakter- als eine Intriguenkomoedie hat schreiben wollen — oder können. Ueber der Intrigue hat er den Charakter vernachlässigt, und so ist ein Zwitterding entstanden, auf das weder dieser noch jener Name passt. Als Intriguenstücke sind die beiden Komoedien so übel nicht; im allgemeinen sind die Ereignisse wahrscheinlich, überraschend und anziehend, sie folgen sich schnell, so dass das Interesse beständig wach gehalten wird. Dabei ist jedoch ein Unterschied zwischen den beiden Stücken nicht zu verkennen. Die ersten Scenen des zweiten Stückes erregen das Interesse allerdings wesentlich deshalb, weil wir nicht wissen, welcher Zusammenhang zwischen dem zweiten und ersten ist, weil unsre Neugierde gespannt ist, zu erfahren, wie Dorante in das Gefängniss zu Lyon gekommen und was aus den andern Personen

des „Menteur“ geworden ist. Aber das Interesse verliert sich nach und nach, viele Scenen (II, 2. 4. 7. — IV, 1. 2. 3) sind ohne Zusammenhang mit dem Stück, die Witze Clitons werden fade, die Lösung wird endlich durch einen ziemlich billigen Witz des Philiste herbeigeführt. Deshalb ist nach Voltaires Ausspruch sofort das Stück durchgefallen. Im Vergleich mit den ersten sieben Komoedien unsers Dichters bezeichnen diese beiden immer einen Fortschritt, da doch wenigstens ein Ansatz zu einer Charakterschilderung vorhanden ist, obwol das von den männlichen Personen in höherem Grade gilt, als von den Frauen. Vor allen tritt unter den ersteren die Hauptfigur hervor. Wenn die Lügen, die Dorante vorbringt, auch nicht gerade die Situation hervorrufen, wie im „Menteur“ die Verwechselung zwischen Clarice und Lucrèce den Knoten schürzt, so ist doch jene böse Angewohnheit sowohl an seinem Duell mit Ariste als an dem Zorne des Vaters Schuld. Auch dieser ist durch seine sittliche Haltung einerseits und seine Gutmüthigkeit andrerseits zu einem glücklich entworfenen Charakter geworden. Cliton ist in manchen Zügen das Vorbild Molièrescher Diener und Dienerinnen. Zur vollständigen Würdigung der Bedeutung beider Stücke ist endlich das Urteil Molières von Belang: „Je dois beaucoup au 'Menteur'. Lorsqu'il parut, j'avais bien l'envie d'écrire, mais j'étais incertain de ce que j'écrirais; mes idées étaient confuses: cet ouvrage vint les fixer — le sang froid avec lequel il débite ses faussetés me montra comment il fallait établir un caractère; . . et celle (la scène) où il est obligé de se battre par suite de ses mensonges me prouva que toutes les comédies ont besoin d'un but moral. Enfin sans le 'Menteur' j'aurais sans doute fait quelques pièces d'intrigue ('L'Etourdi', 'Le Dépit amoureux'), mais peut-être n'aurais-je jamais fait le 'Misanthrope'.“ Wenn auch Molières liebenswürdige Bescheidenheit die Grösse seiner Schuld übertrieben hat, so bleibt doch das ehrenvolle Zeugniss für den Werth der Corneilleschen Stücke von Bedeutung.

Ich gehe zur Besprechung des sprachlichen Materials der Stücke über. In der Besprechung der ersten Komoedien Corneilles habe ich auf den „precieusen“ Ton aufmerksam ge-

macht, der die ganze Redeweise durchdringt. Hier hat ihn der Dichter nur in einigen Liebesscenen angewandt, so dass im ganzen die Sprache viel natürlicher erscheint. Dagegen ist er in einen andern Fehler zurückgefallen: in Cliton hat er die unmanierlichen und dreisten Bedienten wieder auf die Bühne gebracht, wie sie sonst nur in den Stücken seiner Vorgänger auftreten. Der genannte Helfershelfer Dorantes spricht von den Frauen in Ausdrücken, die für das ganze Geschlecht beleidigend sind (M I. 1 — I. 4 — SM. I. 1). Auch würzt er seine Reden mit so durchaus trivialen Wendungen, wie sie in der „haute comédie“ schwerlich zu ertragen sind: I. 3 je me donne au diable — III. 4 A chaque bout du champ vous mentez comme un diable — IV. 7. tenir le loup par les oreilles — SM. Connaît-on à l'habit aujourd'hui la canaille — ce diable de mais — cette chienne de musique. — Andrerseits mahnt der durchaus tragische Ausdruck, besonders in der Scene zwischen Dorante und dessen Vater (M. V. 3), an den Dichter des Don Diègue und des Horace. — Dem Dialoge mangelt die glänzende Lebhaftigkeit des Molièreschen, dadurch werden ganze Scenen schleppend.

Voltaire beurtheilt den Stil beider Lustspiele ziemlich absprechend: in dem Commentar zum Menteur gibt er sich die Mühe die einzelnen Sprachfehler nachzuweisen; von der S. d. M. sagt er: „Nous ne remarquerons pas dans cette pièce toutes les fautes de langage: elles sont en très-grand nombre.“ Es ist freilich ein missliches Ding für einen Ausländer einem so feinen Sprachkenner wie Voltaire ein Unrecht nachweisen zu wollen, aber es will mir doch scheinen, als ob Voltaires Beurtheilung oft in so fern zu absprechend wäre, als er den Unterschied zwischen seiner Zeit und der Corneilles ganz ausser Acht lässt und in ziemlich willkürlicher und peremptorischer Weise Ausdrücke als schlecht verwirft, weil sie über ein halbes Jahrhundert nach der Entstehung des Stückes nicht mehr gebräuchlich sein mochten. So tadelt er wiederholt den Gebrauch von dedans für dans — den pluralischen Gebrauch von harmonie — den Ausdruck avoir bien en main le festin et la guerre für „schnell dabei mit der Hand sein“ —; er will die Wendung „le soin me vient“ nicht gelten lassen,

während doch „l'idée me vient" durchaus gebräuchlich ist; und verkennt, dass der Ausdruck, „pratiquer l'amour" vielleicht für den Dorante sogar recht glücklich getroffen ist. Wenn er die Verse (M. II. 2):

> Le temps n'est pas un dieu qu'elle (la fille) puisse braver,
> Et son honneur se perd à trop le conserver

dahin interpretiert: „Il semble qu'une fille perde son honneur en se mariant" und klagt, „ce vers gâte un très-beau morceau", so legt er dem Dichter einen falschen Sinn unter, denn Corneille spricht nicht von der jungfräulichen Ehre, sondern von der Ehre (?), die im gefallen liegt. Ebenso ungerecht ist der Vorwurf, dass Corneille von den Zeilen:

> (Sa collation) n'est rien que pure mensonge,
> Où bien s'il l'a donnée, il l'a donnée en songe

die letzte bloss des Reimes wegen hinzugefügt habe, während sie doch einen neuen Gedanken gibt.

Folgende tropische Anwendungen von Substantiven sind mir jedoch aufgefallen: lieu für cause,

> M. I. 1. j'ai lieu d'apprehender
> III. 2. Celle que cette nuit sur l'eau j'ai régalée
> N'a pu vous donner lieu de devenir jaloux.

saison für temps,

> M. IV. 9. il est saison d'aller au temple.

place für occasion,

> M. I. 2. le temps donnera place à plus de sympathie.

licence für permission,

> M. I. 3. Un coeur qui veut aimer, et qui sait comme on aime,
> N'en demande jamais licence qu'à soi-même.

caprice für humeur,

> SM. I. 1. mis dans mon caprice.

couleur für soupçon,

> SM. I. 1. Et moi, non sans couleur, encore qu'injustement ...

figures für idées,

> SM. II. 6. — — j'en fais de conjectures
> Qui s'accordent fort mal avecque vos figures.

An auffallenden Verbindungen sind mir aufgestossen:

former des pensées,

SM. II. 4. formez en ma faveur de plus saines pensées.

purger les soins,

SM. IV. 5. éclairciront ces troubles et purgeront ces soins

le devoir s'éveille,

SM. I. 1. ce devoir quoique tard enfin s'est éveillé.

se mettre à couvert de,

SM. II. 1. Il s'est mis à couvert de la mort de Florange —

(soll heissen: er hat sich vor der Strafe sicher gestellt).

Auch im Gebrauch der Verben findet sich manche Eigenthümlichkeit:

mépriser und soutenir v. n.

SM. II. 6. — Comme tu méprises! (vgl. II. 1.)

savoir für s'informer de,

M. II. 7. Sache sa famille et ses biens.

entreprendre für entretenir,

SM. I. 2. Ah! si tu m'entreprends deux jours de cette sorte,
Mon coeur est déconfit.

passer für surpasser,

SM. III. 4. Ami, notre bonheur passe notre espérance.

se seoir für s'asseoir,

M. II. 5. Il se sied.

Das Adjectiv und das Adverb même sind vertauscht,

M. II. 1. Ce que vous ordonnez est la même justice.

Dasselbe kommt aber bei Voltaire und Laharpe vor.

Besonders zahlreich sind die Abweichungen auf dem Gebiet des Pronomen:

ce l'est für c'est elle,

M. I. 4. C'est Lucrèce, ce l'est sans contredit.

soi für lui,

M. I. 3. Un coeur qui veut aimer et qui sait comme on aime
N'en demande jamais licence qu'à soi-même.

Wenn der Gebrauch von soi hier wegen der ganz all-

gemeinen Bedeutung von un coeur vielleicht zulässig erscheint, so ist es sicher incorrect in

S. M. II. 2. Ce grand coeur, se voyant mon destin en la main
Devient pour me sauver à soi-même inhumain.

celle-ci für celle-là,

M. IV. 1. Si celle-ci venait qui m'a rendu la lettre.

qui für que und umgekehrt,

S. M. I. 1. Qui te fait ainsi rire? Was macht...
S. M. III. 1. Ne soupçonnez-vous point ce que ce pourrait être für wer das sein könnte?

de qui für dont,

M. II. 2. un autre
de qui l'humeur aurait de quoi plaire à la vôtre.

Das Adverb où steht für laquelle in Verbindung mit jeder Praeposition:

M. I. 2. Et le bien où sans peine elle fait parvenir.
IV. 4. le seul emploi où mon bonheur se fonde.
IV. 5. ce mauvais pas où vous avez bronché.

An mehr als 20 Stellen steht das pronom personel conjoint vor dem Hilfsverbum und nicht vor dem Infinitiv, dessen Object es ist. Meistens ist die Stellung durch das Bedürfniss des Verses hervorgerufen; bedenklich ist sie nur an folgender Stelle:

M. III. 1. Eh bien! puis qu'il vous faut parler plus clairement; — (da ich deutlicher mit Ihnen reden muss).

Von den Praepositionen ist schon oben dedans für dans erwähnt.

après steht stets für d'après,

M. II. 5. Mais vous en jugerez après la voix publique.

avant que für avant que de,

M. II. 5. Avant qu'être au hasard qu'un autre bras t'immole.

de für par,

S. M. I. 1. Vous êtes amendé du voyage à Rome.

en faveur de für sous l. f. de,

M. IV. 4. Pour voir une maîtresse en faveur de la nuit.

lors für alors,
cependantque für pendant que,
toute nuit für toute la nuit,
à cette fois, à ce coup für cette fois,
d'aujourd'hui für aujourd'hui,
d'auparavant für auparavant,

Schon bei der Besprechung der Melite habe ich die Häufung der Negationen erwähnt; hier ist noch ein Beispiel:

M. I. 2. Mes soins ni vos désirs n'y prennent point de part.

comme statt que nach autant, aussi,

M. I. 1. Et vaut communément autant comme il se prise.
M. IV. 7. Peut-être que tu mens aussi bien comme lui.
S. M. III. 2. As-tu bien autant de bonté
Comme tu fais voir de charmes.
S. M. IV. 8. Aussi bien contre lui comme contre Clitandre.
S. M. 8. VI. Autant comme on peut l'être.

comme für comment,

M. III. 5. Vous même apprenez-moi comme il faut qu'on le nomme.
M. I. 3. Un coeur qui veut aimer et qui sait comme on aime.

Interessant ist folgender Subjonctif:

M. I. 4. Je crois, que ce soit l'autre.

und die Umschreibung des Modus durch das Verbum vouloir:

M. III. 5. L'amour que j'ai pour vous ne pouvant consentir
Qu'un père à d'autres loix voulût m'assujettir.
S. M. IV. 2. Loin d'éteindre ce feu je voudrais l'allumer
Qu'il eût de quoi vous plaire et voulût vous aimer.

Ne fehlt nach craindre dreimal:

S. M. II. 7. Mais on tremble toujours de crainte qu'on les rende.
S. M. III. 2. Je crains à tous moments qu'on me surprenne ici.
S. M. III. 5. De crainte que Philiste eût quelque vision.

Das mit avoir conjugierte part. p. lässt zweimal die Rection nach dem vorhergehenden régime vermissen:

M. IV. 4. J'estime qu'en effet c'est n'y consentir point,
Que laisser désunis ceux que le ciel a joint.
S. M. I. 6. Excusez la rigueur, qu'a voulu mon devoir.

Cizeron Rival hat uns nach Brosette folgende charakteristische Anekdote überliefert: Der berühmte Schauspieler Baron sollte in der Bérénice des Corneille die Rolle des Domitian spielen. Als er die Rolle einstudierte, blieben ihm einige Stellen unklar, und den Abend bat er Corneille ihm dieselben zu erklären. Der Dichter sah den Text eine Zeit lang an und sagte dann: „Je ne les entends trop bien non plus: mais récitez les toujours; tel qui ne les entendra pas les admirera.“ So finden sich auch in diesen beiden Stücken Stellen, deren Erklärung dem Dichter selbst schwer werden dürfte. Schon Voltaire bemerkt, dass er nicht begreife, wie zwei liebende auf die Worte contrescarpe und fossée ein geheimes Einverständniss gründen wollen, wie Dorante zu seinem Diener sagt:

M. I. 6. Si jamais un fâcheux nous nuit par sa présence,
Nous (Clarice et moi) pourrons sous ces mots être d'intelligence.

Als Philiste seinem Freunde Alceste die Bemerkung machen will, dass sie sich leicht durch die Lügen Dorantes haben täuschen lassen, kleidet er es in die Worte:

M. III. 2. A nous laisser duper nous sommes bien novices.

Die Einheiten des Ortes und der Zeit sind nicht beachtet. Der Menteur spielt bald auf der Place Royale bald auf der Place des Tuileries, die Suite du M. im Gefängniss, auf der Strasse, in der Wohnung der Melisse. Corneille hat dafür nur die schon bekannte Entschuldigung, dass alle diese Orte sich innerhalb einer Stadt befinden und glaubt so das Princip gerettet zu haben. Auch die Einheit der Zeit ist nur in dem Sinne beobachtet, wie Corneille sie später ausgelegt hat. Die Handlung trägt sich in 24—36 Stunden zu, denn in beiden Theilen fällt ein Theil der Handlung in die Nacht. Die Unmöglichkeit, dass alle Ereignisse des Stückes in den Zeitraum wirklich hineinfallen, ist weder grösser noch geringer als in jedem andern Lustspiel.

Ein Urtheil über die Leistungen Corneilles als Lustspieldichter lässt sich nach dem obengesagten dahin zusammen-

fassen, dass er zuerst in Stücken, die den gleichzeitigen in keiner Weise nachstanden, grobe Verstösse gegen den Anstand, anstössige Reden entfernt und so das Theater für die bessern Kreise zugänglich gemacht hat. In der zweiten Phase seiner Thätigkeit hat er durch die freilich oft bedenkliche Durchführung eines Charakters seinem grossen Nachfolger den richtigen Weg gezeigt. Er selbst war seiner ganzen Geistesanlage nach eine zu ernste, schwerfällige Natur, um eine dem leichten Sinne der Franzosen entsprechende Komik zu haben, das war keine Aufgabe für einen „Normand“, dazu bedurfte es des Parisers. Er kann sich nicht dazu erheben, die kleine Welt des Menschen und die grosse Welt der Gesellschaft mit der Heiterkeit zu betrachten, die im Glück und Unglück den richtigen Massstab der Dinge behält und sich weder durch das erste übermüthig, noch durch das letztere muthlos machen lässt — mit der Heiterkeit, die die kleinen wie die grossen Fehler mit gleichem lächeln betrachtet, die aber der erste Schritt zur Bekehrung ist. Selbst in der bald allzu ernsten, bald zu rhetorischen Sprache zeigt sich die schwerfällige Natur des Dichters, der in der Komoedie anderen nachstehen muss, während er in der Tragoedie wenigstens *eine* der ersten Stellen einnimmt.

Goethe in Regensburg.

Von

Carl Woldemar Neumann.

Goethe hat uns sein thun und treiben in Regensburg zwar nur mit wenigen Federstrichen, aber doch immerhin anschaulich genug, in jener bekannten Niederschrift vom 3. oder richtiger 4. September 1786, welche die „Italienische Reise“ in seinen Werken einleitet, wie folgt, geschildert:

Früh drei Uhr stahl ich mich aus Carlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte. Die Gesellschaft, die den 28. August, meinen Geburtstag, auf eine sehr freundliche Weise feiern mochte, erwarb sich wohl dadurch ein Recht mich fest zu halten; allein hier war nicht länger zu säumen. Ich warf mich ganz allein, nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend, in eine Postchaise und gelangte halb acht Uhr nach Zwoda an einem schönen stillen Nebelmorgen. Die obern Wolken streifig und wollig, die untern schwer. Mir schienen das gute Anzeichen. Ich hoffte, nach einem so schlimmen Sommer einen guten Herbst zu geniessen. Um Zwölf in Eger bei heissem Sonnenschein; und nun erinnerte ich mich, dass dieser Ort dieselbe Polhöhe habe wie meine Vaterstadt, und ich freute mich, wieder einmal bei klarem Himmel unter dem funfzigsten Grade zu Mittag zu essen.

In Bayern stösst Einem sogleich das Stift Waldsassen entgegen — köstliche Besitzthümer der geistlichen Herren, die früher als andere Menschen klug waren. Es liegt in einer Teller-, um nicht zu sagen Kesseltiefe, in einem schönen Wiesengrunde, rings von fruchtbaren sanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieses Kloster im Lande weit umher Besitzungen. Der Boden ist aufgelöster Thonschiefer. Der Quarz, der sich in dieser Gebirgsart befindet und sich nicht auflöst noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tirschenreuth steigt das Land noch. Die Wasser fliessen Einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tirschenreuth an fällt es nun südwärts ab, und die

Wasser laufen nach der Donau. Mir gibt es sehr schnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinsten Wasser forsche, wohin es läuft, zu welcher Flussregion es gehört. Man findet alsdann selbst in Gegenden, die man nicht übersehen kann, einen Zusammenhang der Berge und Thäler gedankenweise. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chaussee von Granitsand; es lässt sich keine vollkommnere denken; denn da der aufgelöste Granit aus Kiesel und Thonerde besteht, so gibt das zugleich einen festen Grund, und ein schönes Bindungsmittel, die Strasse glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend, durch die sie geführt ist, sieht desto schlechter aus; gleichfalls Granitsand, flachliegend, moorig, und der schöne Weg desto erwünschter. Da nun zugleich das Land abfällt, so kömmt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen dem Böhmischen Schneckengang recht absticht. Beiliegendes Blättchen benennt die verschiedenen Stationen. Genug, ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg, und hatte also diese vierundzwanzig und eine halbe Meile in neununddreissig Stunden zurückgelegt. Da es anfieng Tag zu werden, befand ich mich zwischen Schwandorf und Regenstauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Ackerbodens ins Bessere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, sondern aufgeschwemmtes gemischtes Erdreich. Den Regenfluss herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donauthal in alle die Thäler gewirkt, die gegenwärtig ihre Wasser dorthin ergiessen, und so sind diese natürlichen Polder entstanden, worauf der Ackerbau gegründet ist. Diese Bemerkung gilt in der Nachbarschaft aller grössern und kleinern Flüsse, und mit diesem Leitfaden kann der Beobachter einen schnellen Aufschluss über jeden der Cultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar schön. Die Gegend musste eine Stadt herlocken, auch haben sich die geistlichen Herren wohl bedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt steht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Main. Bei Frankfurt haben Fluss und Brücke ein besseres Ansehn, hier aber nimmt sich das gegenüberliegende Stadtamhof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jesuitencollegium, wo das jährliche Schauspiel durch Schüler gegeben ward, sah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerspiels. Sie machten es nicht schlimmer, als eine angehende Liebhabertruppe, und waren recht schön, fast zu prächtig gekleidet. Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten aufs Neue überzeugt. Sie verschmähten Nichts, was irgend wirken konnte, und wussten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in Abstracto denkt, es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit-

und Selbstgenuss, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese grosse geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergolder unter sich hat, so sind gewiss auch Einige, die sich des Theaters mit Kenntniss und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater.

Heute schreibe ich unter dem neunundvierzigsten Grade. Er lässt sich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Nässe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte sich ein herrlicher, gelinder Tag. Die milde Luft, die ein grosser Fluss mitbringt, ist ganz was Eigenes. Das Obst ist nicht sonderlich. Gute Birnen hab' ich gespeist; aber ich sehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Thürme, Gebäude haben etwas Grosses und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflösst.

Als Decoration ist nun Gold, Silber, Metall, geschliffene Steine in solcher Pracht und Reichthum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muss. Hier und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeschmacktem, damit die Menschheit versöhnt und angezogen werde. Es ist dieses überhaupt der Genius des katholischen äusseren Gottesdienstes, noch nie habe ich es aber mit so viel Verstand, Geschick und Consequenz ausgeführt gesehen als bei den Jesuiten. Alles trifft darin überein, dass sie nicht wie andere Ordensgeistliche eine alte abgestumpfte Andacht fortsetzten, sondern sie, dem Geist der Zeit zu Liebe, durch Prunk und Pracht wiederaufstutzten.

Ein sonderbar Gestein wird hier zu Werkstücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Todtliegendes, das jedoch für älter, für ursprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muss. Es ist grünlich, mit Quarz gemischt, löcherig, und es finden sich grosse Flecke des festesten Jaspis darin, in welchen sich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück war gar zu instructiv und appetitlich, der Stein aber zu fest, und ich habe geschworen, mich auf dieser Reise nicht mit Steinen zu schleppen.

Goethes letzter Brief aus Karlsbad ist von Mittwoch dem 23. August 1786 und an Frau von Stein gerichtet.* Am 3. September, Sonntag früh 3 Uhr verliess er in aller Stille Karlsbad nach fünfwöchentlichem Aufenthalte und reiste in-

* Goethes Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von A. Schöll. 1848. 51.

cognito als „Kaufmann Möller aus Leipzig"*. Seinen Einzug in Regensburg hielt er über die ehrwürdige steinerne Brücke.** Die Wochenschrift „Regensburgisches Diarium" vom 12. September 1786 Num. XXXVII. S. 291 gibt darüber folgenden Aufschluss: „Angekommene und abgegangene Herrschaften und Passagiers. Zur steinernen Brücke herein: Den 4. September per posta, Herr Möller, Passagier von Leipzig log. in weissen Lamm." Dies ist der Bericht des Thorwärters***. Die Einfahrt über die steinerne Brücke nach Regensburg bei klarer, günstiger Witterung war jedenfalls sehr geeignet, dem für landschaftliche Schönheiten empfänglichen Auge Goethes die Lage der alten Kaiserstadt im vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen; denn der Blick von der Brücke aus ist donauauf- wie abwärts wirklich ein reizender, überraschender zu nennen.

Gleich günstig war in dieser Hinsicht das Gasthaus gewählt, welches Goethen nun aufnahm, nämlich das weisse Lamm („Lämbl"), das längst aufgehört hat, als Gasthof zu dienen und jetzt, zu dem Wittwanger District gezählt und mit Lit. F. Nr. 89 bezeichnet, Eigenthum des Herrn

---

* Viehoff, Goethes Leben. Stuttgart 1864. Bd. I. S. 19. Goethes Werke. Berlin, Gustav Hempel. Theil I. CXXII.

** Die steinerne, in den Jahren 1135 bis 1146 erbaute Brücke war damals noch mit dem uralten „nördlichen Thurme" auf der Stadtamhöfer Seite und anderen charakteristischen Merkmalen geziert. Der mittlere Thurm war 1784 wegen Beschädigung durch das Hochwasser abgetragen worden, während ersterer als Opfer der Ereignisse des 23. Aprils 1809 fiel.

*** Die Thorwärter in Regensburg waren nicht selten unterrichtete Leute, zumeist verunglückte Bürger. So z. B. war im J. 1769 am Weyh St. Petersthor ein Mann Namens Johann Heinrich Praunsmändel von Mohrnick, der grosse Seereisen mitgemacht hatte und mehrere Sprachen, z. B. die englische, rein und fertig sprechen konnte. Kurze Geschichte der merkwürdigen Lebensereignisse und Seereisen des verstorbnen Herrn Joh. Heinrich Praunsmändel, Bürgers und Thorschreibers dahier. Regensburg 1816. Gedruckt von Chr. E. Brenck. Verfasst von Pfarrer J. L. H. Lorenz († 1832). — In Regensburg gab es im J. 1786 eine Familie „Möller", die in der Wollwirkerstrasse ein Haus besass, Regensburger Diarium 1786 S. 317. Goethe hätte also leicht einen Besuch von „Namensvettern" bekommen können.

Drechslermeisters und Oekonomen Johann Friedrich Schindler ist.*

Das Haus lag in unmittelbarer Nähe der Brücke am sogenannten Donauquai und gewährte unserm edlen Gaste von seinen Fenstern aus jedenfalls die freundliche, lohnende Aussicht auf die Donau und ihre lieblichen Umgebungen, zumal aber auf das gegenüberliegende Stadtamhof, welches ihm so wol gefiel. Das freundliche Städtchen wurde am 23. April 1809 von den sich zurückziehenden Oesterreichern in Brand geschossen und fast ganz eingeäschert. Auch im Dreissigjährigen Kriege hatte es dasselbe Schicksal gehabt und war überhaupt bei jedem feindlichen Ueberfalle der Nachbarstadt Regensburg das Opfer seiner Lage — des Donauüberganges.

Damals, als Goethe dort abstieg, war das weisse Lamm, wie auch die uralte Landshuter Herberge mit dem Schilde zu den drei Helmen, ein sehr beliebter Gasthof, in dem man nicht selten fürstliche Gäste, ja selbst Kaiser ihr Absteigequartier nehmen sah, da die berühmte Kaiserherberge

---

* Frühere Besitzer waren 1) N. Alkofer 1641, der seinen Gasthof zum weissen Lamm am Kornmarkt den unbeschuhten Karmeliten als Bauplatz verkaufte. S. Carl Theodor Gemeiner, Handschriftliches Verzeichniss aller in dem magistratischen Archive der ehemaligen Reichsstadt Regensburg befindlichen Urkunden, Briefe und Acten etc. v. J. 1182 bis 1712. S. 36. — 2) Johann Stowasser „im weissen Lampel" in der Kuffnergassen, 1667. Specification derer Wirth oberhalb und unterhalb des Bachs. Msc. Blatt 2[b]. — 3) Jobst Lehr „im weissen Lämbl" 1722. G. H. Paritius, Das jetzt lebende Regensburg. 1722. S. 131. — 4) Johann Eberhard im „weissen Lamm". Joh. Carl Paritius, Allerneueste Nachricht der Reichsstadt Regensburg. 1753. S. 166. — 5) Johann Georg Eberhard, Weinwirth zum weissen Lamm. 1778. Entwurf der Wittwanger-Wacht. Msc. der Stadtbibliothek. — 6) Joh. Benedikt Kramer, Weingastwirth zum weissen Lamm. 1807. Neuer Bürger-Adresskalender auf d. J. 1807. — 7) Joh. Bened. Cramer, Weingastgeb, zum Kaiser von Oesterreich, 1819. Regensburger Adressbuch 10. A[o] S. 129. Bereits i. J. 1820 kam dieser vormalige Gasthof zum weissen Lamm, nun „zum Kaiser von Oesterreich" genannt, auf die Gant, laut ersten und zweiten Licitationstermins vom 3. Novbr. 1820 und 5. Januar 1821, im Regensb. Wochenblatte 1820 S. 659. 835, wo eine ins einzelne gehende Beschreibung desselben steht. — 8) Heinrich Theodor von Hesslings Erben besassen 1829 den Kaiser von Oesterreich, ehemals „weisses Lamm", Weingasthof mit Billard. Adressbuch 1829. S. 59.

zum goldnen Kreuz eine Zeit lang ganz und gar als vornehmes Gesandtschaftshotel diente und fremden Herrschaften daher keine Aufnahme gewähren konnte. (Vgl. mein Schriftchen: Die Kaiserherberge zum goldnen Kreuz in Regensburg. J. G. Bössenecker, 1869.) Namentlich kehrten „Edelleute" gern im weissen Lamme ein. Einer dieser Herren, ein nordischer Baron, hatte sich dort vor Goethes Ankunft durch ein französisches Reimsprüchlein zu verewigen gesucht, welches er an ein Fenster (etwa mit einem Diamantringe) schrieb. Der Dichter las es und verwerthete es in einem Briefe, den er am 10. September 1786 von Trient aus schrieb und später der „Italienischen Reise" einverleibte.* Dasselbe lautet:

„Comme les pêches et les melons
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les bâtons
Sont pour les fous, dit Salomon."

Mit unserem „Herrn Möller" trafen zufällig nur wenig andere Gäste während seines kurzen hierseins in dem Hotel zusammen. Diese waren Herr Hoff, K. K. Beamter von Linz, dann Tit. Herr von Lennox und Annigram aus England (Regensburgisches Diarium S. 292). Ein Herr Hoff, Oberpostofficier von Wien, traf am 4. September 1786 hier ein und stieg gleichfalls im weissen Lamme ab (S. 300). Von dem anderen Reisenden S. T. Herr von Lenox, Hauptmann in englischen Diensten erfahren wir S. 331, dass er erst am 9. October 1786 Regensburg wieder „per Posta" verliess, indem er den Weg über die steinerne Brücke einschlug.

Schon am 5. September 1786 verliess Goethe Regensburg wieder. Das Regensburgische Diarium Nr. XXXVII S. 293 meldet: „Beim Weyh St. Petersthor hinaus: Den 5. per Posta Hr. Möller von Leipzig." — Dieses Thor, vor welchem Napoleon am 24. April 1809 Vormittags 11 Uhr seine siegreiche Armee defilieren liess, wurde Sonntag Jubilate 23. April von den Franzosen in Brand geschossen und so stark beschä-

* Goethes Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Hildburghausen 1869. X. Bd. S. 20.

digt, dass sein hoher Thurm ganz abgetragen werden musste; nur der alte Thorbogen, durch den Goethe nach München fuhr, ist erhalten geblieben. (Maurus Gandershofer, Erinnerungen an Lorenz Westenrieder. München 1830. S. 150. Julius Wackenreiter, Nachtrag zur Erstürmung am 23. April 1809. Regensburg 1866. S. 12).

Unter den bei der Erstürmung 1809 zu Grunde gegangenen Gebäuden befand sich auch das Jesuitencollegium, welches Goethe so sehr angezogen hatte, und die dazu gehörige Kirche St. Paul. Ursprünglich vom hl. Wolfgang 983 gestiftet und Mittelmünster, zum Unterschied von Ober- und Niedermünster, geheissen (Rom. Zirngibls Abhandlung von dem Stifte St. Paul in Regensburg. Verlegt von J. B. Rottermundt in Regensburg. 1803. S. 1 f.), kam das Closter i. J. 1589 in die Hände der Jesuiten, die es in ein Collegium St. Paul verwandelten (F. Jos. Lipowsky, Geschichte der Jesuiten in Bayern. München 1816. I. S. 55 ff. K. Hr. v. Lang, Geschichte der Jesuiten in Baiern. Nürnberg 1819. S. 111 ff.), als welches es dann Bestand hatte bis zur Saecularisation. Hierauf für eine Unterrichtsanstalt eingerichtet wurden seine in freier und gesunder Lage befindlichen, weitläufigen Räumlichkeiten kurz vor der Schlacht bei Regensburg als Kriegsspital benützt, aber am 23. April 1809 durch französisches Granatfeuer in Brand geschossen, so dass die sämmtlichen Gebäude von St. Paul, sowie die ganze Einrichtung und insbesondere auch die Bibliothek der Jesuiten mit allen Handschriften, darunter auch eine Pergamenthandschrift des Titurel von Wolfram von Eschenbach, ein Opfer der Flammen geworden sind. (Bischof Mich. Wittmanns Nachrichten vom Brande des Erzbischöflichen Seminariums zu Regensburg den 23. April 1809. Regensburg 1809. Ein Auszug daraus bei Jul. Wackenreiter, die Erstürmung von Regensburg am 23. April 1809. Regensburg 1865. Verl. von J. G. Bössenecker. Vgl. auch den „Nachtrag" hierzu, 1866. S. 38.) Zugleich kamen 60—100 österreichische Soldaten, unter ihnen auch ein verwundeter Franzose, im Brande um, weil sie in einem abgeschlossenen Raume mit vergitterten Fenstern hilflos eingeschlossen waren. Vgl. Wackenreiter a. a. O. S. 81 ff.

Im Anhang ist der Inhalt des Trauerspieles und der Text des Singspieles, zu dessen Aufführung Goethe kam, nach dem in meinem Besitz befindlichen gedruckten Programm der Vorstellung mitgetheilt.

Wie die Jesuitenzöglinge, spielten auch die Schüler am evangelischen reichsstädtischen Gymnasium, Gymnasium poëticum genannt, Theater, und es wurde ihnen dazu i. J. 1722 ein eigener grosser Sal im Mittelgebäude dieses Gymnasiums, Bühne, Orchester- und Zuschauerraum mit amphitheatralisch sich erhebenden Sitzen enthaltend, gebaut. Das erste Drama, das sie hier aufführten, war Neukirchs weinender Petrus; in Musik hatte es der Cantor Gymnasii Christoph Stolzenberg gesetzt. Vgl. des Collaborators der 4. Classe J. L. Schnetter Geschichte des evang. Gymnasiums zu Regensburg. 1779. Msc. Fol. 78.

Zur Feier des 18. Octobers 1814 erschien in Regensburg das unten mitzutheilende Lied, als dessen Verfasser Goethe angegeben war. Dieses Lied, 2 Octavblättchen, steht fast wörtlich nebst 3 andern (Heil dir im Siegerkranz; Heil unserm Bunde, Heil; Was bewegt die jubelnde Menge?) in Karl Hoffmanns des Teutschen Volkes Dank- und Ehrentempel u. s. w. S. 222 f., wo S. 219 diesen „vier Teutschen Volksliedern“ die Bemerkung vorausgeschickt ist: „Folgende Gedichte verdanken der hiesigen Feier ihre Entstehung.“ Der Verfasser wäre also in Düsseldorf zu suchen, wird S. 310 als ein „unbekannter Dichter“ bezeichnet, und es wird S. 309 ff. bemerkt, das Lied sei am 18. October 1814 auch in Gelnhausen gesungen worden. Der wirkliche Verfasser war wol ein preussischer Beamter in Düsseldorf.

Anhang.

Die sogenannte Menschenliebe, ein bürgerliches Trauerspiel in dreyen Aufzügen, aufgeführet von dem hochfürstlich-bischöflichen Schulhause bey St. Paul in Regensburg den 4. und 6. Herbstmonats 1786. Stadtamhof, gedruckt mit Riepelischen Schriften.

Innhalt.

Vielleicht that man noch in keinem Jahrhunderte mit der Menschenliebe so gross, und vielleicht war die ächte Christenliebe noch in keinem so klein, als im gegenwärtigen. Die Eintracht der ersten Christen und Aufrichtigkeit der alten Deutschen sieht man zwar noch heute für glänzende Dinge an. Aber sie glänzen wie die Sterne, die himmelweit von uns entfernt sind. Falsche Freundschaften, und listige Ränke sind an ihre Stelle getreten. Und dorfte man seinen Mitmenschen jemal so zügellos lästern, und so öffentlich verleumden, als in unsern aufgeklärten Zeiten? Allein keine Predigt, nein, ein sittliches Schauspiel soll das Ding wie in einem Schattenbilde vorstellen. Den Stoff dazu musste ganz natürlich eine Reisebeschreibung herleihen; weil man in diesen Pièceu die Menschenliebe so oft auf das Feinste preiset und zugleich auf das Gröbste verletzet. Das weitere erklären die ausführlich angezeigten Karaktere der Personen deutlich genug.

Personen im Trauerspiele.

Roderigo von Rontardos, der reichste Banquier in Spanien, ein wahrhaft christlicher Menschenfreund, der aber nicht viel dazu schreyt. Ornatifs. ac Doctifs. D. Jof. Hoenig, Theol. Moral. & Dogmatico-Polem. Stud.

Ferrando, ein Galanthomme, der die Menschenliebe im Munde, Gott- und Lieblosigkeit im Herzen hat. Ornatifs. ac Doctifs. D. Anton. Heinrich, Theol. Moral. ac Dogmatico-Polem. Stud.

Leccage, ein Franzos, den Ferrando vorhin durch böse Grundsätze verderbt und manchmal zum Werkzeuge seiner Laster macht. Ornat. ac Erudit. D. Joan. Bapt. Weber, Phil. Stud.

Sisennado von Rontardos, Roderigos Sohn, der, wie sein Vater, ein gar zu gutes, aber eben darum dem Betruge ansgesetztes Herz hat. Praenob. Thom. Petr. Ferrarij, Rhet. II. Stud.

Charles von Rolandres, dessen Vater ein verunglückter Schiffskapitain gewesen seyn soll. Nob. Franc. Xav. Stoeger, Rhet. II. Stud.

Vasquez, ein Hauptmann, der die vertrauteste Freundschaft und seine derselben widrige Pflicht grossmüthig mit einander vereinbaret. Balthaſ. Michl, Rhet. II. Stud.

Spargatarra, ein Bedienter beym Policeygerichte, Anton. Rath, Rhet. II. Stud.

Ein Paar Soldaten, Anton. Perthold, Rhet. II. & Michael Hollermayr, Rhet. I. Stud.

Personen im Singspiele.

Der gebiethende Herr, Ornatiſs. ac Doctiſs. D. Wolfgang Maendl, Theol. Moral. & Dogmatico-Polem. Stud.

Purwald, der lieblose Knecht, Oberaufseher über des Herrn Güter. Ornat. ac Perdoct. D. Franc. Schiesl, Phil. Cand.

Siwald, der Mitknecht, ein Hausbeamter, Michael Hailmayr, Rhet. II. Stud. e Sem. S. Emmer.

Chrysant, des Herrn vertrautester Geheimschreiber, Michael Müller, Syntax. Stud.

Briganz und *Venanz,* Purwalds Söhne, Joseph. Hillebrand & Joseph. Gierl, Rudim. Stud. e Sem. S. Pauli.

Ein Paar Verwalter, Georg. Wols, Rhet. II. Stud. Paulus Vitzthum, Gramm.

Hausbeamten, Anton Rath,
Aloyſ. Schlemmer,
Erhard. Schwaiger } Rhet. II. Stud.
Joſeph. Kellner,
Joan. Bapt. Vitzthum, } Syntaxiſtae.
Wolfg. Hofmann, e Sem. S. Emm.
Joſeph. Schreier, } Grammatiſtae.

Bedienten, Georg. Maylinger, Praeb. Eccl. Cath.
Joſeph. Knechtl, } Syntaxiſtae.
Joſeph. Dorner, Gramm.
Franc. Xav. Artmann &
Joan. Nep. Schuemann, e Sem. S. Pauli.
Andreas Simet,
Simon Albrecht,
Joan. Bapt. Artlieb,
Ignat. Kaſtenmayr,
Christian Kolb,
Joan. Bapt Hauſer, } Rudiment.

Der lieblose Knecht,

ein

Singspiel.

Vorerinnerung.

Man muss sich in der Parabel bey Matth. 18. keinen gemeinen Knecht, sondern einen Mann vorstellen, der eine sehr wichtige Bedienung trug und im Stande war, seinem Herrn nach und nach eine so ungeheuere Summe zu zwacken. Der edle Schriftausleger Tirin hält ihn für einen Oberaufseher über die Güter seines Herrn. Und in diesem Range wird er auch hier auftreten.

Erster Theil.

Erster Auftritt.

Herr (sitzt am Tische, auf dem die Rechnungen liegen), *Chrysant.*

Herr.

Zehntausend? Ist das möglich? . . Der Betrüger! . .
Und ich, . . ich war nicht klüger,
Und konnte mein Vertrauen
So lang auf ihn und ohne Argwohn bauen? . .
Allein man hatte ihn mit Lobessprüchen
So laut, als oft bey mir hervorgestrichen.

Chrys.

Gebieter! Lautes Lob hat heutzutage
Oft mindern Werth, als eine laute Klage.

Ode.

1.

Hört man nicht bis zum Erstaunen
Hochgestimmte Lobsposaunen?
Doch nur zu der Bösen Ruhm
Kräuselt sich ihr Ton herum.

2.

Wirken Fromme edle Werke,
Bläst man nicht mit gleicher Stärke;
Weil nur Böse voller Wind'
Und im Blasen Meister sind.

Verehrt und preist mich nur der Lasterhafte,
Dann glaube, dass ich boshaft sey.
Verschmäht mich der Betrüger, den ich strafte,
Schliess sicher, ich sey gut und treu.

Herr.

Wie? Ist denn allen, die ihn hochgepriesen,
Die Bosheit und die Lüge schon bewiesen?

Chrys.

Wer sind sie, die sein Lob weit auszudehnen pflogen?
Die mit und durch ihn stets ihr Interesse zogen?
Die oft mit ihm auf deine Rechnung schmausten,
Und so, wie er, mit deinem Gelde hausten?
Geduld, mein Herr; sie werden auch noch reifen.

Herr.

Ja, mein gerechter Zorn wird sie ergreifen ...
Doch kann ichs noch nicht fassen.
Von etlich hundert lässt sich viel und lange prassen:
Allein wohin zehntausend der Talente?

Chrys.

Das kann ich wohl begreifen. Der Verblendte
Verliess sich auf die gar zu grosse Güte
Der Herrschaft, die nach mein- und Andrer Bitte,
Die Rechnungen genauer durchzusehen,
Bey jeder Einnahm, jeder Ausgab still zu stehen,
Sich nie gefallen liess. *Herr.* Was taucht itzt diese Klage?
Wohin mit soviel Geld, ist meine Frage.

Chrys.

Wohin?
Die prächtigen, nicht seltnen Gastereyen,
Die Geld verschlingenden und eitlen Tändeleyen,
Womit er seiner Frau und Töchter Hoffart ziert,
Die Söhne, die er selbst zur Schwelgerey verführt;
In theure Spiel' und Wein verliebte Compagnien,
Sehr kostbar werdende Galanterien;
Sein reich meubliertes Haus, ein Stall voll Pferde,
Die ihn begleitende Schmarotzerheerde
Auf seinen ohne Noth zur Lust gemachten Reisen
Sind Zeugen, die das Ding recht hübsch beweisen.

Herr.

Du klärst mich auf. Der Schurk hat kein Gewissen.
Ruf ihn sogleich; er soll es theuer büssen. (Chrysant geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Herr (der eine Weile tiefsinnig auf und ab geht).

Wie aber, wenn sein Weib und Kinder ohne Schuld?
Kann ich die Unschuld mit der Bosheit strafen?
Wie werd' ich mir und ihnen Recht verschaffen? . .
Ach! Viel zu gross war meine Nachsicht, meine Huld.

Ode.

1.

Gar zu gut seyn, ist nicht gut.
Lässt der Herr den Diener walten,
Wird er sich aus Uebermuth
Nicht mehr für den Diener halten.

2.

Und nun macht er den Gebiether!
Lebt, als wie ein Edelmann;
Sieht zuletzt die Herrschaftgüter
Dreist für seine eigne an.

Dritter Auftritt.

Herr. Chrysant.

Chrys. Er wartet. *Herr.* Gut. *Chrys.* Da sieh!
Herr (erblickt den frey hereintretenden Purwald und schreyt). Hinaus, bis ich dich rufe.

Chrys. Wie zittert er? *Herr.* Er soll noch weit mehr zittern,
Wenn er das Laster der auf allen meinen Gütern
Bis zu der höchsten Stufe
Getriebnen Dieberey in seinem Herzen fühlt,
Wenn je aus selbem noch ein guter Tropfen quillt . . .
Ich gehe. Lass ihn hier in Furcht und Aengsten stehen.
Ich weiss, das quälet ihn, den stolzen Bösewicht.
Er muss mir seinen Fall schon vorhin sehen,
Und dann erst zeig' ich ihm mein feurigs Angesicht.
Du sagst ihm nichts, und eilest auf mein Zimmer. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Chrysant. Purwald (sehr kleinmüthig).

Chrys. (bey sich).

Weh diesem Elenden! Weh ihm auf immer! (Geht zur Thüre.)
Jetzt nur herein. *Purw.* Mein Freund! *Chrys.* So nanntest
du mich nie.
Purw. Ach, bitt für mich. *Chrys.* Die Zeit der Gnade ist
verschwunden.

Purw.

Die Liebe ist an keine Zeit gebunden.

Chrys.

Von Liebe redest du? Das klingt wahrhaftig neu.
Wann war sie dann in dir? Ich liebe, aber die,
Die Gott und ihrem Herrn und ihren Pflichten treu.
(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Purwald (allein).

Was fühlt mein Herz? Was tönt in meinen Ohren?
Mein Herr, bey dem ich sonst den freyen Zutritt hatte,
Beruft und schafft mich fort, kaum als ich mich ihm nahte . . .
Sein Sprachrohr tönet wild. Ich bin verloren.

Ode.

1.

Falsche Ehr' und Geldbegierden,
Ihr versprecht mit Dreistigkeit
Frohe Tage, reiche Würden:
Und was gebt ihr? Eitelkeit.

2.

Da ich gestern noch regiere,
Wie ein Herr, der gross und reich,
Stürz' ich heute und verliere
Freud' und Ehr' und Geld zugleich.

Sechster Auftritt.

Purwald. Venanz. Briganz.

Purw. Was macht ihr hier? *Ven.* Komm, bester Vater,
eile;
Dein Haus ertönt vom kläglichsten Geheule.

Brig.

Die Mutter weint und schreyt; verwünschet uns und dich.
Bald sucht sie einen Strick, um sich zu henken,
Bald spricht sie vom Ertränken.

Purw. Warum? *Brig.* Warum? Weil du ein Schelm ge-
worden.
Das sagte man ihr schon in drey, vier Orten.

Purw. (bey sich).

Ich sterbe! Stürzet ein, ihr Mauern, decket mich! ..
Die Frau! Die Kinder! .. Gott! Was habe ich gethan! ...
(Fasset sich.)
Ich weiss, man sagts, mein Kind, man klagt mich gräulich an.

Ven.

Warum fängst du nicht an zu poltern und zu drohen?
Du bist ja öfters schon dadurch dem Fall' entflohen.

Purw.

Das half, mein Sohn, solang mein Herr geschlafen.
Man weckte ihn; man nahm mir meine Waffen,
Urkunden, Rechnungen, sammt allen Amtspapieren.
Das Zittern trifft itzt mich, man kann mich überführen ...
Doch nur gut Herz! Ihr könnet mich noch retten.
Merkt auf .. Bald wird der Fürst auf diesen Hörsaal tretten;
Sein Mund wird donnern und die Augen blitzen.
Er drohet mir vielleicht mit Kerkern und mit Foltern,
Er mag sich aber noch so stark erhitzen,
Erschrecket nicht und lasset ihn nur poltern.
Am Ende werfet euch zu seinen Füssen,
Und sprecht, ihr wollet statt des Vaters büssen.
Ein Thränenbächchen wird sein Herz erweichen;
Ich werde mein, ihr euer Ziel erreichen.

Siebenter Auftritt.

Herr. Chrysant. Die Vorigen.

Purw. (eilet seinem Herrn schmeichelnd entgegen, prallet aber starrend zurück).

Gerecht, und bester Herr! *Herr* (feurig). Du darfst es wagen,
Mir so was in das Angesicht zu sagen?
Wenn ich der beste Herr: was bist du für ein Knecht?
Und welche Straf' erkleckt für dich, wenn ich gerecht? . .
Treulosester! Wie hast du mich bestohlen?
Wo sind sie, die Talent'? Ich fodre sie von dir.
Zehntausend, und nicht minder, hast du nachzuholen.
Ersetze sie. Wo nicht, verkauft man dich dafür
Mit Weib und Kindern, Haus und allen Gütern.
Ich will so einen Dieb nicht länger kostbar füttern.

Kleine Ode.

Ein Diener, der geherrschet hat,
Verdient ein niedrer Sclav zu seyn.
Wer gross mit fremdem Gute that,
Wird klein, und büsst sein eignes ein.

Purw. (fällt ihm zu Füssen).

Geduld, o Herr! Geduld! Nur dieses mal Geduld!
Ich werde alles zahlen.
Sieh diese Thränen an, die meinem Aug' entfallen.
O sähest du mein Herz! Es kennet seine Schuld:
Der Abscheu ist so gross, als brennend heiss die Reue.
(Winket seinen Kindern, die auch niederfallen.)

Beide Söhne.

Ach strafe uns dafür. Nur ihm verleihe
Die alte Gnade. *Brig.* Sieh, wir scheuen kein Verderben.

Ven.

Mach uns zu Sclaven; lass uns peinlich sterben.

Herr.

Die guten Kinder! Sie erweichen meine Seele.
(Giebt dem Chrysant ein Zeichen zum Abtreten und zeigt sich innerst gerührt.)

Brig.

Sey gnädig! *Venanz.* Denke, du vertretest Gottes Stelle.

Ode von Dreyen.

1. *Brig.*

Die göttlich schöne Gnad allein,
Wodurch ein Fürst der Armen
Sich würdigt zu erbarmen,
Glänzt mehr, als alle reichen Stein'.

2. *Ven.*

Und reisst er sie aus ihrer Noth,
Steigt zwar des Fürsten Gnade
Bis zu dem höchsten Grade:
Doch er steigt mit und wird ein Gott.

3. *Purw.*

O reiss mich aus dem finstern Nichts,
Du Schöpferkraft des Gnadenlichts!
Ich will mit diesen Weysen
Dich ewig dankbar preisen.

4. *Ven. und Brig.*

O gross und starkes Gnadenlicht,
Erlisch doch unserm Vater nicht.
Mach jene nicht zu Weysen,
Die deine Stralen preisen.

Herr (bey sich).

Der Wohlstand, die Vernunft, Gerechtigkeit und Pflicht
Begehren Rache. Die Erbärmniss widerspricht
Und fesselt Mund und Herz . . Sie soll auch siegen.
Steh auf. Eröffne sie mir ohne Lügen
(Das ist aber Purwald nicht gewohnt und wird ihm weit mehr Lügen als Wahrheiten sagen.)
Die Quelle deiner Schuld. *Purw.* Erbarmen! Nur die Liebe,
Die Menschenliebe wars, die machte mich zum Diebe . .
Was that ich nicht den armen Unterthanen?
Bald liess ich ihnen nach, bald foderte ich nichts;
Bald minderte ich auch die Taxen des Gerichts.
Zum Gutseyn dorfte mich kein Mensch ermahnen.
Mein' offne Hand bezähmte deine Feinde
Und machte alles Streit- und Klaggeschrey erstummen.
Ich mästete und mehrte deine Freunde.
Das kostete mich ungeheure Summen.
Doch ist das meiste, das ich dir entnommen,
Selbst deinen Lieblingen und Dienern zugekommen.

Herr.

Nicht wahr, das alles heisst: ich that, was mir gefiel?
Wer bist du denn? Muss nicht der Knecht den Willen
Des Herrn genau erforschen und erfüllen? . .
Die Liebe lobe ich. Allein sie hat ihr Ziel.
So oft es nöthig ist, so oft ist's deine Pflicht
Dem Nächsten beyzustehn: viel grübeln sollst du nicht.
Was andern schädlich ist, das unterlasse;
Sey allen gut und hüte dich vorm Hasse
Sogar des niedrigsten: Auch stolzen Adlern fliegt
Des Schrötters Rache nach: Und der im Staube liegt,
Kann aus dem Staube ein Gewölk erwecken,
Und dich verdunkeln oder ganz verdecken. . .

Mit der Bedingniss ist dir deine Schuld geschenkt . . .
Doch künftig giebst du mir die Rechnung alle Jahre,
Damit sich jeder Fehltritt eher offenbare . .
Wer dienet, der gehorcht gebeugt und eingeschränkt.

Purw. (danket ihm kniefällig, und der Herr reicht ihm seine Hand zum Kusse und geht ab).

Die Zunge ist zu schwach, mein Herz wird ewig sprechen
Und angeflammt dein Lob mit Danke unterbrechen.

Achter Auftritt.

Purwald. Venanz. Briganz.

Ven.

Nun lass uns nur geschwind zur Mutter eilen,
Um dein- und unsern Trost mit ihr zu theilen.

Purw.

O ja, verkündet ihn, er wird sie laben
Der Sieg, den wir so schnell erfochten haben.
Ich muss mich hier vorhin den Leuten zeigen,
Die mir mein' Ehr, und Amt bereits schon raubten,
Und heute mich gestürzt zu sehen glaubten. (Die Söhne gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Purwald.

Itzt zeig' ich euch die Feigen,
Ihr Kläger ohne Kraft; und lache in der Stille,
Bis ich die Rache Schritt für Schritt erfülle.

Ode.

1.

Sobald der Verklagte den Richter betrügt
Und über das lärmende Klaggeschrey siegt
Ertattern die Kläger und schweigen
Und suchen sich kriechend zu beugen.

2.

Hier jauchzet der Sieger und treibt nur den Scherz;
Ihr Kummer versüsst sein verbittertes Herz.
Er drücket und quält sie zum Sterben
Und ruhet nicht, bis sie verderben.

Sie sind in meiner Macht, die armen Tropfen.
Ich will ihr lautes Maul gewiss noch stopfen,
Und klagen sie mir künftig auch nur leise,
Bin ich der Kater; und sie werden meine Mäuse.

Zehnter Auftritt.

Purwald. Ein Paar mit ihm verstandener Verwalter.

1. Verw.

O bester Freund! Wir kommen,
Den Sieg, den wir mit Schmerzen
Erwarteten und nun von deiner Frau vernommen,
Durch unsern Glückeswunsch aus ganz ergebnen Herzen,
Die nur dein Bestes jederzeit begehren
Und, wie du weist, mit solcher Neigung lieben,
Dass sie sich mit dir freuen und betrüben,
So viel als möglich ist, zu feyern und zu mehren.

Purw.

O lasset euch umfangen,
Ihr Biedermänner, die mir standhaft angehangen.
Ich werde dankbar seyn, es soll euch nicht gereuen.

2. Verw.

Ermuntre dich; die zitternden Geschöpfe,
Die sich durch Schwätzereyen
Erfrecht, dich anzuschwärzen,
Sind schon so mürb und senken ihre Köpfe,
Wie durch die Sonnenhitz' erweichte Kerzen.

Purw.

Sie kommen. Still!..

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Siwald. Hausbeamten und Bedienten.

Purw.

Was ist's? Habt ihr dann nichts zu thun?

Chor.

Die Freude über die dir heut ertheilte Gnade
Ermahnte uns ein Bischen auszuruhn.

Purw. (lügt die Diener eben so an, wie vorhin seinen Herrn. Spottend:)

Ey was? Die Freude? Ist sie gross? Nur Schade,
Dass so ein Ehrenmann, wie ich, die Worte
Für gar nichts achtet. (Bäuerisch stolz.) Ja, ich bin am Porte
Und in der besten Lage.
Ob ichs durch Gnade sey, ist erst die Frage.
Mein Herr verwarf die Klagen; er erkannte
Derselben Dumm- und Bosheit. Ja, er nannte
Mich preisenswerth. Die Menschenliebe lobte
Er so, wie meine Treue, die ich leicht erprobte.
Er kennet mich, wie meine Kläger. Und weh euch,
Die mit geholfen zu dem mir gespielten Streich!
Pfuy! Heisst das auch die Menschenliebe zeigen?
Ist dann nur Hass und Groll all euern Hertzen eigen?

Siw.

Das geht ja uns nicht an, mein Herr! Wer hasset dich?

Purw. (zu den Verwaltern).

Der Murrkopf kömmt mir eben recht. (Zu ihm.) Bezahle mich,
Verwegner Schuldenmacher! *Siw.* Nein, verwegen nicht:
Ich machte sie aus Pflicht,
Die jeder Vater hat, sein Weib und Kind zu nähren.
Ich hoffte diese auch bald abzustossen;
Indem man mir versprach, den Lohn zu mehren.
Allein die Kasse blieb für mich verschlossen..
Doch nur Geduld! Ich zahle dich gewiss, sobald ich kann.

Purw.

Umsonst: itzt muss es seyn. *Siw.* Ach, höre mich doch an!

Ode.

Ein armer Mann,
Der dreyssig und ein Jahr
Getreu im Dienste war:
Doch ausser Seel' und Leibe,
Sechs Kindern ohne Brod,
Und einem kranken Weibe
Nichts hat als eitel Noth,
Verdient ja doch Geduld,
Wenn er die kleine Schuld
Nach Wunsche nicht bezahlen kann.

Purw. (ergreift ihn bey der Kehle und drosselt ihn. Wirft ihn darauf in die Arme seiner zweenen Freunde, die ihn dem Schergen übergeben).

Schweig, oder — — — Der Kerker ist für dich. Nur fort!

(Zu den Verw.) O suchet ihm darinn ein auserlesnes Ort.

Chor.

Barmherzigkeit! Wir bitten.

Purw.

Still! Zwingt mich nicht zu wüthen.
(Rasend bey sich.) Und sollte ihn der Satan mit sich führen,
Er würde mich nicht rühren.
(Zum Chor.) Ich will euch Ehrenmänner nach Gebühr verehren
Und Menschenliebe zeigen lehren. (Geht drohend ab.)

Zwölfter Auftritt.

Chor der Hausbeamten und Bedienten.

1.

Menschenliebe muss man zeigen,
  Schreyt er, wo er geht und steht.
Und wem zeigt er sie? Nur denen,
Die ihm trefflich schmeicheln können,
Oder zu den Lastern schweigen,
  Die er stolz und frey begeht.

2.

Aber wer die Wahrheit spricht,
Ihn nicht lobt, vor ihm nicht kriecht,
Den verfolget dieser Mann,
Wie ein rasender Tyrann.
Wer das Menschenliebe nennt,
Ist ein Mensch, der sie nicht kennt.

Zweyter Theil.

Erster Auftritt.

Chrysant. Hausbeamten. Diener.

Chrys.

Beruhiget die ängstigen Gemüther:
Er weiss es schon, der gnädigste Gebiether,
Und hasset ihn nun selbst, den Wildfang, welcher euch
Bisher mishandelte. Sein Angesicht ward bleich,

Da ihm mein Mund die freche That erzählte,
Bei welcher ihr die Augenzeugen waret . .
Ihr glaubt nicht, welches Herzensleid ihn quälte.
Ich habe es benutzt und nichts gesparet,
Sein gar zu gutes Herz zur Rache anzuflammen,
Zur Rache, welche die Gerechtigkeit begehrt.
Und das gelung mir auch: sein Herz ist umgekehrt;
Er wird ihn seines Amts entsetzen und verdammen.

Hausbeamten.

Des Amts entsetzen? Göttlicher Gedanke!

Diener.

O dass doch so ein Vorsatz nicht mehr wanke!

Alle.

Und alle dienen wir mit noch so grosser Freude.

Chrys.

Ja, das versprach er mir schier gar bey einem Eide.
Nur still! Er wird euch selbst sein Ohr vergönnen.
Dann lasset eure Stimmen frey ertönen.
Doch bleibet nur gelassen;
Wer Liebe fodert, der sey weit vom Hassen . .
Da kömmt er schon. Nur frisch! . .

Zweyter Auftritt.

Der Herr. Die Vorigen.

Chor.

Sanfter Gebiether, erbarmender Herr!
Nimm uns ein Joch ab, das allen zu schwer.
Lass die gereitzte Gerechtigkeit siegen:
Strafe den Hass und beschäme die Lügen!
Jeder Mund wird dich mit Dankbarkeit preisen;
Jedes Herz wird sich dir dankbar erweisen.

Herr.

Ich war euch jederzeit in Gnaden höchst geneiget:
Der Fleiss, die Treue, die ihr mir gezeiget,
Verdienten es. Nun gehet eure Wege.
Ich werde euch von allen Plackereyen
Noch heute ganz befreyen.

Bald sollet ihr die schweren Donnerschläge
Auf Purwalds Haupt mit Staunen rasseln hören.
Der Poltergeist wird euch ins künftig nicht mehr stören.
(Sie beugen sich tief und gehen freudig ab.)

Dritter Auftritt.

Herr. Chrysant.

Herr.

Der Unmensch, welcher kaum dem Sturz' entgangen,
Der darf sich unterfangen,
Getreuen Dienern, die mich liebvoll segnen,
So grausam zu begegnen?
Ist dann sein Herz vom Stein' und sein Gefühl vom Holz?

Chrys.

Sein unbeugsamer Kopf, sein unerhörter Stolz,
Die sich schon längst und deutlich offenbarten,
Was liessen sie dann guts von ihm erwarten?

Ode.

1.

Sobald sich Stolz und Eigensinn
Des Menschen ganz bemeistern,
Beherrscht die Eigenliebe
Des Sclaven Herzenstriebe.
Die lässt sie zügellos und ihn
Von ihrer Wuth begeistern.

2.

Davon berauscht, vergisst er Gott
Und denket an kein Liebsgeboth,
Sein Nächster, der ihm nicht gefällt,
Wird Pferden nachgesetzet
Und Hunden gleich geschätzet.
Er liebet nur sein Fleisch und Geld.

Man kann sein Ebenbild nicht besser mahlen.

Herr.

Warum verweiltest du, es eher so zu schildern?

Chrys.

Ich thats ja oft. Doch deine Gnadenstralen,

Die selbst das Urbild grell beleuchtet haben,
Gebothen mir, die schwarze Farb zu mildern.

Herr.

Ich werde es zu einem Nachtstück machen
Und ewig in die Finsterniss begraben.
Doch vorhin muss ich für das Heil des Siwalds wachen ...
Wo bleibt er dann so lang? Hast du geschicket?

Chrys.

Kaum hat mich dein Befehl vor Freud' entzücket,
Da lief schon unverweilet mein Getreuster
Aus deinen Dienern zu dem Kerkermeister.
Er wird nun bald vor deinen Augen stehen.

Herr.

Ich brenne vor Begierde ihn zu sehen.
Sieh nach und führ' ihn her. Nur sey mir auf der Hut,
Dass Purwald ja nichts merke. *Chrys.* Sorge nichts, mein Herr!
Vor Freude seines Siegs berauschet, denket er
An ganz was anders: denn ich hörte eben,
Er wolle heute noch ein prächtigs Nachtmahl geben.
Schon strömt der Wein durch sein und seiner Gäste Blut.

Herr.

Schon gut. Sie werden auch die Hefen trinken
Und bald, gar bald mit ihrem Freunde sinken.
(Chrysant geht ab.)

Vierter Auftritt.

Der Herr (allein).

O Himmel! Was für herb- und wilde Früchte
Bringt meine Huld bey diesem Bösewichte!

Ode.

1.

Es lässt sich kaum was denken,
Das einen Fürsten so erfreut
Als Mittel und Gelegenheit
Zum Schonen, und zum Schenken.

2.

Doch wird die Freud' in Qual verkehrt,
Wenn Jemand seine Gnaden
Nur zu des Nächsten Schaden
Misbraucht und unverschämt entehrt.

Fünfter Auftritt.

Herr. Chrysant. Siwald.

Siw. (kömmt mit blutigem Angesichte; trägt viele Ketten, und fällt seinem Herrn zu Füssen).

Gebiether! Welchen Dank kann der erstatten,
Den du so gnädig aus des Todes Schatten
Dich würdigtest zu retten?
Gott führe dich dafür zum ewig hellen Lichte,
Wo er sich zeigt vom Angesicht zu Angesichte.

Herr.

Steh auf und sprich: Was will das Blut, was diese Ketten?

Siw.

Als ich dem Purwald schon zum Zweytenmale
Zu Füssen fiel und nur um einen Aufschub bath,
Erhielt ich nichts, als dass er voll von Galle
Mir seinen Fuss ins Angesicht gestossen hat.
(Seufzet.) O Herr! Das war ein Stoss! .. Die Wunde gab viel Blut;
Allein das mehrte nur des Tiegerherzens Wuth.
Man schlug, man stiess mich hart, man warf mich in ein Loch,
Wo ich, von dieser Kettenlast gedrücket,
Wie ein halbtodter Wurm, auf Händ- und Füssen kroch.
(Fängt an bitterlich zu weinen.)

Herr.

Vergiss dein Leid. Gott hat es dir geschicket,
Um dich dadurch zu prüfen. Meine Huld wird dich
Für alles schadlos halten. Ja, das schwöre ich ...
Doch sage mir, warum er dich so quälte.

Siw.

Weil ich mich nie zu der Partey gesellte,
Die ihn beständig auf den Leuchter setzet
Und seine Gnaden mehr als deine schätzet.

Hätt' ich, wie ein- und andrer, auch mit ihm gehalten,
Ich würde längst aus deinen Gütern eins verwalten.

Herr.

Und dennoch schwiegst du immer?

Siw.

Wer Laut giebt, macht die Sache oft nur schlimmer.

Ode.

Wann darfs ein Diener wagen,
Dem Fürsten seine Klagen
Persönlich vorzutragen?
Und schreibt ers, kömmt oft seine Schrift
In dessen Hände, den sie trifft,
Und der verwandelt sie in Gift.
Man muss sich also beugen
Und durch geduldigs Schweigen
Getreu und standhaft zeigen.

Herr (zum Chrysant).

Sein einfach freyer Mund macht mir Vergnügen.
Der Mann ist tauglich, uns mehr Licht zu geben.
(Ein Diener winkt dem Chrysant und sagt ihm etwas in Geheim.)
(Zum Siw.) Sey nur getrost: es wird sich alles fügen.
Du wirst bald besser und vergnügter leben.

Chrys.

Der Purwald, sagt man mir, besteige schon die Treppe.

Herr.

Er steigt so, wie die Fluth; er sinke, wie die Ebbe.
(Zum Siw.) Verbirg dich . .
(Er packt seine Ketten zusammen und geht in ein Nebenzimmer.)
Hörest du mich deinen Namen nennen,
Tritt schnell hervor. (Bey sich.) Der Blick soll ihn wie Feuer brennen.
(Zum Chrys.) Nun komme er. Beruf auch meine Diener,
Die er verfolgte wie ein Geyer gute Hühner. (Chrysant geht ab.)
In aller Beysein will ich ihm die Klauen brechen,
Und mich und sie an diesem Unthier rächen.

Sechster Auftritt.

Herr (mit verstellter Mine). *Purwald* (der so gnädigen Aufnahme wegen voller Freude). *Chrysant* (der ihn einführt, geht gleich wieder ab).

Herr.

Du hast mir eine Müh' erspart. Ich wollte
Den Augenblick wen schicken, der dich holte.

Purw.

Wie freut es mich, dass ichs so gut errathen!

Herr.

O ja, Allein, was kamst du vorzutragen?

Purw.

Aus Liebe, die ich dir durch meine Thaten
Beweisen will, gedenk' ich deine Knechte
Zu mustern, und die, welche Tag' und Nächte
Der andern Ruhe stören, fortzujagen.
Sind diese fort, will ich in wenig Jahren
Die Schulden tilgen und noch viel ersparen.

Herr.

Ich kenne deine Lieb'. *Purw.* (bey sich). O goldnes Fürstenwort!

Herr.

Es bleibt dabei: Ein Friedensstörer muss mir fort.

Purw. (bey sich).

Wie glücklich bin ich heute. *Herr.* Und wer, meynest du?

Purw.

Ein Siwald ist der erste. *Herr* (laut). Siwald? (Dieser tritt hervor.)
Dieser da?

Siebenter Auftritt.

Herr. Purwald. Siwald.
Und gleich darauf *Chrysant* mit den *Hausbeamten* und *Dienern.*

Purw. (starrend).

Wie? Der? *Herr.* Nicht wahr, der störet deine Herzensruh'?

Purw. (erblicket die hereindringenden Diener).

Auch diese? *Herr.* Kommet nur. *Purw.* (bey sich). O Himmel!
Was geschah?

Herr (stellet ihm den blutigen und mit Ketten beladenen Mitknecht vor die Augen).

Sieh, Unmensch, dessen Mund von Nichts als Liebe spricht,
So zeichnet und so fesselt doch die Liebe nicht . .
Dein Herr hat dir so viel geschenkt: und du Barbar!
Vertilgst den Nächsten, der dir kaum was schuldig war . .
Du hast sein nasses Aug, sein demuthsvolles Flehen,
Wie Tieger angehört und wie ein Stier gesehen.
(Bey sich.) Kann dann die Raserey so einen Grad erreichen?
(Purwald will sich ihm zu Füssen werfen.)

Aus meinem Angesichte!
Nichts wird mich mehr erweichen . .
Fort mit dem Bösewichte!
Fort, werfet ihn hinein
In eben jenes Kerkerloch, wo Siwald war.
Dort stirbst du ab. Es sey dann, du bezahlst mich baar.

Purw. (brüllend).

Das kann ich nimmermehr. *Herr.* So wirst du ewig schmachten
Und ewig Zeuge seyn,
Wie hoch das grosse Liebsgeboth zu achten.
(Geht mit Chrysant ab, und Purwald wird auf einer andern Seite fortgeschleppt.)

Achter Auftritt.

Chor der Hausbeamten und Bedienten.

1.

Ihr Menschen, Kinder eines Bluts!
Schuff Gott dann eure Seelen
Einander hier zu quälen?
Was findet ihr im Hasse guts?

2.

Die Liebe ists, die Menschen schmücket,
Die Freunde macht und Feinde beugt,
Die Gott zur Gegenliebe neigt.
O liebet dann und seyd beglücket!
Nur lasset eure Liebe rein
Und ihre Absicht heilig seyn.
A. Z. G. E. G.

Allgemeines

Volkslied

am 18. und 19. Oktober.

Von Goethe.

Regensburg 1814.

Zu haben bei Heinrich Augustin.

Was strahlt auf der Berge nächtlichen Höhn,
Wie heilige Opferflammen?
Was umschwebt uns ahnend, wie Geisterwehn?
Und sagt: Uns sey heute was Grosses geschehn,
Und führt uns feyernd zusammen? —
Wir feyern die herrliche Siegesnacht
Des Kampfs für die Freyheit, die Leipziger Schlacht.

All' unsre Ahnen der ältesten Zeit,
Aus Hermanns und Wittekinds Tagen,
Die Stauffen, und die sich ihrer gefreut,
Eugen, der bey Höchstädt die Franken gebläut,
Und die Türken bey Belgrad geschlagen —
Sie feyern mit uns die herrliche Nacht,
Das Gedächtniss der rettenden Leipziger Schlacht.

Ihr, die ihr die bessere Zukunft geglaubt,
Drum bey Lützen und Bautzen gerungen,
Dem Franken bey Beeren den Lorber geraubt,
Bey Dennewitz durstig nach Rache geschnaubt,
Elemente am Katzbach bezwungen,
Ihr, die ihr das Heil uns näher gebracht,
Auf! feyert mit uns die Leipziger Schlacht!

Und wer an dem herrlichen Tage sank
Für Deutschlands heilige Sache,
Ihn preise hoch unser Jubelgesang,
Ihn ehre laut jedes Teutschen Dank,
Ihm schwöre jeder heut Rache,
Er selber schau aus der Sternennacht
Triumphirend herab auf die Feyer der Schlacht.

Auf! all ihr Entsprossnen auf Deutschlands Flur,
Ihr der Themse und Moskawa Söhne,
Ja, alle von edler und bessrer Natur,
Vereinigt euch mit uns zum heiligen Schwur,
Dass keiner den Wälschen mehr fröhne!
Wie das scheue Thier an die furchtbare Jagd,
Gedenke der Franke der Leipziger Schlacht.

Wen je noch das heilige Deutschland ernährt
Nach tausend und tausend Jahren,
Der werde schon früh von der Mutter gelehrt,
Was Gott uns für Heil bei Leipzig bescheert
Und die Kraft unsrer heiligen Schaaren, —
Ja, wer nach Deutschlands Ehrentag fragt,
Dem sage man von der Leipziger Schlacht!

Hell lodre die Flamm' auf der Berge Höhn,
Noch heller die Flamm' in den Herzen!
In Deutschland soll jeder für Alle stehn
Und keck dem Erbfeind ins Auge sehn
Und errungenes Glück nicht verscherzen.
Und wenn unser Erbfeind einst wieder erwacht,
Unser Feldgeschrey sey: Die Leipziger Schlacht!

Einige Bemerkungen über Goethes Leonore Sanvitale.

Von

Adolf Brennecke.

Goethe wohnte auf seiner italienischen Reise einer Versammlung in Vicenza bei und bewunderte die Dankbarkeit des südlichen Publicums gegen seine Redner und Dichter. „Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte!“ meinte er. „Wir (Deutsche) geben unser Bestes schwarz auf weiss: jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knoppert daran, wie er kann.“ Vielleicht ahnte Goethe, als er diese Worte schrieb, das einstige Schicksal seines Torquato Tasso, welchen er damals halbfertig mit sich in der Reisetasche führte, um ihm unter Italiens Himmel ein rhythmisches Gewand und die letzte Vollendung zu Theil werden zu lassen. Trotzdem nämlich Tasso nächst dem Faust am tiefsten in Goethes eigenem Wesen wurzelt, trotzdem die im Tasso niedergelegten psychologischen Beobachtungen den feinsten Menschenkenner bekunden, vor dem selbst die eigene Individualität keine Falten zu hegen scheint, trotzdem endlich die wolgeglätteten Iamben eine in formaler Hinsicht classische Dichtung versprechen, und eine Fülle lebenswahrer Sentenzen den Dialog auf die angemessensten Culminationspuncte führt, so ist dennoch der Goethesche Tasso wol kaum ein Schauspiel zu nennen, für das es der Dichter ausgab. Da ist nichts von einer dramatischen Oekonomie zu spüren, welche die Handlung an und für sich mit sich brächte, so dass anscheinend ohne besondere Mühe Scene auf Scene hervorquillt: eine Reihe von Stimmungen erscheint vielmehr im Tasso vor uns aufgerollt, ohne dass ein

organisch bedingtes Resultat bereits in den einzelnen Theilen der Disposition durchzufühlen wäre und das ganze endlich mit bedeutender Wirkung abschlösse. Desungeachtet ist der Tasso eins der bemerkenswerthesten Erzeugnisse der Goetheschen Muse gerade seinem Inhalte zufolge, indem er in ähnlicher Weise wie die „Leiden des jungen Werther“ eine Beichte des Dichters genannt werden kann. „Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf den Nägeln brannte und schaffen machte,“ meint Goethe in den Gesprächen mit Eckermann, „habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen;“ und ähnlich im siebenten Buche von „Wahrheit und Dichtung“: „So begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschliessen, um sowol meine Begriffe von den äusseren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen.“ Wie nun im Werther der Dichter seiner hoffnungslosen Liebe zu der verlobten Charlotte und den daraus entspringenden ungesunden Gemüthsaffectionen plötzlich ein Ende machte, indem er in Zeit von vier Wochen den Werther zu Papier brachte, so möchten wir auch im Tasso eine Wiedergabe des tausendfältigen Kampfes erkennen, in welche die eigenartige Dichternatur mit dem Alltagsmenschen geräth: gerade bei Goethe haben sich derartige Disharmonieen wol bis ins krankhafte gesteigert. Was war natürlicher, als dass der Dichter, wenn er mit sich selbst ins klare über seine Organisation kommen wollte, durch die Gestalt des ihm verwandten Tasso sich mächtig angezogen fühlte, dass eine Parallele zwischen Ferrara und Weimar fast als selbstverständlich nicht allein den geschichtlichen Hintergrund bildete, sondern selbst bis in die einzelnen Persönlichkeiten und ihre intimsten Regungen sich nachweisen lässt. Für die Gestalt der Leonore von Este ist dies durch Adolf Stahr in einer ausgibigen und warm empfundenen Abhandlung geschehen: die Herzogin Luise, Gemahlin des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar, ist demnach unzweifelhaft identisch mit der von Tasso verehrten Prinzessin, soweit eben von Identität die Rede sein kann. Denn wie Stahr aufs treffendste

bemerkt, würde derjenige eine geringe Kenntniss von der Art und Weise des Goetheschen, wie alles wahrhaft dichterischen schaffens verrathen, der nicht zugleich hinzusetzte: „dass kein Erlebniss, kein Motiv der eigenen Erfahrung in seiner Wirklichkeit vom Dichter belassen worden sei, und dass vielmehr die Wirklichkeit des eigenen Erlebens ihm nur die Farben für seine Palette geliefert, aus deren Mischung, die das Geheimniss seiner Kunst ist und bleibt, die Seelen- und Charaktergemälde seiner Dichtung hervorgeblüht sind.“ Das Bild des Herzogs Alphons ist in zu leichten Umrissen gehalten, als dass es zu stichhaltigen Vergleichen Anlass böte. Er ist der Herr des Dichters, aber ein ungemein nachsichtiger und wolwollender Herr, etwa ganz wie Karl August es vielfach gegen Goethe war. Auf dem Belvedere zu Weimar legte dieser die letzte Feile an sein Gedicht; auf dem Lustschloss Belriguardo bei Ferrara hatte Tasso sein befreites Jerusalem beendet. Beide Dichter verdankten ihre Musse Fürsten, welches sich für ihr künstlerisches schaffen aufs wärmste interessierten; der hohe Sinn beider stiess sich aber doch mit unter an den Schranken, die zwischen Herrn und Diener seit Beginn der Welt gezogen sind.

Mit ungleich grösserer Liebe hat Goethe in dem Bilde des Tasso und des Staatssecretärs Antonio sich selbst zu erforschen und darzustellen versucht; beide zusammen bilden die ewig bewundernswerthe Doppelnatur des Dichterfürsten, wie er gieng „mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hin.“ Das unablässige fluctuieren des Gefühls, das versinken in die eigene Gedankenwelt, die Gereiztheit bei jedem störenden Eingriff des wirklichen Lebens sind ebenso charakteristisch für Goethe den Dichter, wie der helle Blick für die Aussenwelt, der klare und geordnete Verstand für ihre Anforderungen, die sichere und bewusste Herrschaft über seine Umgebung es für Goethe den Hof- und Staatsmann sind, der im vollsten Sinne die alles belebende Seele des Weimarer treibens war, der „Regen und Sonnenschein“ dort machte und „gross Spiel in Weimar spielte,“ wie sein Freund Merck berichtete. Gerade die gesunde Erkenntniss seiner Zeit und noch mehr seiner selbst inmitten der allgemeinen Zerfahrenheit liess es ihm in

schon gewohnter Art zweckmässig erscheinen, alle Momente jenes Widerspruchs in einem möglichst objectiv gehaltenen Bilde zu vereinen und sich dadurch Beruhigung zu verschaffen: versuchte er doch ähnliches in den Charakteristiken des Albert und Werther, des Faust und Mephistopheles, des Egmont und Oranien und einiger anderer Doppelbilder seiner grössern Werke, indem er stets die beiden Extreme seiner in Wirklichkeit harmonischen Natur einander in grellem Contraste gegenüber stellte.

Wen haben wir uns aber unter der fünften im Torquato Tasso handelnden Person vorzustellen? Auf wen hat Goethe seine Leonore Sanvitale bezogen? Einer historisch bedeutenden Gräfin von Scandiano begegnen wir nirgends in den Berichten der italienischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts; nur der Abbate Serassi erwähnt ihrer als einer Schönheit des Hofes, die dem jugendlichen Dichter ihre Gunst zugewandt hätte. Wir meinen deshalb, Goethe habe der geschichtlichen Sanvitale seiner Gewohnheit gemäss eine ihm nahestehende Persönlichkeit untergeschoben oder gar ein rein fingiertes Bild seiner Phantasie mit dem Namen der Leonore Sanvitale bekleidet. Was ist glaublicher? Adolf Stahr sagt, die Gräfin trage „unzweifelhaft so manche Züge Charlottens von Stein,“ welche Ansicht jedenfalls mehr für sich hat als die von Julian Schmidt und Hoheisel, welche in Charlotte von Stein das Urbild der Prinzessin Leonore von Este erkannt zu haben meinen. Die Frau Oberstallmeisterin war dreiunddreissig Jahre alt und Mutter von sieben Kindern, als sie im November des Jahres 1775 Goethe persönlich kennen lernte. Erst sechs Jahre später begann Goethe den ersten Entwurf seines Tasso, und noch weitere neun Jahre vergiengen, bis derselbe bei Göschen im Druck erschien. Schon diese Daten möchten gegen die Ansicht zeugen, als sei Frau von Stein die zarte, schöne, heitere Sanvitale mit dem leichteren Wesen, den süssen Worten, den zauberischen Tönen gewesen, als deren Lieblingsdichter bezeichnend Ariost genannt wird, der geistvolle Schwärmer, dessen blühende Phantasie die Erde mit Fabeln und Wundern aufs anmuthigste bevölkert. Allerdings war Frau von Stein eine durch Geist und Lebensklugheit aus-

gezeichnete Erscheinung, die im Bewusstsein ihrer Vorzüge es natürlich fand, dass das ganze kleine Weimar mit den vielen grossen Geistern ihr, seiner Königin, zu Füssen lag. Aber auf dem Gebiete speciell Goethescher Kritik bildet das Gefühl nicht den unbedeutendsten Factor, und dies Gefühl dürfte dagegen sprechen, die vieljährige Freundin Goethes mit dem Charakter der Leonore Sanvitale auszustatten. Mag sie, gleich der letzteren, immerhin „freundlich durch die Finger gesehen“ haben, wenn einmal auch andere Damen neben ihr Beachtung fanden; mag sie, gleich der Gräfin von Scandiano, sich nicht ungern in dem schönen Geiste des Dichters bespiegelt und sich himmelan auf seinen Liedern haben tragen lassen, immerhin sind diese Züge nur vereinzelt, und andere sprechen deutlich dagegen. Wie würde es sich wol mit Goethes schöner Menschlichkeit vereinigt haben, hätte er die „liebe Begleiterin aller seiner Gedanken“, seinen „Morgen- und Abendstern“, und was alles Frau von Stein ihm früher gewesen war, hätte er von ihr in anspielender Weise gesagt: „Sie war und bleibt ein listig Herz,“ „sie schleicht heran und zischt mit glatter Zunge;“ wenn er sich der „verschmitzten kleinen Mittlerin“ auf den Wunsch der Prinzessin auch wol halb gezwungen genähert habe, ihre absichtliche Freundlichkeit habe ihn doch bald „verstimmt“ und dgl. Genug, Frau von Stein ist dem Dichter schwerlich das Urbild seiner Gräfin Leonore gewesen. Ebensowenig hat wol die Marquise Branconi auf Goethe einen bedeutenden Einfluss ausgeübt, als er mit der dramatischen Gestaltung seines Tasso beschäftigt war. Allerdings sah er sie gerade um diese Zeit sowol in Weimar als auch auf ihrem Gute Langenstein bei Blankenburg, brachte auch wol später einige Tage bei der „Fee“ zu und fand sie „so schön und angenehm, dass er sich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, dass sie so schön sei. Ein Geist! ein Leben! ein Offenmuth, dass man nicht weiss, woran man ist!“ Die Einwirkung der schönen Italienerin berührte indess wol nur einseitig und vorübergehend unsern Dichter: als der Tasso vollendet wurde, hatte er schon längst diese eine unter den vielen schönen vergessen, die ihm sein Geschick in den Weg geführt hatte. Für die zweite

Leonore dürfte demnach nichts als das Geständniss übrig bleiben, sie als freie Erfindung Goethes zu bezeichnen, in die sich vielleicht hin und wider ein Zug aus der damaligen Gegenwart hinein verloren hat, ohne dem ganzen Bilde den Charakter einer geschichtlichen Persönlichkeit aufzuprägen.

In den sogenannten schönen Wissenschaften herrscht eine gewisse Freizügigkeit von jeher vielleicht am unbeschränktesten: die Künstler und Dichter binden sich am wenigsten an die Schranken, welche auf andern Gebieten dem denken und der Form der Darstellung gesetzt sind. Aber auch der Kritik ist damit das weiteste Feld geöffnet; sie wagt sich bis an die Meisterwerke gerade zufolge jener Schrankenlosigkeit und unterwirft sie dem subjectiven Geschmacke der verschiedensten Menschen, Völker und Zeiten. Obschon es nun in der Natur der Sache liegt, dass ein solcher kritischer Weizen meistens stark mit Spreu vermischt ist, so möchte es dennoch die Art auch des geringsten strebsamen Forschers sein, das verborgene Körnchen Wahrheit auf jede Weise zu Tage fördern zu helfen. Sind doch die Zeiten jedes blinden Autoritätsglaubens vorüber; gilt doch, in wahrhaft wissenschaftlicher Weise, fortan nur der besiegte Zweifel als Dogma! Und somit nehmen wir denn auch nicht Anstand, nach den Gründen zu forschen, welche des Dichters Unbehagen bei der Bearbeitung seines Schauspiels uud unser, der Leser, Gefühl von unbefriedigtsein am Schlusse derselben hervorgerufen haben.

Ausser der schon angedeuteten undramatischen Gruppierung des an und für sich wenig ausgibigen Stoffes finden wir den Hauptgrund in der Erfindung und Ausführung des Bildes der Gräfin von Scandiano, welche in mehrfacher Beziehung — man verzeihe mir das triviale und kühne Wort — als fünftes Rad am Wagen erscheint. Fragen wir zunächst, welche integrierende Stellung die Gräfin zum ganzen des Schauspiels einnimmt, so scheint sie uns nur als Folie für die Prinzessin zu dienen. Dieses mit classischer Hoheit und edelster Empfindsamkeit ausgestattete Frauenbild entbehrt doch zu sehr einer concreten Fassung, um den Charakter eines Productes reiner Reflexion zu verlieren; fast glauben wir, kein warmes Blut durch die Adern der resignierenden Schülerin Platos

pulsieren zu sehen. Künstlerisch begründet ist es nun, dass die durchaus ideale Gestalt der Prinzessin in den einfachen und nur für einen Kreis feingeniessender Kenner berechneten Umrissen durch den steten Hinweis auf die kleine Gräfin an Fülle und Plastik gewinnen musste, sodass letztere alsdann dieser aushelfenden Bestimmung ihr Dasein im Kreise der Dichtung verdankte. Wäre es aber zur Erreichung dieses Zweckes nicht angemessener gewesen, den Contrast beider Charaktere schärfer zu betonen und etwa die Uebereinstimmung in Bildung, Sitte, Stimmung und dgl. theilweise aufzuheben? An der Prinzessin liess sich nicht gut viel individualisieren: der sanftglühende Schein von Idealität, welcher die durchgeistigte Schönheit als Ersatz für den weltlichen Schimmer umschwebt, spielt in denselben Farben unter den Orangenblüten des Südens wie unter dem wintergrauen Himmel des Nordens; in anspruchsloser Milde spricht die reiche innere Welt höchstens aus dem grossen seelenvollen Auge zur Aussenwelt, ohne einen durch Alter, Stand oder Nationalität bedingten Unterschied zu verrathen; ein edler Kosmopolitismus scheint im Reiche dieser Geister ersten Ranges zu herrschen. Anders verhält es sich mit der zweiten Leonore: die kluge, lebensfrohe Gräfin entbehrt der Idealität; bunte Blumen in reicher Fülle nimmt sie zum Kranze, nicht den schlanken zarten Lorber; selbst ihre poetischen Anwandlungen und ihre Verehrung des Dichters entspringen aus nebensächlichen und egoistischen Beweggründen. Fast möchte es uns nun als ein Verstoss, oder wenigstens als eine schwer zu begründende Opposition gegen die Bedingungen einer effectvollen dramatischen Composition erscheinen, dass Goethe auch in der Zeichnung dieses zweiten Charakters oft sorgfältig den Gelegenheiten ausgewichen ist, eine individuell empfindende und nicht nur in Betrachtungen und Grundsätzen sich auflösende Persönlichkeit darzustellen. Wie wirksam wäre es beispielsweise an mehreren Stellen unseres Gedichtes, wenn der Gräfin eine bewundernde Schilderung der Natur in den Mund gelegt wäre. Verstand es doch zugleich niemand besser als Goethe, für das Colorit einer italienischen Landschaft die geeigneten Töne zu treffen und den blauen Duft über der Campagna di Roma

oder den schöngeschwungenen Linien der Gebirgsketten dem Gefühle, der Anschauung des Lesers nahe zu bringen. Ihn selbst packte bekanntlich die Schönheit der Natur dermassen, dass er im August 1787 aus Rom schrieb: „Es ist wirklich zum närrisch werden, wenn man die Klarheit, die Mannichfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen, ansieht.“ Wie vortrefflich hätte diese Neigung gerade der Bewundererin Ariosts angestanden, wie vortrefflich ausserdem mit der im Studium der Griechen befangenen Prinzessin den lebhaftesten Contrast gebildet! „Von den Bäumen und Gegenden lernen wir nichts,“ meinte Sokrates einmal, und mit ihm mehr oder minder die grossen Tragiker der Griechen, welche die vernunftlose Natur nur selten eines flüchtigen Pinselstriches in ihren gewaltigen Schöpfungen würdigten. Noch in mancher anderer Beziehung möchten wir für die Gräfin Sanvitale eine ausgeprägtere Individualität in Anspruch nehmen und gern dafür auf diesen oder jenen der innern Fäden dieser zarten Katastrophe Verzicht leisten, die der grösste Kenner des menschlichen Geistes mit fast überfeiner Reflexion in einander verschlungen hat. Ihm selbst war ja die Vollendung des Tasso eine „Mühe“, sie wurde ihm mit den Jahren zu einem „Steine“, der ihn während seines Aufenthalts in Italien ohne Unterlass drückte und quälte, er fühlte indess deutlich, wie unbefriedigend und zugleich wie unerlässlich eine Benutzung des ersten Entwurfes der Dichtung war, auf die er schon so viel Mühe ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, verwandt hatte. Im Frühjahr 1787, auf der fünftägigen Ueberfahrt von Neapel nach Sicilien, raffte er sich gewaltsam auf zu einem endgiltigen Entwurf des ganzen: die Disposition gelang bis ins einzelne, und nur die letzte Vollendung wurde ihm in Deutschland zu Theil. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die bald nach jener Seereise in Castel Gandolfo gewählte Villeggiatur Goethes als einflussreich auf die Zeichnung der beiden Leonoren erkennen. Zwei Freundinnen fesselten dort den Dichter; er schreibt über sie in einem „Bericht“ aus Rom vom October 1787: „Diese beiden Schönen, denn schön durfte man sie wirklich nennen, standen in einem nicht schroffen, aber doch entschiedenen

Gegensatz: dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich von fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermassen ernst, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offenen nicht sowol ansprechenden als gleichsam anfragenden Wesen.“ Dürfte die zweite dieser Freundinnen vielleicht das Urbild der Gräfin von Scandiano gewesen sein? Wie das sonnige Italien im allgemeinen, so hat diese seine schöne Repraesentantin im besonderen das Gemüth unseres Dichters lange Zeit in der lebhaftesten Weise erregt erhalten; ihrer gedachte er ausdrücklich im April 1788 einige Tage vor seiner Abreise aus der ewigen Stadt aufs zärtlichste als der einzigen Italienerin, an welche ihn eine „wechselseitige Gewogenheit“ geknüpft hätte. Und da wäre es dann so recht Goethesche Art zu dichten gewesen, wenn er das Bild seiner holden Freundin aus Gandolfo, wie er es frisch im Geiste und Herzen davongetragen hatte, daheim in das Schauspiel brachte, welches ihn unmittelbar nach der Rückkehr beschäftigte.

Kritische Beiträge zu Schillers Jugendgeschichte.

Von

Wilhelm Fielitz.

Das treffliche Buch von Boas: Schillers Jugendjahre ist in der Schillerlitteratur epochemachend geworden durch den Ernst, mit dem der Verfasser zuerst auf die Nothwendigkeit drang, die Quellen, welche uns Schillers Leben überliefern, einer strengen historischen Kritik zu unterwerfen. Sein Verdienst ist vor allem das, die freche Erfindung und Lüge der Oemlerschen Bücher entlarvt und sie des unverdienten Ansehens entkleidet zu haben, in dem sie bei den Biographen standen, und dann, diejenigen Schriften bezeichnet zu haben, die für die Jugendgeschichte des Dichters allein als letzte Quellen unserer Kenntniss zu betrachten sind. Die Zahl dieser Schriften ist seitdem durch neue Publicationen wesentlich vergrössert worden, aber die Art der Quellenbenutzung hat keinen Fortschritt gemacht, namentlich ist der Forderung, welche die Wissenschaft doch stellen muss, Kritik auch der letzten Quellen, einen wie vertrauenerweckenden Namen sie auch tragen mögen, noch nicht entsprochen, und die Fragen, deren Beantwortung auf den Charakter einer Schrift helles Licht wirft: auf welche Art, unter welchen Umständen, zu welchem Zwecke sie entstanden, diese Fragen zu beantworten ist noch kaum der Versuch gemacht. Und doch ist klar, und ich glaube es zeigen zu können, dass eine strenge Controle, auch gegen die glaubwürdigsten Zeugen geübt, nicht nur unser Vertrauen zu diesen Zeugen stärkt, weil begründet, sondern auch zur Sicherstellung und Berichtigung der Thatsachen doch immer noch einige Beiträge zu liefern vermag.

Ich habe einer solchen Controle, wenigstens theilweise, unterzogen das curriculum vitae meum von Schillers Vater, das seit seiner Veröffentlichung (in Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Stuttg. 1859) mit Recht grossen Credit bei allen, die Schillers Jugend zu schreiben unternommen haben, geniesst. Aber Vorsicht wird auch hier erfordert. Die Angaben über seine Feldzüge im Siebenjährigen Kriege (denn erst von da ab war der Aufsatz meiner Controle zugänglich, wie er auch erst von da ab für Schillers Geschichte Bedeutung erhält), diese Angaben, welche Palleske in der 5ten Auflage und Aloys Egger (Schiller in Marbach. Wien 1868 S. 8 ff.) ihm ohne Arg nacherzählen, sind fast durchweg in chronologischer Beziehung falsch. Genaue Auskunft über die Theilnahme Württembergs in französischem Solde am Kriege gegen Preussen gibt General L. J. von Stadlinger, Geschichte des württembergischen Kriegswesens von der frühesten bis zur neuesten Zeit (Stuttg. 1856), ein Werk, das durchweg auf archivalischen Forschungen beruht und von Arnold Schäfer für seine Geschichte des Siebenjährigen Krieges benutzt und überall zuverlässig gefunden ist. Diesem Werke verdanke ich die Möglichkeit der folgenden Controle.

Bezieh. S. 10: „1757 den 16. September, als bloss etliche Tage vor dem Abmarsch in die böhmische Campagne, wurde ich bei eben diesem Regiment (dem Prinz Louis'schen*) Fähndrich und Adjutant. Das herzoglich württembergische Corps, 6000 Mann stark, marschirte hierauf aus dem Lager bei Pflugfelden über Plochingen, Geisslingen, Westerhagen bis Günzburg und von da zu Wasser nach Linz in Oberösterreich.“ Auffallend ist, dass, während Schiller den 16. Sept. 1757 Fähndrich und Adjutant geworden sein will, er bereits am 4. Sept. gerade mit diesen Titeln in das Marbacher Kirchen-

* Es ist das Rt. Nr. 46, das aus dem 2. Bataillon des früheren Prinz Louis'schen Regiments Nr. 17 seit dem 15. Dec. 1752 mit Beibehaltung des Namens: Infanterie-Regiment Prinz Louis gebildet war unter Commando des Obrist von Camaigre (sic, nicht Camaigne, wie in der Publication des Schillerschen Aufsatzes zu lesen ist). S. v. Stadlinger S. 658—59.



buch eingetragen ist als Vater seiner erstgebornen, Christophine (Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie S. 33). Wenn er aber den Abmarsch aus dem Lager bei Pflugfelden einige Tage nach dem 16. Sept. ansetzt, so ist das ein nicht unbedeutender Irrthum. Nach v. Stadlinger S. 406 verliessen die Truppen am 10. August das Lager zwischen Ludwigsburg und Pflugfelden, das sie am 4. Juli bezogen hatten, und marschierten unter dem Commando des Herzogs über Kannstadt, Esslingen, Plochingen, Geisslingen und Ulm nach Günzburg. Hier wurde ein Theil auf der Donau eingeschifft (darunter also auch Vater Schiller); am 30. August langte man in Linz an und blieb daselbst in einem Lager bis zum 12. Sept. Die Revolten „bei“ Geisslingen (d. h. auf dem Marsche von Plochingen nach G.) und im Lager bei Linz fanden in der That statt und zwar letztere am 6. Sept. Wir sehen, dass trotz des chronologischen Irrthums Vater Schiller die Localitäten und Einzelheiten auf das genaueste angibt. So halte ich es auch (und werde darin von dem Marbacher Kirchenbuch unterstützt) für eine richtige Erinnerung, dass er wenige Tage vor dem Aufbruch aus dem Pflugfelder Lager avanciert sei, also zu Anfang August. Aber auch das Datum des 16. Sept., das mit voller Sicherheit angegeben wird, möchte ich nicht fallen lassen. Ich denke, Anfang August wurde ihm die Ernennung mitgetheilt und die Geschäfte der neuen Aemter übergeben, vom 16. Sept. aber wird das Patent datiert sein; und dies Datum in Verbindung mit jener richtigen Erinnerung brachte ihn zu dem obigen, jetzt berichtigten Irrthum. Dass in der That, wo Vater Schiller bestimmte Daten angibt, diese fast durchweg richtig sind, werden wir sogleich sehen. So gibt er das Datum der Schlacht bei Leuthen richtig an (5. December). „1758 den 21. März wurde ich zum Lieutenant gnädigst ernannt, und den 1. April marschirten wir aus Böhmen nach dem Vaterlande zurück. Indessen wurde mir 1757 den 4. September das erste Kind in Marbach geboren, Elisabetha Christophina Friederike.“ Das erste dieser drei Daten wird ihm sein Lieutenantspatent angegeben haben, das zweite bestätigt v. Stadlinger S. 423, das dritte das Marbacher Kirchenbuch (Schwab a. a. O.). Jenes „indessen“

zeigt deutlich, was nach der nun aufgeklärten chronologischen Sachlage auch selbstverständlich ist, dass der Vater bei dem glücklichen Familienereignisse abwesend war. „Nachdem das Corps in Stuttgart angekommen*, und ich den 1. Mai 1758 von dem Prinz Louis'schen zum damalig General Romann'schen Regiment** gesetzt worden, marschirte es im September zur französischen Armee nach Hessen.“ Das erste bestimmte Datum ist nicht zu controlieren, scheint aber wieder ein urkundliches zu sein, das zweite, unbestimmte ist nicht bloss ungenau, sondern falsch. 1758 den 9. Juli verliess nach Stadlinger S. 424 die erste Brigade unter der persönlichen Führung des Herzogs das Lager bei Kornwestheim, die zweite folgte der ersten Tag für Tag. Der Marsch gieng über Wisloch, Heidelberg, Aschaffenburg, Friedberg, Marburg. Am 8. August trafen die Colonnen bei Cassel ein und bezogen ein Lager bei Niederzweeren. Das Gefecht bei Landwehrhagen, an welchem Lieutenant Schiller theilnahm, fand am 10. Oct. statt, nicht wie der Herausgeber der „Beziehungen“, Freiherr von Wolzogen, angibt, am 20sten Mit dem Jahre 1759 treten wir den ersten Fragen, welche die Persönlichkeit unseres Dichters selbst betreffen, nahe. Da sind bisher besonders drei Puncte Gegenstand widerstreitender Erörterungen gewesen: 1) an welchem Tage ist Schiller geboren? 2) ist die Erzählung der Frau von Wolzogen wahr (Aufl. 1845 S. 3.), dass die Mutter bei einem Besuche des Vaters im Lager fast ein Unglück gehabt hätte? 3) ist der Vater bei des Sohnes Gebürt anwesend gewesen? Die erste Frage, auf welche, wie ich meine, allerdings dieser Aufsatz die abschliessende Antwort gibt, schiebe ich noch zurück und behandle zunächst die beiden andern. Der alte

* Von den 6000 Mann kamen nur ungefähr 1900 Mann zurück, die übrigen waren todt, invalide oder desertiert. Am 29. April besichtigte der Herzog die Truppen bei Kannstadt (Stadlinger S. 423).

** Es ist das Regiment Nr. 17, das aus dem früher Prinz Louis'schen Regiment Nr. 17 seit dem 15. Dec. 1752 zum v. Spitznas'schen wurde. 1758—61 hiess es v. Romann, 1761—62 Prinz Friedrich Wilhelm, 1762—84 v. Gabelenz. Die Commandanten waren 1759 Obrist Christoph Friedrich v. d. Gabelenz (Schillers Pathe), 1762—64 Obrist von Bilfinger. S. Stadlinger S. 639—40.



Schiller berichtet folgendes: „1759 im August ging das Corps in die zweite hessische Campagne; wir kamen bei Fulda zu stehen, ein Ueberfall des Prinzen von Braunschweig aber delogirte uns. Nach beschlossenem Feldzuge kamen wir ins Würzburgische, eine Zeit lang in die Winterquartiere und hernach im April 1760 ins Land zurück. „1759 den 10. November ist mein Sohn Johann Christoph Friedrich zu Marbach geboren."

Gemäss diesen Angaben hat Egger a. a. O. S. 10 Anm. 3 die Wahrheit jener Erzählung der Frau von Wolzogen geleugnet, und Palleske I. S. 16 Anm. hat ihm beigestimmt. Die Sachlage wird aber eine andere, wenn wir aus Stadlinger S. 430 folgendes entnehmen: „1759 am 20. August rückten die Haustruppen alle in ein Lager bei Ludwigsburg, um die Felddienstübungen in grösseren Abtheilungen abhalten zu können. Im Monat October folgte die Requisition (seitens der Franzosen) an den Herzog, die Subsidiartruppen an die Fulda marschiren zu lassen. Dieses Truppencorps (S. 431) verliess am 28. October das Lager bei Ludwigsburg und passirte am 11. Nov. den Main." Also nicht im August, sondern am 28. Oct. ist Vater Schiller in die zweite hessische Campagne gegangen. Ein, ich möchte sagen rührender Beweis für die ausserordentliche Glaubwürdigkeit, welche das Protokoll der Zeugenvernehmung bei Schwab a. a. O. S. 24—31 auszeichnet, ist die Angabe der zweiten Zeugin, Christine Koelen, 75 Jahr alt: ihr Mann und Hauptmann Schiller seien an Simon und Judä (d. i. den 28. Oct.) aus dem Lande abmarschiert, da ihr neugebornes Kind* 19 Tage alt war. Danach ist also die Frage nach der Möglichkeit jener Erzählung, dass Schiller fast im Lager geboren wäre, zu bejaen, und es fragt sich nur noch, wie dieselbe beglaubigt ist. Caroline von Wolzogen ist nicht die einzige Quelle, sondern ein Aufsatz ihrer Schwester Charlotte: „Schillers Leben bis 1787", welcher bei Urlichs „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" I. S. 77 ff. abgedruckt ist, enthält sie ebenfalls. Da Caroline nach eigenem Geständniss (Einl.) diesen Aufsatz

* Dies Kind ist natürlich nicht am 9. Nov., wie bei Schwab zu lesen, sondern am 9. October geboren.

benutzt hat, so wenden wir uns billigerweise an die ältere Quelle zuerst. Charlotte erzählt die betreffende Geschichte, wie folgt (S. 78): „Sein Vater war im Lustlager, und die schöne Jahreszeit, die sich in jenem glücklichen Lande spät in den Herbst ausdehnt, mochte wohl die Uebungen des Militärs verzögert haben. Die Mutter war ihrer Entbindung nahe und besuchte den Gatten in seinem Zelt. Sie wurde von peinlichen Schmerzen ergriffen, eilte, nach ihrer Wohnung zu kommen, und hätte der Zufall nicht gewaltet, so wäre dieses Zelt zur Wiege Schillers geworden." Caroline hat, wie gesagt, das Manuscript der Schwester benutzt und bringt dieselbe Erzählung, aber mit ganz andern Worten und mit einer wesentlichen Berichtigung. Während es Lotte zweifelhaft lässt oder vielmehr wahrscheinlich macht, dass nun in der Wohnung wirklich sogleich die Entbindung erfolgt sei, so hat Caroline die den oben dargelegten chronologischen Verhältnissen durchaus entsprechende Wendung, es sei der Mutter möglich geworden, in ihr elterliches Haus nach Marbach zurückzukehren und hier ihre Niederkunft zu erwarten. Für diese wesentliche Berichtigung muss ihr neben Lottens Worten eine von diesen unabhängige Quelle zu Gebote gestanden haben, und das war sicherlich die beiden Berichterstatterinnen gemeinsame, die Erinnerung an die Erzählung der Mutter selbst. Diese war 1792 in Jena bei ihren Kindern, die Kinder 1793—94 in Schwaben; beide Male war auch Caroline mit dabei, und die gute Alte wird gegen die Frauen mit dem Geschichtchen nicht zurückgehalten haben; Caroline aber hat sie besser behalten als Lolo. So, denke ich, ist denn sowol die innere Möglichkeit, wie die äussere Beglaubigung jener Geschichte unanfechtbar, und wir werden sie auch künftig nicht aus unsern Schillerbiographieen zu verstossen brauchen.

Wie steht es nun mit des Vaters Anwesenheit bei des Knaben Geburt? Streichers Erzählung (S. 2) ist die einzige gedruckte Quelle, welche die Anwesenheit des Vaters bestimmt behauptet: er habe die Zeit der Winterquartiere benutzt, um mit Urlaub nach Hause zu kehren. Streicher thut diese Behauptung, auf Christophinens ausdrückliche briefliche Mittheilung vom 17. Jan. 1828 gestützt, die Palleske unter dem

handschriftlichen Nachlass Streichers gefunden hat (vgl. Pall. I. S. 545). Egger hat, schon nach den Angaben des Vaters, dessen Gegenwart bei dem Ereigniss vom 10. Nov. für unwahrscheinlich erklärt, während Palleske durch Christophinens Autorität sich scheint bestimmen lassen zu wollen.* Ich meine, wie die Sachen jetzt liegen, muss auch Christophinens Autorität verstummen. Von Winterquartieren zu jener Jahreszeit ist jetzt nicht mehr die Rede; der Feldzug begann am 28. Oct., und am 10. Nov. wäre Lieutenant Schiller wegen Ehehaften schon auf Urlaub wieder zu Hause? Oder wäre er am 28. gar nicht mit ausgezogen? Ich will dagegen nicht anführen das Zeugniss der Frau Koelen, an Simon Juda seien ihr Mann und Hauptmann Schiller abmarschiert; aber wenn er bei dieser Gelegenheit zu Hause geblieben und allein** seinem Corps nachgereist wäre, hätte ihm dann wol das Gedächtniss den Streich spielen können, statt des Octobers ihm den August als den Monat des Abmarsches vorzuspiegeln? Ich denke, auch das ist jetzt sicher, der Vater war am 10. Nov., an dessen spätem Abend*** ihm daheim ein Knabe geboren wurde, auf dem Marsche gegen die Feinde begriffen und überschritt am 11., dem Tauftage des Söhnchens, von dem er noch nichts wusste, den Main. Am 21. Nov. kamen sie nach Fulda, dort delogierte „uns“ ein Ueberfall des Prinzen von Braunschweig: das war am Morgen des 30. Nov. (Stadl. S. 432 fgg., Schäfer II S. 386).

Wenn nun weiter der Vater im April des nächsten Jahres ins Land zurückmarschiert sein will, so hält auch diese Angabe die historische Kritik nicht aus. 1760 am 13. Jan. erschien (Stadl. S. 434) der Befehl zum beziehen der Winterquartiere im Würzburgischen (Hauptquartier Brückenau). Dorthin reiste im Januar Frau Koelen mit ihrem Kinde dem Gatten nach und nahm einen Brief der Frau Hauptmännin Schiller an ihren Mann mit (Schwab S. 25—26). Am 15. Mai

---

* So auch Viehoff in der eben erschienenen ersten Lieferung einer Neubearbeitung von „Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke.“

** Es waren allerdings von den ausmarschierten Truppen einige Leute zurückgeblieben, diese aber wurden in die „Garnisonscompagnieen“ gesteckt, Stadl. S. 430.

*** Nach Christophinens Zeugniss, Bezieh. S. 378. A.

verliessen die herzoglichen Truppen ihre Standquartiere und kehrten in ihr Vaterland zurück; dort mögen sie also Ende Mai angekommen sein, und nun zum ersten Male konnte Vater Schiller das halbjährige Söhnchen in Marbach oder seinem Standquartier Vaihingen (am Neckar) auf den Armen wiegen. Noch 1812 erinnert sich die ehemalige Magd des Schiller'schen Hauses, Magdalene, Gottlob Schönemaiers, Seifensieders zu Marbach Ehefrau, 77 Jahre alt, „um dem Hauptmann eine Freude zu machen, sei sie mit Frau Hauptmännin Schillerin und zwei Kindern, wovon eines ein Mädchen und das andere ein Söhnchen, das noch nicht habe laufen können, nach Vaihingen gegangen.“ Aber noch sollte er nicht zum Genusse stillen Familienglückes kommen. „Hier (in Vaihingen), erzählt er, wurde das Regiment ergänzt, worauf das Corps den 20. Julii wiederum abmarschirte über Heilbronn, Oehringen, Lauringen etc. nach Thüringen, Sachsen-Gotha, Mühlhausen, Schmalkalden, Merseburg bis Halle im Magdeburgischen.“ Also wieder ein bestimmtes Datum, und wieder wird das bestimmte Datum durch Stadlinger, wenn auch nicht direct bestätigt, so doch kräftig gestützt. Dieser berichtet mit Berufung auf das Operationsjournal, dass am 29. Juli das Armeecorps aus dem Lager bei Heilbronn aufgebrochen und sich über Oehringen, Langenberg, Münster, Uffenheim, Brixenstadt, Geroldshofen, Schweinfurt, Lauringen-Römhild, Meiningen*, Schmalkalden, Gotha, Langensalza nach Sondershausen (30. Aug.) bewegt habe. Schiller will nun sicherlich mit seinem 20. Juli nicht den Aufbruch von Heilbronn datieren (denn er sagt, sie seien über Heilbronn gegangen), sondern den von einer früheren Station, unzweifelhaft Vaihingen. Brach er aber am 29. von Heilbronn auf, so erregt der Abmarsch von Vaihingen am 20. kein Bedenken.

Das ist die letzte kriegerische Unternehmung Schillers. Gönnen wir uns nun eine Pause. Was haben wir durch die

* Am 26. Juli 1786 schrieb der Alte an den Schwiegersohn Reinwald, vor 26 Jahren sei er einst mit zwei Regimentern Würtemberger dort gewesen und habe in der Hofapotheke übernachtet. „Wer hätte damals nur denken können, dass mein zweijähriges Mädchen einst dahin kommen sollte!“ Bezieh. S. 76. A. 2.

bisherige Untersuchung gewonnen? Ich denke, die Erkenntniss dreier Thatsachen: 1) Schillers Angaben über seine Feldzüge in örtlicher und sachlicher Beziehung sind durchaus richtig, 2) dieselben Angaben in chronologischer Beziehung sind da (und die Zahl dieser Fälle überwiegt), wo er nur eine allgemeine Zeitbestimmung gibt, durchweg unzuverlässig, und wiederum erweisen sich 3) seine genauen Daten entweder direct als richtig oder doch als vollständig glaubwürdig. Aus diesen drei Thatsachen folgt aber, dass er seine Lebensgeschichte, wie auch an und für sich wahrscheinlich, nicht rein aus dem Gedächtniss geschrieben hat; denn ein Gedächtniss, das sich in den allgemeinen Zeitangaben der Ereignisse durchweg unzuverlässig zeigt, kann nicht bestimmte Daten derselben Zeit und Art so sicher aufbewahren, wie es hier der Fall sein müsste; vielmehr ergibt sich aus eben jenen drei Thatsachen, dass er für die Beschreibung seiner kriegerischen Erlebnisse alte Aufzeichnungen benutzte, in denen unter jedem Feldzugsjahr die hauptsächlichsten Orte und Erlebnisse des Zuges angegeben, aber nur hier und da in ganz zufälliger Weise bestimmte Daten eingestreut waren. Diese sind einfach und richtig in den vorliegenden Aufsatz herübergenommen, die allgemeine Chronologie jedes Jahres aber aus dem Gedächtniss herzustellen, ist ihm nicht gelungen. Also Zweifel gegen seine unbestimmten, Achtung vor seinen bestimmten Daten ist das kritische Gesetz, mit dem wir nun an die übrigen Theile des Aufsatzes herantreten, und dessen Richtigkeit wir, soweit ich eine Controle zu üben vermag, auch da bestätigt finden werden.

Aus dem ganzen ersten Theil seines Lebens bis zur Ankunft in Marbach gibt er nur vier bestimmte Daten: seinen Geburtstag, d. 27. Oct. 1723, den Todestag seines zweiten Lehrherrn, des Chirurgen Johannes Seeliger in Lindau, Charfreitag 1743, ferner den 11. Nov. 1745, wo das Regiment Frangipani in Brüssel einrückte, und den 13. Julii 1747, wo das Regiment in Nispen, drei Stunden von Bergen op Zoom, überfallen und ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Von diesen Tagesdaten hat er die beiden letzten sicherlich dem Notizbuch entnommen, das zweite konnte sich auch wol im Gedächtniss erhalten. Alle übrigen Zeitangaben

über diese Periode sind unbestimmt. Für den Wechsel der Lehrherrn gibt er nur die Jahreszahl an, für seine Erlebnisse im österreichischen Erbfolgekriege hat er in derselben Weise, wie für die des Siebenjährigen; die Eintheilung nach Jahren und die nähere Bestimmung nach Monaten; ohne Zweifel wird auch dieser Bericht voll chronologischer Irrthümer stecken.

„1749 den 4. März reiste ich mit meinem eignen Pferd von Borckel ab und kam den 14. desselben Monats in Marbach an.“ Nun folgen bis zum Aufbruch in den Siebenjährigen Krieg eine Reihe genauer Daten, die sich alle auf seine persönliche Geschichte beziehen, und die er seinen Papieren entnommen hat: d. 11. Julii 1749 Chirurgenexamen in Ludwigsburg, 26. Sept. Aufnahme zum Bürger in Marbach, 22. Julii Verheirathung; 14. Dec. 1732 Geburtstag seiner Gattin. Dies Datum ist falsch. Es lag ausserhalb des Kreises seiner Erlebnisse; er musste es vielleicht, als er den Aufsatz schrieb, aus dem Gedächtniss einfügen, und sofort glitt er aus. Das Kirchenbuch (Schwab S. 5) und in Briefen Vater Schiller selbst (Bezieh. S. 85. 104. 125) nennen übereinstimmend den 13. Dec. als den Geburtstag. „Am 7. Jan. 1753 wurde ich Fourier,“ damit beginnt von neuem seine militärische Laufbahn, und es folgen die Erzählungen aus seiner zweiten Kriegsperiode, die oben besprochen ist. Nach dem Ende* derselben wechselte sein Garnisonsaufenthalt zwischen Urach, Kannstadt (von Februar [?] 1761 ab), Ludwigsburg (1762), Stuttgart und wieder Ludwigsburg**. Am 17. Aug. 1761, also in Kannstadt, wurde er Hauptmann. Ob er die Familie zu sich genommen und diesen mannichfachen Wechsel des Wohnortes hat mitmachen lassen, ist nicht sicher. Dagegen spricht die Aussage des Sekler Erhard Friedrich Günther, dass die Frau Schiller bis 1764 im Hause seines Stiefvaters Schölkopf (wo

* Aus dem Feldzuge von 1760 zurückkehrend, kam die 1. Brigade, darunter das Romannsche Regiment, am 3. Januar 1761 in Stuttgart an (Stadl. S. 445).

** 1762 und 1763 wurden die Truppen in einem Lager bei Ludwigsburg zusammengezogen (Stadl. S. 445) und führten unter der Leitung des Herzogs mehrere grosse Felddienstübungen aus. Am 16. Sept. 1763 wurde das zweite Lager aufgehoben.

Schiller geboren) geblieben sei, dafür 1) die Angabe der Frau von Wolzogen (S. 3), dass Schiller von Kannstadt und Ludwigsburg aus Besuche bei den Grosseltern in Marbach gemacht und diese Besuche zu seinen freundlichsten Jugenderinnerungen gezählt habe — diese Notiz hat die Verfasserin keiner ihrer Quellen, sondern Schillers eigenen Berichten entlehnt; 2) eine Notiz in Schillers Kalender S. 88 aus dem Jahr 1799, in welcher er bei einer Aufzählung aller Orte (ausser Marbach), an denen er sich längere Zeit aufgehalten, vor Gmünd und Lorch Ludwigsburg nennt. Vielleicht zog die Familie nach Kannstadt zum Vater und machte den ersten Umzug nach Ludwigsburg mit; als aber auch dort seines bleibens nicht war, schickte er die seinigen nach Marbach zurück in die alte Wohnung. Dort blieben sie, bis der Vater sie von neuem zu sich rief nach Schwäbisch-Gmünd.

„1763 den 24. December wurde ich nach Schwäbisch-Gmünd auf Werbung gesetzt, 1766 den 23. December von dort zurückgerufen.“ Christophine in ihren Erinnerungsblättern* setzt diesen dreijährigen Aufenthalt von 1765—68, und ihr sind seit Körner alle Biographen bis auf Palleske gefolgt. Erst dieser und nach ihm Egger, aber noch nicht Urlichs (in den Anmerkungen zu Charlotte von Schillers Aufsatz) haben des Vaters Angaben als die richtigen anerkannt. Woher Christophine jene falschen Angaben geschöpft, weiss ich nicht; vielleicht ist sie durch ihre Erinnerung getäuscht. Aber noch eine andere Berichtigung der bisherigen Biographieen möchte ich an jene Worte des Vaters anknüpfen. Die Biographen verzeichnen alle als zweite Station von Schillers Jugendleben Lorch. Wir haben über diese Uebersiedelung nach Lorch vier authentische Aufzeichnungen: 1) die angeführte des Vaters, 2) des Vaters Brief vom 6. März 1790 (Bezieh. S. 79): „Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit Ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, mit einer Mausefalle verglichen“, 3) Christophinens Bericht (a. a. O. S. 454): „Im Jahre 1765 berief der Herzog von Würtemberg Schillers Vater als Werbeofficier an die würtembergische Grenze, nach Schwä-

* Veröffentlicht von Boxberger in diesem Archiv Bd. 1. 1870 S. 452 fgg.

bisch Gemünd. Aber der kostspielige Aufenthalt daselbst bewog Schillers Vater den Herzog um die Erlaubniss zu bitten, sich mit seiner Familie in den nächsten würtembergischen Ort zu begeben, und von dort aus seine Werbungen zu besorgen, welches ihm auch erlaubt wurde;" 4) die Aufzählung in Schillers Kalender (a. a. O.): Ludwigsburg, Gmünd, Lorch, Ludwigsburg (vgl. auch S. 87: 1760* nach Gmünd und Lorch). Diese vier Zeugnisse sind allein für die vorliegende Frage als massgebende Quellen zu erachten und alle vier betonen als erstes Ziel der Uebersiedelung Gmünd, dorthin zog — das liegt in Christophinens Worten unverkennbar — auch die Familie und zwar, wie es nach jener Briefstelle scheint, kam die Mama mit den Kindern erst zu Anfang 1764 vielleicht gerade des schwächlichen Knaben wegen erst nach Eintritt des Frühlings dem Vater nach; erst von Gmünd kehrte die ganze Familie, nachdem sie dort nicht allzulange gewohnt,** in die billigeren Gefilde Württembergs zurück. „Nach Zurückkunft von der Werbung kam ich zu dem Generallieutenant von Stain'schen*** Regiment in die Garnison nach Ludwigsburg." Wieder ein unbestimmtes Datum und — ist es nicht sonderbar? — wieder falsch! Das Lorcher Kirchenbuch führt ihn schon unter dem 13. Januar 1766 als Hauptmann unter dem von Stainschen Infanterieregiment auf (Schwab S. 35). Er hatte darüber offenbar keine Notiz und sofort liess er sich von seinem Gedächtniss täuschen. 1770 den 10. September

---

* Sollte heissen 1763 oder vielmehr 1764.

** Scherr (Schiller und seine Zeit, Prachtausg. S. 625 Anm. 9) hat in Gmünd noch einen Spielgefährten Schillers aus dieser Zeit gekannt.

*** Dass dies die richtige Schreibart des Namens sei, beweist Stadlinger; so schreibt ihn auch Vater Schiller selbst in dem Revers vom Jahre 1773 (Keller, Beitr. zur Schillerlitteratur S. 19), und ich bin überzeugt, dass auch an dieser Stelle unseres Aufsatzes das Original (zu Marbach im Schillerhause) die richtige Schreibart hat. Es war das Regiment Nr. 50, das seit 1763 den Namen von Stain führte. Am 1. Mai 1767 gieng es in dem Infanterieregiment Augé Nr. 15 auf, übertrug aber seinen Namen auf dasselbe. Commandanten waren 1765—67 Obrist von Linckensdorff, 1767—83 Obrist Johann Jakob von Scheler, der bekannt ist als Riegers Nachfolger auf dem Hohen-Asperg und Schubarts menschenfreundlicher Wächter (Stadlinger S. 660 und 635).

bekam er eine eigene Compagnie, „1775 den 5. Dec. kam ich aus dem *nexu militari* als Vorgesetzter bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf die Solitüde". Diese Uebersiedelung erwähnt weder Christophine in den schon citierten Erinnerungsblättern, noch Frau v. Wolzogen (vgl. S. 18), noch Körner. Erst Streicher, doch wol nach Christophinens Angabe, setzt sie ins Jahr 1770, und ihm sind alle folgenden Biographen bis auf Palleske gefolgt. Da nun Schiller der Sohn erst 1773 auf die Akademie gieng, so musste inzwischen für eine Pension gesorgt werden, und Hoffmeister I. S. 18 fg. bringt ihn ohne besinnen bei seinem lateinischen Schulmeister (Jahn?) unter. Es ist über jeden Zweifel erhaben, dass des alten Schillers Angabe die allein richtige ist: der Sohn ist in Ludwigsburg nie in Pension gewesen, die Eltern kamen erst auf die Solitüde, als jener bereits mit der Akademie nach Stuttgart gegangen war. Nur einen Beweis von vielen: Bezieh. S. 127 (am 16. Febr. 1794) gibt er in dem Concept einer amtlichen Eingabe an, er sei 1775 auf der Solitüde angestellt, und weiter unten zählt er 19 Jahre seines dortigen Aufenthaltes.

Nach einer Uebersicht über die Erträgnisse seiner Baumschule bis 1788 fährt er nun fort: „Nun ist noch übrig, die Geburt meiner Kinder nach der Ordnung zu bemerken." Diese Zusammenstellung ist von wesentlicher Bedeutung für die Frage, an welchem Tage Schiller geboren, und es ist daher nöthig, um die fides dieser Familiennotizen zu prüfen, sie alle einer Controle zu unterziehen. Die Angaben über die drei ältesten Kinder lassen sich nach den von Schwab a. a. O. S. 33—35 veröffentlichten Urkunden controlieren. Christophinens Geburtstag und Pathen gibt der Vater mit dem Kirchenbuche übereinstimmend an. Friedrichs Geburtstag setzt er, schon zum zweiten Male, auf den 10. Nov., während der Dichter bekanntlich im Marbacher Kirchenbuch unter dem 11. eingetragen ist. Die 9 Pathen sind vollständig angegeben, und dazu noch der Nachtrag, der im Kirchenbuch fehlt: „Nachher hat sich dazu angegeben Herr Obrist von Rieger." Die zweite Tochter Louise ist nach des Vaters Angabe den 24., nach der des Lorcher Kirchenbuchs den 23. Jan. 1766 geboren. Die Pathen stimmen mit den dort aufgezählten überein.

Für die drei folgenden Kinder ist mir durch die Güte der Herren Diakonus Faber in Ludwigsburg und Pfarrer Scholl in Gerlingen bei Leonberg die Vergleichung mit den Angaben der Kirchenbücher ermöglicht worden, deren Mittheilungen ich wörtlich wiedergebe. Das Kirchenbuch der Stadtkirche zu Ludwigsburg meldet:

1) 1768. 20. Nov. ist hier geboren

Marie Charlotte (getauft 21. Nov.)

Eltern: Herr Johann Caspar Schiller, Hauptmann unter dem Herzogl. v. Stainschen Regiment, und Frau Elisabetha Dorothea Kodweissin.

Pathen: Herr Hauptmann von Hoven vom Stainschen Regiment.
„ M. Pfarrer Kapff zu Lorch.
„ Hof- und Canzleybuchdrucker Cotta in Stuttgart.
Frau Hauptmann Stollin beim Gabelenzschen Regiment.
„ Dr. Reichenbachin allhier.
„ Oberamtmännin Scheinemännin in Lorch.
„ Pfarrerin Moser zu Dettingen* bei Heidenheim.
„ Collaborator Ehrenmanns Wittib in Marpach.

† hier 29. März 1774.

Die Vergleichung zeigt, dass der Vater statt des Pfarrers Kapff dessen Gattin nennt und die Frau Scheinemann ganz auslässt, die Daten sind übereinstimmend.

2) 1773. 4. Mai

ist hier geboren und wurde am 5. Mai getauft

Beata Friederike.

Eltern: wie oben.

Pathen: Herr Hauptmann und Adjutant Flach beim Herzogl. Prinz Louis'schen Füsilier-Regiment**.
Herr Kreis- und Leibmedicus Reichenbach.

---

* Dorthin wurde Schillers Lorcher Lehrer 1767 versetzt (vgl. Schwab, Schillers Leben, Vorerinnerung zum 2. Druck S. XVII) und der bisherige Helfer (Diakonus) Kapff wurde nun Pfarrer in Lorch (vgl. das Pathenverzeichniss von 1766 mit dem obigen und dem von 1777). Der alte Schiller gibt der Frau, vielleicht aus alter Gewohnheit, vielleicht aus späterem Irrthum, den Titel Helferin.

** Das Regiment Nr. 52 (Stadlinger S. 661).

Frau Hauptmann Stollin.
Jungfer Johanna Beata und Christiane Friederike, Herrn Leibmedici Ellwert Töchter.
Abw.:
Herr Hauptmann Schmeckenbecher vom Stainschen Reg.
„ Oberamtmann Grieb von Altensteig.
„ Rath und Closters Hofmeister Pfahler zu Kirchheim u/T.
„ Professor Jahn bei Herzogl. Militärakademie auf der Solitüde.
Frau Oberamtmännin Abelin zu Vaihingen a. d. E.*
Frau Pfarrerin Steinwegin zu Zavelstein (Zardstein?).
† 22. December 1773.

Daten und Pathen stimmen mit den Angaben Schillers überein, nur gibt das Kirchenbuch Frau Abel an, die jener ausgelassen hat.

3) Am 8. September 1777 wurde auf der Solitüde, Pfarrei Gerlingen, geboren und am 10. Sept. getauft

Caroline Christiane

Aeltern { H. Johann Caspar Schiller, Herzogl. Württemb. Hauptmann und Intendant** auf der Solitüde
Frau Elisabeth Dorothea, uxor, geb. Kodweiss.

H. M. Jacob Friedrich Abel, Professor bei der Herzogl. Militärakademie.
H. M. Johann Melchior Kapff, Pastor zu Lorch, abs.
H. Christfried Plouquet, Gerichtsverwandter und Stadthauptmann in Stuttgardt.

---

* Das ist die Stiefmutter des bekannten Lehrers von Schiller, des damals 22jährigen Professors Jakob Friedrich Abel (geb. den 9. Mai 1751). Sein Vater, fürstl. Württb. Rath, auch Stadt- und Amtsvogt in Vaihingen a. d. Enz, verheirathete sich nach dem Tode der ersten Gattin (geb. Bojons), zum zweiten Male am 25. Aug. 1772 mit Dorothea Margarethe, Wittwe des Bürgermeisters Canz in Marbach. (Gütige Mittheilung des Herrn Diakonus Klemm in Vaihingen nach Fabers Stipendienbüchlein). Jenes intime Verhältniss des jungen Professors zu seinem Schüler scheint also aus gewissen Familienbeziehungen entsprungen zu sein.

** Das ist also die Bezeichnung für Vater Schillers amtliche Stellung auf der Solitüde.

H. Hauptmann Stoll unter Generalmajor v. Gabelenzscher Infanterie.
H. Johann Christian Spittler, Rentkammerrath in Stuttgardt.
Pastor M. Pfeilsticker von Gerlingen vertrat die Stelle des abs. pastor Kapff von Lorch.
Frau Hauptmann Stoll, geb. Sommer* von Ludwigsburg.
Jungfer Beate und Jungfer Friederike Elwert, beide Töchter des H. Leibmedicus Elwert in Stuttgardt.
Frau Handelsmann Enslin, geb. Kodweiss von dort.**

Auch hier einige Abweichungen des Vaters. Den stellvertretenden Pfarrer Pfeilsticker erwähnt er gar nicht und statt Frau Enslin eine Frau Liesching.

Ueberschaun wir dies Kinder- und Pathenregister, so ergibt sich, dass bei den ältesten drei Kindern sich zwei Abweichungen von den Daten der Kirchenbücher finden, die Pathen aber vollständig aufgeführt sind. Bedenken wir, dass der Vater bei Geburt und Taufe der beiden ältesten Kinder sicherlich nicht zugegen war, so ist an und für sich klar, dass er in den Ansichten über die Geburtstage dieser beiden ganz und allein von der Aussage seiner Frau abhängig war; aber gar diese vollständigen Pathenlisten kann er nur dem Gedächtniss seiner Gattin oder einer alten Aufzeichnung verdanken; sein eigenes schlechtes Gedächtniss kann die Quelle davon nicht gewesen sein. In jedem Falle muss aber unser Vertrauen auch zu den zwei abweichenden Geburtstagsdaten durch diese Erwägungen steigen. Bei den drei folgenden

* Also vielleicht die „Jungfer Sommerin“, die schon bei Christophine und Friedrich Gevatter stand. Ueber die Stollsche Familie vgl. auch Bez. S. 131. 202. 205. Schiller an Hoven (in Hovens Selbstbiogr.) S. 388.

** Doch wol von der Solitüde? Es scheint eine dort wohnhafte Verwandte der Mutter gewesen zu sein. Eine entfernt, aber doppelt Verwandte tritt auf unter den Zeugen bei Schwab Urk. S. 28: Regina Catharina, des Buchbinders Stolpp Ehefrau. Sie ist mit der Mutter Schillers verwandt, ihr Mann aber ist der Sohn des Fischers Georg Caspar Stolpp und seiner Gattin Eva Margaretha, und diese wieder die Schwester des alten Schiller; Viehoff a. a. O. S. 11 hält letztere fälschlich für eine Schwester der Mutter, ebenso Schwab, Schillers Leben S. 14. (Vgl. Schwab S. 9, Egger S. 15 Anm. 5, Beziehungen S. 9.)

Mädchen finden wir in den Pathenverzeichnissen mannichfache Ungenauigkeiten und Lücken. Auch hier, meine ich, haben wir nur die Wahl, entweder das helfende Gedächtniss der Mutter oder alte Notizen als Quelle anzunehmen, denn dass der Vater Geburts- und Todestag der kleinen Töchter Marie und Beate noch nach 15 Jahren behalten hätte, von denen die erste noch nicht 6, die zweite kaum dreiviertel Jahr alt geworden, glaube ich nimmermehr. So haben wir denn in diesen Angaben ohne Zweifel nicht eine vom Vater aus seinem Gedächtniss und nach seinen Privatmeinungen gemachte Zusammenstellung, sondern die traditionellen von der Schillerschen Familie als richtig anerkannten Daten, deren Anerkennung von der Mutter getheilt, ja von ihr ausgegangen sein muss. Wenn nun aber in der bekannten Controverse über des Dichters Geburtstag die Frage nicht gestellt werden darf, welcher von beiden streitigen Tagen der rechte, sondern welcher der von seinen Eltern anerkannte sei (denn ob nicht auch die Eltern sich geirrt, darüber ist die Entscheidung absolut unmöglich — jedenfalls von irgend einem Zweifel derselben ist nichts bekannt), so haben wir in diesem Aufsatz das vollwichtige Zeugniss, dass die elterliche Familie, auch die Mutter, den 10. Nov. als den Geburtstag ansah, und zwar aus einer Zeit, in der sie durch den 1769 extrahierten Taufschein* bereits von dem abweichenden Zeugniss des Kirchenbuchs unterrichtet war. Gegenüber dieser vom Vater offenbar auf die Autorität der Mutter selbst oder alter Aufzeichnungen gemachten Angabe kann auch Louisens Brief (Bezieh. S. 377), datiert: „den 11. November (1796) als am Geburtstag des lieben Bruders“ nicht in Betracht kommen; für jeden, der sich damit begnügt, die Ansicht der einzigen Autorität in dieser Streitfrage, der Eltern, zu erforschen, spricht, denke ich, der Vater das entscheidende Wort: für den 10. November**.

* Schwab, Urkunden S. 34. Keller, Beitr. S. 7.

** Frh. v. Wolzogen, Bezieh. S. 377. A. hält das Datum des 10. Nov. für das allein richtige, aber nicht für das in der schwäbischen Familie des Dichters anerkannte. Wie kam denn Vater Schiller auf seine Angabe?

Sonstige Zeugnisse der Familie über seinen Geburtstag und dessen Feier liegen vor, aber der eigne Unstern hat darüber gewaltet, dass bis auf einen Fall das Datum entweder corrumpiert — so gibt Christophine in dem öfter citierten Aufsatz (Archiv I. S. 452) den 19. Nov. an, offenbar ein Schreibfehler für den 10. — oder ganz unbestimmt gelassen ist. 1789 schickte der Vater ihm aus dem Garten der Solitüde eine Ananas zum Geburtstage (Schiller und Lotte S. 503), 1791 ist ein Brief datiert (Bezieh. S. 90) „am Geburtstag unsres lieben Fritzen," 1793 sollte die Geburtstagsfeier gemeinsam in Ludwigsburg begangen werden, wozu auch die Malerin Frau Simanowiz, geb. Reichenbach aus Stuttgart eingeladen wurde, und zwar zu Sonntag dem 10. Nov. (vgl. Schwab, Urk. S. 53. Ludovike, ein Lebensbild. Stuttg. 1850 S. 389 mit Schillers Brief an seinen Vater, 8. Nov. 1793 bei Boas, Nachl. II S. 462). Und endlich am 15. Nov. 1794 schreibt der Vater (S. 135): „Den Geburtstag des lieben Fritzen haben wir auch hier gefeiert und in Gesellschaft einiger Kaiserl. Officialen auf sein beständiges Wohlergehn ein Glas Wein getrunken."

Alle diese Erwähnungen des Geburtstages datieren seit 1789, während aus 1783 sich ein Brief des Vaters vom 10. Nov. vorfindet (S. 47), der des Geburtstages mit keiner Silbe gedenkt. Jenes Jahr scheint den Sohn in der Achtung des Vaters wesentlich rehabilitiert zu haben, die in der Mannheimer und Dresdner Zeit doch manchen empfindlichen Stoss erlitten hatte, und namentlich hat jedenfalls die Professur in Jena in dem Alten alle Hoffnungen wieder erweckt, die er von jeher so gern auf seinen Sohn gesetzt hatte (vgl. Sch. und L. S. 563. 570). Stolz und Freude der ganzen Familie sprechen aus Nanettens Worten, die sie am 28. April 1789 an Schwester Christophine schrieb: „Du glaubst nicht, wie viel Gutes der Herr Magister Seyfer, der einen Brief von unserm lieben Bruder gebracht hat, mir erzählt — er versichert — dass er Zeuge gewesen, wie Fritz als Professor* vorgestellt

* M. Seyfer hat natürlich nur die gesellschaftliche Form der Vorstellung, nicht einen amtlichen Act gemeint, denn Schiller zog erst am 11. Mai nach Jena und trat am 26. sein Amt an. Nanette scheint jener „Vorstellung" wichtigere Bedeutung beizulegen.

worden sei, welches uns Alle in Freude und Dank gegen Gott versetzte.“ (Bezieh. S. 365 fg.) Vater Schiller selbst schreibt (Diezmann, Weimar-Album S. 68) angeblich am 16. Juni 1789 an dieselbe Adresse: „Vorgestern haben wir einen Brief von Fritzen bekommen, worin er uns meldet, dass er in Jena Professor der Geschichte und Philosophie geworden sei und auf das Frühjahr dahin abgehen werde. Er zweifelt aber, ob er von jetzt schon einen Gehalt bekommen werde, und hofft, dass doch die Einnahme von den Collegien einstweilen hinlänglich sein wird. — Nun, wir danken Gott, dass er doch einmal Aussicht hat, eine bleibende Stätte zu beziehen. Was den Professors-Gehalt anbelangt, das wird sich in weniger Zeit auch geben.“ Der erste Satz zeigt, dass der Brief nicht, wie Diezmann angibt, am 16. Juni, sondern vor der Uebersiedelung nach Jena geschrieben ist. Sicherlich lautet das Datum nicht 16. Juni, sondern 16. Jan.* 1789. Diese Stimmung der Freude und des Dankes ist es denn auch, in welcher der gute Alte am 17. Mai desselben Jahres sein curriculum vitae schliesst mit dem Preise seines Gottes, „der mich bis heute sammt den lieben Meinigen erhalten, an meinen zwei älteren Kindern viele Freude erleben lassen.“ Erst von diesem Jahre, vielleicht gerade von jenem 17. Mai ab scheint der Vater sich um seines „lieben Fritzen“ Geburtstag gekümmert und dessen Datum behalten zu haben. —

Das besprochene Schriftchen des Vaters ist, von gleichzeitigen Briefen und Documenten abgesehen, weitaus die älteste erzählende Quelle, welche wir für Schillers Biographie zu benutzen haben; des Verfassers Ehrenhaftigkeit, Tendenzlosigkeit und Wahrheitsliebe ist über jeden Zweifel erhaben: und doch, wie mannichfache Irrthümer vermochte eine noch lange nicht streng und gleichmässig durchgeführte Kritik aufzudecken. Was sollen wir da von den andern Schriften erwarten, die bisher ohne eingehende Kritik, wenn sie nur einen achtungswerthen Namen trugen, für die Lebensbeschreibungen des Dichters benutzt wurden? Wie viel unbeabsichtigte Irrthümer,

---

* Also dieselbe Verwechselung des Datums, wie sie Goedeke bei einem andern Briefe nachgewiesen hat. Krit. Ausg. I. S. 365.



aus Missverständniss oder mangelhaftem Gedächtniss entsprungen, wie viel Uebertreibungen, ja vermuthlich auch wie viel wolgemeinte Täuschungen werden aus jener ganzen, zum grössten Theil späten, Reminiscenzenlitteratur in Schillers Biographieen eingedrungen sein. Drum ist auf diesem, wie auf jedem geschichtlichem Gebiet über alles die Forderung zu stellen: zurückgehen auf die letzten Quellen und Kritik dieser Quellen ohne ansehen der Person. Um aber diese Kritik möglich zu machen, dazu bergen nicht bloss Kirchenbücher und Archive noch unberührtes Material, sondern dazu muss auch auf möglichste Publicität von solchem handschriftlichem Material gedrungen werden, zu dessen Benutzung bisher nur einzelne Zutritt gehabt zu haben sich rühmen können. So ist es dankenswerth, dass Christophinens Erinnerungsblätter, die in ihrer Eigenschaft als hauptsächliche Quelle der ältesten Jugenddarstellungen längst bekannt waren, endlich publiciert sind; so würden auch Petersens, Abels, Streichers handschriftlicher Nachlass, publiciert, der Quellenkritik eine wesentliche Förderung sein.

Aus G. Kestners Briefsammlung.

V.

Heinrich Voß nach Schillers Tod.*

Weimar d. 31 Jul. 1805.

Du ſagſt in einem deiner Briefe: „Heil dem, der die Schulferien einführte“; dieß möchte ich dir heute am Eingange des meinigen zurufen, denn ſeit heute Morgen 10 Uhr fühle ich die Wohlthat dieſer Einrichtung. Ich habe von dieſem Moment an vier freie Wochen vor mir, und da man doch jedes Feſt durch eine würdige, feierliche Handlung einzuweihen pflegt, ſo kann ich wohl nichts würdigeres begehen, als zum frohen Beginne meinem theuren Iden zu schreiben. Du guter Iden, ſeit ich deinen letzten Brief empfing, iſt ein Jahr verfloſſen:

es brachte Freud' und Kummer viel,
Und führt' uns näher an das Ziel.**

Ich habe die Feder aus der Hand legen und weinen müſſen. Wie iſt mir doch in dieſem Augenblick das Andenken an meinen theuren, Geliebten gegenwärtig — den edlen Schiller, deſſen Bild mir wie ein lebendes vor der Seele ſteht; ſie haben ihn vor 12 Wochen ins Grab gelegt, und ich weine noch oft um ihn. — Hätteſt du ihn

---

* Das hier abgedruckte Schreiben von Heinrich Voß an Wilhelm Iden, das zu dem Buche: Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voss. Hggb. von Abraham Voss (Heidelberg, 1834) eine nicht unwichtige Ergänzung ist, war bisher nur in der Hannöverschen Zeitschrift: Die Posaune (redig. von Georg Harrys) Jahrg. 4. 1835. Nr. 30—32 (11. 13. und 15. März) unter der Ueberschrift: „Eine Reliquie über Schiller. Brief des Hrn. Prof. Heinrich Voß zu Weimar, an den Hrn. Wilhelm Iden, früher Hauslehrer bei Joh. Heinr. Voß, und jetzt Past. Prim. zu St. Katharinen in Osnabrück“ veröffentlicht worden. Damals vermittelte Herr Pastor Bödecker zu Hannover den Abdruck. Trotz dieser ersten Publication blieb der Brief den Biographen Schillers unbekannt.

** Aus dem „Neujahrslied“ von Joh. Heinr. Voss. S. seine Gedichte Bd. 1. Hamburg, 1785. S. 339.

geſehn in ſeinen lezten Tagen! — ich habe das Bild eines großen Mannes im Herzen; groß war er im Leben, als Vater, Gatte, Menſch, Dichter, aber nie ſo groß wie in ſeiner Todesſtunde, da war er das Bild der Vollendung; denn ſo kann nur ein vollendeter Menſch heimgehn!

Du ſollſt viel von Schiller hören; ich bin in Muße einen recht langen Brief zu ſchreiben, und ich will nur von Schillern erzählen. Du lieſeſt das gern, und ich denke ja an* nichts in der Welt lieber, als an dieſen Heiligen, ich freue mich ja jeder Gelegenheit, die mich nöthigt an ihn zu denken, und wohl mir, daß ich Freunde, wie Iden und Abeken habe, denen ich mein ganzes Herz ausſchütten kann. — Ehe ich aber fortfahre höre die Veranlaſſung zu dieſem Briefe.

Seit Neujahr, wo Schiller ſo ſehr kränkelte, bin ich täglich und oft mehrere Tage hindurch ſtündlich bei meinem Geliebten geweſen. Da ſuchte ich alles hervor, was zu ſeiner Aufheiterung beitragen konnte. Jeder Brief wurde ihm vorgeleſen. Einmal brachte ich ihm deine Briefe, in denen du über [Fr. Leop.] Stolberg ſchreibſt, und da du etwas unleſerlich ſchreibſt, las ich ſie ihm ſelbſt vor. Sie thaten eine außerordentlich ſchöne Wirkung auf ihn, er ſprach mit Liebe von Stolbergen, und vom Briefſteller. Ich erzählte ihm, du ſeiſt ſein Schüler geweſen, nannte ihm auch das Jahr; er hat ſich angeſtrengt, dich ins Gedächtnis zurückzurufen, was aber vergebens war. Ich ſprach ihm von deiner Liebe zu ſeiner Perſönlichkeit und ſeinen Schriften, ſagte ihm mehrere Äußerungen, die ich von dir in Betref Schillers gehört zu haben, mich beſinne, und ſagte, „daß du ihn nicht bloß liebteſt, ſondern auch Beruf und Fug hätteſt, ihn zu lieben, weil du ſo braf wärſt (verzeih mir, daß ich dir das alles wiederſage; es ſoll kein Compliment für dich ſein, ſondern dein Herz ſoll ſich deſſen nur freun). — Nun hat Schiller ſeiner Frau von dieſen Briefen erzählt, und ſie äußerte gegen mich den Wunſch, ich möchte ihr auch dieſe Briefe vorleſen. Lange fand ſich dazu keine paſſende Gelegenheit. Erſt geſtern Abend kam ich dazu, und las ſie ihr und ihrer Mutter. — Als ich an die Stelle deines lezten Briefes kam:

> „So wie man die Kleinen durch Geſang in Schlaf lullt, ſo
> „kann ich mich auch in manchen Augenblicken beruhigen und
> „erheitern, ſo oft ich ſein** gedenke“

wiſchte ſich die Hofräthin, die an ihren Mann dachte, eine Thräne aus den Augen, und ich ſelber war auch ſo innig bewegt, daß ich nicht in demſelben Athem fortleſen konnte. — Und als ich da zu

* [Geschrieben ist: in.]
** [Von fremder Hand ist mit Bleistift beigeschrieben: Stolbergs.]

Hauſe kam, da dachte ich bei mir, Morgen Abend ſoll mein guter Iden einen langen Brief erhalten.

Wie preiſe ich mich glücklich zu einer Zeit nach Weimar gekommen zu ſein, wo es mir noch vergönnt war, ein ganzes Jahr lang mit Schillern den vertrauteſten Umgang zu haben. Ich kann mit voller Überzeugung ſagen, er hat auch für mich gelebt, denn er hat mich zu einem beſſeren, freieren Menſchen gemacht, und er lebt noch fort für mich, denn ich trage in meinem Herzen einen unendlichen Schaz koſtbarer Erinnerungen, die ich alle an den theuren, heiligen Namen Schiller knüpfe. Und wäre ich wohl einer unwürdigen That fähig, während ich ſeiner Gedenke? Solche Männer ſcheiden nicht von uns in der Todesſtunde; und es iſt wahr und ſchön, wenn Jeſus ſagt: „ich will euch meinen Geiſt ſenden, ich will hinfort unter euch ſein.“ Ich fühle ſeine Gegenwart mit allen Sinnen, jeder Spaziergang wird mir durch ihn geheiligt, jede häusliche Freude, die wir in ſeinem Hauſe genießen, wie neulich der Geburtstag des jüngſten Kindes, wird durch ſeine empfundene Gegenwart feierlicher und ſchöner, und vollends, wenn ich mit ſeinen beiden Knaben ſpazieren gehe, wenn ich die holden Jungen, die ich nur mit dem 12 und 9jährigen Andreas* vergleichen kann, auf meinem Zimmer um mich ſpielen oder arbeiten ſehe, da fühle ich mit wehmütigem aber doch frohem Herzen des Vaters Gegenwart. — Seit dem Hingange Schillers iſt mir jede Kleinigkeit von ihm, die in der Erinnerung weilt, von Werthe, ſein ganzes Weſen und Daſein ſteht mir vor Augen, und Alles iſt, wie mit einem Frühlingsglanze umgeben.

Ich habe Schiller den Dichter und Schriftſteller geehrt und geliebt, wie wenige, aber Schiller der Vater war mir mehr, und ein eben ſo zärtlicher Gatte und Freund war er. Oft habe ich ihn mit ſeinen** Kindern ſpielend gefunden, wie klammerten ſich die Jungen an ihn, wie küßten ſie ihn! manchmal lag er mit ihnen an der Erde, und war da ihr Spielcamerad. Den Blick vergeſſe ich mein Lebelang nicht, mit dem er einmal in der lezten Krankheit ſein jüngſtes Kind anblickte. Es war eine Wehmuth und Zärtlichkeit, die mir das Herz durchbohrte. Da ward ich zum erſtenmal inne, daß Schiller glaubte, er müſſe von den Seinen ſcheiden. Zwei Tage vor ſeinem Tode fing er an zu phantaſiren, und lag in dieſem Zuſtande 24 Stunden; als er wieder zu ſich kam, ließ er ſich ſein jüngſtes Kind bringen, und küßte es mit Inbrunſt und Thränen in den Augen. Wenige Stunden darauf war ſein Herz gebrochen.

Ich bin viel um ihn während ſeiner Krankheit geweſen, beſonders aber in der vorlezten, von der er genas. Da habe ich in einem

* [Von fremder Hand ist mit Bleistift beigeschrieben: Stolberg.]
** [Geschrieben ist: ſeiner.]

Zeitraum von 10 Tagen 4 Nächte bei ihm gewacht. Diefe gehören zu den fchönften meines Lebens. Da habe ich ihn von fo viel liebenswürdigen Seiten kennen gelernt, daß ich noch jezt kaum begreifen kann, wie ein Menfch fo liebenswürdig fein kann. Von diefen Nächten wollte ich dir Tage lang erzählen. Und nie war fein Muth gebeugt, nicht einmal war er launifch oder unwillig. Er fpaßte über feinen Zuftand, und freute fich, daß er noch fo männlich auf den Füßen ftehn könne. Ich erzählte ihm einmal, während er ein wichtiges Krankengefchäft verrichtete, launige Dinge, um ihn munter zu erhalten, das erwiederte er mit ähnlichen eben fo komifchen. Nachher fchlief er ein, und als er da fo fanft und ruhig auf dem Sofa athmete, da hatte ich eine fo kindifche Freude, daß ich mich kaum zurückhielt, ihn auf das Herzlichfte zu küffen.

Einmal in diefer Zeit komme ich Abends halb 5 Uhr zu ihm; ich fand ihn fchlafend, fezte mich zu ihm, und las, bis er aufwachte. Endlich gefchah dies, nach einer Stunde etwa. Er blickte erftaunt umher, und fing nun recht herzlich zu lachen an: „Ich wollte Ihnen eben guten Morgen fagen, und merke, daß es Abend ift.“ — Und nun erzählte er, daß er von vier Uhr Morgens an, „wie ein Eisbär“ gefchlafen habe.

Einsmals, wie ich bei ihm wachte, fiel es ihm ein, daß ich keine Pfeiffe hätte. „Sie müffen rauchen, fagte er fo treuherzig, mir fchadet das gar nichts.“ Da hatte ich nur Mühe, diefes abzulehnen.

Noch fchöner ift folgender Zug. Ich hatte Schillern an einem Donnerftage gefagt, daß ich den folgenden Abend bei ihm wachen wollte, und er äußerte dabei eine große Freude. Am folgenden Tage war ich während er zu Mittag nach feiner Art fpeifte, bei ihm, und ging fort mit den Worten: „Um 9 Uhr werde ich mich einftellen.“ Nun wollte er's zu meinem großen Befremden nicht zugeben, und warum? — Denke dir, der gute Mann hatte gehört, es fei eine große Redoute den Abend, und wollte mir „dem Redoutenfreunde“ meine Freude nicht rauben*. — Nach langer Überredung und Betheurung, ich könnte ohne ihn auf keiner Redoute Freude haben, ließ er es fich gefallen, und freute fich nun von frifchem, daß ich bei ihm wachen wollte. Nun fprach er von früheren Redouten, wo wir zufammen poculirt hatten, und fagte äußerft froher Laune: „Auch heute wäre ich in Ihren Kreis auf der Redoute getreten,“ fügte aber gleich darauf hinzu: „Da hätten Sie doch wohl fich entfezt, und geglaubt, es fei nicht ich, fondern mein eben abgefchiedener Geift, der Sie heimfuchte!“

Denke dir, guter Iden, mein Talent Schokolade zu kochen habe ich bei Schillern noch einmal benuzt. Ich habe ihm in einer von

* [Vgl. H. Voss, Mittheilungen S. 47.]

jenen Nächten Schókolade im Ofen gekocht, und erzählte ihm, während ich bei dieſem Geſchäfte kniete, und den Topf rührte, von unſeren Zuſammenkünften im Bretterkruge*. Und das machte dem Manne eine gar große Freude, bei ſolchen Gelegenheiten pflegte ich immer Geſchichten und Anecdoten aus ſeinem Leben herauszulocken, denn er bezahlte alles, was man ihm zum beſten gab.

Als er während dieſer Zeit ſo zuſehends genaß, da hätteſt du die kindliche Freude des Mannes ſehn ſollen. Wie fröhlich war er, als er zum erſtenmal das Theater wieder beſuchte, wie heiter erzählte er mir den folgenden Tag, daß ihm der Ausgang gar nicht geſchadet habe u. ſ. w. Da ſagte er auch einigemal, daß er mich bald auf meinem neuen Zimmer beſuchen wollte, und einmal, als ich ihn von Göthen zu Hauſe brachte, führte ich ihn an meine Hausthüre, die er ſich merkte. — Nun ſann ich ſchon auf ein kleines Feſt, womit ich ihn nach meinem Vermögen auf meinem Gartenhauſe bewirten wollte. Ich hatte ſchon 4½ Laubthaler bloß für Champagner geſpart, und wartete nur auf den erſten Frühlingstag, aber ſein Todestag kam früher als der erſte Frühlingstag.

Ich habe einige herliche Reliquien von ihm. Sein Stehpult, an dem er 9 Jahre gearbeitet, hat mir die Hofräthin geſchenkt, ferner ſeine beſte Tabakspfeiffe. Seinen Wilhelm Tell hat er mir ſelbſt geſchenkt, und gar freundliche Worte hineingeſchrieben**, und dann beſize ich einige Briefe von ihm, die er mir nach Jena hin geſchrieben. Einen, den er an meinen Vater ſchickte, habe ich dir durch Abeken zukommen laſſen; o halt ihn ja in Ehren. Hier ſchicke ich dir auch einige Haare, die von ſeinem heiligen Haupte ſind. Du legſt gewiß einen Werth darauf. Du pflegteſt mehrmals in Eutin zu ſagen: „An dem Manne iſt alles liebenswürdig, ſelbſt ſein Tabacksfleckchen unter der Naſe.“*** Das hab' ich ihm einmal wiedererzählt, und er hat herzlich darüber gelacht. Ja wohl war an dieſem heiligen Manne alles liebenswürdig!

So viel für heute, mein guter Iden, bald giebt es mehr; denn ich bin noch lang nicht zu Ende, und käm wohl im Grunde nie zu Ende. Deine Schweſter muß ein liebenswürdiges Mädchen ſein, weil ſie eine ſolche Verehrerin von Schiller iſt. —

Schiller hat eine Gattin und vier Kinder hinterlaſſen, zwei Knaben, (die ich ſo gerne meine Lebendige Erbſchaft nenne) und zwei Mädchen von 4[!] und 1 Jahr. — Der älteſte Knabe, Karl, iſt ein ſchöner Junge von 12 Jahren, ſchlank gewachſen, lebhaft,

* [Von fremder Hand ist mit Bleistift beigeschrieben: nahe bey Eutin.]

** [Mittheilungen S. 57. „Zu Mittag schickte er mir durch Karl seinen Tell, und als ich ihn aufschlug, fand ich freundliche Worte darauf geschrieben.“]

*** [Mittheilungen S. 59.]

freundlich und unbeſchreiblich herzlich, recht das Ebenbild ſeines Vaters, wiewohl ihm der hohe dichteriſche Geiſt fehlt. So war Andreas St[olberg] in ſeinem 12 Jahre, ſo muß der ſelige Schiller etwa im 12ten Jahre ausgeſehn haben. Der zweite Ernſt iſt ein gar biederer Knabe, der die Züge ſeiner Mutter hat, ein äußerſt kluger Junge, von tiefem Geiſte, doch ohne Dichtertalent. Dieſe Jungen ſind meine täglichen Gefährten; um 6 Uhr Abends kommen ſie zu mir, und hohlen mich zum Spazierengehn ab, oder zur Mutter, wo wir oft Vorleſungen halten aus der Luiſe u. ſ. w. — Du ſchreibſt mir einmal, lieber Iden, „ich weiß nicht, wo mir der Magnet ſizt, daß ich die Kinder ſo an mich ziehe, es iſt weder Verdienſt noch Würdigkeit.“ — Grade ſo geht es mir mit Kindern, unter andern mit dieſen beiden liebenswürdigen Schilleriſchen Knaben. Sie haben zu mir ein außerordentliches Zutraun, und ſind in der Geſellſchaft von gleichaltrigen nicht ſo fröhlich, als in der Meinigen. Ich erzähle ihnen tagtäglich von ihrem Vater, und dann glühn dem Karl die Augen vor Freuden. Ich freue mich ſchon auf die Zeit, wo ich mit dieſen Kindern die Schriften ihres Vaters leſen und ſie mit dem Geiſte derſelben vertraut machen kann. — Neulich fragte mich Karl: „Sage mir Voß, iſt denn der Papa wirklich der größte Dichter geweſen, das hat mir geſtern Adolf erzählt.“ — Du kannſt denken, welche Antwort ich dem Jungen gab, und er fiel mir darauf um den Hals, und küßte mich, und wußte mir ſeine Freude nicht genug auszudrücken. Ein andermal ſagte er mir mit großer Freude, „Profeſſor, ich habe eine neue Tragödie angefangen, wenn ich ſie fertig habe, ſollſt du ſie leſen.“ Auch der kleine Ernſt ſchreibt Tragödien, die bei ihren manchen Ortografiſchen Fehlern gar wunderlich lauten. Der ſelige Schiller ſagte einmal vor einem halben Jahr bei Tiſche in Gegenwart ſeiner Kinder: „ſie haben auch gar keine Poeſie, es ſind rechte Philiſternaturen.“ — Da hätteſt du die Kinder hören ſollen: „Papa, ich bin kein Philiſter, ich will kein Philiſter ſein, hieß es.“ Nun fragte ich den Ernſt, was iſt denn ein Philiſter? „Es iſt ein garſtiges Ding“ antwortete er mir mit Heftigkeit. Da rufte ihn Schiller zu ſich, drückte ihn an ſein Herz und küßte ihn. — Schiller ſah ſeine Kinder gern in meiner Aufſicht, dieß ſeh' ich als eine Auffoderung an, für die Kinder, wie für meine Brüder zu ſorgen. Ich gebe ihnen den Griechiſchen Unterricht, und wenn ich ſie darin weit gebracht habe, werden ſie mein Stolz ſein. — Das 4jährige Mädchen Karolinchen iſt ein gutes Kind, voll Empfindung; wenn ſie die Mutter weinen ſieht, weint ſie auch, und fragt zuweilen: „kömmt denn der Papa gar nicht wieder?“ — Mich fragte ſie einmal: „Haſt du den Papa auch mit weggetragen? haſt du ihn zum lieben Gott hingetragen?“ Die kleine Emilie iſt ein wahrer Engel, und hat des Vaters Züge. Sie kann nocht nicht ſprechen, aber ihre Mienen ſind Sprache; ich kann mich nicht ſatt ſehn und küſſen an

diesem holdseligen Wesen. Als dem Vater in der Kirche die Leichenrede gehalten wurde, lachte und kreischte sie vor Freuden, und rührte dadurch die Anwesenden Mehr als die Worte des Geistlichen, die freilich nur Worte waren.

Vorigen Sonntag fuhr ich mit der Schillerschen Familie auf einen Tag nach Jena zu Griesbachs. Als wir den Abend zurückfuhren, amüsirte ich die Kinder, indem ich ihnen die Wolken entzieferte. „Ich sehe eine Schüssel mit Krebsen“ sagte der kleine Ernst u. s. w. Karoline sah in den Wolken eine Stadt mit Thürmen und Häusern. In dieser Stadt erblickte sie auch ein großes Haus: „wer wohnt darin? fragte die Mutter“ — „der liebe Gott antwortete das süße Kind, aber der Papa wohnt auch darin“ — Nun, auf diesen Kindern ruht der Segen des Vaters. Es sind Kinder von seinem Fleisch und Blut, aber auch Kinder von seinem Herzen. Ich habe bei Schillers Tode selbst geringe Leute weinen sehn, den Friseur und Barbier, und den Logenschließer im Theater. — Die Schauspieler konnten nicht spielen nach seinem Tode vor Trauer, und selbst als sie zum ersten mal wieder auftraten, spielten sie mit schwerem Herzen. — Mir ist auch oft so, als wenn Schiller nur auf eine Zeitlang weg wäre, aber gefaßt bin ich jezt sehr, auch wenn mir sein Verlust noch manchmal das Herz schwer macht, und mit banger Sehnsucht erfüllt.

Ich muß mich mit Gewalt von diesem Gegenstande losreißen, guter Iden, um dir noch etwas von Göthe und meinen Eltern zu melden; und dann wirst du auch noch wohl gerne ein Wort von meiner Schule und meinen Beschäftigungen hören wollen.

Meine Eltern sind schon volle 14 Tage* in Heidelberg, wo sie von nun an leben werden. Ich habe sie äußerst ungern weggehn lassen; allein die begleitenden Umstände waren so vortheilhaft, daß sie diesem Winke des Schicksals wohl folgen mußten. Mein Vater behält seine Holsteinische Pension, und erhält dazu vom Churfürsten eine zweite Pension von 1000 Gulden. Vom Lande, und den paradiesischen Gegenden sind meine Eltern ganz entzückt. Mein Vater ist jezt so jugendlich, als er es nie war, so lange ich ihn kenne, und meine Mutter ebenfalls. An uns Kindern haben sie auch ihre große Freude. Wilhelm ist *Doctor Medicin.* ist jezt in Berlin, geht auf den Winter nach Kopenhagen, und findet dann im Badenschen Lande gewiß sein gutes Brot. Hans wird nach aller Kundigen Zeugnis ein geschickter Architect, und Abraham, der einstweilen noch in Jena geblieben ist, aber Michaelis nach Heidelberg folgt, wird seinem gewählten Fache, Theologie und Philologie auch Ehre machen. — Ich habe für meine Jahre (ich bin 25) gewiß auch schon eine gute Stelle. Etwa 470 Thaler jährlich bei wenigen körper-

* [Im Abdruck: 14 Wochen.]

lichen Bedürfnissen an einem nicht theuren Orte, umgeben von lauter Geistigen Aufmunterungen, und sehr viel freier Muße (denn ich habe wöchentlich nur 20 Stunden), das nenne ich eine gute Stelle. Alle meine Nebenverdienste durch die Feder wende ich auf meine Bibliothek, und du solltest nur sehn, wie die zu wachsen beginnt, besonders in der Griechischen Literatur habe ich schon herliche Werke, und dies nimmt zu von Jahre zu Jahr.*

* [Schluss und Unterschrift fehlen.]

Lessings dramatischer Stil in Schillers Nachahmung.

Von

Robert Boxberger.

Im folgenden hoffe ich einen kleinen Beitrag zu geben zu der näheren Beleuchtung der bekannten Worte, mit denen Goethe in dem Aufsatz „über das deutsche Theater“ Schillers Verhältniss zu seinem grossen dramatischen Nebenbuler schildert: „Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniss: er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilia Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragoedie sowohl als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen.“ Die Wahrheit dieses Ausspruches mag immerhin unangetastet bleiben; aber Schiller hätte nicht Schiller sein müssen, wenn er nicht, selbst ohne sich mit dem Inhalt der Lessingschen Dramen in Einklang zu fühlen, die wunderbare Macht des Dialogs, in welchem Lessing vor ihm ein unerreichtes Muster war, anerkannt und seine eigene tragische Sprache an ihr zu bilden versucht hätte. In seinen Jugendschriften führt er öfter Stellen aus Nathan an, ohne diesen zu nennen (vgl. das Register zum 14. Bande der Schiller-Ausgabe in Hempels National-Bibliothek); so sehr war er bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Noch später, 1795, vertheidigte er den Ausdruck „eignen“ in dem Gedicht „das Ideal und das Leben“ gegen Humboldt mit der Autorität des Nathan. Lessings Hamburgische Dramaturgie nahm er sich bei denr Project eines ähnlichen Mannheimer Unternehmens zum Vorbild; wegen seines Fiesco sucht er sich mit derselben abzufinden, und noch als er sich zu seinem neuen dramatischen Werke, der Maria Stuart, in Stimmung

zu setzen sucht, liest er wieder die Hamburgische Dramaturgie und schreibt darüber: „Es ist doch gar keine Frage, dass Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrift, am klarsten gewesen, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht und das wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefasst hat. Liest man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, dass die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei; denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen?" Und diese Lectüre förderte ihn besser als die der französischen Tragoeden. — Aber auffallend ist es, dass Schiller gerade die Sprache der Emilia Galotti sich so sehr zu eigen gemacht hat, dass er sie in seinen Dramen vielfach, wahrscheinlich zum Theil unbewusst, reproduciert. Und so mag denn, was ich schon vor mehreren Jahren darüber gesammelt habe, hier einen Platz finden. Bei dem bestreben, eine möglichst reichhaltige Sammlung von Parallelstellen zusammenzubringen, durfte ich auch solche Stellen nicht verschmähen, bei denen die Annahme einer Reminiscenz nicht zwingende Nothwendigkeit ist.

E. G. S. 112 (der Lachmann-Maltzahnschen Ausgabe). Prinz: „Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunst?" Cabale und Liebe III, 2. Hofmarschall: „Nur en passant, mein Bester. Wie leben Sie? Wie befinden Sie sich?"

E. G. S. 115: „O, Sie wissen es ja wohl, Conti, dass man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergisst." Cabale uud Liebe I, 3 sagt Louise: „Wenn wir ihn über dem Gemälde vernachlässigen, findet sich ja der Künstler am feinsten gelobt."

E. G. S. 128. Odoardo (von Appiani): „Alles entzückt mich an ihm. Und vor allem der Entschluss, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben." Don Carlos I, 4. Königin (zu Posa):

Und jetzt, sagt man, sind Sie gesonnen
In Ihrem Vaterland sich selbst zu leben?

E. G. S. 122. Marinelli: „Was Sie versäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfin Appiani. Waaren, die man aus der ersten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweiten: — und solche Waaren nicht selten aus der zweiten um so viel wohlfeiler." Cabale und Liebe I, 5. Präsident (zu Wurm in Betreff Louisens): „Dummer Teufel! was

verschlägt es denn ihm, ob er die Karolin frisch aus der Münze oder vom Banquier bekommt? Tröst' Er sich mit dem hiesigen Adel!"

E. G. ebenda. Marinelli: „Wollen Sie mir freie Hand lassen, Prinz?" Piccolomini II, 6. Illo (zu Wallenstein):

Sag', willst du völlig freie Hand mir lassen?

E. G. S. 129. Odoardo (über die Nachstellungen des Prinzen): „Hah! wenn ich mir einbilde — — Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichsten zu verwunden bin." Don Carlos I, 6. König:

Was der König hat,
Gehört dem Glück — Elisabeth dem Philipp.
Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.

Vgl. Briefwechsel mit Körner I S. 167: „Aber auch der geschmeidige Bertuch ist an dieser einzigen Stelle sterblich und fühlt etwas höchst seltenes — Leidenschaft."

E. G. S. 134. Appiani (als er erfahren hat, dass seine Braut in der Messe gewesen ist): „So recht, meine Emilia! Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben." Cabale und Liebe I, 2. Frau: „Sie ist eben in die Mess, meine Tochter. Wurm. Das freut mich, freut mich. Ich werd einmal eine fromme christliche Frau an ihr haben."

E. G. S. 139. Appiani: „Dass ich mit Ihnen darüber stritte!" Wallensteins Lager, 6. Sc. Erster Jäger:

Die Freiheit macht ihn. Mit euren Fratzen!
Dass ich mit euch soll darüber schwatzen.

E. G. ebenda. Marinelli: „Himmel und Hölle! — Wir werden uns sprechen." Räuber IV, 3. Moor: „Himmel und Hölle! nicht du, Vater!

E. G. ebenda. Appiani (zu Marinelli): „Gutherziges Ding!" Fiesco II, 2. Julia (zu Leonore): „Gutes Thierchen!"

E. G. ebenda. Marinelli: „Tod und Verdammniss! — Graf, ich fodere Genugthuung." Räuber IV, 2. Franz: „Er ists! truz seiner Larve! — Er ists — Tod und Verdammniss!" Cabale und Liebe V, 7. Ferdinand: „Tod und Verdammniss! das wusste sie und hat mich dennoch verrathen!"

E. G. S. 142. Prinz: „Nun wissen Sie, was Sie wissen wollen; und können gehn! Marinelli: Und können gehn! — Ja, ja, das ist das Ende vom Liede!" Fiesco III, 5. Fiesco: „Geh ins Vorzimmer, bis ich läute. Mohr (im Abgehen): Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen."

E. G. S. 145: „Die Furcht, wie es scheinet, beflügelt ihre Füsse." Bürgschaft:

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuss.

E. G. S. 150. Marinelli: „Des sterbenden Grafen? Grafen Appiani? — Sie hören, gnädige Frau, was mir in Ihrer seltsamen Rede am meisten auffällt.“ Don Carlos I, 2. Marquis:

Ihr krankes,
Ihr krankes Herz? Und was ist wieder gut?
Was ist's, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich stutzen macht.

E. G. S. 151. Claudia (zu Marinelli): „Warum soll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Gesicht speien! Dich, Dich Kuppler!“ Die Räuber. Trauerspiel (Goedekes kritische Ausgabe II S. 217). Amalie (zu Franz): „Ich mache mir Luft, wenn ich meinen Schmerz in dein Angesicht geifern kann, Giftmischer!“ — (An dieser Stelle ist die Nachahmung Lessings schon früher bemerkt worden. In der Litteratur- und Theaterzeitung 1782 Nr. 47 S. 740 stand in einem Referat aus Leipzig über die Aufführung der Räuber (Boas, Schillers Jugendjahre II S. 85): „Lessing lässt eine Mutter im Sturme der Leidenschaft sagen: „Könnte ich dir alle meine Galle ins Gesicht speien“; der Verfasser der Räuber hat das speien in geifern verwandelt und legt die Redensart einem jungen adelichen Frauenzimmer in den Mund: das heiss ich verbessern.“)

E. G. S. 153. Marinelli (von Appiani): „Dass er noch lebte! O dass er noch lebte! Alles, alles in der Welt wollte ich darum geben —“ Don Carlos V, 9. König (von Posa):

Dass er noch lebte!
Ich gäb' ein Indien dafür.

E. G. S. 156. Marinelli: „Ah mein Prinz, so bald Sie wieder Sie sind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige!“ Don Carlos I, 7. Marquis:

Jetzt endlich hör' ich meinen Carlos wieder,
Jetzt sind Sie wieder ganz Sie selbst.

E. G. S. 157: „Er wenigstens ist die Gräfin Orsina hier nicht vermuthend.“ Don Carlos V, 10: Grossinquisitor:

Steh'
Ich vor dem König?

König.

Ja.

Grossinquisitor.

Ich war mir's nicht mehr
Vermuthend.

Ueber diese Redeweise s. Düntzers Erläuterungen zu

Emilia Galotti S. 63 und Goedekes Wörterbuch zu der kritischen Schiller-Ausgabe V S. CLXIV.

E. G. ebenda. Orsina: „Wie er da steht, der Herr Marchese! Was er für Augen macht!“ Cabale und Liebe V, 3. Ferdinand (vom Hofmarschall Kalb): „Wie er da steht, der Schmerzenssohn! — Da steht, dem sechsten Schöpfungstag zum Schimpfe!“

E. G. ebenda. „Wundert sich das Gehirnchen?“ Räuber I, 2. Spiegelberg (zu Moor): „Dein Gehirnchen soll sich im Schädel umdrehen, wenn mein kreisender Witz in die Wochen kommt.“

E. G. S. 159. Orsina: „Ein Zufall? — Glauben Sie mir, Marinelli: Das Wort Zufall ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall.“ Wallensteins Tod II, 3. Illo:

Das war ein Zufall.

Wallenstein.

Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.

E. G. S. 160. Orsina (des Prinzen Worte wiederholend): „»Ich bin beschäftiget. Ich bin nicht allein.« Ist das die Entschuldigung ganz, die ich werth bin? Wen weiset man damit nicht ab? Jeden Ueberlästigen, jeden Bettler.“ Don Carlos II, 7. Eboli:

Wiederum der Herzog?
Was will der hier? Was hat der tapfre Mann
Mit meiner stillen Seligkeit zu schaffen?
Den könnt' er stehen lassen, weiter schicken.
Wen auf der Welt kann man das nicht?

E. G. S. 161. Orsina: „Küssen möcht' ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat!“ Don Carlos IV, 10. König:

Das nimmt die Teufel Wunder,
Die mich verleitet haben?

E. G. S. 163. Marinelli (indem er Odoardo erblickt, für sich): „Nun vollends! der Alte!“ Cabale und Liebe II, 6. Frau: „Hilf Herr und Heiland! — Jetzt bricht auch der Alte los.“

E. G. ebenda. Odoardo: „Vergeben Sie, mein Herr, einem Vater, der in der äussersten Bestürzung ist, — dass er so unangemeldet hereintritt.“ Fiesco II, 2. Bourgognino: „Graf, Sie verzeihen unserm Zorn, dass wir unangemeldet hereintreten.“

E. G. S. 165: „Sie wird nun erst recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne!“ Räuber IV, 5:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.

E. G. S. 166. Odoardo (zu Orsina): „Liebes Kind, wer wieder sagt, dass Du eine Närrinn bist, der hat es mit mir zu thun.“ Piccolomini IV, 7. Illo (zu Octavio):

> Ich bin Dein bester Freund, und, dass ihr's wisst!
> Wer mir ihn eine falsche Katze schilt,
> Der hat's mit mir zu thun.

E. G. ebenda. Orsina (zu Odoardo): „Ihnen wird sie nicht fehlen, diese Gelegenheit: und Sie werden sie ergreifen, die erste, die beste, — wenn Sie ein Mann sind. — Ich, ich bin nur ein Weib.“ Wilhelm Tell IV, 3. Armgart:

> O, ich bin nur ein Weib. Wär' ich ein Mann,
> Ich wüsste wohl was Besseres, als hier
> Im Staub zu liegen.

E. G. S. 170. Odoardo: „Und wann er dennoch den wollüstigen Arm nach ihr ausstreckt: so höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle, und erwache!“ Verbrecher aus verlorner Ehre (hrsg. v. Goedeke IV S. 77): „Aber auf einmal donnerts in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: »Was hat ein Mörder zu wagen?« “

E. G. S. 174. Prinz: „Ja so, das verändert die Sache, lieber Galotti. Nicht wahr? Sie sehen selbst. — Odoardo. O ja, ich sehe — Ich sehe, was ich sehe. — Gott! Gott!“ Don Carlos II, 8. Carlos:

> Ja so — so war's — Nun merk' ich — — O mein Gott!

E. G. S. 176. Odoardo: „Nein! — (gegen den Himmel). Wer sie unschuldig in diesen Abgrund gestürzt hat, der ziehe sie wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Fort! (Er will gehen und sieht Emilien kommen.) Zu spät! Ah! er will meine Hand; er will sie!“ Wallensteins Tod V, 6. Gordon (zu Buttler):

> Er soll nicht sterben. Nicht durch euch! Der Himmel
> Will euren Arm nicht. Seht, er ist verwundet.
>
> Buttler.
>
> Nicht meines Armes braucht's.

E. G. S. 177. Emilia: „So ist sie wahr die ganze schreckliche Geschichte, die ich in dem nassen und wilden Auge meiner Mutter las?“ Don Carlos IV, 15. Eboli:

> So ist sie wahr, die ausserordentliche Zeitung,
> Die schon den ganzen Hof erfüllt?

E. G. S. 178. Emilia: „Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben.“ Maria Stuart IV, 4. Mortimer (von Leicester):

So rette dich! Verschlossen bleibt mein Mund,
Ich will dich nicht in mein Verderben flechten.
Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund,
Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten.

E. G. S. 179. Prinz: „Grausamer Vater, was haben Sie gethan!" Wallensteins Tod III, 17. Herzogin:

O Albrecht! Was hast du gethan!

Wallenstein.

Nun das noch!

Vgl. jedoch 1. Mos. 4, 10: „Er aber sprach: Was hast du gethan? Die Stimme deines Bruders Bluts schreiet zu mir von der Erde."

E. G. S. 180. Odoardo (nach einer Pause): „Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus soll? Sie erwarten vielleicht, dass ich den Stahl wider mich selbst kehren werde, um meine That wie eine schale Tragödie zu beschliessen? — Sie irren sich. Hier! (Indem er ihm den Dolch vor die Füsse wirft.) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniss." Don Carlos V, 4. Carlos (wendet sich zum Könige mit mehr Fassung und Gelassenheit):

Vielleicht
Erwarten Sie, wie diese unnatürliche Geschichte
Sich enden wird? — Hier ist mein Schwert. Sie sind
Mein König wieder. Denken Sie, dass ich
Vor Ihrer Rache zittre? Morden Sie
Mich auch, wie Sie den edelsten gemordet.
Mein Leben ist verwirkt. Ich weiss. Was ist
Mir jetzt das Leben?

Soviel aus Emilia Galotti. Die andern Nachahmungen sind weit spärlicher.

Zuerst aus dem Philotas, ebenda S. 96. Parmenio: „Wozu hat man die Knochen anders, als dass sich die feindlichen Eisen darauf schartig hauen sollen?" Fiesco V, 4. Teutscher: „Fort! Fort! Fort! indess unsre teutsche Knochen Scharten in ihre Klingen schlagen."

Ebenda S. 108. Philotas: „Lebe wohl, Strato! Dort, wo alle tugendhafte Freunde, und alle tapfere Glieder Eines seligen Staates sind, im Elysium sehn wir uns wieder!" Räuber II, 2:

Hektor fällt, ein Vaterlands-Erretter,
Und wir sehn uns wieder in Elysium.

Die Sprache der „Miss Sara Sampson" scheint Schiller ganz fremd geblieben zu sein. Und auch aus Nathan finde ich verhältnissmässig nur weniges bei ihm nachgeahmt.

So S. 245. Tempelherr (von Saladin):

Ja;
Dem allerdings ist so. Das Leben, das
Ich leb', ist sein Geschenk.

Piccolomini III, 8. Thekla (von Max):

Sein Geschenk allein
Ist dieses neue Leben, das ich lebe.

Nathan S. 265. Saladin:

Das feine, spitze Ding, besorg' ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht.

Don Carlos IV, 4. Carlos (zum König):

Dies feine Saitenspiel zerbrach in Ihrer
Metallnen Hand. Sie konnten nichts, als ihn ermorden.

Nathan S. 270. Saladin:

Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.

Ebenda S. 339. Tempelherr:

Von deiner Liebe sagt das nicht!
Denn die lässt sich nichts unterschlagen; nichts.

Don Carlos I, 4. Königin:

Bleibt
Mir eine Wahl? Die Neugier der Prinzessin
Lässt sich nichts unterschlagen. Nur zur Sache!
Auch ich bin eine Freundin von Geschichten.

Nathan S. 323. Nathan:

Wo sind die Boten?

Daja.

Vorn.

Nathan.

Ich will sie doch
Aus Vorsicht selber sprechen. Komm!

Wallensteins Tod I, 7. Wallenstein:

Bring mir den Wrangel in mein Kabinet,
Die Boten will ich selber sprechen.

Den Stil des Lessingschen Lustspiels hat Schiller, so viel ich weiss, nirgends nachgeahmt.

Scritti inediti di Francesco Petrarca

pubblicati ed illustrati
da
Attilio Hortis.

Trieste, tipografia del Lloyd austro-ungarico 1874. XVI, 372 S. gr. 8. (editore l'autore).

Auch ohne die übrigen Schriften noch zu kennen, welche die grosse diesjährige Erinnerungsfeier für Petrarca veranlasst haben mag, darf man wol mit Sicherheit aussprechen, dass die Publication des Herrn Hortis unter denselben eine hervorragende Stelle einnehmen und behaupten wird. Die zum ersten Mal in dem stattlichen Bande gedruckten Schriften Petrarcas sind zwar nicht eben zahlreich noch von bedeutendem Umfange, nehmen sie doch kaum den fünften Theil derselben ein; auch sind sie, wie zu erwarten war, werthvoll fast ausschliesslich um der Person willen, von der sie ausgegangen. Aber sie erscheinen hier so trefflich eingeleitet, so richtig gewürdigt, so sorgsam erörtert, dass eine ansprechendere Festgabe, ein volleres Zeugniss liebevoller, das verständige Urtheil jedoch nicht gefangen gebender Beschäftigung mit dem ruhmreichen Humanisten kaum denkbar ist. Das erste Stück der kleinen Sammlung ist die lateinische Rede, mit welcher Petrarca am 8. April 1341 auf dem römischen Capitol von dem Senator Orso dell' Anguillara vor versammeltem Volk sich den Dichterlorbeer erbat, eine Rede voll philologischer Gelehrsamkeit, welche ausgehend von den Virgilschen Worten: „Sed me Parnasi deserta per ardua dulcis Raptat amor" von der Schwierigkeit des Dichterberufes überhaupt, besonders aber den Hindernissen handelt, die des Redners persönliches Los und die Ungunst der Zeit ihm bei der Aus-

übung desselben in den Weg gelegt haben, sodann darlegt, wie der Gedanke an des Vaterlandes Ehre, der an den eignen Ruhm und die Hoffnung, sein vorgehen möge andern zu förderndem Antrieb werden, ihn zu der Bewerbung bestimmt haben, und mit einer Auseinandersetzung über das Wesen der Dichtkunst und die Bedeutung des Lorbeers als Schmuck des Kaisers und des Dichters schliesst. Eine Magliabechische Hds. des 15. Jahrhunderts ist hier augenscheinlich sorgfältig, insofern vielleicht nur zu treu wiedergegeben, als weder die Gliederung des oratorischen Kunstwerks durch den Druck angedeutet, noch auch durch angemessene Interpunction oder Berichtigung der irreführenden der Handschrift dem Leser das Verständniss einigermassen erleichtert ist; bei der Sorgfalt der ganzen Publication ist es überraschend die zahlreichen Citate aus der römischen Litteratur nicht nachgewiesen zu finden.

Zwei Abhandlungen, von denen die eine Petrarcas Beziehungen zu verschiedenen Gliedern des Viscontischen Hauses, namentlich zu dem Erzbischof Giovanni, die andere Petrarcas öffentliche Kundgebungen bezüglich des Krieges zwischen Genua und Venedig zum Gegenstande hat, führen das zweite Ineditum trefflich ein und sind zugleich schätzenswerthe Beiträge zur Biographie des Publicisten. Dieses zweite Ineditum ist die schon länger in einer Wiener Hds. nachgewiesene, aber nicht näher bekannt gewordene kurze lateinische Rede, mit welcher Petrarca 1353 im Auftrage jenes Erzbischofs Giovanni Visconti bei der venezianischen Regierung die Gesandtschaft einführte, welche für das niedergeworfene, durch schwere Niederlage in die Arme des mächtigen Herrn von Mailand getriebene Genua Frieden zu erwirken versuchen sollte, aber nicht vermochte. Auch hier ist zu bedauern, dass der Herausgeber nicht mehr für Herstellung eines verständlichen Textes gethan hat: nicht nur ist wiederum die Interpunction völlig unzulänglich, sondern es sind ausserdem zahlreiche Fehler der Hds. stehen geblieben, einige auch wie es scheint beim lesen derselben gemacht worden; um nur weniges anzuführen, S. 331 Z. 6. ist vobis nach dampnosam einzuschalten, ebenda das sinnlose peccantium

mit precantium zu vertauschen; 332, 4 ist in nondum anni te'mpore *alias spacio* elapso doch gewiss nicht der Wortlaut der Rede zu sehen; fünf Zeilen weiter gibt nicht vestem an Stelle des handschriftlichen vesti einen annehmbaren Sinn, wol aber vestigia; 333, 2 ist vos statt nos zu lesen; 333, 19 promcius d. h. promptius statt pronicius.

Die vierte Abhandlung stellt, die zweite fortsetzend, Petrarcas Verhältniss zu Galeazzo Visconti und seine Thätigkeit für denselben dar, von welcher im dritten und im vierten Ineditum Proben vorliegen. Jenes ist die italienische Uebersetzung der zweifellos von dem Redner lateinisch gehaltenen „arringa", mit welcher Petrarca nach des Erzbischofs Tode des tugendreichen Fürsten Hingang beklagt, zugleich aber auf seine drei Neffen und Nachfolger in der Herrschaft als besten Trost in der Bevölkerung gerechtem Schmerze hinweist. Dieses ist der lateinische Urtext der übermässig mit Schulweisheit gespickten Rede, mit welcher Galeazzo, nach langem werben in Besitz des lange Zeit für die Visconti verlorenen Novara gelangt, durch seines Redners Mund sich bei der Bevölkerung als neuer Herr einführt, das Gedächtniss derjenigen Vorfahren erneuernd, deren Herrschaft von dem Nachkommen und neuen Gebieter gutes hoffen zu lassen geeignet schien, Milde und Schonung, ja völliges vergessen des geschehenen den immer treugesinnten, nur vorübergehend missleiteten oder gewaltsam ferngehaltenen verheissend. S. 336 Z. 24 statt et furon lies è fuori; 342, 19 meo ore statt modo ore; 343, 7 ingentes statt ingens; 344, 25 plus quam statt plusque; 349, 8 talem statt tamen; 351, 8 propius statt proprius; 353, 11 nihil quod statt nihilque; 354, 4 adventu statt adventum; 354, 12 edictum illud statt editum fuit illud; 354, 15 obstupuisse statt contempnisse; 354, 17 omne statt omnis; 355, 1 ut statt nec; 355, 10 adscripserunt statt absterpserunt; 356, 15 ad rectum statt adiectum und dgl. Weniger reich an Ergebnissen eigener Forschung verbreitet sich die fünfte Abhandlung über die Verhältnisse, welche Petrarcas Gesandtschaftsreise nach Paris veranlassten (die Note auf S. 197, wo „Riccardo"

Wace als Zeitgenosse angeführt wird, bedarf mehrfacher Aenderung).

Die sechste Abhandlung ist eine sehr dankenswerthe Zugabe zu der litterarhistorisch bedeutsamen Publication der von Petrarca selbst verfassten „Epytomata" zu seinen Eklogen. Der versteckte Sinn der nur für den Kenner desselben geniessbaren bukolischen Dichtungen wird hier authentisch, leider jedoch freilich bloss im allgemeinen angegeben; für die Einzelheiten, die Lösung der nur zu zahlreichen Nebenräthsel, die der Dichter darin der Mit- und der Nachwelt vorgelegt hat, bleibt man nach wie vor auf den (sehr mangelhaft gedruckten) Commentar des Benvenuto Rambaldi von Imola und auf den ungedruckten des Donato Albanzani aus Pratovecchio angewiesen, wozu noch die bisweilen von diesem abweichende Redaction eines Anonymus kommt, die wie der Text des Donato sich in einer laurenzianischen Hds. findet; aber auch diese Hilfsmittel reichen bei weitem nicht aus, um volles Verständniss zu gewähren, und der Forschung der Gegenwart bleibt mühevoller Arbeit immer noch genug, vielleicht mehr als sie je wird leisten können. Des Verfassers Abhandlung zeigt, die Eklogen der Reihe nach durchgehend, wie werthvoll die Angaben der zeitgenössischen und dem Dichter befreundeten Erklärer sind, wie gross die Gefahr völligen irregehens für moderne Commentatoren, welche die Angaben der Vorgänger nicht kennen oder unberücksichtigt lassen.

Der letzte unter den ansprechenden Beiträgen des Herrn Hortis zur Biographie Petrarcas stellt zusammen, was glaubwürdiges über des Humanisten verhalten zur Kirche und zum Christenthum überliefert und durch seine Werke bezeugt ist: eine durchaus würdige Haltung gegenüber den Personen, die ihn mit geistlichen Würden und Pfründen bedenken konnten, wird ebenso sicher gestellt wie eine klare Erkenntniss und ein im Laufe der Zeit immer entschiedener werdendes ablehnen dessen, was von dem Gehalte der römischen Litteratur dem strenggläubigen katholischen Christen fremd bleiben muss, und gewissenhafte Verrichtung der vom Geistlichen geforderten religiösen Handlungen. Auch hier em-

pfangen wir weit mehr als bloss eine Einleitung zu den letzten der mitgetheilten Inedita, die aus verschiedenen zum eignen Gebrauche aufgesetzten Gebeten, namentlich zur Abwendung von Gefahr durch Unwetter, bestehen (S. 368, 9 lies nimborum statt membrorum; 368, 20 pluvies . . desiliat statt pluviam . . desileat; 371, 12 surgentis statt surgentes).

Richisau im Klönthal, August 1874.

Adolf Tobler.

Deutsche Handschriften im Britischen Museum.

Ueber deutsche Handschriften in englischen Bibliotheken, mit Ausnahme der Heliandhandschrift, des bekannten Codex Cottonianus, ist bisher verhältnissmässig wenig bekannt geworden. Um so mehr darf ein Buch wie das in der Fussnote bezeichnete*, in welchem uns Nachrichten über einige deutsche Handschriften des Britischen Museums gegeben werden, Anspruch auf Beachtung erheben. Verhehlen wollen wir zwar nicht, dass es uns erspriesslicher erschienen wäre, wenn der Herausgeber die Gunst des Schicksals, welche ihn nach London führte, dahin ausgebeutet hätte, uns ein wenn auch summarisches Verzeichniss der sämmtlichen im Britischen Museum verwahrten deutschen Handschriften zu bieten, anstatt uns von einigen derselben, wie sie der Zufall oder ein individuelles Interesse ihm in die Hände spielte, Nachricht zu geben. Indessen soll uns das bessere nicht der Feind des guten werden.

Fünf Handschriften sind es, über welche uns genauere Nachricht wird, und unter diesen ist es namentlich eine, welcher der Verfasser der genannten Schrift sein besonderes Interesse zuwendet. Mit Recht, denn das Gedicht von Karl dem Grossen und den schottischen Heiligen verdient genauer bekannt zu werden. Genauer, sagen wir, denn ganz unbekannt war es auch bisher nicht: sowol von der Londoner als von der Karlsburger Handschrift hatten wir, wie auch Herr Baechtold bemerkt, bereits Kenntniss durch Pertz, Massmann und Uhland, und der letztgenannnte hatte bereits darauf hingewiesen, wie das Gedicht besonders deshalb

---

* Deutsche Handschriften aus dem Britischen Museum. In Auszügen herausgegeben von Dr. Jacob Baechtold. Schaffhausen, Verlag von C. Baader. 1873. 8. 172 S.

beachtenswerth sei, „dass es Karln auch in deutscher Sage als Glaubenshelden hinstellt, wie dies auch bei der Kaiserchronik der Fall ist". Majláth hatte von dem Karlsburger Codex Abschrift genommen und eine Herausgabe vorbereitet; dieselbe unterblieb und Majláths Manuscript befindet sich jetzt auf der fürstlichen Bibliothek in Donaueschingen.

Das Gedicht, welches übrigens nur Uebersetzung eines lateinischen Originals ist, beschäftigt sich mit den grossentheils fabelhaften Kriegszügen Karls des Grossen, unternommen zur Christianisierung heidnischer Länder, und schliesst daran eine Verherrlichung der Missionsthätigkeit der irischen Mönche, welche das Mittelalter consequent Schotten nennt. Ganz besonders ist es die Stiftung von Weih-St. Peter in Regensburg, weiter auch seiner Colonie St. Jacob in Würzburg, welche in den Mittelpunct des Werkes gestellt wird; von Regensburg und seiner weiteren Umgebung, von Salza und Inn, von Oettingen, Freising, Altomünster u. s. w. ist überwiegend die Rede, im Kreise der Regensburger Schottenmönche wird, wenn nicht auch das lateinische Original, jedenfalls wol das deutsche Gedicht — welches mit Herrn Baechtold noch dem 13. Jahrhundert zuzuschreiben wir übrigens keinerlei Grund sehen — entstanden sein.

Der Herausgeber hat seinen umfänglichen Auszügen — das ganze Gedicht umfasst gegen 10,000 Verse — sehr fleissige und eingehende Untersuchungen beigefügt über die historische Grundlage, das lateinische Original, die deutsche Uebersetzung und die spätere Legende. In einem aber mögen wir ihm vorläufig nicht beistimmen, darin nämlich, dass er das Gedicht einer vollständigen Ausgabe werth erachtet, obgleich er selbst es gelegentlich „unmässig breit, schwunglos, oft langweilig" nennt und „die Verse zum grössten Theil platt und reimarm" findet. In der That genügen die von Herrn Baechtold mitgetheilten Proben vollständig, um erkennen zu lassen, dass wir es mit einem selbst für die Verhältnisse des 14. Jahrhunderts ungewöhnlich schlechten Gedichte zu thun haben. Ganz abgesehen davon, dass anstandslos langer und kurzer Vocal im Reim gebraucht werden, — dergleichen findet sich als Ausnahme ja auch bei besseren Dichtern; aber Reime wie

widertreibest: weisest (6, 20), seinen: freien (5, 10), stralen: Karlen (S. 13) überschreiten denn doch das Mass des erträglichen, und damit auch die bare Albernheit nicht fehle, müssen wir Verse lesen wie dieser: Die kunigin wolt auch kurtzweil haben, Und gebar einen knaben (S. 22). Wir meinen, so lange noch Werke wie Rudolfs von Ems Alexander, das Väterbuch, die Gedichte Heinrichs des Teichners und so manches andere ungedruckt sind, wäre es thöricht, an Reimereien wie die von Karl dem Grossen und den schottischen Heiligen Kraft und Zeit zu verschwenden; vielmehr halten wir es für ein Verdienst des vorliegenden Büchleins, dass nunmehr dem Gedichte endgiltig sein Recht geschehen ist. Höchstens möchte noch die Lexikographie aus demselben Gewinn ziehen können, wie denn wirklich in den mitgetheilten Proben (5, 26) ein bis dahin nicht verzeichnetes läutgemayn sich findet.

Im zweiten Abschnitt gibt Herr Baechtold Nachrichten von einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, einer Sammlung von Gedichten des 13. bis 15. Jahrhunderts, darunter Sprüche Heinrich des Teichners, Fabeln vom Stricker, kleinere Erzählungen und Schwänke von grösstentheils ungenannten Dichtern und ähnliches, einiges fälschlich Freidank zugeschrieben. Der Herausgeber hat ein Gedicht von Oswald von Wolkenstein und eine der sogenannten Rumpfübersetzungen des deutschen Cato in extenso mitgetheilt, von den andern Stücken die Anfänge, und überall, wo es sich um bereits anderswo gedrucktes handelte, die nöthigen litterarischen Nachweise, die von guter Belesenheit zeugen, hinzugefügt. Ob die ersten sechs Stücke wirklich von Heinrich von Mügeln sind? Herr Baechtold schreibt „vielleicht“. Indessen pflegt doch auch Heinrich von Mügeln so schlechte Reime wie an: kan: trôn nicht zu gebrauchen.

Von geringerer Bedeutung und auch vom Herausgeber sehr kurz behandelt sind die folgenden drei Handschriften, von denen die eine Hermanns von Sachsenheim Mörin und den goldenen Tempel, den Cato und kleinere Gedichte des 15. Jahrhunderts, die andere eine poetische Darstellung des Abschnittes „Von den edeln Steinen“ aus Konrads von

Megenberg „Buch der Natur“, die letzte endlich ein Schachzabelbuch enthält. Dass mit dem Auszuge des Gedichts von den Edelsteinen nichts neues geboten wird, da ein ähnliches Gedicht schon 1811 in v. d. Hagens und Büschings „Museum“ gedruckt ist, hat Herr Baechtold selbst in einem Nachtrage bemerkt. Das Schachgedicht ist inzwischen aus der in Rede stehenden Londoner Handschrift von Sievers im 17. Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum herausgegeben.

Ueber die Kreise der Fachgelehrten können Bücher wie das besprochene, das liegt in der Natur der Sache, nicht hinausdringen. Darüber wird sich wol auch der Herausgeber nicht täuschen. Unter solchen Umständen aber hätten auch einige Partieen in seinen Nachweisen kürzer gefasst werden können, manches durfte ruhig als bekannt vorausgesetzt und demnach weggelassen werden. Wer sich mit der Arbeit des Verfassers eingehender zu beschäftigen Veranlassung findet, der wird, um ein Beispiel anzuführen, einer Belehrung über die Lebensverhältnisse Hermanns von Sachsenheim, namentlich wenn gleichzeitig noch Goedeke citiert wird, nicht weiter bedürfen.

Carl Schröder.

Miscellen.

1.

Glosse des Ablass 1521.

Besonderer Aufmerksamkeit hat sich in den letzten Jahrzehnten folgendes Schriftchen erfreut:

Gloße, Des Hochgelarten, yrleuchten,
Andechtigen, vñ Barmhertzigen,
A B L A S
Der tzu Hall in Sachsen,
mit wunn vñ freudē
außgeruffen.

Ohne Titeleinfassung. Signaturen von ii a (sic) bis b iii. Keine Custoden, kein Wasserzeichen. Letzte Seite leer. S. l. a. et impr. in 4. Zuerst hat August Wilhelm Manitius, dem es aus der Zwickauer Schulbibliothek vorlag, in seiner Schrift: Die Einführung der Reformation in Annaberg. Annaberg, 1840. S. 33 den Titel sehr ungenau und eine Inhaltsangabe, S. 86—89 aber das Ablassausschreiben, welches vom 9. September 1519 ist, nebst vier als Probe ausgewählten Glossen abdrucken lassen. Dasselbe Ausschreiben ist wiedergegeben in: D. Martin Luthers Newe Zeitung vom Rein 1542. Eine Flugschrift Luthers gegen das Heiligthum des Kardinals Albrecht. Wieder aufgefunden und herausgegeben von Dr. Gustav Schwetschke. Halle, 1841. S. 32 ff. und wird dort ins Jahr 1523 gesetzt. (Vgl. dazu de Wette, Luthers Briefe VI. S. 321. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1856. Nr. 7. Sp. 197 f. Serapeum 1859 S. 251. Mathesius Predigt VII. Ein Exemplar dieser Newen Zeitung besitzt auch die Kön. öffentliche Bibliothek in Dresden.) Zuletzt ist die Eingangs genannte Schrift in Wiederabdruck, den Lic. th. Ed. Böhmer aus einem Exemplare der v. Ponikauischen Bibliothek in Halle veranstaltete, unter dem Titel erschienen: Hallisches Trutz-Rom von 1521. Halle, 1862. gr. 8. Doch ist ihm das Jahr des Druckes 1521 immer nur noch Vermuthung.

Nun hat aber die Königliche öffentliche Bibliothek in Dresden ein Exemplar des Originaldrucks erworben, auf welches eine gleichzeitige Hand hart unter den Titel mit schwarzer Tinte die zwei Zeilen geschrieben hat:

Gedruckt zcu Wittenberg auff Mathej apli
Anno etc. 21

Matthaei apostoli 1521 ist Montag 21 September. Damit schwindet Zweifel und Vermuthung. Fraglich aber bleibt, ob der „arm Mann Lignatius oder Ignatius Stürll" nicht etwa erdichteter, verkleidender Name ist. (?)

Das Schriftchen ist nämlich ein litterarischer Feinds- und vorläufiger Absage- oder Fehdebrief, — „Datum auff vnserm Schloß Gesellenberg. Der virhuudert [!] geschlecht Ganerben." Blatt ii a. Veranlassung dazu gab das verfahren des Probstes und Domcapitels zu Halle gegen einen Priester, den dasselbe, weil er verheirathet war, hatte gefangen setzen lassen. Da Sonntag und Montag nach Mariae Geburt, 15. und 16. September 1521, der Ablass in Halle in Abwesenheit des Erzbischofs Albrecht wieder gefeiert werden sollte, so benutzte der Bruder des gefangenen Priesters, der sich Blatt a^verso^ und bi Lignatius (der Holzer? Dreinschlager mit Knütteln?) Stürll (to stir, Störl, störlen?), Blatt (b iiii) aber Ignatius nennt, diese Gelegenheit, um dem Domcapitel die Verwerflichkeit des ganzen Ablasswesens in ätzendster Weise vorzuhalten und zu fordern, dass durch den Probst der eingekerkerte wieder „zu Licht gestellt" werde. Er schliesst: „Aber so Eure Würden das nicht möchten oder wollten thun, verschaffet, daß eure tapferen, scheinlichen und gnugsamen Ursachen zu Rechte, die auch fürstlich und löblich seien, angezeigt werden, warum E. W. den Priester nicht kann oder will ans Licht geben. Darnach schicket mir solche Entschuldung gen Naumburg am Tag Martini in die große Herberge bei dem Kirchhofe. [So wol spöttisch.] Werdet ihr mein Ansinnen verachten, so will ich ein Spiel anfahen, daß euch Halle zu enge wird. Ich will wissen kurz, ob mein Bruder bei Leben oder im Tod ist, und verstehen, daß mit ihm pröbstlich und redlich gehandelt. Werde ich das nicht von euch erlangen, sollt ihr mir nicht verargen, so ich werde schreiben, daß ihr den frommen Herrn unredlich, wider göttlich und menschlich Recht ermordet habt. Ich will auch nach obgemeldtem Tag nach den Pfaffen trachten, die sich mit Weibern verwirren und treten doch nicht in ehelichen Stand. Nach Martini werdet ihr besser Spiel hören. Das helf uns Gott. Amen."

Schon im März 1521 erliess Karlstadt wegen dieses Ablasses ein Schriftchen ad Presbyteros Hallenses (Jägers Carlstadt S. 172. 235) und es kostete grosse Mühe, Luthern, der auf der Wartburg sass, zu vermögen, dass er seinen Angriff auf Albrecht von Mainz zurücknahm (de Wette IX. 59. 90. 94. 109 f. 112 ff. 132. Jen. I. 585 ersten Drucks. Corpus Ref. I. 463. 477. 492. 515.) — Erschienen war: Vortzeichnuß vnd zceigung des hochlobwirdigen heiligthumbs der Stifftskirchen der heiligen Sankt Moritz vnd Marien Magdalenen zu Halle. Halle 1520. 122 Quartblatt. Mit vielen schönen, Dürer zugeschriebenen Holzschnitten. In Nr. 11 des Organs für christliche Kunst 1871 ist S. 130 abgedruckt: Von den Hällischen

Heiligthümern, welche der Erzbischof Albertus 1543 nach Mayntz gebracht etc.

Dieser Priester (Stürll?) aus der Grafschaft Mansfeld ist es, von dessen Haft Spalatin, ohne seinen Namen zu nennen, Erwähnung thut (bei Mencke II. 607 f. K. Krumhaar, die Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter. Eisleben, 1855. S. 66.). Er kam los, musste aber zuvor seine, wol erst im Sommer dieses Jahres geschlossene Ehe abschwören, was er dann bereute (de Wette II. 132. Vgl. meine Erläuterungen zur Reformationsgeschichte S. 13.)

Die Glosse C, Blatt b i[verso]: „Eure versiegelte (Ablaß-) Briefe verkaufet den Spinnern zum Rocken, sind sie anders solcher Ehren würdig." — gemahnt an die noch heute gebräuchliche Sitte, das Werg am Rocken in starkes, oft kunstreich bemaltes Papier, selbst Pergament früher, die sogenannten Rockenbriefe, einzuwickeln.

J. K. Seidemann.

2.

Ermanung an die Kaiserliche Majestät 1546.

Ein ermanung an die | Keyserliche Maiestat, des Euan-|geliums halben, in seynen | Erblendern. | Darinnen auch ein trewe war-|nung an vns Teutschen. | Durch einen Wolweysen Kriegß-| erfarnen Herrn schön beschrieben. | Anno, M. D. XLVI. (8 Blätter in 4. Anfang: „Herr Got erkenner aller Hertzen.")

Vorstehendes ist der Titel eines Gedichtes aus dem Schmalkaldischen Kriege, das in Strobels Beyträgen Bd. 1. 1784. S. 198 f. Karl Hagens Zur politischen Geschichte Deutschlands. Stuttg. 1842. S. 281—283 und in Goedekes Grundriss Bd. 1. 2. Ausg. S. 267 angeführt wird und von dem die Dresdner Bibliothek drei verschiedene Ausgaben besitzt. Auf das Titelblatt der durch die angegebene Zeilenabtheilung des Titels bezeichneten Ausgabe hat eine gleichzeitige Hand geschrieben:

Man ſagt Wie das Büchle Kay May: ſey fürkumen hab ir May das zue ir genomen in Bußen geſchoben vnd offt mals ir das ſelbig laßen leßen haec mihi ſunt relata in domo d Joa: Geror à Leonrod ſub Caena 26 octobris Anno 50

3.

Zu Goldsmiths

Vicar of Wakefield.

Ich weiss nicht, ob man schon darauf aufmerksam gemacht hat, dass in der trefflichen Ballade in diesem Roman die Strophe:

Then, pilgrim, turn, thy cares forego!
All earth-borne cares are wrong;
Man wants but little here below
Nor wants that little long

eine Nachahmung sind von der Stelle in Youngs Nachtgedanken, 4. Nacht:

Man wants but little, nor that little long.

Robert Boxberger.

4.

Das kurze Schwert.

Zu Lessings Philotas, Sc. 8.

In seinen Collectaneen sagt Lessing unter dem Wort „Philotas“ folgendes: „Von meiner kleinen Tragödie dieses Namens. Der Zug wegen des kurzen Schwerdts ist nicht sowohl aus dem Lohenstein (im Arminius) als aus dem Plutarch: Lacaena dicenti filio, parvum gladium sibi esse, adde, inquit, gradum. — So ein junger Held wie Philotas war Archidamus, der Sohn des Zeuxidamus, welchem sein Vater, als er ihn zu wild auf die Athenienser einbrechen sahe, zurief: *ἢ τῃ δυναμει προσθες, ἢ του φρονηματος ὑφες*: entweder mehr Kräfte, oder weniger Muth. Plutarchus in Laconicis. — Desgleichen der junge Lacedämonier, von dem Seneca in seinen Briefen meldet: Lacon quidam adhuc impubes captus clamabat: pugnans quidem captus sum, servire tamen nolo. Verum cum paullo post juberetur servili fungi ministerio, illisum parieti caput rupit (Ep. 77.)“ Die Stelle des Philotas, auf die Lessing sich gleich zuerst bezieht, lautet: „Ein Wenig zu kurz scheint es mir bei alle dem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind ersetzt, was ihm an Eisen abgeht.“ Nun könnte man allerdings, wenn nicht Lessings eigenes Zeugniss dagegen spräche, auf den Gedanken kommen, es habe ihm dabei ein Zug aus Lohensteins Arminius vorgeschwebt; denn dass er diesen gekannt hat, beweist sein Citat in dem Wörterbuche zum Logau s. v. Kürmeln, welches sich in der Gebauerschen Ausgabe, Leipzig 1731, an der von Lessing citierten Stelle findet. Diejenige Stelle nun, die hier in Betracht kommen würde, findet sich ebenda I S. 43 und lautet: „Alleine einem Hertzhafften ist kein Degen zu kurtz, und ein halber lang genug; denn ein Schritt gegen seinem Feinde und ein unverzagtes Hertz ersetzet, was einem an Eisen abgehet.“ Aber auch bei orientalischen Dichtern findet sich diese Redeweise. Man vergleiche in Rückerts Hamâsa I S. 22 die beiden Strophen des Kaab Ben Malek und seines Enkels:

Dem Schwert, das kurz ist, setzen unsern Schritt wir zu,
Vordringend, und es reicht nun, wo's nicht reichte;

und:

Und wenn die Schwerter kurz sind, so macht sie, um damit
Die Feinde zu erlangen, vollständig unser Schritt.

Ferner ebd. S. 269 die Strophe des Kabîssa Ben Dschâber.

Robert Boxberger.

5.

Zu Goethes Gedicht:

Vanitas! vanitatum vanitas!

Der Grundgedanke dieses Gedichtes findet sich in ähnlichen Abstufungen schon ausgesprochen in dem Spruche des Bhartrihari III, 5, welcher in v. Bohlens Uebersetzung S. 115 so lautet:

Der Schatzgräber.

Hab' sorgenvoll das Feld gepflügt,
Durchwühlt der Berge Schacht,
Ich hab' mich auf den Ocean
Und an den Hof gewagt,
Ich habe mit dem Zauberspruch
Auf manchem Grab' gewacht,
Und hab' es dennoch überall
Zu keinem Deut gebracht.
Zufriedenheit ist nun mein Schatz;
Begierde, gute Nacht!

Durch die von ihm selbst erfundene Ueberschrift scheint v. Bohlen auf die gleichnamige Goethesche Ballade hindeuten zu wollen, und allerdings gibt auch diese Parallele Stoff zum nachdenken.

Robert Boxberger.

6.

Zu Schillers Gedicht:

„Poesie des Lebens".

Viehoff sagt in der Erläuterung der „Macht des Gesanges" (Schillers Gedichte erläutert, 4. Aufl. III, S. 89 f.): „Dies Gedicht, welches den Musenalmanach für 1796 eröffnet, gehört zu den ersten Stücken, womit Schiller 1795 auf das Feld des Poesie zu-

rückkehrte. Es folgte vermuthlich zunächst auf das nachweislich erste, Poesie des Lebens, hinter dem ich es daher in den früheren Auflagen dieses Commentars eingereiht habe. Nach der Angabe von Schillers Kalender schickte er am 7. August den ersten Theil des Manuscripts zum Musenalmanach an Humboldt. Der Anfang des Gedichts stammt jedoch aus dem Jahr 1788 und war ursprünglich zur Eröffnung der Künstler bestimmt; er legte ihn damals zu etwaigem anderweitigem Gebrauche zurück, weil sich ihm kein rechter Uebergang von den Versen zu seinem eigentlichen Thema bieten wollte." Diese Nachricht stammt aus Körners Brief vom 2. September 1795, aus dem Viehoff in der 3. Aufl. seines Commentars (II S. 13) die Worte anführt: „Im Anfange erkannte ich die Stelle wieder, die Du in den Künstlern voransetzen wolltest." Keinesweges ist jedoch hieraus erwiesen, dass Schiller den Anfang aus den Künstlern wörtlich herübergenommen habe, nur vom Gedankengehalte steht dies fest. Wie Schiller aus zurückgelegten Splittern grösserer Gedichte, die unvollendet blieben oder umgearbeitet wurden, kleinere Ganze zu gestalten verstand und liebte, dafür liegen uns Beispiele vor in den „Antiken zu Paris" und in der „deutschen Muse", die wir jetzt als Splitter des unvollendet gebliebenen Gedichtes zur Feier des Jahrhundertwechsels erkennen müssen (Goedeke, kritische Ausgabe XI, S. 411—413). Aehnlich verhält es sich denn auch, worauf man bis jetzt noch nicht aufmerksam gemacht hat, mit „Poesie des Lebens", und zwar war auch dieses Gedicht seinem Gedankeninhalt nach wie die „Macht des Gesanges" in der ersten Gestalt der „Künstler" enthalten. Ich schliesse dies aus Schillers Brief an Körner vom 22. Januar 1789 (man sehe Viehoffs Commentar, 3. Aufl. I S. 374 f.): „Ich finde Deine Bemerkungen meistens sehr wahr: in einigen Kleinigkeiten hast Du mich missverstanden: so z. B. Was ist des Menschen Leben; zwischen diesem und dem Vorhergehenden, das wir ihm umgethan, ist nur ein Komma; es heisst also: Was ist das Leben der Menschen, wenn ihr ihm nehmet, was die Kunst ihm gegeben? Ich finde diesen Gedanken sogar tief; denn wenn man aus unserm Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfniss; und was ist das Bedürfniss anders, als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang?"

Robert Boxberger.

7.

Zu Schillers „Punschlied. Im Norden zu singen", das in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1804 erschien, verweist Goedeke, hist. krit. Ausg. XI S. 387 in der Anmerkung auf die Notiz in Schillers Kalender S. 143: „28. April (1803) an

Becker in Dresden.“ Ich denke, der Geleitbrief, mit welchem dies Gedicht übersandt wurde, ist noch vorhanden; es ist der im Schilleralbum S. 40 fg. von Kühlmep veröffentlichte. Das Verzeichniss der Schillerausstellung 1859 S. 15 Nr. 101 registriert diesen Brief vorsichtiger Weise mit der Bemerkung: „wahrscheinlich an K. A. Böttiger in Dresden.“ Diese Adresse trägt es denn, wie eine unzweifelhafte, im Schilleralbum. Ich gestehe, dass mir nicht nur jede Spur, sondern jede Möglichkeit zu fehlen scheint, welche die Richtig keit dieser Adresse probabel machen könnte. Böttiger lebte damals gar nicht in Dresden, sondern noch in Weimar, wie die an ihn gerichteten Briefe Knebels (litt. Nachl. III S. 55 fg.) beweisen. Weder von einer Krankheit Böttigers (wovon unser Brief berichtet) noch von einer Reise nach Dresden ist etwas daraus ersichtlich. Am 10. Mai 1803 gibt Knebel durch die Frage (S. 61): „Kotzebue ist ja in Weimar gewesen. Was hat man denn zu ihm gesagt“? zu erkennen, dass er ihn sich mitten im Weimarer Leben denkt. Böttiger gieng nach Dresden erst 1804. Schiller entschuldigt sich in obigem Briefe, dass er dies Jahr nichts für den Adressaten liefern könne ausser der beiliegenden Kleinigkeit, denn seine neue Gedichtausgabe und Cottas Damenkalender hätten seinen Vorrath neuer Gedichte absorbiert. Wie passt das alles auf Böttiger? und wie gut auf Becker! Das Punschlied ist in der That der einzige Beitrag Schillers für das Taschenbuch von 1804, und im Vergleich zum Grafen von Habsburg und Siegesfest, das er für Cottas Damenkalender lieferte, allerdings ein sehr unbedeutender. Nach Dresden aber ist der Brief gegangen, wie der vorletzte Absatz beweist. Nun ist freilich unser Brief datiert: d. 2. May 1803, während der Kalender den an Becker auf den 28. April, auf den 2. May aber gar keinen setzt. Eine solche Disharmonie der Briefdaten mit den im Kalender verzeichneten findet sich nicht selten. Um nur in der Nähe zu bleiben, so ist der am 10. Januar 1803 verzeichnete Brief an Körner datiert vom 7., der unter dem 25. Februar notierte Brief an Iffland trägt das Datum des 24. (Verzeichn. S. 15 Nr. 99). Am 28. April (Donnerstag) begann Schiller den Brief und registrierte ihn; Montag den 2. May, am nächsten Posttag (vgl. an Körn. I 156) beendigte, datierte und expedierte er ihn; dazwischen lag eine Reise nach Erfurt (Kal. d. 30. Apr., an K. IV. S. 326).

Wilhelm Fielitz.

8.

Ein Druckfehler bei Theodor Körner.

Im Besitze einer hiesigen mir bekannten Familie befindet sich ein Blatt von der Hand Th. Körners, auf welchem sein bekannter

Abschied vom Leben: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben" — in sorgfältiger Schrift von ihm geschrieben ist. Ein Vergleich dieses Autographs mit dem Texte, den unsere Ausgaben bieten, ergab, dass dieselben sämmtlich, so weit ich sie habe vergleichen können, durch einen Druckfehler entstellt sind. Die 5. und 6. Zeile nämlich lauten nach denselben:

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage —

Hier ist anstössig die Wiederholung desselben Wortes: Bilder — Traumbild; auch der Sinn ist dunkel: wie soll das Traumbild zur Todtenklage werden? Nach Körners eigener Schrift muss es heissen:

Das schöne Traumlied wird zur Todtenklage.

Da auch in der Interpunction die Ausgaben manches abweichende haben, so lasse ich in nachstehendem genau den Inhalt jenes Blattes folgen.

Abschied vom Leben.

In der Nacht vom 17. zum 18. Juny, als ich schwer verwundet und hülflos in einem Gehölze lag, und zu sterben meinte.

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühls an meines Herzens mattem Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage,
Gott wie du willst. Dir hab ich mich ergeben.
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben:
Das schöne Traumlied wird zur Todtenklage — . — .
Muth! Muth! was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte —
Ob ichs nun Freyheit, ob ichs Liebe nannte —
Als lichten Seraph seh ichs vor mir stehen!
Und wie die Sinne langsam mir vergehen
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Theodor Körner.

Darunter steht von anderer Hand:

„Dieser Theodor Körner ist als Freywilliger mitgegangen, und ist der Sohn eines hohen sächsischen Beamten, wo ich mich nicht irre, ist sein Vater Appellations Rath, es ist von ihm selbst gemacht worden, sie sehen daher sein Talent."

Dresden.

Hermann Dunger.

Eine brüderliche Klage.

1521 oder 1522.

Mitgetheilt

von

Johann Karl Seidemann.

Die nachstehenden handschriftlich erhaltenen Verse gehören den ersten Jahren der Reformationszeit an und geben, obschon sie zunächst nur örtlichem galten, dem Aerger und Ueberdrusse am Mönchsunwesen, wie er in den niederen Schichten des Volks längst weit verbreitet war, schmerzlichen und Abhilfe begehrenden Ausdruck. Ihre Bezeichnung als „brüderliche Klagung“ erinnert bereits an die so beliebte Brüderlichkeit der i. J. 1525 sich aufrührerisch erhebenden Bauernschaft, und so reihen sie sich ein in jene Gattung von Flugschriften, welche Oskar Schade in seinen Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit (Hannover 1856 und 1858 in drei Bänden) und August Baur, Deutschland in den Jahren 1517—1525 (Ulm 1872) zusammengestellt haben. Sie wurden am 28. Januar 1521 oder 1522 an die Thüre der Kirche zu Schneeberg angeschlagen gefunden, von dem aus Zwickau gebürtigen Caplan des Schneeberger Pfarrers M. Wolfgang Krause, Namens Georg Lindner, abgerissen und am 6. Februar dem Zwickauer Franciscanerguardian Martin Bomgart (vgl. über diesen Kahnis' Zeitschrift für die historische Theologie 1874 S. 131—135) im Originale übergeben, der sie sich abschrieb; sie scheinen gegen ihn mit gerichtet gewesen zu sein. Diese Abschrift von seiner Hand hat sich erhalten und be-

findet sich in dem MSc. d 51. Albini Schneebergische Chronica, auf der Königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden. — Aehnliche, örtliches und persönliches betreffende Verserzeugnisse habe ich in meinem Thomas Münzer S. 107 ff. und in meinem Dr. Jacob Schenk, Beilage I. S. 116 ff. gegeben.

Eyn bruderliche klagung

Goth gebe gnade vnd frid vnſ allenn
vnd helff daſ do mog vnſer gedicht erſchallenn
got helff vnſ nhü aüſ der noth
Daſ mir nicht mochten ewiklich leyden den todt
Dan eſ iſt jhü czw weith komen 5
Mit den pfaffen monchen vnd nonen
Das ſie vnſ mit iren gleiſſende leben vorfuret han
Aber wyl got eſ ſal balde eyn end gehen an
Si haben czw in daſ gelt gebracht
vnd nie keynen armen menſchen groſ geacht 10
Sie hetten vnſ ſanſt mit iren güter ernerth
Si haben von vnſ das almüſ begerth
Ach ſolten nicht groſe noth geliden haben die armen
So der pettler ſo fil ſchwarmen
In landt vnd ſtet gepetelt han 15
Wyr meinen aber eſ ſal bald gehen an
Daſ man ſolche petler werth jaghen aüſm land
vnd ire ſchalkeyt machen idem bekanth
Sind nicht auch wy vnſ der armen vil
Den doch nimandß ſchir geben wil 20
Waſ macht eſ den der parfuſer orden
Den iſt. wie noch. alſ zw teil worden
keß. butter. fleiſch. broth vnd auch daſ bir
Aber ſi weren eſ befinden ſchir
Dy ſchwarczen monch ſeyndt auch im hauffen 25
Die alle tage im land vm laüffen
O wy arme monche ſeynd daſ
Nicht daſ ich eſ in wölt czu ſaghen aüſ haſ
Dy do haben eczlich tauſent gulden geleget auff czinſ
Dar von nemen iren wucher vnd gewinſ 30
Noch wallen ſi von vnſ haben
Der arm leüth almuſen Die ſelbigen knaben
Ach got tw vnſ auff dy augen
Er ſie vnſ gar volt aüſ ſaugen
Ach got erleuchte doch vnſre herczen 35
Daſ mir erkennen vnſer armen elend vnd ſchmerczen

Vnd geben in dy techlige köſte
Daſ vnſ got auſ der Helle peyn erloſte
Wy wol jhü eczlige dorfen ſagen
Man müß ſie nicht auſ dem lant vnd ſtet voriagen 40
Sie ſeindt die die do vor vnſ biten got
Tag vnd nacht daſ er vnſ behüt vor noth
Auch halten ſie in iren clöſtern vil meſſen
Singen vil requiem. vigilien ich het eſ ſchir vorgeſſen
Si müſen frwe auff ſtheen czw der meten 45
Auch alle tag ſingen meſ. veſper vnd completen
Sie müſen vil faſten im jar
Alle freitag werden ſie deſ capitelſ gebar
Auch haben ſie nichteß eigen
Gelt greiffen ſie nicht an ſo man inſ twth regen 50
Ach eſ ſeyndt arme brüder jhü
Dennach wil man ſie vorachten nhw
Seindt aber daſ dy rechten werck der fromen
Wi wallen den wyr arme leüthe zw himel komen
So iſt got werlich eyn freier herre 55
Der vnſ ſelbeſt im ewangelio gibet dy lere
Wer in mich gelabet der ſal nicht ſein
Vordampt ewiklich noch in der hellen peyn
O ir blinden menſchen waſ iſt got an irem heülen gelegen
beten. faſten. vnbillige armüt vnd der geleigen 60
Auch iſt eß wider goteß gebot
Daſ eyn menſch bey den criſten petelt daſ broth
Si ſagen vnſer orden iſt dar aüff fundirt
Darümb vnſ czw twen nichteſ anderß geburth
Nhü iſt eß wol gethan daſ man nicht acht daß 65
Daſ vorczeiten im ewangelio gepoten waß
Ich ſage vnd eſ iſt warlich war
Alß der tollen monch vorſtanden hat die groſe ſchar
Daſ criſtus ſaget zw dem iüngen man
Wil thw volkomlich deſ himelß eingank han 70
So vorkauff alle deyne haben
vnd machß den armen leuten zw gaben
Daſ ſeind ihü die die do ſeindt in der monchen çzal
Dy do nichteß haben vnd leiden groſen qwal
O barmherercziger got ſeind daſ di armen dein 75
Wy werden den dy rechten vor dir beſteen
Nhü welten wir geren daſ do wurde betracht
Waſ der tolle hauffen der monche hat gemacht
Si haben vnſ nicht allein betrogen
Sunder den armen leuten auch daſ ire enczogen 80
Dy weil ihü die armen klagen ire noth

Daſ ſie nicht haben genuck das libe broth
vnd dy monche haben ire cloſter vol
So gedunckt vnſ eß wer getan gar woll
Daſ man den petliſchen monchen nichtſ gebe mee 85
Daſ ſi dar von muſten der ee
vnd welt in nichteſ mer reichen
Ader ſi müſten ſunſt warten der ſtreige
Ach her got erbarm dich deß armen haüſen
vnd vorſchaff daſ vnſer monch muſen entlaüffen 90
Daſ man ſo vil der baſ erneren kan
Im ſpital gar mangen armen man
Wir wallen iczund geſchwigen han
Das ſie ire gleiſſende kuthen tragen an
Geleich alſ ſie weren allein die rechten fromen criſten 95
So ſi doch fol ſindt böſer liſten
Solten di kapen machen eyn fromen man
Wir welten werlich auch narren kapen legen an
Gar wol ſtunde eſ an den herrn vnd richter weiß
vnd teten wey der ſagen iren fleiß 100
Wir biten euch auch ir bellet eſ beſinnen
vnd vorſchafft daſ dy monch möſen entrinnen
Dy ſchwarczen vnd auch dy graüen
Wil got eſ wyrt euch ſchir erfaren
Nhu wallen mir eſ iczundt beſchliſen 105
Wy wol eſ den monch wirth ſer vordriſen

Diſe czedel oder rickma* hat man off dem ſchneperg funden an der kerch twr am achten tach agnetis. vnd Her Gorg lindener capelan hat ſi abgeriſſen vnd iſt mir daſ original vberenbert worden am tag Dorothee Wen E. v. l. zw mur komet wil ich euch daſ laſen ſeen vnd laſen leſen. ich laſ mich wul beduncken wan Dy czedel here komet vnd tar dach nicht grüntlich von der ſaghe reden &c.

* rhythmus.

Molières kleinere Lustspiele.

Von

Adolf Laun.

I.

Les Fâcheux, Die Quälgeister.

Eine bessre Kenntniss und Würdigung des grossen französischen Dramatikers, den man den Vater des modernen Lustspiels nennt, ist bei uns im zunehmen begriffen; die eingehenden Besprechungen, die man ihm zu Theil werden lässt, beziehen sich aber meistens nur auf seine grossen Schöpfungen, seine Charakter-Komoedien, von denen einige, wie der Tartuffe und der Geizige längst auf unsrer Bühne eingebürgert sind, und andere für dieselbe wieder gewonnen werden. Indess nicht allein für diese Gattung des Lustspiels, deren eigentlicher Schöpfer er war, ist er als Muster und Vorbild anzusehen, er ist es auch für andere kleinere Gattungen geworden: für das Festivitätsstück, für das Balletlustspiel, für die litterarische Komoedie, zu der ich die Kritik der Frauenschule und das Impromptu von Versailles rechne, für die komische Oper, deren Keim schon im Sicilier liegt, für das Liederspiel, für die mit Tanz und Gesang verbundne Posse und schliesslich für eine Gattung, die vor ihm noch gar nicht existierte, die aber nach ihm in und ausserhalb Frankreichs in der mannigfachsten Weise bebaut worden ist, ich meine die pièce à scènes détachées, die man später pièce à tiroir, Schubladenstück, nannte.

Ihren Ursprung verdanken diese mehr oder weniger neuen Lustspielarten zum Theil der Noth, dem Abhängigkeitsverhält-

niss, in welchem der Dichter zu seinem Könige stand. Der pracht- und festliebende Ludwig XIV. verlangte mitunter von ihm mit königlicher Ungeduld ein Stück, das ihn amüsieren könne und in das zugleich Musik und Tanz, bei dem sein Hofpersonal, ja er selber sich betheiligte, eingeflochten wäre· Ein solches Stück war zur Verherrlichung eines seiner zahlreichen Feste bestimmt und musste oft in wenigen Tagen geschaffen, eingeübt und in Scene gesetzt werden. „O Genius, Dein geheimes Weihgeschenk ist die Nothwendigkeit.“ Dies Wort Platens lässt sich auch auf Molières derartige Schöpfungen anwenden. Die gebotne Eile gestattete ihm keine Entfaltung seiner höheren Kunst im regelrechten durchführen eines dramatischen Gebildes und in umfassenderer tieferer Charakteristik, wie sie sich in seinen grossen Meisterwerken zeigt, aber dennoch enthalten diese Erzeugnisse der Noth Beweise seiner Erfindungsgabe, seines combinatorischen Talentes, seiner scharfen Beobachtung und seiner Darstellungsgabe, wie man sie unter solchen Umständen kaum erwarten sollte, auch sie sind vom Molièreschen Geiste durchhaucht, und was Kunst und Regel in ihnen einbüssen, das wird zum Theil wieder gut gemacht durch ihre Neuheit und Originalität. Indem der Dichter gezwungen war, die gegebenen Schranken zu durchbrechen und bis dahin unerhörte Combinationen zu versuchen, hat er etwas eigenthümliches geschaffen, in dem die Keime zu künftiger Entwickelung lagen und wodurch das Kunstgebiet erweitert worden ist.

Eine nähere Besprechung dieser kleineren und, füge ich hinzu, im jetzigen Deutschland fast unbekannten Stücke, deren Nachwirkung sich nicht auf Frankreich beschränkt hat, scheint einiges Interesse zu gewähren, zumal in ihnen, wie in allen Molièreschen Stücken, die culturhistorische Seite von Wichtigkeit ist. Wir beginnen mit den Fâcheux, den Lästigen oder den Plagegeistern, sie sind das erste Muster des sogenannten Schubladenstückes. Der Charakter desselben besteht darin, dass sich an den dünnen Faden einer einfachen, sich kaum verwickelnden Handlung eine Reihe einzelner episodischer Scenen knüpft, die herausgenommen oder hineingeschoben werden können, ohne dass der Organismus des ganzen dar-

unter leidet. Hat die künstlerische Entwickelung des Lustspiels nicht gewonnen durch diese lockere Compositionsweise, die leicht zur absoluten Willkür und Kunstlosigkeit führt, so leistete dieselbe doch einer buntbewegten Charakterdarstellung und der Schauspielkunst grossen Vorschub, zumal wenn, wie in den meisten neueren Schubladenstücken, die verschiedensten Charaktere unter steter Masken- und Costümveränderung vorgeführt werden. Grosse Virtuosen der Darstellungskunst feiern darin gern ihre Triumphe, wie in Kotzebues Schauspieler wider Willen. Man hat behauptet, Molière sei nicht der eigentliche Schöpfer dieser später in Frankreich so vielfach cultivierten Gattung, Demarets Visionnaires seien das erste Muster derselben, aber die darin auftretenden Narren greifen in die Handlung ein und betheiligen sich an der Lösung derselben, dies Stück, das eine bunte Reihe von Individuen, die mit einer besonderen Thorheit behaftet sind, vorführt, ist somit ein eigentliches Lustspiel. Um zu verstehen, wie Molière zu seiner neuen Schöpfung, mit der sich zugleich die des Lustspielballets verschmolz, gelangte, muss man auf die Umstände, die sie hervorriefen, blicken. Sie sind so interessant, dass sie eine kurze Erwähnung verdienen.

Bald nach der ersten Aufführung von Molières mit grossem Beifall aufgenommener Männerschule gab der Generalintendant Fouquet, der ganz Frankreich durch seinen Luxus und seine Prachtliebe in Erstaunen setzte, auf seinem Landsitz zu Vaux ein glänzendes Fest, zu dem er den König, die Königin-Mutter, die Prinzen und die Elite des Hofes eingeladen hatte, ohne zu ahnen, wie bald nachher er der Unterschlagung öffentlicher Gelder angeklagt ins Gefängniss und in die Verbannung geschickt werden würde. Diesmal war. es nicht der König, sondern der am Vorabend seines Sturzes noch allmächtige Minister, der vom Dichter verlangte, er solle ein Stück ersinnen, das innerhalb vierzehn Tagen geschaffen, auswendig gelernt und in Scene gesetzt werden könne; der Inhalt desselben sollte mit der festlichen Gelegenheit in Verbindung stehen und Veranlassung zu prachtvoller Entfaltung von Tänzen, Maschinerieen, Decorationen und Costümen bieten. Molière, vor keiner Schwierigkeit zurückweichend, gieng ans

Werk, setzte sich mit dem berühmten Balletmeister Beauchamp, dem Maler Lebrun und dem Maschinisten Torelli in Verbindung, und für den 17. August 1661, nach Ablauf der gegebenen Frist, war alles fertig. Die Truppe des Palais royal begab sich schon zwei Tage vorher zum grossartigen, reichgeschmückten Schlosse des Intendanten. Der König und sein Hof begaben sich am 17. dahin, es war, wie der Gazetier Loret sagt, die Blüte von ganz Frankreich, und man blieb daselbst bis nach Mitternacht. Abends nach der Tafel begann die Vorstellung. Ein Theater war unter den von tausend Kerzen durchschimmerten Bäumen aufgeschlagen und rings umgeben von Marmorstatuen, Balustraden, Springbrunnen und Cascaden. Lafontaine, der als Schützling Fouquets bei dem Feste zugegen war, hat diese Herrlichkeit in einer Epistel an seinen Freund Maucroix in seiner naiven Weise beschrieben.

Als der Vorhang emporgieng, erschien Molière in seiner gewöhnlichen bürgerlichen Kleidung auf der Bühne, spielte den bestürzten und erklärte dem Könige mit einer Verbeugung, er sei in grösster Verlegenheit, sein Stück könne nicht gespielt werden, denn seine Schauspieler hätten ihn im Stich gelassen. Da plötzlich eröffnete sich an einem Felsen eine grosse Muschel, zwanzig Springbrunnen warfen ihre Strahlen empor, und eine reizende Najade trat aus der Muschel heraus, sie sprach, zum König gewendet, einen von Pélisson, einem Freund und Unterbeamten Fouquets, verfassten Prolog. Darin heisst es: Dem grossen Könige zu Liebe würde ein Wunder geschehen, um ihn für einen Augenblick zu erheitern und von seinen Regierungssorgen abzuziehen, zugleich aber auch, um den Dichter aus seiner Verlegenheit zu retten, würden die Thermen und die Bäume sich beleben und in Schauspieler und Tänzer verwandeln. Dies geschieht, und das Stück beginnt, das, mit seinem Ballet die mythologische Allegorie verlassend, durchaus in die gegenwärtige Wirklichkeit tritt und lauter Gestalten der Zeit vorführt. Es sind verschiedene Arten von Fâcheux, oder, wie man jetzt sagt, Importuns, von Zudringlichen und Quälgeistern, die drei Acte hindurch den leidenden Helden des Stücks daran hindern, zur ersehnten Erklärung mit seiner geliebten zu gelangen. Diese Fâcheux,

darin besteht die culturhistorische Bedeutung des Lustspiels, sind der unmittelbaren Gegenwart entnommene Charakterfiguren. Der Dichter wagt sich hier zum ersten Male mit seiner satirischen Laune an den Hof selber, vor dem er spielt, und wählt die Urbilder seiner Portraits aus der Reihe seiner Zuschauer heraus. Die Bühne war mit dem Parterre auf gleichem Niveau, und beide mischten sich fast durcheinander; dieselben Gestalten, dieselbe Kleidung, dasselbe Gebaren hüben und drüben, Modell und Copie berührten einander. Der enragierte Theaterfreund, der den Erast mit seinen Zuflüsterungen während der Aufführung eines Stückes von Corneille gequält hat, der Musiknarr, der ihm eine neucomponierte Arie vorträllert, der Duellant, der ihm seine Affairen vorrechnet und ihn mit Gewalt zum Secundanten haben will, der Kartenfreund, der ihm sein Unglück im Spiel mit allen Details erzählt und zur bessern Erklärung des eigenthümlichen Falls die Karten vor ihm ausbreitet, der Nimrod, der ihm ein unerhörtes Jagdereigniss bis ins kleinste ausmalt, die beiden schönseeligen Damen, die von ihm ein Urtheil über eine Frage aus der Liebesmetaphysik verlangen, die projectenreichen Gründer, die ihm mit ihren Vorschlägen den Weg vertreten, das alles sind dem Leben entnommene Figuren, und sie sind mit solcher Frische, Wahrheit und so leichtem, gutmüthigem Humor gezeichnet, dass die vornehme zuschauende Gesellschaft den Spass nicht übel nahm, sondern sich höchlich daran ergetzte. De Visé erzählt, bei den späteren Vorstellungen des Stückes auf der Bühne des Palais royal hätten sich einige Personen im Parterre so gebärdet, wie die Schauspieler auf der Bühne, um für Urbilder zu gelten. Das Stück, das auf tiefere Charakteristik keinen Anspruch macht und sich mit der Darstellung gesellschaftlicher Lächerlichkeiten begnügt, verkündet schon durch die Schärfe der darin niedergelegten Beobachtungen, was der künftige grosse Charakter- und Sittenmaler leisten wird. Doch die culturhistorische Seite ist es nicht allein, was ihm Werth verleiht, es ist auch reich an fein durchdachten komischen Zügen. — Alle Komik beruht auf dem Gegensatze, und hier beruht sie auf dem widerstrebenden Interesse des armen Erast, der nichts dringender verlangt,

als zum Rendezvous mit der geliebten zu gelangen, und dem Interesse der ihn daran hindernden, die von ihrer Sache so erfüllt sind, dass sie gar nicht merken, wie sie ihn quälen; ja einer der Quälgeister ist so naiv, sich ihm gegenüber über die Quälgeister, von denen er zu leiden hat, zu beklagen. Selbst der Diener ist durch unberufene Dienstfertigkeit und Geschwätzigkeit ein lästiger, und sogar die Maskeradentänzer, die nach der Lösung des Knotens den befriedigenden Schluss des Stückes feiern, sind es für ihn. — Die Wiederholung einer und derselben Situation, das fortwährende erscheinen von zudringlichen — selbst die Zwischenacte sind mit Pantomimen ausgefüllt, die das zusammentreffen der beiden liebenden stören — würde monoton sein, wenn sich die Ungeduld des Helden nicht mit jeder Scene steigerte, wenn nicht durch ein Missverständniss von beiden Seiten Eifersucht erregt würde, und somit eine Art von Knoten sich schürzte. Vor allem aber ist es das mannigfach motivierte erscheinen immer neue Hinderung bringender, was dem Stücke Mannigfaltigkeit, Leben und Bewegung gibt; jeder neue Ankömmling ist ein Charakter, der sich in unbewusster Komik mit allen Eigenthümlichkeiten seiner Natur und seines Standes vor uns entfaltet. Es genügt, auf den gelehrten Pedanten Caritidés hinzuweisen, der in einer Bittschrift an den König, die Erast demselben übergeben soll, den Vorschlag macht, die Regierung möge einen eignen Inspector der Laden- und Wirthshausschilder anstellen, damit die Orthographie derselben verbessert werde und man sich nicht vor den Deutschen, den curieux lecteurs et inspectateurs des dites inscriptions zu schämen brauche. An dergleichen Zügen und Anspielungen ist das Stück eben so reich wie sein Vorgänger in der Zeitsatire, die Précieuses ridicules. Unter den wirksamsten Scenen zeichnet sich neben der mit dem leidenschaftlichen Kartenspieler vor allem die mit dem Jagdfreunde aus; sie ist erst später hinzugefügt worden. Der König, der grosse Freude an der Darstellung hatte und sich an der schelmischen Vorführung so vieler Portraits amüsierte, machte den Dichter auf einen Herrn seines Hofes, den Marquis von Soyecourt, aufmerksam, der noch in seiner Galerie fehle und als Jagdgeschichtenerzähler verdiene, darin

aufgenommen zu werden. Molière merkte sich den Wink und bat den bezeichneten Herrn, ihm für seine Erzählung mit technischen Jagdausdrücken behilflich zu sein. Derselbe war arglos genug und lieferte dem Dichter die Farben zu seiner eigenen Caricatur. So entstand eine neue Scene, die ein Meisterwerk komischer Darstellungs- und Erzählungskunst ist. Alle Erzähler von Jagdgeschichten können sie sich zum Muster nehmen. Vor allem ist darin die sprachliche Virtuosität zu bewundern; der Vers fliesst trotz der Menge technischer Beschreibungen und Ausdrücke in aller Raschheit und Natürlichkeit dahin, und der Dialog hat schon in Rede und Gegenrede jene dramatische Schlagkraft, die im Misanthrop, der die hier zuerst entworfenen Bilder des Hoflebens weiter ausführt und vertieft, später so glänzend hervortreten soll.

Das Thema, der Gedanke dieses Lustspiels, ist aus dem Leben, aus der Erfahrung genommen und jedem verständlich. Denn wem passierte nicht täglich ähnliches, wer hat nicht schon aus der Haut fahren wollen, wenn er grade im Moment, wo er leidenschaftlich erfüllt von einem Vorhaben war, auf geschwätzige Störer stiess? Dass dieser Gedanke dramatisch ergibig sei, beweist eben Molières geschickte Durchführung desselben. Sie wäre aber bald erschöpft gewesen, wenn er sie nicht mit einem satirischen Zeitgemälde verknüpft hätte. Auf dieser Combination beruht der Werth und das Interesse der Fâcheux.

Das Thema war schon früher poetisch, wenn auch nicht dramatisch behandelt worden, und es ist möglich, dass Molière bei seiner grossen Belesenheit litterarische Anregungen für dasselbe überkommen hat. Schon Horatius in seiner Satire: Ibam forte via sacra erzählt, wie sich ein ihm fast unbekannter an ihn gedrängt und ihn dermassen mit seinem Geschwätz belästigt habe, dass er sich einer alten Prophezeiung erinnerte, er würde, wenn er den Schwätzern nicht aus dem Wege gienge, nicht durch eine Brustentzündung oder eine andre Krankheit, sondern durch die Reden eines zudringlichen den Tod finden. Diese Horazische Satire bot aber dem Dichter nur wenig, höchstens etwas für die Erzählung in der ersten Scene, mehr verdankte er der achten Satire Régniers, die

die Noth, die man mit lästigen Schwätzern auszustehen hat, in komischem Lichte darstellt. Sein eigentliches Vorbild scheint aber Scarron in seiner Epître chagrine an den Marschall d'Albret gewesen zu sein. Sie enthält eine Reihe von witzig durchgehechelten Fâcheux, gibt aber mehr Schilderungen von Gattungen, als von Individuen. Molière, und darin besteht seine eminent dramatische Begabung, weiss alles, was er im Leben und in der Litteratur vorfindet, in Scene zu setzen und sich in Handlung bethätigen zu lassen, er thut es auch hier. Dass er eine schon vorhandene dramatische Behandlung des Themas, eine italienische Farce: gli Interrompimenti di Pantalone gekannt habe, ist möglich, es liegt ihr eine ähnliche Intrigue zum Grunde, aber in den Details bietet sie keine Anhaltspuncte zur Vergleichung mit den Fâcheux.

Molières Stoffe sind schon zu oft ausgebeutet, und seine Charaktere zu häufig nachgebildet worden, als dass man zu einer erneuten Verwerthung derselben rathen könnte. Man soll den Dichter frei auf sich wirken lassen und seine bewunderungswürdige Technik studieren, aber ihn nicht direct nachahmen und in neuer Verbrämung wieder vorführen, sonst begegnet man dem Vorwurf: dies alles sei schon dagewesen. Eine Ausnahme davon möchten wir mit einigen seiner kleineren und unbekannteren Lustspiele machen, besonders mit dem hier besprochnen. Der Gedanke desselben ist ein so glücklicher, für alle Zeiten passender, dass wir uns sehr wol eine den heutigen Zuständen und Sitten entsprechende Benutzung desselben denken können. So viel uns bekannt, bildet die Komik, die sich im Kampf mit lästigen Störern entwickelt, gar nicht oder nur selten den Inhalt eines späteren Lustspiels nach Molière. Dass in demselben viel Heiterkeit, Witz, Satire und eine Fülle von Charakter- und Sittenbildern entfaltet werden kann, wenn ein dem Molièreschen verwandtes Talent sich des Themas bemächtigt, scheint uns unzweifelhaft.

Aus G. Kestners Briefsammlung.

VI.

• Johann Jacob Bodmer.

Zu den in dem Streite Gottscheds und der Schweizer gewechselten polemischen Schriften gehört auch: Vom Natürlichen in Schäfergedichten, wider die Verfasser der Bremischen neuen Beyträge verfertigt vom Nisus einem Schäfer in den Kohlgärten einem Dorfe vor Leipzig. Zweyte* Auflage, besorgt und mit Anmerkungen vermehrt, von Hanns Görgen gleichfalls einem Schäfer daselbst. Zürich, Bey Heidegger und Compagnie, 1746. 8. Dieses Buch enthält einen „Vorbericht des Verlegers", worin für die angeblich zweite Herausgabe der Schrift, welche „unter den Poeten und Kunstrichtern schon so viele Zänkereyen angerichtet, vornehmlich aber die Herren Verfasser der Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes sehr wider sich aufgebracht" habe, die Vergebung der Welt angesprochen wird, ferner eine „Vorrede Hanns Görgens, des Herausgebers" (S. 5—26), „Des Nisus eines Schäfers in den Kohlgärten vor Leipzig Brief an die Phillis, deren Brief an den Verfasser der mitleidigen Schäferinn in den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes im ersten Bande, im sechsten Stücke zu finden ist" (S. 27—105), „Anne Dore, oder Die Einquartierung. Ein Schäferspiel in einem Aufzuge" (S. 107—133),** „Verzeichniss der guten Schäfer-Gedichte, die zum Drucke schon fertig liegen, und von dem Herrn Verfasser der Atalanta, den Kohl-

* Eine erste Auflage scheint nicht zu existieren.

** Vgl. Danzel, Lessing Bd. 1. S. 443 f. Anm.

gärtnern, und dem sel. Herrn Hofrath Neukirch verfertigt worden" (S. 135—158), endlich eine „Nachricht, der Herrn J. J. B. und J. J. B. an den gütigen Leser," welche, wie die beigefügte „Anmerkung Herrn Conrector Erlenbachs" ausdrücklich angibt, Gottscheds Bemerkungen zum Witzling (Schaubühne Bd. 6. Vorrede) wörtlich wiederholt und auf diese Weise persifliert (vgl. Pamphlete S. 77). Schon die „Bremer Beiträge", gegen welche Nisus zu schreiben sich die Mine gibt, hatten die in den Schäfergedichten ihres Zeitalters herrschende Geschmacksrichtung mit Spott und Ironie verfolgt; in dem Kreise der Beiträger suchte auch Bodmer sogleich den Verfasser der Schrift des Nisus, die an ihn und Breitinger im Manuscript zur Herausgabe eingesandt worden war. Am 6. September 1745 schrieb der erstere an Sam. Gotthold Lange (dessen Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe. Theil 1. Halle, 1769. S. 122): „Vor ein paar Wochen hat ein Ungenannter, der sich nur der Obersachse unterschreibt, eine satyrische Schrift von zwölf oder funfzehn Bogen an mich gesandt, worinnen er die Schäfergedichte und Schäferspiele der gottschedischen Schaubühne nicht ohne Geist und Kunst verspottet, indem er etliche bäurische Schäfer in den Kohlgärten bey Leipzig aufführet, welche, wie die Elisie, der Bräutigam ohne Braut etc. einander mehr von ihren wirthschaftlichen Sachen, als von Zärtlichkeit und Unschuld erzählen. Der Ungenannte verlangt von uns, dass wir es in der Schweiz zum Drucke befördern, wozu wir auch wirklich Anstalten gemacht haben. Es wird mir ganz wahrscheinlich, dass einer von den Leipzigischen witzigen Köpfen, die an den neuen Beyträgen arbeiten, davon Verfasser sey." An Bodmers Stelle übernahm Breitinger die Besorgung des Drucks. Die Briefe, welche jener von dem Verfasser vor und nach der Herausgabe erhalten hatte, erschienen in dem Buch: Litterarische Pamphlete. Aus der Schweiz. Nebst Briefen an Bodmern. Zürich, MDCCLXXXI. 8° (S. 73—101). Es sind folgende vier: der Brief „eines Obersachsen", offenbar fälschlich von 1744 statt von 1745 datiert, von „Orontes" d. d. Leipzig, den 30. Octob. 1745, von „Pottelwitz" d. d. Leipzig, den 30. Jul. 1746 und o. O. den 2. [zehnten?] Merz 1747. Die Antworten, welche

Bodmer (zuerst gleichzeitig in Breitingers Namen) erliess, sind im folgenden abgedruckt.

Die Vermuthung, dass die in Rede stehende Anti-Gottschedische Schrift von Johann Adolf Schlegel herrühre, sprach Bodmer schon in einem, Zürch, den 19. März 1746 datierten Brief an Lange aus, in dem es heisst (Langes Sammlung Th. 1. S. 142): „Die Schrift von dem Natürlichen in Schäfergedichten ist hier gedruckt. Ich muthmasse, der Verfasser sey Herr Schlegel, der jüngere. Herr Breitinger hat sie besorgen lassen. Sie ist etwas zu operos und vielleicht in einigen Kleinigkeiten zu genau.“ Ebenso blieb die Autorschaft Schlegels auch in Leipzig kein Geheimniss. Dem Herausgeber der Bremer Beiträge, Gärtner, „gestand“ „Pottelwitz“ selbst seine „Streiferey gegen den König Teutoboch“ (Pamphlete S. 89), Nicol. Dietr. Giseke war mit dem Pseudonymus bekannt (ebd. S. 119), und auch J. A. Ebert wusste (Episteln und vermischte Gedichte. Hamburg, 1789. S. 19 f. Anm.), dass Nisus „kein geringerer“ sei als „der Dichter des «Unzufriedenen» und so vieler andern schönen Gedichte.“ Da überdies in Kestners Sammlung der vierte Brief von Pottelwitz an Bodmer von Adolf Schlegels Hand geschrieben sich vorfindet, so steht es ausser Zweifel, dass dieser Orontes, Pottelwitz und Nisus ist, und es ist zu bedauern, dass Danzel da, wo er von dem Verhältniss des älteren Brüderpaars Schlegel zu Gottsched handelt (Gottsched. S. 156), die von ihm nicht eingesehene Satire gegen die Schäfergedichte des Gottschedischen Zeitalters unberücksichtigt lässt. In dieser Schrift wird auch Gleims Blöder Schäfer, obwol mit Schonung, tadelnd erwähnt (S. 50 Anm.). In Beziehung darauf schreibt Gleim am 9. Jun. 1746 an Lange (dessen Sammlung Th. 1. S. 89): „Die Critik, die meinen blöden Schäfer betroffen hat, habe ich mit Vergnügen gelesen, wie die ganze Satire vom Natürlichen in den Schäfergedichten. Wer mag Verfasser davon seyn? Ich möchte die verurtheilten Stellen im blöden Schäfer gern verbessern und den dreisten dazu liefern, weil der blöde nicht mehr zu haben ist; aber ich bin nicht fähig das Geringste zu machen, so lange mir das Glück die Lection giebt, dass ich nichts nütze sey.“ Zur vollständigeren Kenntniss der Ansichten

Adolf Schlegels von den Schäfergedichten dient seine Abhandlung „von dem eigentlichen Gegenstande der Schäferpoesie“, welche er der neuen Auflage seiner Uebersetzung des Batteux angehängt hat.

Hochedelgebohrner Herr.

Jhr wehrteſtes Schreiben nebſt der Abhandl. vom Natürlichen in den Schäferg. iſt uns in der Mitte des Auguſt von H. Orell, entſiegelt, zugeſtellt worden. Jhre Geſchiklichkeit die ungeſitteten Schäfer durch ſolche ironiſche Nachahmungen zum Geſpötte zu machen, hat uns nicht wenig Vergnügen gemachet, und wir verſprechen dem Geſchmake davon eben ſo viele Vortheile. Diſe Schrift iſt eine neue Probe des artigen und ſcherzreichen Leipzigiſchen Witzes, wovon wir ſchon viele Muſter, vornehmlich in den Neuen Beyträg. geſehen haben. So fern iſts daß wir die Oberſachſen, noch beſonders die Leipziger, für gebohrene Gottſchedianer halten; wiewohl wir auch bekennen, daß es uns etwas unglaublich vorkömmt, daß das ganze Gottſchediſche Leipzig, ſo wie Sie ſchrieben, ſich nur auf ein halbes Dutzend Perſonen erſtrecke. Die Sorgfalt, womit die geiſtreichen Verfaſſer der N. Beytr. ſich verbergen, ſcheint uns gnug zu ſagen, daß die Macht und das Anſehn des Königes Teutobok ihnen noch bange mache. Eben diſes zeigt ſich aus der groſſen Behutſamkeit, womit E. HochE. ſich vor uns verborgen halten. Wir werden aber die Zeit mit Geduld erwarten, da ſie ſelbſt gutfinden werden ſich zu entdeken, und uns nicht die wenigſte Mühe geben, Sie wider ihren Willen zu errathen; vielweniger ſie andern zu verrathen.

Für die Abhandlung hätten wir mehr als einen Verleger gefunden, wenn ſie nicht durch die Foderung der 12 *R.* die für diſe Nation Menſchen etwas *Eſſenti*eles ſind, wären abgeſchreket worden. Wir haben, die Wahrheit zu ſagen, unſere Buchhändler verwöhnt, daß ſie für critiſche Controverſ-Schriften weiter nichts geben, als etwa ein par Dutzend Exemplarien. Wir nehmen die Freude, die wir uns darinnen mit den lächerlichen Scribenten machen, ſtatt der Bezahlung. Dahero haben wir das *Manuſcript* nicht von uns gegeben; wir erwarten von E [w. H.] daß ſie uns ſagen, durch was für einen Weg wir es Jhnen am ſicherſten zurükſenden ſollen.

Wir verbleiben mit aller Hochachtung und Freundſchaft

Ew. HochEdelgebohren

Zürch den
20 *Septemb.* 1745.

Ergebenſte Diener

J. J. B. J. J. B.

Adresse: S. T. Herrn Herrn Orontes, recommandiert an H. *Täubner* Buchhändler, bey welchem ſich jemand des Donnerstags in der Zahlwoche der Michaelmeſſe unter diſem Nahmen anmelden wird. *Leipzig.*

Original von Bodmers Hand mit Siegel.

Zürch den 20 Merz 1746.

HochEdelg. Hochgeehrter Herr.

Vermuthlich werden Sie die Schrift wider die kolgärtiſchen Schäferſpiele in den Buchläden zu ſehen bekommen, eh ſie diſe Zeilen erhalten. Denn ich weis izo noch nicht, wenn und wy ich mein Schreiben Jhnen werde einhändigen können. Jch hatte nicht vor gut befunden Jhnen zu Ende Xbers unter der *Addreſſe Potelwiz* zuzuſchreiben [!], weil ich beſorgete, daß der Brief nothwendig den Preuſſen in die Hände fallen müſte, welche vielleicht eitel myſtiſches und allegoriſches in dem unſchuldigſten Jnhalt vermuthen würden. Jch habe von dem Verleger für eine *Recognition Miltons Paradies* Jtalieniſch überſezt, in *folio*, mit herrlichen *planches,* bekommen, welche ich Jhnen aber erſt überſenden werde, wenn ſie mir eine ſichere Perſon anzeigen werden, da ſolchen für Ew. HochEdelg. behändige.

Da ich im *November* und *December* mit Augenbeſchwerden übel geplaget geweſen, hat Hr. *Canonicus* Breitinger (der Sie höflichſt *ſalut*iert) die Anſtalten zu dem Druk beſorget. Jch habe ſchon bemerket, daß etliche Fehler ſich mit eingeſchlichen haben, ich fürchte Sie ſelbſt werden deren noch mehrere wahrnehmen.

Jch erwartete ſeit dem Neuen Jahr aller Poſttage neue Befehle von Jhnen, unter welcher *Addreſſe* ich ſicher an Sie ſchreiben könnte; öfters konnte ich mir einbilden daß ſie vielleicht Leipzig in der Unruhe verlaſſen hätten. Jch hoffe, daß die Ruhe ſich ſeitdem wider völlig hergeſtellt habe; und daß die Sachſen, nachdem ſie eine Zeitlang ſo übel geſtört worden, die ſüſſe Stille mit einer deſto zärtern Empfindlichkeit ſchmeken werden.

Jch wünſchte, daß Sie mich öfters mit ſo angenehmen Schreiben beehreten, wie ihr wertheſtes vom 30 October iſt, denn was könnte mir angenehmer ſeyn, als Jhr artiger Erweis, daß das Gottſchediſche Leipzig nicht über ein halbes Dutzend Perſonen ſtark ſey! Jch bin ſo geneigt diſen Saz, der Leipzig wahrhaftig Ehre macht, zu glauben, daß ich ihn glaubte, wenn ſie ihn gleich nicht halb ſo ſtark erwiſen hätten.

Dennoch giebt es noch immer Leute, die mehr um Lob als um die Aufnahme des Geſchmakes bekümmert ſind. Diſe werden um

berühmt zu werden Gottſcheden gegen die Schweizer und die Schweizer gegen Gottſcheden vertheidigen. Andere wollen eine eigene Partey formiren und eine Union zwiſchen Geſchmak und Dummheit ſtiften.

Jch kenne nur einen, der dem *Profeſſor* ſagen liß, wenn er ſeine Lieder lobete, (denn er ward damit bedrohet) ſo würde er ſich genöthiget ſehen, den *Profeſſ.* öffentlich anzugreifen; wenn er ihn aber tadeln wollte, ſo wollte er ſtille ſchweigen.

Die Brämiſchen Beyträge halten ſich beſtändig empor, der Verfaſſer der Gedanken über die Klage von ſchlechten Zeiten, über die Undankbarkeit, iſt ein delicater Moraliſt; der Poet des Unzufriedenen[1] bleibt derſelbe, welcher der Poet des Zephis[2] war. Jch habe einen Tempel der Unſterblichkeit geſehen, wo man lieſt:

An einer Eke ſteht ein aufgewekter Haufen
Die nach der Nachwelt Lob in einem Truppé laufen;
Der mit dem Zauberſtab erweiſt Armidens Kraft,
Jndem er wie Ovid die Körper anders ſchaft.
Die eines Thieres Seel in Menſchenkörpern führen
Verſieht er mit Geſtalt und Farb und Pelz von Thieren.
Noch Menſchen, hatten ſie mit Thieren vil gemein,
Als Thiere ſcheinen ſie halb menſchlich itzt zu ſeyn.
Mops küſt wy Balamir Selindens Hand und Wangen
Er ſcheint wii diſer ſonſt ihr ſchmeicheln zu verlangen.
Denkt er, ſo denket er nicht höher als von ihr,
Und ſo ſtekt in dem Mops ein andrer Balamir[3]. —

Jn einer andern Gegend ſingt der Verfaſſer des Jnſelsberges[4] ſo philoſophiſch, und ſo poetiſch zugleich, daß ich ihn zu kennen wünſchete. Der Verfaſſer der beſten Welt[5] verdient auch ein groſſes Lob, er trägt tiefe Wahrheiten geſchikt vor: doch glaube ich, daß man ſie lebhafter und poetiſcher vortragen könnte. Akenſide fällt in ſeinem Gedicht *of the pleaſures of Jmagination* auf diſe Materie wo er uns eine Probe giebt, wie ſtark, wie lebhaft ein groſſer Poet ohne Nachtheil der Sache darüber denken und ſich erklären könne.

---

[1] [Joh. Ad. Schlegel selbst.]

[2] [Just Friedrich Wilhelm Zachariä als der Verfasser der Verwandlungen.]

[3] [Anklänge an den Schluss des ersten Buchs der Verwandlungen.]

[4] [Der Inselsberg besungen den 10. August 1745. von einem Meistersänger daselbst. Gotha, Joh. P. Mevius, o. J. 4⁰. Der Verfasser: Christoph Eusebius Suppius nennt sich am Schlusse der Dedication. Ueber Bodmers Beurtheilung dieses Gedichtes vgl. E. J. Koch, Grundriss Bd. 2. S. 22. Bodmer in S. G. Langes Sammlung gelehrt. Briefe. Th. 1. S. 138 u. 144.]

[5] [Die beste Welt. ein Lehrgedicht von S**. Halle, E. M. Lüderwalds Wittwe. 1746. 4⁰. Der Verfasser war Joh. Josias Sucro. vgl. Bodmer a. a. O. Pamphlete S. 91.]

Die Martinsgans[6], die uns aus den Kolgärten geſchikt worden giebt uns zu erkennen, daß ſie die ſatyriſche Geiſſel je länger je nöthiger haben. Jch kan mich nicht enthalten Jhnen zu erwähnen daß der Cimon[7] und Efigenia des Boccaccio ein vortreffliches *Sujet* zu einem Schäferſpiele abgäben, wenn ſie einem geſchikten Mann in die Hände fielen.

Jtzt ſind die Schäfer noch zu bäuriſch; wir müſſen uns aber mit gleicher Sorgfalt vor dem andern Extrem hüten, daß wir nicht hohe Standesperſonen aufführen, die in der Maske gehen, und ſich ſelber einer gewiſſen Nachläſſigkeit und Trägheit überlaſſen, welche mit dem Schäferſtande nicht beſtehen kan, und vornehmen Leuten deſto übler anſteht, weil ihre Pflicht erfodert, daß ſie ihre müſſige Zeit zum Nutzen des gemeinen Weſens und derjenigen anwenden, die für ſie arbeiten, und denen ſié ihre Titel und ihren Reichthum zu danken haben.

Dürffen wir nicht hoffen, daß wir bald in den Beyträgen oder abſonderlich gute Trauerſpiele bekommen werden? Der Herrmann und die Dido ſind nicht übel gerathen; Gottſched iſt ſehr unvorſichtig geweſen, daß er ſie neben ſeine ſchlechten Sachen geſtellt hat. Es ſind *oppoſita juxta ſe poſita.* Hier iſt eine kleine Schrift unter der Preſſe mit dem Titel: Des Hrn. *p. de C.* von C. Lehrſätze von dem Trauerſpiele mit einem Schreiben an Hr. *p. C.* darinnen ſie unterſucht werden. Diſe Schrift wird vielleicht dienen, die guten Köpfe aufzumuntern, daß ſie ihre Kräfte auch in diſer Art der Poeſie verſuchen. Darinnen iſt Gottſcheds Schaubühne mit keinem Wort gedacht, man überläſt diſen dem Conrector Erlenbach, der ſich jüngſt mit der Panthea der Frau Gottſcheden[8] ziemlich beluſtiget

---

[6] [Pottelwitz in den Pamphleten S. 91. „Die Martinsgans ist vom reimvollen Bauzner, dem hiesigen Naumann.“ (Chn. Nicolaus Naumann.)]

[7] [vgl. Briefe der Schweizer. Aus Gleims Nachlasse hggb. von W. Körte. Zürich, 1804. S. 17.]

[8] [Beurtheilung der Panthea, eines so genannten Trauerspiels, nebst einer Vorlesung für die Nachkommen, und einer Ode auf den Nahmen Gottsched. Zürich, 1746. wiederholt Halle, 1749. (Manso,) Nachträge zu Sulzer. Bd. 8. S. 64 Anm. Lange, Sammlung Th. 1. S. 122. Bodmer unter dem 6. Sept. 1745. „Ich habe den Herrn Conrector Erlenbach überredet, dass er dieser Schrift [vom Natürlichen etc.] eine Critik über die Panthea der Frau Gottschedin anhängen wird. Sie soll etwas umständlich werden und die Form einer Rede bekommen, die ein geschickter Mensch auf einem öffentlichen Platze vor einer Menge Zuhörer gehalten, als sie eben aus dem Schauspielhause, wo die Panthea war vorgestellet worden, gekommen waren.“ Th. 2. S. 51. unter dem 13. Dec. 1745. „vornehmlich der Conrector Erlenbach, der doch nur eine erdichtete Person ist, der weder isst noch trinket, noch schläft.“ S. 53 in demselben Briefe: „Ich habe die Panthea der Fr. Professorin beurtheilet, und mein Urtheil einem geschickten Leipziger in den Mund gelegt, der es auf einem öffentlichen Platze zu Leipzig debitirt, als die Leute eben aus dem Schauspielhause kamen, wo sie aufgeführet worden . . . . . . Ich

hat. Wie ſind die HH. Leipziger von der Ode afficirt worden, welche eine andre Frau[9] auf den Frieden verfertiget hat? Jn Erwartung dero wertheſten Antwort will ich dismal ſchließen und nur die Verſicherung hinzuſetzen, daß ich verbleibe

Ew. HochEdelg.

Ergebenſter

Bodmer.

HochEdelgebohrner Herr

Unbekannter Freund.

Doch ich irre, da ich ſie unbekannt nenne; wiewol ich weder ihren Nahmen noch ihre Minen kenne, ſo kenne ich doch ihre Geſchiklichkeiten, und ihre Einſichten, und ihren redlichen Muth ſich für die Seite, welche ſie für die beſſere erkennen, nicht ohne Gefährlichkeit, zu erklären. Wie ſehr wünſchte ich, daß Sie und unſre andren Freunde in ſo glüklichen Umſtänden ſtühnden, daß ſie den Zorn des König Teutobochs ſo wenig befahren dürften, als wenig Sie Urſach haben, ſeinen Witz zu befahren! Eine Zeit wird kommen, da ſich auch diſes geben wird, und da ſie das öffentliche Lob erlangen werden,[10] daß ſie unter einem Heere voller Abtrünnigen; wie Abdiel,[11] der Wahrheit getreu bleiben, und ſich um ihretwillen in Gefahr haben ſetzen dürfen. Es war ein guter Einfall, daß Sie dem H. Gärtner den Verfaſſer der Schäferſatyre geſtanden haben, vornehmlich darum, weil diſes mich mit einem ſo wakern, und ſo geſchikten Manne bekannt machet. Was ſollte ſo gleichgeſinnte Männer, als ſie beyde ſind, zurükhalten, daß ſie einander nicht alle ihre Autorgeheimniſſe offenbareten! Jch habe dem H. Gärtner ſchon eine Zeitlang in meinen Gedanken die feinſten Stüke der brämiſchen Beyträge zugeſchrieben, worinnen mich einige dunkle Nachrichten meiner Freunde gewiſſer maſſen beſtärketen. Was Sie mir ſchreiben, wie Er Jhre Kritik der Verwandlungen noch weiter getrieben, iſt ſchon allein gnug, daß ich die Genauigkeit ſeines poetiſchen Verſtandes daraus erkenne. Die Neuen Beyträge ſind darum in recht gute Hände gerathen, da ſie unter ſeiner Aufſicht herausgegeben werden. Wir dürfen uns mit allem Rechte verſprechen, daß die trefflichen Muſter in diſer Monathſchrift dasjenige zur Beföderung

---

habe eine Ode, nach Ihrer Art, auf den Namen Gottsched gemacht, welche Sie künftig sehen sollen."]

[9] [Frau Pastor Lange? vgl. Pamphlete S. 96.]

[10] [Ursprünglich schrieb B. da sie sich nicht werden zu fürchten haben.]

[11] [In Klopstocks Messias?]

des guten Gefchmakes vollbringen werden, was die beftgegründeten Lehren, die Critik, und die Satyre, bis dahin vergeblich gefucht haben. Wir wollen um difer und einiger weniger anderer guter Schrifften willen den elenden Witz, mit welchem Deutfchland noch alle Meffen gefchändet wird, mit Geduld vertragen. Mich ärgert indeffen der Schwarm der fchlimmen Kunftrichter weit mehr, als der Haufen fchlimmer Verfaffer. Die letztern meinen es doch gut, und arbeiten zu unferer Beluftigung, wiewol fie es übel verftehen: die erftern find insgemein falfch und ohne Aufrichtigkeit bey ihrer Ungefchiklichkeit. Jch kan Naumann die Martinsgans, und Uhlichen den plauderhaften Schäfer noch verzeihen, aber dem Zeitungsfchreiber,[12] der über das Gedächtniß des gefchikten Pyra fich fo unnütze gemachet, und über die obotritifche Mufik der Reime[13] einen folchen Lärm geführet hat, kan ichs mit gutem Gewiffen nicht vergeben, fo wenig als dem Tartüfe, der Gellerts Betfchwefter,[14] und dem Stümper, der die freundfchaftlichen Lieder angegriffen hat. Und wie kan Wahrheit bey dem wohnen, welcher die zwey Gedichte des Bauersfohnes fo fehr gelobt hat, die doch feinen eigenen Lehren und Exempeln in allen Zeilen entgegen find! Difer junge Menfch verdient ein befferes Schikfal. Jch bin ihm günftig geworden, fobald ich die beyden Gedichte in dem Bücherfaale[15] gelefen hatte. So edel, und fo artig hat kein Neukirch feine Noth vorzuftellen gewuft.

Jch hoffe Sie werden in den critifchen Briefen eben fovile Lehrfätze als Critiken finden. Die Materien in denfelben dünken mich nicht zur Unzeit auf das Tapet geleget, da die Tragödie und die Epopee anfangen fich zu wittern. Hr. Sekretar Schlegel wird uns bald fein drittes Trauerfpiel, den Kanut, lifern. Eben derfelbe arbeitet an einem Heldengedichte von Heinrich dem Löwen. Aus Wien ift uns die Therefiade[16] angekündiget worden. Man redet

---

[12] [Bodmer an Hagedorn auf Michelismesse 1746 (Ungedruckt): „Herr Zink hat übel für seine Reputation gesorget, da er Kästners Schreiben wider die freundschaftlichen Lieder in seinen Corresp. eingerüket, und die Langische Beantwortung davon ausgeschlossen.“ S. G. Langes Sammlung gelehrt. Briefe Th. 1. S. 207 f. Kästners Parodie in seinen Werken. Th. 1. Berlin, 1841. S. 132.]

[13] [Obotrit. Musik der Reime ist der von Bodmer in seiner Vorrede zur ersten Ausgabe von Thirsis und Damons (Pyras und Langes) Freundschaftlichen Liedern gebrauchte Ausdruck.]

[14] [Vgl. Pamphlete S. 94.]

[15] [Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Bd. II. Leipzig, 1746. S. 450—454. vgl. Bodmer an S. G. Lange in dessen Sammlung gelehrt. Briefe. Th. 1. S. 128. „Bey Gottsched ist keine Wahrheit. Wie hätte er sonst in dem Büchersaal die Gedichte des Baurensohns loben können, welche so vortrefflich sind, als seine eigenen mittelmässig sind?“ Pottelwitz in den Pamphleten S. 92 f. v. Hagedorn ebd. S. 105.]

[16] [F. Ch. von Scheyb, Theresiade. Wien, 1746. fol.]

auch von einem Gedichte auf den Einfall in Sachſen. Der Entwurf des Gedichtes von dem geretteten Noah weiſet eine ſo reiche Quelle von epiſchem Erhabenen und Wunderbaren, daß ich noch immer hoffe, irgend ein fähiger Kopf von unſern aufwachſenden Dichtern werde ſich dadurch ermuntern laſſen, nach diſem Plane zu arbeiten. Ein Feldzug nach Rom, der geiſtlichen Hierarchie zu wehren, hätte auch ſeine beſondern Vorzüge; vornehmlich wenn der Poet in den Sitten und Gewohnheiten der mittlern Zeiten, bis auf Kleinigkeiten, beleſen wäre. Zu welchem Ende die Minneſänger treffliche Dienſte thun könnten. Man könnte nicht beſſer thun, als daß man ſich mit Erzählungen, Verwandlungen, Unzufriedenen, zu dem epiſchen Gedichte vorbereitet. Jch nehme hier Anlaß Sie über ein kleines Stüke der Erzählung um Jhre Gedanken zu fragen; wäre es für das hercifche Gedichte nicht anſtändiger, wenn die Sätze und Abſchnitte der Rede in den Erzählungen nicht ſo kurz abgebrochen würden, wenn ſie nicht mit allen Zeilen, oder allemal mit der zweyten ſchlöſſen, wenn ſie in die vierte, fünfte etc. hinausgezogen würden. Aber es iſt vermuthlich Nothwendigkeit und nicht Wahl, daß in gereimten Verſen ſo kurze Abſätze gemachet werden. Sehen ſie mein Herr, wie gern ich mit Jhnen ſchwatze da ich von ſolchen Kleinigkeiten mit Jhnen ſchwatze. Machen ſie mir ferner und oft das Vergnügen Jhrer angenehmen Zuſchriften; und halten ſich vor verſichert, daß ich mit aller Hochachtung und Freundſchaft verbleibe

Zürch:
Auf der Michelismeſſe 1746

Ew. HochEdelg.
Ergebener
Joh. Jacob Bodmer.

In Kestners Sammlung befindet sich auch von Schlegels eigener Hand geschrieben der in den Litterarischen Pamphleten S. 97—101 abgedruckte Brief vom 2. (?) Merz 1747, welchen Gärtner an Bodmer übersandte (s. Pamphlete S. 113). Dieses Schlegelsche Autographon, welches vom 10. März 1747 datiert ist, ist vermuthlich nicht der an Bodmer übersandte Brief selbst, sondern ein vom Absender zurückbehaltener Entwurf. Letzterer bietet ausser anderen Abweichungen auch die, dass der im Drucke S. 97 vorkommende Satz: „Denn einen Band von Gottscheden kann man wohl in einem Tage durchlesen, aber kein Bändchen von Ihnen“ *fehlt; ebenso fehlen die beiden Sätze S. 98:* „Ueberhaupt hat mich der ganze Brief — sehr leicht entbehren“ *und die Worte* S. 99 „und noch dazu ein Freygeist.“ *Für* „Autor-

neid des Prof. K***" *hat das Autographon:* „Autorneid des Profeſſor Käſtners" *(vgl. Bodmer bei Lange I S. 162). Die Unterschrift lautet in demselben:* „Jch bin mit aller Hochachtung Ew. Hochedelgeb. aufrichtiger Freund, Orontes Pottelwitz." *Zu erwähnen ist schliesslich nur noch, dass Nic. Dietr. Giseke am 25. Nov. 1747 an Bodmer schreibt (Pamphlete S. 119): „Er (Pottelwitz) hat auch wirklich schon vorige Ostermesse einen Brief (an Sie) fertig gemacht, der aber ohne seine Schuld verlohren gegangen ist."*

Ungedruckte Briefe Wielands an Lavater.

Mitgetheilt von

Ludwig Hirzel.

Die hier dem Druck übergebenen Briefe Wielands an Lavater, welche mir von verehrungswürdiger Hand überlassen worden sind, enthalten nicht die ganze von Wieland an Lavater gerichtete Correspondenz. Bereits die Zürcher Sammlung Wielandscher Briefe (Zürich 1815 u. 1816) enthält im dritten Bande ein Schreiben an Lavater vom 22. Juni 1776, welches seines auf Goethe bezüglichen Inhaltes wegen besonders bekannt geworden ist. Sofern es mir angemessen erschienen wäre, dasselbe an diesem Orte nochmals zum Abdruck zu bringen, so wäre es zwischen Nr. 14 und Nr. 15 der hier gedruckten Briefe einzureihen gewesen.

Indessen auch Ulrich Hegners „Beiträge zur nähern Kenntniss und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters“, Leipzig 1836, beweisen, dass Wieland noch mehr Briefe an Lavater gerichtet hat, als heute in des letztern Nachlass gefunden werden konnten. Wie seiner Zeit, bei dem erscheinen des genannten Buches, eine ganze Anzahl von Stellen aus Briefen Goethes an Lavater zum Vorschein gekommen sind, welche dem Herausgeber des Goethe-Lavaterschen Briefwechsels nicht zur Verfügung waren, so enthält dasselbe auch mehrere Stellen aus Briefen Wielands an Lavater, die in des letztern Nachlass nicht mehr vorhanden sind. Ulrich Hegner, welcher mit Lavater eng befreundet war und in der letzten Lebenszeit Lavaters in dessen Hause zu Zürich wohnte, ist allem Anscheine nach und vielleicht gerade zu der angegebenen Zeit in den Besitz eines Theiles von Lavaters Correspondenz gelangt, dessen Untergang, falls sich derselbe nicht irgendwo

in Winterthur noch finden lassen sollte, sehr zu beklagen sein würde.

In die hier mitgetheilte Correspondenz Wielands sind die bei Hegner Seite 79 und 80 und Seite 82 und 83 mitgetheilten Fragmente (aus Briefen vom 15. April und vom 21. Juni 1776) so einzuschalten, dass das erstere zwischen Nr. 13 und 14, das zweite zwischen Nr. 14 und 15 zu stehen käme.

Die von Hegner Seite 61 oben citierten und unter Datum des 27. October 1775 gesetzten Worte: „Um ganz glücklich zu sein — drücken können“ gehören, wie man sieht, dem Briefe vom 10. Nov. 1775 an.

Der undatierte Brief Nr. 4 erhält seine richtige Stelle hinter dem vom 28. September 1775, wie eine Vergleichung des Inhaltes der beiden Briefe deutlich zeigt.

1.

Da die Frau Hofräthin La Roche, welche sich vorgesetzt hatte, Ihnen, mein sehr ehrwürdiger Herr, zugleich mit mir zu schreiben, durch eine Menge zufälliger Hindernisse, welche ihr kaum über einzelne Augenblicke freye Disposition lassen, noch daran verhindert zu werden scheint, so kan ich es länger nicht anstehen lassen, Ihnen für das angenehmste Geschenk, welches Sie mir mit dem Bilde Ihres grossen Freundes Zimmermann zu machen die Gütigkeit gehabt haben, meine ausnehmende Dank-Verbundenheit zu bezeugen. Möchte ich fähig seyn, eine so unverdiente Marke Ihrer Geneigtheit durch ebenso angenehme Gegengefälligkeiten erwiedern zu können.

Ich ergreife diesen Anlass, Ihnen meine Freude darüber zu bezeugen, dass Sie, wie ich aus Ihren Briefen an Herrn Zimmermann ersehe, im Begriff sind, ein Werk auszuführen, wovon ich (: wie Ihnen die Jgfr. Bondely sagen könnte,) vor acht Jahren eine Art von Entwurf gemacht hatte, dem ich in der Folge meine Kräfte nicht gewachsen fühlte. Sie, mein Herr, scheinen würklich bestimmt zu seyn, dieses Grösseste, was jemals die himmlische Muse einem sich unsterblich fühlenden Geiste eingegeben hat, in derjenigen Vollkommenheit auszuführen, welche die Erfüllung Ihrer grossen Absicht nothwendig macht. Dass Sie zu einem so erhabenen und auf das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechts so unmittelbar abzweckenden Vorhaben Gesundheit, Ruhe und alle mögliche Aufmunterungen haben mögen, ist der aufrichtige Wunsch

Biberach den 14. Sept. 1768. Ihres Verehrers und Dieners

Wieland.

2.

Ich habe, mein zukünftiger Freund, Ihren Brief vom 26. August sogleich dadurch beantwortet, dass ich an den ehrlichen Asmus geschrieben, und ihm soviel von meiner Freundschaft als er fassen, brauchen und niessen kan, geradezu und auf seine eigene Bedingungen angeboten habe. Ihren Nahmen musste ich zum Introducteur nehmen, weil Herr Claudius, vermuthlich aus Ursache weil er mich bisher so wie Voss und andre junge Schwärmer für eine Art von Apokalyptischem Thiere angesehen, nicht für gut gefunden hat, mich zu einem der Beförderer seines Buches zu machen. Sie können sich aber darauf verlassen, dass es mit aller Delicatesse geschehen ist, die ich der Würdigkeit Ihres Namens und der Heiligkeit des Elends — *res est sacra miser* — schuldig war.

Alles kömmt nun bloss auf Hrn. Claudius selbst an, auf seine Geneigtheit oder Ungeneigtheit, mit diesem Wieland, dessen blosser Name gewissen anern und ihrem Oberhaupt ein Gräuel ist, an einerley Joche zu ziehn. Ich bin Niemands aner und verlange von Niemand, dass er mein aner seyn soll. Aber ähnlich fühlen, denken, wollen und handeln müssen die, die, mit einiger Hoffnung Gutes zu würken, an Einerley Unternehmung arbeiten sollen.

Wäre Claudius noch unverheyrathet (wie ich vermuthete, aber erst gestern des Gegentheils belehrt worden bin), so würde ich ihm ohne Umstände mein Haus, meinen Tisch und alles was er sonst hätte gebrauchen können, um einige Jahre mit mir zu leben und zu weben, angeboten haben. Zum Unglück für ihn ist dies nun keine mögliche Sache mehr.

Seinen Asmus kan ich noch nicht empfehlen, weil er, ungeachtet mein guter Bertuch längst ein paar Exemplare bey Boden bestellt hatte, noch nicht in Weimar ist. Sobald ich ihn gelesen habe und finde, dass ich ihn mit Nachdruck empfehlen kan, soll es geschehen.

Seitdem ich angefangen habe, Ihre Fragmente von Physiognomik zu studieren, habe ich mir vorgesetzt, mein übrig Leben lang daran zu studieren. Ich kan Ihnen nicht sagen, in welchem Grade ich Sie verehre, seitdem ich Sie durch dies grosse Werk besser zu kennen glaube. Alles was sich mir nähert, hört mich Dinge von Ihnen sagen, die ich Ihnen nicht sagen werde und die vielleicht seit 1000 Jahren kein andrer vom Weibe gebohrener verdient hat. . Bey allem dem nenne ich Sie nur meinen zukünftigen Freund, in Hofnung, wir werden noch dereinst, Gott weiss in welcher Welt und in welcher Aeone, das für einander werden, was wir in dieser Welt nicht werden können, — weder aus meiner noch Ihrer Schuld nicht werden können. Die Natur mag es verantworten, die allein daran Schuld hat! Sie sind ein zu weiser, zu vollkommener Mann für

mich. Ich kan Sie verehren, aber lieben kan man nur seinesgleichen.

Weimar den 7. Septemb.
1775. Wieland.

Darf ich Sie bitten, meinen ehrwürdigen alten Vater Bodmer in meinem Nahmen zu umarmen und ihn zu bitten, dass er mir die elende Ode an Bodmer, die ich in den letzten Mercur einrücken liess, verzeyhen soll. Ein ungenannter Schweizer sandte sie mir nebst andern noch elenderen Gedichten, ich liess diese einzige Ode drucken, bloss weil sie an Bodmern gerichtet war. Nun reut michs, denn ich sehe, sie missfällt aller Welt, und in der That, ein Mensch sollte keine Verse machen, der keine gute machen kan.

3.

Nur ein paar Worte, bester Lavater, um einem besorglichen Missverständniss zuvorzukommen. Ich habe, wie ich Ihnen meldete, an Claudius geschrieben und ihn zugleich um Exemplare von seinem Asmus etc. ersucht. Aber bis izt weder Antwort noch Exemplare! Was kan und soll ich von dem Manne denken?

Nun ist doch nicht möglich, dass ich ein Buch anpreise, wovon ich noch nichts gesehen habe. Also werden Sie im Merkur vom Monat September noch kein Wort von Asmus finden; und dies musste ich Ihnen auch melden, damit Sie nicht genöthigt wären, schlimmer von mir zu denken, als ich verdiene.

Ich bin freylich nur ein natürlicher Mensch; aber weder ein Hippias noch ein *Epicuri de grege porcus*, noch ein Rohr, das der Wind hin und her bläset. Ich wünschte wohl, dass wir uns einmal näher kennen lernten. In Ihrem lieben Helvetien sind böse Gerüchte von mir ausgestreut worden. Ich erfahre aber selten was davon und, wenn's geschieht, nur zufälliger weise lange hinterdrein. Der Sicherheit wegen, möchte wol das beste seyn, wenn man von Personen, die nun einmal zum *volitare per ora virum* verdammt sind, dem Gerüchte gar nichts glaubte.

Aber auch über diesen Punct, thun Sie was Sie für Recht halten. So gerne ich von einem Manne wie Sie (ich habe zwar noch nie einen andern Mann wie Sie gekannt), richtig gesehen und geliebt sein möchte, — so begreife ich doch nicht, was ich dazu beytragen könnte. Lassen wir also unsere Sachen immer ihren Train gehen.

Und doch muss ich Ihnen sagen, dass mich die Stelle Ihres Briefchens: bloss Huld der Fürsehung ist's, dass ich nicht gethan und geschrieben habe, was Ihnen zur Last gelegt wird etc. in Ihrem Munde choquirt hat. Sie erinnerte mich zu stark an jenes:

Ich danke dir Gott, dass ich nicht bin wie dieser Zöllner. Ueberhaupt kan ich, wenn ich diese Stelle ein wenig analysire, keinen rechten Sinn herausbringen.

Doch ich will Sie nicht zu einer Correspondenz nöthigen, die uns beyden lästig seyn, und wahrscheinlich, ehe wir uns besser kennen, zu nichts helfen würde.

Weimar den 28. Sept. 1775.

Wieland.

4.

Mein Herz drängt mich, Bester Lavater, schon wieder ein paar Worte zu Ihnen zu reden. Werden Sie nicht unwillig, dass ich Sie so oft überfalle. Es braucht ja doch nur etliche Minuten, um so ein Blätchen zu übersehen, und antworten sollen Sie mir nur, wenn Sie es gerne thun und just nichts besseres zu thun haben — wiewol dies vielleicht nie ihr Casus ist.

Es ist eine Stelle in meinem letzten Briefchen, die die abscheulich(sten) Gedanken in Ihnen veranlassen könnte, als ob ich fähig wäre, Sie mit dem Pharisäer, von dem ich dort spreche, in eine Classe zu setzen. Ich kan diese Besorgnis nicht ertragen. Glauben Sie mir, Lavater, je mehr ich Sie, insofern ich Sie aus Ihren Schriften, bes. aus den Physiogn. Fragmenten, kennen kan, mit Aufmerksamkeit betrachte, je grösser und ehrwürdiger kommen Sie mir vor und — wiewol ich Ihnen letzthin schrieb, dass ich Sie nicht lieben könne, so fühle ich doch täglich mehr, dass ich mich geirrt habe, und dass wir uns, wenn wir uns nur etliche Tage sehen und gegen einander expectoriren könnten, vielleicht mehr lieben würden als ich oder Sie selbst uns vor Jahr und Tagen hätten träumen lassen. Aber eben darum, weil Sie ein so grosser, so guter, so höchst interessanter Mann in meinen Augen sind, ist es nicht in meiner Macht, durch dies oder jenes, was ich (vielleicht bloss aus meiner Schuld) nicht mit meiner Idee von Ihnen reimen kan, nicht choquirt zu werden. Von dieser Art war der Ausdruck in Ihrem letztern, das mir durch seine Aehnlichkeit mit des Pharisäers ich danke dir Gott auf die Brust fiel; nicht weil ich argwöhnte, dass Sie im Innern die mindeste Ähnlichkeit mit dem stolzen Selbstbetrogenen hätten, sondern weil mir in dem Augenblick, wo ich's las, die geringste scheinbare Ähnlichkeit im Äussern mit einem mir so herzlich verhassten Character schmerzlich war. — So, liebster Lavater, nehmen Sie es auf und belehren mich nur mit zwey Worten, wenn ich geirrt habe.

Auf der Bitte, nicht zu schlimm von mir zu denken und nicht alles von mir zu glauben was von mir hier und da geschwazt wird, insistire ich nochmals, — nicht weil ich Ihnen gerne besser scheinen

möchte als ich bin, sondern weil ich würklich gewiss bin, dass ich Ihnen schlimmer vorkomme als ich bin.

Claudius hat meinen Brief an ihn zwar keiner Antwort gewürdiget, aber mir doch endlich durch das Address-comptoir in Hamburg die 25 Exemplare seines Asmus etc., die ich mir ausgebeten hatte, zugeschickt. — Finden Sie dies Betragen edel und gut? — Und nun habe ich auch die *olla potrida* dieses Asmus selbst vom Anfang bis zu Ende gelesen, und gestehe Ihnen mit der gänzlichen Offenheit, die Sie immer von mir erwarten dürfen, dass ich nicht begreiffen kan, wie Sie die hämischen Ausfälle, die Hr. Claudius darin auf mich thut, in einem so milden Lichte ansehen, wie Sie finden können, dass ein guter, edelmüthiger frommer Mann fähig sey, auch den geringsten seiner Nebenmenschen mit der boshaften Wendung, die in der Recens. des VIII[ten] B. vom Merkur so crass in die Augen fällt, der Welt verächtlich darzustellen; und wie Sie glauben können, dass mir durch eine solche Behandlung weiter nichts als was ich verdiene widerfahren sey? Können vorgefasste Meinungen für oder wider einen Mann auch einen Geist wie der Ihrige ist, so sehr umnebeln? Können Sie glauben, dass ein ganz unpartheyischer (und warum soll Hr. Claudius das nicht gegen mich seyn?) gesund denkender, guter Mann die Dialogen des Diogenes in keinem bessern Lichte sehen, nichts besseres von ihnen zu sagen haben werde, als Hr. Claudius in seiner kahlen, zweydeutigen und durch ihre geflissentlich affectirte Obscurität die Leser, zum Nachtheil des Buchs und des Verfassers, irre machenden Recension gethan hat? Können Sie Sich selbst verbergen, dass Groll und Begierde, den Hrn. Klopstock und seinen jungen Göttinger Anhang an mir zu rächen (wiewohl ich Klopstocken zu beleidigen nie den Gedanken gehabt habe) die wahre Triebfeder der höhnischen und hämischen Recension des Merkurs gewesen ist? Liebster, bester Lavater, ich appellire an Ihre Gerechtigkeit. Ich verdiene nicht, dass mir begegnet werde, wie mir dieser Hr. Claudius und einige seiner Brüder begegnet haben. Diese Leute misskennen mein Herz, meinen Character und wollen beydes misskennen.

Und nun, können Sie, edler Mann, noch von mir erwarten, dass ich des Asmus *opera omnia*, in denen ausserdem so vieles Missgetön und *Non-Sensi* in meinen Ohren ist — öffentlich anpreise? — Ich kan es nicht thun. Verzeyhen kan ich, bester Mann; mein Blut mit dem Manne, der mich tödtlich beleidigt hat, theilen kan ich! Aber ich muss vorher wissen, dass es den Mann gereüt hat, mir Unrecht gethan zu haben; er muss mir vorher mit liebendem Blick entgegen gekommen seyn. — Es hat Augenblicke in meinem Leben gehabt, wo ich nicht so lange wartete, wo ich der erste war, der entgegengieng, ohne zu wissen, wie meine Gutherzigkeit aufgenommen werden würde, aber traurige abschreckende Erfahrungen haben mich

hierin vorsichtiger gemacht. — Glauben Sie mir, Lavater, wenn Sie meinen ganzen Weg gegangen wären, Sie würden von den Leuten, die so gar viel besser, weiser, frömmer, empfindsamer als andere seyn wollen, nicht günstiger denken als ich. Was für ein Herz war das, das mir die Natur gegeben hatte und wie ist ihm seit mehr als 20 Jahren mitgespielt worden!

Ueber alles dies und von tausend hieher gehörigen Dingen und von der ganzen Geschichte meiner Seele und vor allem der ganzen Geschichte der Ihrigen und von allem, wodurch wir uns ganz kennen, ganz durchschauen lernten, — o möchte ich in meinem Leben nur 8 Tage haben, um von allem diesem mit Ihnen bis zur vollen Genüge sprechen zu können! Wie gerne machte ich noch einmal eine Reise nach Zürich! Es ist einer der herzlichsten Wünsche meiner Seele. Musse hätte ich nun dazu; aber die übrigen Umstände! — Ich habe ein Weib, bester Lavater; eine der reinsten, einfachsten, schönsten, besten Seelen, die Gott geschaffen hat. Aber diese Seele wohnt in einem von Natur äusserst zarten und überdiess durch viele Wochenbetten und mancherley Zufälle geschwächten Körperchen. Ich habe vier Kinder, holde, gutartige, angenehme Geschöpfe, wahre Kinder der Liebe. Wie kan ich dieses Weib, diese Kinder verlassen? Sie machen das Glück meines Lebens aus. Ohne sie würde ich das meiner ganzen Seele so herzlich ekelhafte Hofleben nicht so lange ausgehalten haben. — Gleichwohl ist das Vergnügen im Schoos meiner Familie zu leben das kleinste Hindernis einer solchen Reise! — Sehen Sie also, wie wenig ich in meiner izigen Lage hoffen darf, einen mir so angelegenen Wunsch erfüllt zu sehen.

Ich bin sehr tentirt, Ihnen eine Profil-Zeichnung vom Kopfe meiner Frau zu schicken, um zu hören, ob Sie das alles darin finden, was ich beym ersten Anblick in ihrem Gesicht fand, denn — vielleicht interessirt Sie diese Anecdote — ich heyrathete sie, vor 10 Jahren, bloss auf ihre Physiognomie hin, wiewol ich in meinem Leben nie was andres, als was Sie einen natürlichen Physiognomisten nennen, gewesen bin.

Von mir selbst hat Hr. Schmutzer in Wien einen von meinem Freund Kraus sehr gut (wie man sagt) gezeichneten Profil-Kopf in der Arbeit, der in 2—3 Monaten fertig werden soll. Es wandern Silhouetten von mir in der Welt herum, sie sind aber alle mehr oder weniger unrichtig.

Wenn Sie einmal ein Stündchen wegzuwerfen haben, so werfen Sie's mir zu. In diesem Augenblick bin ich so nah bey Ihnen, dass Sie mich fühlen sollten.

Wieland.

P. S. Ihre Briefe können nicht weiter als bis Canstatt franquirt werden; und ich bin postfrey.

5.

Ihre beiden Briefe, vom 10. und vom 14. October, Mein Theurer, wurden mir in den ersten Tagen der Wiedergenesung von einer ziemlich schwehren Krankheit, zugleich gebracht. Glücklicher Weise erbrach ich den vom 14. zuerst. Ich musste mitten im Brief mit Lesen inhalten, weil ich noch zu schwach war, das innige Vergnügen, das er mir verursachte, zu ertragen — Vergnügen, unaussprechliches Vergnügen, bey den Blicken, die ich da in Ihre Seele that und über den Gedanken, dass es nun endlich dahin gekommen, dass unsre Herzen, die einander gewiss näher verwandt sind als wir wussten und glaubten — so unverholen, frey und zutraulich sich gegeneinander aufschliessen.

Sie hätten einen schwärmerischen Brief von mir bekommen, wenn ich in der ersten Wärme hätte schreiben dürfen. Aber meine Nerven hatten so viel gelitten, dass ich acht Tage nöthig hatte, um mich nur so weit zu erhohlen, dass ich wieder ein paar Geschäftsbriefe schreiben durfte. Unterdessen bin ich freylich wieder kühler geworden. Aber was ich, seitdem ich Ihre Phys. Fragmente, zum zweyten Mal durchgelesen (es geschah unmittelbar vor meiner Krankheit, die hier epidemisch war), und seitdem wir Briefe wechseln, für Sie empfunden habe, hat sich in den Grund meiner Seele eingesenkt. Sie sind eines der herrlichsten Geschöpfe Gottes in meinen Augen und ich ehre und liebe Sie, wie ich noch wenige, vielleicht noch keinen Sterblichen geehrt und geliebt habe.

Von unsern alten *griefs* gegeneinander wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, in unsern Briefen nichts erwähnen. Sie machen mir Hofnung, dass wir uns einst sehen werden, dann wird in einer Viertelstunde mündlicher Expectoration mehr ausgerichtet werden, als durch ganze Bogen voll schriftlicher Erklärungen, wozu weder Sie noch ich Musse haben. Indessen gehört es schlechterdings zur Beruhigung meines eignen Herzens, dass die Stelle in den Ged. über e. schlafenden Endymion (wodurch ich — ich gesteh es Ihnen offenherzig, — eine kleine Rache, wegen der öffentlichen Kirchenbusse, die Sie mich in Ihrem Tagebuch thun machten, nehmen wollte —) so viel an mir ist aus dem Zusammenhange d. würklichen Dinge herausgehoben und vernichtet worden — meine Eigenliebe mag darüber murren oder nicht.

Es kan nicht seyn, und soll, denke ich, auch nicht seyn, dass wir alle Dinge aus einerley Gesichtspunct ansehen, von allem gleich afficiert werden und über alles der nehmlichen Meynung seyen. Aber lieber wollt' ich des Todes sterben, als dass nur eine Zeile von mir auf die Nachwelt komme, woraus man schliessen müsste, dass ich die reinste und beste Seele meiner Zeit misskannt, das nicht für sie

empfunden hätte, was alle nicht ganz verdorbene Menschen für sie empfinden müssen.

Herzlich hat mich die Hitze gefreut, mit der Sie sich über den dermalen so offenbar und ungestüm herrschenden Partheygeist unter unsern sogenannten *gens de lettres* erklären. Es war eine Zeit, wo ich über diesen Artikel völlig dachte und fühlte wie Sie. Alle die mit mir gelebt haben, wissen mit welcher vielleicht ohne Beispiel sigreichen [?] und bleibenden Geduld ich viele Jahre lang den unaufhörlichen Reitzungen zum Unwillen über das unfreundliche und unbillige Betragen gewisser Schriftsteller und ihrer Freunde, Anhänger, Clienten etc. (welche offenbar Parthey machen) widerstanden habe. Endlich hatte ich Augenblicke, aber in der That nur Augenblicke, wo mir die Geduld ausgieng und in diesen Augenblicken liess ich zu, dass ein andrer, ein Mann, der in sehr wesentlichen Stücken gar nicht mein Mann ist, in den mir selbst beynahe ebenso stark als Ihnen anstössigen Crit. Nachr. vom teutschen Parnass, eine Art von Ausfall that; wiewohl ich beynahe überzeugt bin, dass dieser Mann hierinn bloss seine würkliche eigene Meynung schrieb.

Dass in diesem Aufsatze vornehmlich Herders älteste Urkunde auf eine Art, die dem Merkur Schande macht, abgefertigt worden, fühlt izt niemand stärker als ich selbst. Ich sage izt, nehml. seitdem ich diesen Sommer zu Belvedere Herders Urkunde NB zum erstenmale gelesen und mit Anstrengung meiner ganzen Seele durchstudirt habe. Hätte ich, als ich mit der zwooten Lectüre fertig war, meinem Herzen gefolgt, so würde nicht nur Herder einen beynahe abgöttischen Brief von mir bekommen haben, sondern auch in den August des Merkurs eine Recension der Urkunde eingerückt worden seyn, die meinen passiven Antheil an jener fremden Sünde gewiss wieder gut gemacht hätte. Aber ein Freund, der Herdern genau zu kennen glaubt, warnte mich und schreckte mich zurück. Ich unterliess also beydes, gelobte mir aber gleichwohl selbst heilig an, dass ich Herdern bey der ersten schicklichen Gelegenheit öffentlich Satisfaction geben wollte. Zu einer solchen Gelegenheit könnten Sie mir verhelfen, bester Lavater, wenn Sie einen Ihrer Freunde in Ihrem Vaterlande bewegen könnten, mir eine Art von Beurtheilung oder auch nur einige Betrachtungen über H. älteste Urkunde, etwa in Form eines Schreibens an mich, in den Merkur zu geben. Nur wünschte ich, dass in einem solchen Aufsatze mehr prüfende Vernunft als Ueberwallen des Herzens und Flüge der Imagination herrschte. Sie würden mir eine wahre Wohlthat erweisen, wenn Sie mir einen solchen Aufsatz, sollt' er auch nur wenige Blätter betragen, verschaffen könnten.

Ueberhaupt kan ich Ihnen, mein Theurer, mit Zuversicht versprechen, was ich im nächsten Monat des Merk. dem ganzen Publico verspreche, dass es im Merkur künftig immer besser gehen soll.

Denn ich bin nun von allem andern Beruf ganz frey, von aller engern Connexion mit dem Hofe, Gottlob! ganz loss, und völlig Meister über meine Zeit. Indessen kan ich nicht nur nicht alles, sondern in der That nur sehr wenig; und bedarf also der Mitwürkung guter Köpfe und Herzen, die im Wesentlichen mit mir einig im Geist sind und auch im Ton nicht gar zu stark mit mir contrastiren. Wie leicht würde mir ums Herz, wenn ich zum Artikel Kritische Geschichte des Teutschen Parnasses oder der teutschen Litteratur |wenn Sie lieber wollten|, ||den ich, in diesem Jahrgang, ungern aber nothgedrungen lieber ganz habe wegfallen als länger in den Händen des vorigen Verfassers lassen wollen|| wenn ich dazu einen aufgeklärten, feinen, scharfsinnigen, mehr gelassenen als schwärmerischen, ganz unpartheyischen, nichts einseitig ansehenden und dabey mit hinlänglicher Gelehrsamkeit für dies Fach versehenen Mann bekommen könnte, der sich fürs Jahr 1776 dazu engagiren wollte!

Ich verlangte nicht mehr [als] 6 oder 8 gedruckte — aber vortrefflich ausgearbeitete — Bogen von ihm für's ganze Jahr und wollte ihn für die darauf wendende Zeit gerne mit 100 Rthlr. jährl. aus der Merkur-Casse entschädigen. Bisher habe ich diesen Mann noch nicht finden können. Claudius ist es nicht, wie Sie gewiss selbst einsehen; er will aber auch nicht, und hat mir in seiner endlich erfolgten sehr kalten Antwort (woraus ich sehe, dass es ihm gar nicht möglich ist, sich einen richtigen Begriff von mir zu machen), ganz deutlich zu verstehen gegeben, dass er nichts mit mir zu thun haben will. Vielleicht lebt der Mann, den ich suche, in Helvetien; vielleicht kennen Sie einen solchen!

Es ist ein erbärmlicher Nachtheil für alle Arten wissenschaftlicher, litterarischer und sonsten auf moralische Zwecke abzielender Unternehmungen, wenn die besten Köpfe und Herzen so kläglich wie bey uns Teutschen durch einen Raum von 12000 Quadratmeilen zerstreut sind.

Nun von andern Dingen!

Auf Göthen warten wir hier sehnlich seit 8—10 Tagen von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Noch ist er nicht angelangt und wir besorgen nun, er komme gar nicht.

Ich möchte wol wünschen, dass Sie mich genug liebten, um mir in Ihrem Nächsten Ihres Herzens Gedanken über das Herz und den Character dieses ausserordentlichen Sterblichen zu sagen. Unterdessen verlangt mich zu sehen, ob ich durch persönliche Bekanntschaft soweit kommen werde, besser als izt zu wissen, was ich von dem Manne denken soll, der als Shakespears Nebenbuhler so gross ist und doch fähig war, ohne durch einen Gedanken von mir beleidigt zu seyn, in so bösartigen Pasquinaden als Götter, Helden und Wieland und Prometheus ist (denn es ist gewiss, dass er

auch diesen gemacht hat), alles anzuwenden, um mich meinen Zeitgenossen verächtlich zu machen.

Ihr Briefchen für ihn liegt noch immer bey mir. Kömt er nicht, so send' ichs ihm nach Ffurt.

Mein und meiner bessern Hälfte Bild sollen Sie ganz gewiss bekommen; nur wie bald es geschehen wird, kan ich noch nicht bestimmen.

Sie haben nun auch *D.* Barten gesehen! Ich bin begierig zu erfahren, ob Sie würkliche Liebe der Wahrheit in diesem Manne finden.

Adieu, bester, liebenswürdigster Mann! Mein Herz wallt Ihnen entgegen — und in dieser Ueberwallung ist mehr als Worte ausdrücken können.

Meine Mutter, eine gute alte Frau, die sehr von Ihnen eingenommen ist und keinen Mann für glücklich halten kan, der keine Kinder hat, wünscht sehr, gewiss zu seyn, dass Sie auch welche haben und zu wissen, obs Männlein oder Fräulein sind.

Weimar den 27 Octob. 1775

Wieland.

6.

Müssen Sie nicht denken, dass ich unverschämt werde, Mein Theurer! Aber diesmal kan ich mir nicht anders helfen. Ich muss Ihnen sagen, dass seit letzten Dienstag Göthe bey uns ist, und dass ich den herrlichen Menschen binnen dieser 3 Tage so herzlich liebgewonnen habe, so ganz durchschaue, fühle und begreiffe, so ganz voll von ihm bin, — wie Sie besser sich selbst vorstellen, als ich Ihnen beschreiben könnte.

Er hat eine sehr glücklich gerathene Silhouette von mir gemacht, wovon Sie nächstens ein Exemplar bekommen sollen. Inzwischen laben wir uns an den Kupfern zum 2ten Theil der Phys. Frgm., die er bey sich hat, und ich sehne mich zu lesen, was unser Lavater — Sie sind es doch zufrieden, dass ich Sie auch mir zueigne — über alle diese Räthsel und Phänomene sagen wird.

Vernichten Sie doch meinen letzten Brief, worin, glaube ich, albernes Zeug von Göthen steht. Ich sehe wol, man muss einander von Angesicht zu Angesicht sehen, um einander recht kennen zu lernen. Bey Menschen von Göthens Classe ist's wenigstens schlechterdings nöthig. Um ganz glücklich zu seyn, muss ich nun auch noch Lavater sehen, und meine Wange an seine Wange, sein Herz an mein Herz drücken können.

Dieser Gedanke macht mich wieder einmal recht lebhaft und innig fühlen, was Hofnung für ein herzerweiterndes Labsal ist. Wahrer Seelen-Nektar! Ich habe Göthen noch wenig allein haben

können. Ich muss ihn mit so vielen theilen! Aber es wird noch besser werden, und er soll mir noch recht viel von unserm Lavater erzählen. Alles, was Sie angeht, interessirt mich so nahe!

Ich verlange und erwarte nie, dass Sie mir auf meine Brieflein antworten, ausser wenn's je begegnet, dass Sie gerade nichts anderes zu thun hätten. Ich kan den Gedanken nicht ertragen, einem Manne wie Sie von seinen Augenblicken zu stehlen oder beschwerlich zu seyn.

Weimar, d. 10 Nov. 75

Wieland.

Göthe bittet Sie, Ihm alles, was Sie Ihm von den Phys. Fragm. zu schicken hätten, nach Frankfurt zu schicken.

Δευτεραι φροντιδες σοφοτεραι. Wir haben dies Briefchen einen Posttag liegen lassen, um Ihnen meine meines Weibes und meines ältesten Mädchens (eines Kindes von 7 Jahren) Silhouetten zugleich schicken zu können. Göthe hat sie selbst gemacht und sind ganz herrlich geglückt — wie alle Welt sagt. Leben Sie wohl, bester Mann!

den 13. Nov. 1775.

7.

In der Noth nimmt man zu den besten Menschen Zuflucht. Göthe sagt mir, Sie könnten und würden mir helfen; und mein Herz sagt mir, Sie werden's thun, wenn Sie können.

Die ganze Sache ist diese.

Aus beyliegender Note werden Sie sehen, wozu ich mich gegen das Publicum anheischig gemacht habe. Kraus (der die beygehende Zeichnung des herrlichen Kopfs von Sebastian Brand gemacht hat) gab mir grosse Hoffnung, einer von seinen Freunden, der ein guter Kupferstecher ist, würde den Auftrag, „diesen Kopf und alle folgende, die künftig von Monat zu Monat im Merkur erscheinen sollen, zu stechen", willig annehmen. Allein heute erhalten wir eine abschlägige Antwort unter dem Vorwand, er könne nicht.

Sehen Sie nun, liebster Lavater, meine Verlegenheit. Ich bin gewiss, Sie sehen sie nicht nur, Sie fühlen sie. Dem Publico nicht Wort halten, den Monat Jenner 1776 ohne das versprochene Bild eines braven Mannes herauszugeben — wie darf ich daran denken? — Aber wo in der Eile einen Kupferstecher finden, welcher zugleich der Arbeit gewachsen sey, geschwind arbeite, und nicht schon mit bestellter Arbeit überladen sey? Allenthalben risquire ich Abweisung.

Göthe versichert mich, Ihr Lips wäre der Mann, durch den Sie mir helfen könnten, und er glaubt, die Sache liesse sich thun, wiewohl Hr. Lips viel für die Physiogn. Fragmente zu arbeiten habe.

Ich bitte Sie also, Theuerster, bewegen Sie diesen Künstler dazu, dass er den beygehenden Kopf baldmöglichst in Arbeit nehme. Die Proben von seinem Talent, die mir Göthe gezeigt hat, geben eine gute Hofnung, dass er auch dem feinen Lucianischen Geist, der in diesem Kopfe webt, seine Gebühr anthun werde. Unter Ihren Augen wirds gewiss ein herrlicher Kopf. Ich überlasse es Ihnen, und gebe Ihnen Vollmacht wegen der Belohnung mit Hrn. Lips in meinem Nahmen zu handeln. Was billig und recht ist! Ich belohnte gerne wie ein König; aber — ich bin nur ein armer Schelm. Doch kömmt mir's in solchen Dingen auf ein Paar Ducaten mehr oder weniger nicht an. Kurz, ich gebe Ihnen *carta bianca* wegen der Bezahlung. Könnte und wollte Hr. Lips sich engagiren, alle zwölf Köpfe, die ich im Jahr 1776 zu liefern habe, zu arbeiten — desto besser. Wenigstens wünsche ich sehnlich, dass er sich nur für die ersten drey engagire.

Wollten Sie, Geliebtester, in etlichen Zeilen dazu sagen, was Sie bey diesem Kopfe empfinden und denken, wie würde Ihnen mein ganzes Herz danken.

Gerne möchte ich Ihnen noch vieles sagen — Seit vier Wochen haben wir Göthe und seit vier Tagen die Grafen Stollberg, die Sie mir in Ihrem letzten lieben Brief ankündigten. Ich fühle mich seit dieser Zeit neubelebt. Wir sind alle Tage beisammen, lieben uns alle Tage inniger, durchschauen uns und sind glücklich.

Göthe grüsst Sie, das thun auch die Brüder Stollberg, die herrlichen Seelen! Diesen Augenblick gehen sie von mir weg und sagen mir, ich soll nicht vergessen, Ihnen zu schreiben, Ihre Prophezeyhung sey völlig eingetroffen. Alle Drey lieben ihren Lavater, — der gewiss bald auch der Meinige ist! — unaussprechlich, jeder nach seiner Weise.

Wenn ich Ihnen wieder schreibe und mehr Musse habe als izt, will ich Ihnen melden, wie mirs mit dem jungen Prof. Meister gegangen ist. Er hat einen freundschaftlichen Brief von mir erschlichen. Es wird ihm aber nicht wohl bekommen. Ich habe etliche noch ziemlich unschuldige Auszüge aus seinem Geschwätz über die Schwärmerey in den Nov. des Merkurs gesetzt, mit einer Zugabe, worin Gegengift für sein Gift ist. Ich merkte zwar schon etwas beym Durchlesen der drey ersten Bogen, die er mir schickte. Aber Göthe gab mir erst hinterdrein den rechten Aufschluss. Soviel nur *préalablement.*

Nach allem was mir Göthe und die Stollberge von Ihnen gesagt haben, wag' ich's kaum zu wünschen, dass ich etliche Tage mit Ihnen leben möchte. Denn ich fühl' es im Grunde meiner Seele, mein Herz würde zerreissen, wenn ich wieder von Ihnen scheiden müsste. Theurer Lavater!

Weimar den 1 Decemb. 1775

Wieland.

8.

Weimar, d. 25. Dec. 1775.

Wie kan ich Ihnen genug danken, Sie genug lieben, bester Mann! — Die Abdrücke von Seb. Brand sind so eben angekommen und Ihre beyden Briefchen vom 12^{n} und 16^{n} zugleich mit. Mit dem Anblick der Abdrücke fiel mir ein Stein vom Herzen. Sie haben mir aus einer wahren Noth geholfen. Und was für ein trefflicher Mann Ihr Lips ist! Mit Freuden bitte ich Sie, ihm vier Ducaten für Brand in meinem Nahmen zu geben und meinen besten Dank dazu! Ebensoviel soll er für jeden der beyden folgenden Köpfe haben, die Sie mir für den Februar und Merz versprochen. Die Zeichnungen sollen bald gefertiget werden.

Melden Sie mir, wie ich Ihnen das Geld für Hrn. Lips am schicklichsten übermachen kan.

Dieser Künstler hat Vorzüge, die ich so leicht bey keinem andern wieder antreffen werde. Ist keine Möglichkeit, liebster Lavater, dass er sich ohne Abbruch und Nachtheil Ihres Werkes, für den ganzen Jahrgang 1776 engagire? Sie haben schon genug für mich gethan, da Sie mich aus der dringendsten Verlegenheit gerettet. Wenn mein Wunsch also Sie selbst in Verlegenheit setzte, so antworten Sie mir geradezu: nein.

Das Gerede, Hr. Meister hätte eine Bittschrift für L. von W. erhalten, würde mir die Augen vollends öfnen, wenn ich noch den mindesten Zweifel über den Character dieses Hrn. M. haben könnte, nach allem dem, was Göthe mir von ihm gesagt hat. Er wird aber von dieser boshaften Wendung, die er oder seine Freunde der Sache geben, wenig Freude erleben, wenn der Monat November des Merkurs in Zürch angelangt seyn wird. Die Herren werden sich sehr desorientirt finden.

Ihre Warnung vor dem witzelnden, latinisirenden, humanisirenden, voltairisirenden etc. Völklein ohne Herz und meistens auch ohne Kopf werd' ich mir nach Möglichkeit zu Nutz machen. Erfahrungen machen endlich vorsichtig. Treuherzigkeit und Indolenz haben mir mehr Schaden gethan als manchem die ärgsten Bubenstücke.

Göthe ist vorgestern auf's Land gegangen und wird erst Donnerstag Abends wieder zurückseyn. Der Herzog (dem er fast unentbehrlich worden ist), das Schrittschuh-Fahren, die Jagd- und Reiseparthien, die Assembleen, kurz der Hof nimmt ihm fast alle seine Zeit. Er kan sich nun aus Erfahrung vorstellen, wie mir's in den letzten drey Jahren gieng. Uebrigens ist sein Hierseyn in mehr als einer Betrachtung von wichtigem Nutzen. Nur thut mirs leid, dass Ihre gemeinschaftlichen Arbeiten darunter leiden. Und doch braucht's nur, dass er sich einmal etliche Tage zusammennimmt; und das thut er gewiss, sobald er einmal sieht, dass es an die Bundriemen geht.

Mein Verlangen nach dem 2^{n} Theile der Phys. Fragm. ist unsäglich, um mein selbst und der guten Sache willen. Den Obtrectatoren, den Schiefköpfen, den Sophisten, den Mikroskopischen Seelen und wie die Classen weiter heissen, soll und wird Lavater nie anders antworten, als dass er seinen grossen einsamen Weg weiter fortgeht. Ich sehe je länger je mehr, dass es Leute giebt, denen durch alles mögliche Aufklären doch nichts klar wird. Alles was unsere kalten, witzigen, belesenen und gereissten Herrn, Kenner und Dilettanten gegen die Physiognomik noch immer einwenden, ist schon von Ihnen selbst, Mein Theurer, im 1. Theil besser gesagt worden, als es diese Herrn vorbringen können, und auch so beantwortet worden, dass mir die Unverschämtheit oder Dummheit der Leute unbegreiflich ist, die sich eine wichtige Miene geben, als ob Sie ganz neue Dinge sagten, wenn sie mit Zweifeln angestochen kommen, die schon lange gründlich aufgelöst sind. Ich kan dem Unwesen nicht länger zusehen. Der Merkur soll seine *auream virgam* wieder ergreiffen und die *levem turbam* Respect lehren. Merck hat dies Amt, durch Göthes Vermittlung, übernommen. Sie kennen ihn! —

Von Schmidt in Giessen hab ich mich durch einen herzhaften Riss los gemacht.

Wenn Göthe wieder zurückkommt, so soll er einmal an einem Abend von mir und meiner Frau eine neue Silhouette machen. An der meinigen weicht der untere Theil des Gesichts ein wenig von der Wahrheit ab. Stirn und Nase aber sind wahr.

Ach! bester Lavater, warum sind 80 Meilen zwischen uns?

Wieland.

9.

Die Kupferplatte von Seb. Brand ist glücklich angelangt und erfüllt meinen ganzen Wunsch. Immer, mein Theurer, werd' ich Ihnen für diese Freundschaft in der Noth in meinem Herzen danksagen.

Ob es möglich ist, dass Hr. Lips ohne Ihren Nachtheil sich für den ganzen Jahrgang engagire, darüber erwarte ich bloss Ja oder Nein; Ja, wenn's angeht, Nein, wenn's nicht angeht.

Göthe ist noch immer hier — und ich habe keinen Begriff davon, wie ich werde existiren können, wenn ich Ihnen schreiben muss, er ist nicht mehr hier. Dank dem Himmel, dass dieser Augenblick vor der Hand noch weit entfernt scheint.

Hier, mein bester, kommen die beyden Zeichnungen von den Köpfen, die vorm 2. und 3. Stück figuriren sollen.

Ueber jeden bitte ich bey Uebersendung der Platte nur in ein paar Zeilen Ihr Physiognomisches Urtheil. Darf ich Sie an Herders älteste Urkunde erinnern?

Gesundheit, Kräfte, Freude und Liebe zum Neuen Jahr, würdigster, bester der Sterblichen!

den 11 Jänner 1776.

Wieland.

10.

Erfreulich. lieb und heilig möcht ich fast sagen, ist mir jedes Blättchen von Lavaters Hand. Diesen Abend erhalt ich Ihr Briefchen vom 24 Jenner mit der Abhandlung über die älteste Urkunde, in die ich nur noch habe hineinblicken können, habe aber schon genug gesehen, um Ihnen herzlich dafür zu danken. Ich wills auf den März aufsparen. Der Februar hat keinen schicklichen Platz für ein so gutes Stück.

Ich bitte Sie inständig, lassen Sie Ulrichen von Hutten zuerst machen; denn diesen brauche ich für den Februar. Hans Sachs kan erst im Merz kommen, weil Göthe noch etwas über ihn in Hanssachsischer Reim-Weise dichten will. Göthe bleibt vermuthlich

vielleicht noch lange hier, er ist mächtig umsponnen und versucht nun das Abentheuer, von welchem ich abgestanden bin, sowie ich sah, dass es für einen andern aufgehoben sey. O Lavater, Lavater, wie gut, dass Sie die grosse Welt, die Fürstenkinder, die Höflinge, die Prinzenhofmeister, und alles dies nicht so nah, so genau und um so hohen Preis haben kennen lernen wie ich!

Göthe ist seit Sonnabends früh mit dem Herzog in Erfurt, und kömmt erst morgen wieder. Er thut das mögliche und was 100 andern unmöglich wäre noch dazu, um seinen Lavater nicht im Stich zu lassen. Aber oh wie viel mehr könnte, würde der herrliche Geist thun, wenn er nicht in dieses unser Chaos gesunken wäre, aus welchem er doch — mit allem seinem Willen, aller seiner Kraft — doch keine leidliche Welt schaffen wird. Aber — war ich nicht schon 38 Jahr alt, da ich mich noch durch eine magische Einbildung und die noch stärkere Magie des verführerischen Gedankens: Viel Gutes im Grossen auf Jahrhunderte zu thun, an diesen Hof ziehen, in dieses Gefahrvolle mit Precipissen umgebene und, beym Tageslicht besehn, doch immer unmögliche Abentheuer verwickeln liess? Göthe ist erst 26 Jahr alt. Wie sollt' er, mit dem Gefühl solcher Kräfte, einer noch grössern Reitzung wiederstehen können? Denn sein *ascendant* über unsre Fürstenkinder, alt und jung, ist unglaublich. Und doch — doch, doch wollen wir sehen! Wenn's auch nur nicht ganz so schlimm wird, als es sonst geworden wäre, wenn auch nur etwas Gutes geschieht, das sonst nicht geschehen wäre —, so war's ja der Mühe werth!

Ich fühle wohl, dass ich Ihnen da weder etwas halbes noch

ganzes sage; aber es ist doch zureichend, sich einige Idee davon zu machen, warum Göthe hier ist und wie er hier ist. In meinem Hause ist er wie einer, der zu uns gehört. Er athmet wieder Ruhe und Liebe bey uns und das hilft dann dazu, dass er das Herumtreiben in dem grossen Rade wieder desto besser aushalten kan.

Leben Sie wohl, bester, vortreflichster Mann!

Ich überlasse mich Ihnen gänzlich wegen des Kupfers zum 2ⁿ Monat m. Merkurs.

Die 4 # will ich nach Ihrer Ordre an Göthen bezahlen. Die *Φυσιογνωμικα* für ihn sind auch mit gestriger Post angelangt. Wär er nur wieder da!

Weimar den 5ten Februar 1776

W.

Eben höre ich, dass Göthe erst Mittwochs wiederkomme.

11.

Hier, Geliebtester, ein Ex. vom T. M., an welches Sie so grosses Recht haben. Wollte Gott, Sie könntens so einrichten, dass Lips für diese und viele künftige Jahre für den Merkur arbeiten könnte. Ich habe mich umgesehen, aber nirgends ist einer zu finden, der mir Lipsen ersetzte, der den Grad von Physiognomischem Gefühl und die geübten Augen und Hand hätte, in einem Bildniss bloss auf den Ausdruck des Characters und Geists der Physionomie zu arbeiten, der so leicht um ein einziges Haar, um einen einzigen Druck verfehlt werden kan. Kurz meine ganze Unternehmung geht zu Grunde, wenn ich Lipsen nicht behalten kan. Der Mangel an brauchbaren nicht gar zu theuern Künstlern ist unsäglich. In einer Stadt wie Augsburg kein einziger! Ich bitte Sie, bedenken Sie mein Bedürfniss und helfen Sie mir. Ihnen selbst liegt gewissermaassen dran, dass meine Kupfer gut werden; denn Sie können alsdann in Ihrem Werke sich auf selbige beziehen und da der Merkur in aller Welt Händen ist, können Sie Sich auf diese Art die Mühe ersparen, manchen wichtigen Kopf selbst zu liefern.

Was sagen Sie dazu, dass Herder als General Superintendent nach Weimar kömmt: — nach Weimar!

Göthe ist lieb und gut und thätig mit mehr Weisheit als seinen Jahren zukömmt.

Ich bin glücklich mit und in ihm.

Und doch weissagt mir etwas in meiner Seele, dass ich Ihnen, vielleicht noch ehe dies Jahr zu Ende ist, um 50 Meilen näher seyn werde. Ich kan Ihnen nicht sagen, was für eine Magie dieser Gedanke über mich hat.

Weimar, d. 16 Febr. 1776

W.



12.

Wieland an Lavater.

W. den 4ⁿ Merz 1776.

Engel Gottes! Lieber, bester Lavater! Mein Herz allein nennt Deinen Nahmen! Glaube nicht, bester, dass ich zu gut von Dir denke. Gewiss ich thue es nicht. Aber ein grosses seliges Gefühl Dessen, der dich gemacht hat, dessen Organ Du bist, durchdringt mich fast allezeit so oft ich an Dich denke!

Verzeyhen Sie mir diese Vertraulichkeit. O Lavater, Sie können auch Menschen, die nichts als natürliche Menschen sind, lieben und Bruder nennen. Ich bin Ihr Bruder! Ich fühl' es, dass ichs bin!

Aber Lavater ein Müdling! — Ich kan Ihnen nicht beschreiben, wie es mich im Innersten verwundet und schmerzt, dass ich Sie unter dem Drang solcher Arbeiten, solcher Geist und Leib erschöpfender Arbeiten und Sorgen seufzen sehe, und dann noch denken muss, dass es Menschen gibt, die es über Ihr Herz bringen können, meinem Lavater sein Leben zu verbittern, seine Bemühungen, die jeder gute aufmuntern, mit Liebe belohnen sollte (wenn ich so sagen darf), ihm zu erschwehren — Weg mit ihnen! Ich kan nicht ohne Grimm an solche Menschen denken. Ich habe keine Geduld für sie. Und doch ist es auch Liebe, wenn ich über solche Menschen ergrimme.

Eben izt, bester Mann, erhalte ich die beyden Platten Hutten und Hans Sachs. Grosse Freude darüber und herzlichen warmen Dank dafür und für die Erlaubnis Ihnen noch 6 zu schicken. Sie fühlen (wie ich), wie wesentlich mir Lips zu diesem Geschäft ist; es gibt ausser Chodowiecki gar keinen andern Künstler so, der zum Physionomie-Hascher so gemacht ist, wie Lips. Mit erster Post schicke ich wieder ein paar brave Männer aus der Zeit meines Lieblings Maximil. I.

Unser Göthe ist seit vorgestern wieder mit dem Herzog bey Dalberg in Erfurt und kommt erst morgen Abend zurück. Ist auch ein Müdling, nur auf eine andre Art: Denn ach! l. Lavater, denken Sie sich einmal Favorit und fac totum und Göthe zusammen! Und fac totum, das am Ende doch nicht den 100. Theil von dem thun kan, was er gerne thäte. Und gleichwol sehen Sie aus Herders Berufung zum General-Superintendenten und O.-Hofprediger, dass Göthe etwas thut. Ich stelle mir seine hiesige Existenz als ein Farao-Spiel vor. Der Herzog hält die Bank, Göthe pointirt wider ihn. Göthe sezt 1. 2. 3. 4. oft 8 und mehr Tage auf eine Karte; verliehrt manchmal: aber weil er sein Spiel poussirt, so braucht er auch nur wieder ein einziges *trente-leva* oder *soixante-leva* zu gewinnen, so ist alles wieder ersetzt. So ein *trente-leva* gewann er

mit Herdern — doch Sie verstehn mich wol nicht einmal mit meinem Farao und meinen trente-levas?

Verlassen Sie Sich inzwischen darauf, dass Göthe in allem dem Wirbel, worinn er sich dreht, Sie und die Physiognomik nicht vergisst und dass er alles im Gang erhält. Ich freue mich unsäglich auf diesen kommenden 2ⁿ Theil. Aber alles, was Sie dazu bestimmt hatten, kan und soll doch wohl nicht in den 2ⁿ Theil kommen? Er würde ohne alle Proportion dicker als der erste und wozu das? Doch darüber hat Ihnen Göthe wohl schon geschrieben, oder thuts nächstens. Ihnen, Liebster, wäre izt Ruhe und Erhohlung nöthig! Könnte ich nur 3 Wochen bey Ihnen seyn! Aber ich fühl' es voraus, Sie würden mir zu lieb werden. Ich würde im eigentlichen Sinn vor Liebe krank werden; und sterben, wenn ich Sie wieder verlassen müsste.

Von unsrer Herzogin Louise? Was kan ich Ihnen sagen? Sie ist ein Geschöpf aus meiner lieben Niobes-Familie; gleicht einem Weib aus der Unschuldswelt, oder aus den guten Homerischen und Patriarchalischen Zeiten wenigstens. So mag Rebecca oder Alceste oder Artemisia ausgesehen haben und gewesen seyn. Und doch ist sie nicht glücklich und macht nicht glücklich! Ein trauriges Räthsel! — So ist alles in dieser Welt uns verhältnissweise gut oder bös.

Ihr Briefchen, mein Lieber, kan ich Louisen erst morgen geben. Ich sehe sie sehr selten; und wohl mir, dass ich sie selten sehe. Sie ist, nach Seel und Leib, eine idealische Form für mich und würde mir mehr Liebe einflössen, als unser Verhältniss tragen möchte. Warum kan C. A. den Engel nicht aus meinen Augen sehen. Warum kan Louise den edeln, guten, biderherzigen, wiewol auf halbem Weg verunglückten Heros C. A. nicht mit meinen Augen sehn? — Warum? — Warum? — Was helfen uns die Wenn's und Warum's? S' ist nun so und soll so seyn, — wie alles übrige.

Täglich ist unter meinen Lieben die Rede von Lavater, mit so herzlicher Liebe, Theilnehmung, Freude, Bekümmernis etc. etc. Sie sollten's manchmal fühlen — wenn Herzen einander in einer solchen Distanz fühlen könnten. O du bester, segne, stärke, erhalte Dich GOTT.

P. S. Die Nchricht kommt gleich in den Merkur. Haben Sie das Exemplar von No. 1, das ich Ihnen durch die Post schickte?

13.

Hier, mein Theuerster, drey Zeichnungen zum 2ᵗᵉⁿ Quartal des Merkurs, die ich Ihnen bestens empfehle. Noch drey dergleichen werden, sobald Krause Zeit gewinnt, längstens in 3 Wochen nachfolgen. Wenn Fichard (mit dem ich der Stadt Ffurt gern eine

Ehre anthun möchte, er war ein wichtiger Mann für sie) binnen 5 Wochen *a dato* in meinen Händen seyn könnte, wäre mirs sehr lieb.

Hier auch ein Blätchen von unserm Göthe, der mir so innig lieb ist! Nur Sie, Lavater können's ganz fühlen und fassen. Schlimm genug für Hottingern, wenn das Anschaun auf ihn keine Würkung thut. Ich habe keinen Begriff von der *Trempe* solcher Seelen. Eine Seele ohne Liebe — welch ein unglücklich Wesen. Möchte doch das Meer von Liebe, das in allen guten Hertzen für Sie wallt, bester Lavater, Sie gegen die verächtlichen Anfechtungen des Neides (denn nicht gehasst, nur beneidet werden Sie) unempfindlich machen können! *Χαιρε*!

Weimar den 8ten Merz 1776

W.

14.

Lieber Lavater, die Platten von Geiler, Fichart und Peuttinger sind glücklich und zu rechter Zeit angelangt. Der letztere ist brav gemacht, an beyden ersten aber, sonderlich an meinem Liebling Geiler von Kaysersberg, hat der gute Lips nicht gethan, was ich von ihm erwartet hätte; hat das beste, das characteristische, geradezu verfehlt und dagegen Züge hineingebracht, die weder in der Zeichnung waren, noch gewisslich jemals in des ehrlichen Geilers Gesichte gestanden sind. Kurz, Göthe, Kraus und ich wurden herzlich missmuthig, wie wir die Abdrücke mit der Zeichnung verglichen, die doch so gut ist, dass sie auch nur mit gewöhnlicher Aufmerksamkeit nicht verfehlt werden konnte. Doch wozu das alles, — es ist ein fatum in allen Dingen und es ist nur so.

Noch eines bitte ich inständigst dem Hrn. Lips zu empfehlen, und das ist, dass er die Ovale in beyden beygehenden Zeichnungen von Theophrastus und Cornel. Agrippa nicht grösser noch kleiner mache, als sie hier sind. Die Platte von Peuttinger ist leider! wieder um einen ganzen Daumen zu breit und das macht nicht nur einen Uebelstand gegen die andern, sondern hat noch die sehr absurde Inconvenienz, dass diejenigen, die den Merkur am Ende des Jahres ordentlich einbinden lassen, genöthigt sind, die Bildnisse von Hans Sachs und Peuttinger, weil sie breiter sind als das Format des Buches, an der Seite umfalzen zu lassen.

Ich bin Ihnen nun 24 # für 6 bereits gelieferte Stücke schuldig, welche ich Ihrer Ordre gemäss, an Göthen bezahle.

Vor einigen Wochen schickte mir ein junger Gelehrter, Nahmens Kaufmann, der sich auf seine Freundschaft mit Ihnen bezieht, ein, soviel ich sehe, viel Gutes enthaltendes Manuscript über Schwärmerey und Toleranz, mit der Zumuthung solches eilends in den Merkur zu setzen. Ich habe ihm aber nicht willfahren können und

bin fest entschlossen, an allen Kriegen, die über Schwärmerey und Toleranz *dato* geführt werden, oder künftig geführt werden möchten, keinerley Antheil mehr zu nehmen, zumal nachdem mir's so übel bekommen ist, dass ich (wie ein gutherziger Narr, der ich bin) mich in der bewussten Recension, für die Sie mir die Hand ins Maul zu geben beliebt haben, in Ihre Händel mit Meister und Hottinger gemischt habe. Macht in Gottes Nahmen was Ihr wollt, aber lasst mich meines Weges gehen. Weil ich nun nicht weiss, wo der junge Mensch izt sich aufhält, so schick ich Ihnen das Manuscript mit der Bitte es ihm wieder zugehen zu lassen, insofern Sie, wie ich nicht zweifle, wissen, wo er ist.

Den 2[ten] Band der Physiogn. habe ich dieser Tage erhalten, aber noch nicht Ruhe gehabt, nur eine Zeile zu lesen. Sobald das Wetter milder wird (denn seit 14 Tagen haben wir eine immer kalte stürmische Luft, in der ich nur mit grosser Mühseligkeit existire), so schliess ich mich in meinen Garten und studire Ihre neuen Offenbarungen, denn das ist das eigentliche Wort für das, was Ihre Phys. Fragm. mir sind.

Wiewohl ichs im Ertragen der Physischen und moralischen Maulschellen, sonderlich von Ihresgleichen, nie hoch bringen werde, so bin und bleibe ich doch mit der besten Disposition von der Welt Ihr herzlich ergebner

Weimar, den 28 May 1776.

Wieland.

P. S. Hrn. Lips bitte ich sehr, Theophrasten sein Recht anzuthun, und sich an die Zeichnung, die gewiss gut ist, genau zu binden.

Könnt' ich Theophrasten in 6 Wochen *a dato* haben, so wäre mirs eine grosse Gefälligkeit. Mir ist leid, dass ich Ihnen die beyden Zeichnungen nicht eher schicken konnte; aber Hr. Kraus konnte, herrschaftlicher Arbeiten halber, unmöglich eher damit fertig werden.

15.

Bester Lavater, herzlichen Dank für Dein liebreiches Andenken, Deine Duldung. Mein langes Stillschweigen ist keine böse Frucht. Der Allwissende ist Zeuge, dass ich Dich von ganzem Herzen liebe. Aber was kan ich schreiben? und was ist schreiben, da ich Dir nichts sagen kan?

Denke nicht zu gut und nicht zu schlimm von mir, Bruder!

Kaufmann wird Dir die 11 Stücke vom Merkur 76 bringen, die Dir fehlen.

Wenn dieser Kaufmann noch 10 Jahre Erfahrung mehr haben, seinen Schädel noch oft und tüchtig angestossen haben und ein paar Mal tüchtig auf seine Nase gefallen seyn wird, mag wol noch ein herrlicher Mann aus ihm werden.

Ich, lieber Lavater, gehe izt bey meinen kleinen Kindern in die Schule und mir wird täglich besser.

Meine Mutter plagt sich selbst schon viele Wochen mit der Begierde, eine authentische Nachricht von der vorgeblichen Kelch-Vergiftung in Zürich zu sehen, wovon in öffentlichen Blättern so viel confuses Zeug vorkam. Wolltest Du doch die Indulgenz für sie haben und durch irgend einen subalternen dienstbaren Geist uns einen kleinen Bericht über diesen Hergang aufsetzen lassen. Ich gelobe, wenn Du es verlangst, dass ausser meiner Mutter und meinem Weib und mir, Niemand nichts davon sehen soll.

Lieber Lavater! Dulde ferner
Weimar, d. 3 Jenner Deinen unbekannten
1777. Wieland.

16.

Hier, lieber Lavater, ein Brief für Bruder Conzen, den er Ihnen zu lesen geben soll und bey dieser Gelegenheit 1000 Dank für alle Erinnerungszeichen Ihrer mehr christlichen als natürlichen Liebe zu mir.

Ich entschuldige mich nicht, dass ich den kleinen Handel den Gedanken über die Ideale mit Ihnen angefangen denn ich bin gewiss, Sie nehmens just, wie es gemeynt ist. Ich möchte wohl, dass mich Lavater kennte — denn, wer kennte mich? Was thuts auch am Ende? Oder vielmehr, wie können wir fordern, dass die Menschen, die nichts in der Welt kennen, gerade uns kennen sollen!

Ueber Ihr Capitel von den Poeten hätt ich auch grosse Lust Händel mit Ihnen anzufangen, wenn ich nicht selber ein — Versmacher wäre. Aber wegen Voltären, der kein Dichter der Nation bey der Nachwelt seyn soll, muss ich Ihnen doch nächstens in den Miscellaneen des Merkurs eins auf die Finger geben. Ich wollte allemal lieber, dass Sie mir selbst eine recht derbe Ohrfeige applicirten, (*c'est à dire* eine physische, fleischliche und knöcherne Ohrfeige), als dass ich in der Physiognomik zuweilen auf so ein *effatum* stosse. Voltaire mag nun 1000 mal Voltaire seyn, seine launischen Gedichte sein Zadig, Candide, sogar seine leichtfertige, oft schändliche Pucelle wird man lesen, so lange Menschen in grossen Städten wohnen und ein Bedürfnis haben, zum Zeitvertreib zu lesen.

Verzeyhen Sie, dass ich diese Sayte berühre.

Je vous attends à dix ans d'ici, mon cher amy — aber dann bin ich 54 und wahrscheinlicher Weise zu nichts mehr gut, als mit meinem ersten Enkelchen auf dem Boden zu sitzen und mir Ohrfeigen von ihm geben zu lassen.

Indessen leben Sie wohl und lassen sich von Conzen was gutes von mir sagen.

Weimar, d. 21 Oct. 77 W.

17.

Lieber Lavater

Unser Baggesen schreibt mir am 22 October aus Bern, er werde spätestens gegen Ende dieses Monats meine Tochter Charlotte nach Zürich geleiten, wo er ihr für diesen Winter bey einem (mir leider! seinem Stand und Titel nach unbekannten) Hrn. Bürkli einen Aufenthalt arrangirt habe. Ich vermuthe also, Baggesen ist jetzt in Zürich; da ich aber des Hrn. Bürkli Adresse nicht habe, so weiss ich kein anderes Mittel, inliegenden Brief bald in Baggesens Hände zu bringen, als dass ich ihn unter Ihrer Adresse abgehen lasse. Verzeyhen Sie mir, Verehrtester, diese durch die Noth abgezwungene Zudringlichkeit und empfangen Sie bey dieser Gelegenheit nochmals meinen Dank für die drey oder vier wonniglichen Stunden, die Sie mir und meiner Familie bey Ihrem letzten Durchflug durch Weimar geschenkt haben. Möchte mir eine so selige Erscheinung noch einmal in meinem Leben zu Theil werden! Dass ich Sie liebe und ewig lieben werde, sagt Ihnen gewiss Ihr Herz, so gewiss als mir das Meinige sagt, dass weder Ich, noch was zu meinem Ich gehört, Ihnen gleichgültig sey. Ich hab es mir selbst geschworen, mich nie wieder an Ihnen irre machen zu lassen und ich halte den heiligen Schwur. Nie werde ich jene Nacht vergessen, worin Sie sich mir so traulich und liebevoll geoffenbart haben und die mich auf immer zu einem der Ihrigen gemacht hat!

Weimar, d. 3 Nov. 1794.

Wieland.



Die Büchse,

das Bundesbuch des Halberstädtischen Dichterkreises (W. Heinse, J. G. Jacobi u. s. w.).

Aus den Handschriften mitgetheilt

von

Heinrich Pröhle.

Manche unserer Leser werden wol schon einmal von der sogenannten „Büchse“ gehört haben. Jeder der Halberstädter Dichter soll in dieselbe zu bestimmten Zeiten ein Gedicht gesteckt haben. Nach Eröffnung der Büchse sollte es bei Gleim vorgelesen sein. Ja, das erste Mal mag Gleim vorgegeben haben, die Büchse mit Gedichten sei ihm von auswärts zugesandt. Lessing solle sie herausgeben. Aus der ganzen Nachricht von der Büchse hatte niemand viel arges. Einer der Büchsenmänner, Johann Georg Jacobi, hatte jedoch ein paar der von ihm in die Büchse geworfenen Gedichte selbst drucken lassen. Gerade ihm aber widmete Herr Professor Ernst Martin 1874 eine vortreffliche Studie unter dem bescheidenen Titel: „Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi.“ Es war nicht zu verwundern, dass er dabei begierig wurde über die Büchse etwas näheres zu erfahren. Dieses Verlangen war ich zwar vor Ostern 1874, als er mich deshalb in Berlin besuchte, noch keineswegs zu befriedigen im Stande. Aber nur wenige Tage darauf hielt ich in Halberstadt die Büchse selbst in Händen. Allerdings war es nun keine Armenbüchse mehr, wie sie der wolthätige Gleim in einer Anwandlung toller Laune wol durch einen armen hatte von Haus zu Haus tragen lassen. Für jedes

Gedicht, da ja ein Pfennig hineingewickelt war, wird der Bote aus dem Spital den Heinses u. s. w. „Gott's Lohn“ gewünscht haben. Nicht diese Büchse selbst, sondern einen stattlichen Band von geschriebenen Gedichten, welche zusammengebunden waren und zu verschiedenen Zeiten den Inhalt der Büchse gebildet haben, legte der gefällige Bibliothecar der Gleimschen Familienstiftung, Hr. Jaenicke, auf befragen in meine Hände. Diese scharf gewürzten ungedruckten Gedichte, die als Almosen eingesammelt wurden, sind recht charakteristische Reliquien eines Jahrhunderts, in dem die armen Soldaten nach jeder Schlacht Friedrichs des Grossen sangen „Nun danket alle Gott“ und in dem die Bildung überall ebenso frivol war als die Sitten des Volkes fromm und ehrbar.

Das nachfolgende ist ein Auszug aus dem, was nach Vertheilung der Pfennige an die armen als Emballage zurückblieb. Zum Verständnisse dieses Auszuges und der ganzen Gesellschaft, die sich um die Büchse versammelte, bedarf es jedoch einer Einleitung, in der wir auch aus dem Briefwechsel zwischen Wieland, Heinse und Gleim einiges theils gar nicht, theils verstümmelt gedrucktes aus den Handschriften mittheilen müssen.

Wieland schrieb aus Weimar den 6. Dec. 1773 an Gleim: „Was sagen Sie zu dem abscheulichen Frevel, den Heinse durch seinen Encolp wider unsre Göttin Kalokagathia und Ihre Grazien begangen hat? Hätte der Unglückliche nur das vom Petron übersetzt, was ehrliche Leute lesen können, und hätte dies desto besser gemacht und poliert, so hätte er ein gutes Werk gethan! Aber nun — und seine unausstehlichen Noten! — seine öffentlich profitirte Asotie! — Der Elende! Wo ist er? Ist er würcklich nach Italien gegangen, den vaticanischen Apollo mit profanen Augen zu verunreinigen?“ Heinse befand sich noch unter dem Namen Rost in Halberstadt.

Hierauf sandte Wieland noch folgenden Brief an Gleim:

„W. (Weimar) den 22. Dec. 1773.

„Verzeyhen Sie mir, Mein Bester Gleim, dass ich mir Ihre Vermittlung ausbitte, um dem Hrn. Heinse die beyliegenden Stanzen wieder zurückzugeben.

„Es ist viel schöne Poesie in diesen Stanzen. Der Mensch hat eine glühende Phantasie, er schreibt aus der Fülle einer äusserst erhizten Sinnlichkeit; daher sind seine Gemähide kräftig und warm bis zum Brennen — aber auch bloss als Dichter betrachtet, ist sein Geschmack noch sehr ungeläutert, seine Imagination üppig, sein Geist wild und ausschweiffend. Er mag sich wohl einbilden ein erstaunliches Genie zu sein; aber

Quid dulci voveat alumno nutricula majus
Quam sapere? [vgl. Horat. Epist. I 4, 8]
(Was beut Besseres als Weisheit die Amme dem Liebling?)

Der Mann hat den Sokrates immer im Mund, und denckt und schreibt wie nur ein Mensch schreiben kan, in welchem die Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. Seine Seele ist mit einem unglücklichen Priapismus behaftet, der, wie es scheint, bereits zum unheilbaren Uebel worden ist. Denn was für Hoffnung soll ich mir von einem Menschen machen, der mit Schwärmerey von Sokratischer Philosophie und von Grazien spricht, und fähig war, den Petron so zu übersetzen, und eine solche Vorrede und solche Noten dazu zu machen, wie er gethan hat? und der nun, da er Reue und Leid über diese Unthat vorgiebt, gleichwohl fähig ist, ein Gedicht in 20 Büchern schreiben zu wollen, das sich gleich mit einer jouissance [mit einer Sinnenfreude] anfängt, und mit einer jouissance, die so unzüchtig beschrieben ist, dass der Poet nur von Hurenwirthen und Bordellnymphen mit Beyfall gelesen zu werden hoffen kan?

„Lesen Sie, bester Gleim, die 15. 20. 21. dieser Stanzen, und sagen Sie, ob ich zu hart urtheile.

„Wenn Heinse, um solche Unflatereyen zu rechtfertigen, sich auf meine komischen Erzählungen beruft, so muss er gar kein Discernement haben; und so ist es auch.

„Vom Helvetius, nicht von Sokrates, hat der Unglückliche, dessen ganze Seele ein Priap ist, gelernt, dass das Moralische Schöne nur eine Schimäre sey. Ich kan Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mir ekelt, diesen Satyr, der sich bekehrt zu haben rühmt, da er anstat Ganymedes anzufallen, nur die Grazien nothzüchtiget, von Grazien reden zu hören, ihn, der nicht weiss, nicht fühlt, dass die Keuschheit eine Grazie ist.

„Aus seinem Briefe, den ich beylege, werden Sie sehen, dass er mich zum Narren hat, und sich einbildet, ich werde mich dadurch bestechen lassen, wenn er mich seinen alten Sokrates und Oberpriester der Grazien nennt, von meinem transcendentalen Genie schwazt, und dergl. Ich kenne ihn besser; aber ich bin es satt, Briefe in diesem Ton von einem Menschen zu bekommen, der mir durch sein Lob mehr Tort thut, als andre mir durch die schändlichsten Epigrammen schaden können.

„Er verlangt, ich soll mich seiner annehmen, soll ihn zum Hofmeister irgendwo empfehlen! Ich bitte Sie, um des Himmels willen, mit welcher Stirne könnte ich den Verfasser des Enkolp zu einem Mentor empfehlen? Ein feiner Hofmeister!

„Indessen jammere ich selbst über ihn, und gestehe gern, dass es Schade um sein Genie ist. Was für ein Dichter hätte der Mensch, ohne den verdammten Tentigo,* der seine Seele unaufhörlich schwellt, werden können! Glauben Sie indessen, mein Theuerster, dass noch eine Möglichkeit sey ihn zu retten, so melden Sie es mir; aber wenn ich meine Ohren nicht vor allem was er mir sagen kan, verstopfen soll, so bringen Sie ihn zuvor dahin, dass er heilig angelobe, keine Zeile mehr zu schreiben, die nicht von Vestalen gelesen werden dürfte. Lehren Sie ihn die moralische Schönheitslinie kennen; lehren Sie ihn, dass die Mysterien der Natur und Liebe nicht aufgedeckt werden müssen, und dass man die Grazien nicht stupriren muss, um ihnen ein Opfer zu bringen. Aber wozu sag' ich Ihnen dies? Ich bin überzeugt, dass Heinse auf der einen Seite ein viel zu heteroklites Genie, und auf der andern schon zu sehr verdorben ist, um sich jemals zu bessern. Er ist der Mentula**, von dem Martial weissagte:

Mentula pimplaeum conatur scandere montem,
Musae furcillis praecipitem ejiciunt.
(Auf klimmt Mentula zum pimpläischen Berge der Musen.
Mit Mistgabeln zurück treiben die Musen ihn jäh.)

„In eine Kritik über seine Stanzen werde ich mich überdies um so weniger einlassen, da ich gewiss bin, dass er in

---

* Tentigo (femin.) Geilheit. ** Mentula = phallus.

seinem Herzen uns alle als kleine Geister ansieht und sich erstaunlich viel auf sein Feuer und sein musikalisches Ohr zu gut thut, wiewohl ich ihm sehr gute Gründe geben könnte, dass man auch zu viel Feuer haben kan, und dass seine Stanzen, mit dem ewigen Abschnitt nach der vierten Sylbe, für jedes andre Ohr als seines, in die Länge, eine höchst ermüdende Monotonie haben müssen. Doch genug und schon zu viel von diesem Mutoniato [d. i. Priapo]. Ueberlassen wir ihn seinem Gott Priap und seinem Schicksal. Ein Autor, der wie ein Bavian, seine einzige Freude daran findt, obscöne Posturen und Grimassen gegen seine Leser zu machen, ist kein Mensch, mit dem ehrliche Leute sich in Societät einlassen können. Ich überlasse es Ihnen, Mein geliebtester Gleim, ob Sie ihn diesen Brief lesen lassen wollen. Ich finde kein Bedenken dabei. Ihr kleines Gedicht, Petrarch und Laura, Mein Gleim, ist ein göttliches kleines Gedicht. Sie erlauben doch, dass ich es im 1. Stück des Merkur 1774 neben unseres Jacobi neuen Pygmalion stelle? Ich umarme Sie und bin, bis ich nicht mehr athme, Ihr ganz eigner

Wieland."

Hierauf antwortete Gleim in folgendem bisher ganz ungedrucktem Briefe:

„Halberstadt den 2. Januar 1774.

Götter welch ein rascher wunderbarer eigensinniger Mann ist euer Dichter mein noch immer mir so lieber bester Wieland! Da wolt' er einst den so herzlich guten armen Michaelis im Eyfer über ein unschuldiges Spiel seiner noch jungen aber freigesinnten Muse mit Hercules Keule zu Boden niederschlagen, und erhebt sie noch eins über das Kind der Natur, den armen Heinse, der ein wenig zwar gesündigt, aber wegen seiner Jugend und seines Feuergenius die Vergebung des weisen Danischmende* so sehr, als irgend ein Mensch aus sündlichem Saamen gezeugt, die Vergebung seines Oberpriesters zu Berlin oder zu Rom recht eigentlich verdient hat. Denn, bester Wieland, mit seiner Reue wegen des Encolp ist es ihm war-

* In Wielands „goldenem Spiegel".

lich rechter Ernst, und es schaden die Ihnen zugesandten, allzufreyen Stanzen seines noch nicht gebändigten, kaum gebohrnen Geistes diesem Ernst in Wahrheit nichts. Genug, er hat's erkant, dass im Encolp sein Geist und sein Hertz in Studenten-Muthwillen sich ausgelassen hat, er war in der Gesellschaft der griechischen Grazien noch wenig gewesen, ohne die mindeste Welt-Erfahrung, roh, wie ein aus den Gruben des Königs von Golkonde von einem armen Bergmann erst hervorgegrabener Diamant, und befand, gleichsam von Gott und Menschen verlassen, sich in den kläglichsten Glücksumständen.

„Warlich, mein bester Wieland, man darf, ein wenig nur, darüber nachdencken, so wird man an seinem Enkolp nach unpartheyischer Berechnung unendlich mehr zn loben als zu tadeln finden. Ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, und schlüssig den Petron zu übersetzen, an den (sich) zu wagen mancher zwischen Virgilius und Cicero grau gewordene Professor poeseos et eloquentiae nicht den Muth gehabt hätte, das [!] der Jüngling bei so vielen schön gegebenen Stellen dem Kenner gezeigt hat. Meinen Sie nicht, mein lieber Freund, dass so einem Genie seinen Studenten-Muthwillen zurückhalten ein einziger Kenner Winck genug gewesen wäre? Dass es nur an einem solchen Winck ihm zur Zeit der Herausgabe gefehlt hat, war es was anders, als Unglück? Und wir, mein bester Wieland, wir die grausamen Verfolger eines Unglücklichen? Ist's nicht etwa der Altväter erste Pflicht einen Verirrten . . Sohn der Musen zum Tempel der Weisheit und Tugend zurückzuführen! Wieland! Sie, mein Wieland konten auf meinen Michaëlis, und nun auf meinen Heinsen, den Sie zuerst mir empfohlen haben, in ihrem heiligen Eifer die Hercules-Keule niederschlagen, als wenn die armen Kinder Adams, Nattern wären, von denen man ihrer Natur nach Besserung nicht hoffen darf? Armer Wieland, ich bedaure Sie; Sie bereuten die dem armen Michaelis, dessen Seele so rein wie ein erst geschliffener Spiegel war, angethane schwere Beleidigung sehr bald. Mit der ersten ankommenden Post empfing ich Ihren Widerruf, und in meinem Hertzen bekamen Sie bloss deswegen weit über den Spaldingen einen hohen Platz!

„Auch itzt, dacht ich, würde bald die Reue folgen, dieserwegen wolt' ich warten, und mir und Ihnen diesen Brief ersparen! Leider aber scheint es, mein lieber Wieland, dass Sie, vielleicht mit einigen Gründen [boshafter] gegen den armen Heinse sind als Sie gegen den seel. Michaëlis waren, denn Sie hatten nach zweyen vorbeygelassenen Posttagen eines bessern sich noch nicht besonnen. Also, was war zu thun? Ihren Brief, den Donnerer, ihn lesen zu lassen, wäre sein Tod gewesen, oder der Ihrige, denn er ist noch jung und eben so heftig wie Sie, das beste schien zu seyn, einen Auszug aus Ihrem Briefe zu machen und die Ausdrücke zu mildern! Ich hab' es gethan so gut ich konte. Kaum aber hatt' er ihn gelesen und ich sah doch gegen meinen Wieland ihn rasen, er brachte mir ein Schreiben, es war voll Flammen des dem Anschein nach gerechtfertigten Zorns, er führte Sie nach Erfurth, und stellte wegen dasiger Vorfälle Sie zur Rede. Halb nur hatt' ich's gelesen, und gabs zurück, und bat die reine Wahrheit zwar zu schreiben, aber in gelindern Ausdrücken! Gott, dass deine besten Menschen in deine Tiefen niederfallen, oder sincken!

„Einem Wieland sollt' es billig nicht einfallen, dass ein von seinem Jugendfeuer zu dem wollüstigen Gemählde des grossen Jupiters und der schönen Leda hingerissner junger Künstler schlechterdings ein grosser praktischer Jupiter unter den Menschen seinen Brüdern oder Schwestern seyn müsse. Sollt' ihm, wegen seines Jupiter und Ganymedes nicht irgend ein unberufener Richter des Schönen den Vorwurf gemacht haben, gegen den ich meinen Wieland zu Braunschweig einst vertheydigte, diesen, dass aus seinem Munde die deutsche Jugend zuerst von griechischer Liebe gehört und bald darauf sich Ganymede gehalten hätte?

„Kennen Sie, mein lieber Wieland, unter ihren tausend griechischen Damen eine Sevigné? nahm sie aber nicht die Sitten ihres la Fontaine gegen seine Splitterrichter in Schutz? Von einem Wieland können wir mit Recht die gleiche Billigkeit und Einsicht erwarten. Und wenn er das Gemählde den Augen unsrer keuschen Herrn und Damen zu frey gefunden hätte, was denn wäre seine Pflicht gewesen? Ich dächte,

bester Wieland, Sie hätten's in Ihrer Jugend auch wohl erfahren, dass bittere Critick erbittert, abschreckt, niederschlägt, ehrlicher gutgemeinter Tadel aber Eingang findet und ermuntert.

„Doch was schwatz ich? Es ist ja weiter nichts nöthig als Ihnen zu sagen, dass dieser Heinse, den Sie für einen *Veneris passerculum* [kleinen verliebten Sperling] halten, wie eine Vestale, Zeit seines Hierseyns sich betragen und eingezogen still arbeitsam unter seinen Musen wie des guten Bruder Jacobi Antoinette unter ihren Heiligen immer gelebt hat, dass ich auf seinen Wandel genaues Auge gehabt, und mit einer unsrer ersten Damen* der Meinung gewesen, er könne den strengsten Enkratiten** oder Pietisten Exempel seyn: kurz, mein bester Wieland, Sie haben ihn tief verwundet, den armen Heinse! sein Genius ist zurückgeschreckt, Sie müssen ihn heilen — Ich eile so kranck ich heut' an einem schlimmen Halse bin, dieses Ihnen zu sagen, damit Sie seinen Klagen über Ihr warlich allzu hartes Verfahren, die Sie zuverlässig nicht ohne Wallung Ihres Geblüths anhören dürften, noch zuvorkommen können.

Ihr

Gleim."

Heinses Brief an Wieland von demselben Tage (2. Jän.) und Wielands Antwort vom 9. Januar 1774 auf das obige Schreiben Gleims sind bereits in genügender Weise gedruckt. Sie brauchen daher hier nicht wiederholt zu werden. Als indessen Wieland nicht sofort nach Empfang des Gleimschen Briefes vom 2. Januar Heinse eine Ehrenerklärung gab, setzte Gleim unter den Halberstädter Dichtern folgendes Circular in Umlauf:

„Wäre es unsern lieben Halberstädtschen Musenfreunden wohl nicht etwa gefällig, sich eine kleine Winterlustbarkeit zu machen? Jeder, dächt' ich, würde wohl so gütig seyn und auf diesem Bogen seinen Vorschlag zu vernehmen geben.

---

* Frau von Massow?

** Enthaltsamen.

Der Meinige wäre, wir machten über Critiker und Journalisten uns lustig. Jeder lieferte jeglichen Morgen in eine dafür gefertigte verschlossene Büchse seinen Beytrag zu dieser Lustmachung, eine Kleinigkeit oder eine Grossheit wie's gefällig wäre, ein Sinngedicht von zwei Zeilen, oder ein Heldengedicht wie Warneckens Hans Sachs, nur dass jeder Beytrag von unbekannter Hand geschrieben wäre, dass wir den Verfasser errathen müssten. Alle Sonnabend nach dem Concert würde die Büchse eröffnet. Gleminde hätte den Schlüssel. Was meinen Sie, meine Herrn? Fände dieser Vorschlag Beyfall, so dächt' ich, wir machten heute den Anfang: Nachmittag um vier Uhr sollte dann der Büchsenträger sich einfinden. Alles bliebe unter uns geheim.

Halberstadt, den 8ten Januar 1774.

Gleim."

„Freund Jacobi sendet dieses Circular an Freund [Clamer] Schmidt, Schmidt an Rost [Heinse], Rost an Lehnssecretair Gleim. Dieser an mich versiegelt zurück. NB. Damit der Büchsenträger glaubte, dass er eine Allmosen-Büchse herum trüge, muss jeder einen rothen Pfennig oder auch in Ernst für die Armen einen gelben Fuchs mit hineinwerfen. In Erwartung besserer Vorschläge stellt diesen Nachmittag der Büchsen-Mann sich ein."

Dies Circular wurde von Johann Georg Jacobi, Clamer Schmidt, Rost (Heinse) und Lehnssecretair W. Gleim mit beifälligen Bemerkungen unterschrieben. — Wir lassen nun die Auszüge aus der Büchse folgen.

Auf einen jungen Critikakler.

Noch ohne Bart, hat Meffert der Critiken
Ein halbes Tausend hingehunzt;
O Publicum, nimm's ihm nicht übel!
Muss jedes Ferkel quiken, eh' es grunzt! —

Zur bösen Stunde habt ihr Krähen und ihr Eulen
Euch in der Musen Hain gewagt!
Apollo ladet ein zur Jagd,
Die Köcher werden schon gefüllt mit scharfen Pfeilen.

Wie so listig der Gott der Diebe doch den
Alten Nickel*, den Kettenhund, zum Schweigen
Brachte! Lekkere Bissen von der Götter
Tafel steckt er dem Knurrer in den Rachen,
Lockt ihn hinter sich drein, entfernt ihn von den
Feisten Rindern Germaniens, und bringt ihn —
Der Gauner — sogar bis in den Himmel;
Aber übel empfingen ihn die Thiere
Des Olympus, der Kater, Junons Liebling,
Und der Esel Silens, und der Minerva
Eule machten Parthei und fielen an den
Knurrer, und es entstand ein solcher Lermen,
Dass die Musen erschrocken inne hielten —
Bis denn Momus mit einem Besenstiele,
Den er unter dem Tische fand, den Nickel
Vom Olympus zu seiner Stätte fegte.

Das Orakel.

Hören dieses Critikakel,
Diese Welt voll Dunse sehn,
Und nicht seine Peitsche drehn,
Hiesse die Vernunft verschmähn
Und der Dummheit näher gehn.
Darum will ich ein Orakel
Allen Critikaklern sein,
Gift und Galle prophezeihn:
Amor geht zu Kriegen aus,
Seinen Pfeil will er vergiften
Und Aglaja ihren Straus,
Laura ihren Blick durchaus.
Wunder werden alle stiften,
Dunse, fühlet Todesgraus,
Denn das Gift in Amors Schriften
Zieht euch keine Zeit heraus!

Die Gartenspinne.

Eine Fabel.

Wie klüglich bauten hier
Die Menschen diese Laube mir!

---

* Nicolai war wegen seines Sebaldus Nothanker in Wielands deutschem Merkur gelobt worden. Freilich erkannte auch Lessing das Buch an.

Wie lustig es in diesen Büschen
Sich spinnen lässt!
Wie mit Behutsamkeit dazwischen
Der Wind in meine Fäden bläst!
Damit ich unter Blumen lebte,
Die grünen Blätter schön umwebte,
Damit ich im Verborgnen hing
Und im Verborgnen Mükken fing,
Deswegen bauten mir
Die Menschen diese Laube hier!

So vornehm hat für sich im Stillen
Schon mancher Critiker gedacht:
Am Ende wären doch allein um seinetwillen
Wir Dichter allesammt gemacht,
Und unsre Werke nur geschaffen,
Damit er weidlich sie begaffen,
Ein Fehlerchen erhaschen könnte,
Wohl auch zu Zeiten uns ein kleines Lob vergönnte.

12. Januar 1774.

Hinweg, Hinweg mit diesen Ruthen!
Die feigen Marsyasse bluten.
Ihr Knaben, eilt hinaus,
Und reisset neue Disteln aus.
Sobald an diesen Ruthen,
Die sonst Apollo selbst im frommen Eifer hebt,
Der erste Tropfen nur des schwarzen Blutes klebt,
Sobald entehren sie die Hand,
Die goldnes Saitenspiel für Grazien bespannt.

Den 15. Januar 1774.

Die Dummheit, sprach Apoll, will ihren Hof formiren;
Herr Wiland, wenn er nicht den Ruf der Musen hört
Und nicht bei Zeiten wiederkehrt,
Mag ihn als Hofmarschall in rothen Hosen zieren;
Herr Nicolai, der den Hain
Von Hasenpappeln pflanzt, kann ihr Pandora-Schläger,
Herr Weiss, der Schleicher, der von Wein
Und Liebe schnarcht, kann Mützenträger,
Herr Mauvillon kann Fliegenjäger,
Herr Mangelsdorf kann Beutelschneider sein.

Der deutsche Mercur.

Der arme keuchende Merkur:
Den Geber spielt er oft, doch öfter noch den Nehmer!
Herr Agathon* der drückt ihn nur;
Sonst flög' er weit bequemer!

Der Pudel an der Pleisse.

Der arme Pudel an der Pleisse,
Damit ihn Keiner wieder beisse,
Beisst er in seinem Leben nicht,
Wer, wie der Blinde, von Farben spricht,
Der heisst das Ding Bescheidenheit.
Wie ich es heisse?
Erzdunsigkeit!

Der Tod.
Kakeln hin und kakeln her,
Fort fort gestrenger Critiker!
Nicolai.
Herr Tod, nur eine Seite noch
Von unsers Gressets holden, sanften, süssen Tönen!
Der Tod.
Ei was, die kann ein Narr nicht höhnen;
Fort fort mit dir in's Höllenloch! —

Als der Verfasser zu Leipzig {sic] 1773 den Herausgeber der allgemeinen Bibliothek vor seinem Schreibe-Pulte sitzen sah.

Da sitzt Herr Nicolai vor seinen neunzehn Bänden,
Und schreibt an seinem zwanzigsten,
Und schreibt mit seinen Kramerhänden
Noch ganz gewiss heraus aus ganz Germanien
Den Teufel und die Grazien!

Unter der grossen Eiche bey . . . . . in Westphalen.

Einmal im Jahr erlaub' ich mir
Was Böses nur zu denken
Und heute dacht' ich: möchte hier
Bös' Nickel sich erhenken!

---

* Agathon war ein Roman Wielands.

Antiquitäten nennt der Esel sein Geschmiere.
Dergleichen dumme Sudelei
Ward nie gemacht, ist unerhört und neu;
Besoffen war der Stax in Fusel oder Biere!
Wer sah noch je so sehr geschändete Papiere!?

Mitleiden mit dem Herrn von Thümmel.

Wie mag's den armen Mann nicht kränken, dass
Ihm seine Wilhelmine so
Geschändet ward von Nikolas
In dulci jubilo! —

Am Ufer der Emma*.

Warum und welchem Gott zur Ehre
Wir diese kleinen Tempel baun?
Weil Jocus, Amor und Cythere
Geflüchtet sind vor einem Faun! —

An Klopstock, in Beziehung auf seine Zuschrift an den Kayser.

Wenn's wahr ist, dass der deutsche Kayser
Die deutschen Musen liebt;
Warum denn, dass er Lorbeer-Reiser
Nicht etwa bricht und sie den Musen giebt?

Den göttlichen Horaz will Stephan Sturtz verstehen,
Und wahrlich er versteht besonders jedes Wort;
Allein der Dichter schwebt in seinen Sonnenhöhen
Und Peter Sturtz sieht hin, und sein Verstand ist fort!

Die Kunstrichter.

Wie stolz sie thun, die Herren allzumal,
Auf ihrem hohen Tribunal
Von lahmen Bretter-Bänken!
Und wie sie nicht daran gedenken,
Dass ihre Häute noch einmal —
Nicht etwa in dem schwarzen Saal,
Den Stuhl des Rhadamantus decken:
Wie könnten sie wohl einen Richter schrecken?

---

* Holtemma (Holzemme) bei Halberstadt.

— Allein dass einst, im Reich der Todten,
Mit ihrer Haut die Höllenbothen
Zur eignen Lust herum spatzieren
Und selber sie darin citiren.

Basedow in diesem Stück
Bist du fürwahr noch klug gewesen;
Du machtest doch dein Werk so ungeheuer dick,
Dass nur ein Duns es wagt ein Achtel durchzulesen!

Prometheus.

Als Prometheus Menschen gebildet, und Jupiter ihm das Feuer genommen hatte, da suchte er, um seine Geschöpfe zu beleben, in allen verborgenen Winkeln die noch übrig gebliebenen Funken auf. Er nahm die Funken, blies so gut er konnte, sie an und vertheilte das Feuer soweit es reichte, unter seine unvollendeten Formen. Jede von denselben erhielt einen sehr geringen Theil.

Sie öffneten die Augen, bewegten sich, redeten, lachten, aber die Kraft des Himmels war nicht in ihnen. Auf ihrem Geiste lag die Finsterniss, und in ihrem Herzen blieb die Kälte, worin sie geboren wurden. Prometheus sah es, flog gen Himmel und raubte dem Sonnenwagen von seinem allgewaltigen Feuer. Da spotteten die Erdenklösse des Halbgottes, wollten seine Flügel verbessern und sogar ihm die Wege zum Olympus anweisen. Andere tadelten ihn, dass er die Fackel nicht an Irrlichtern, in Sümpfen, oder in der glimmenden Asche des Cyklopen-Heerdes angezündet hätte.

Prometheus kam zu den Erdenklössen zurück und sie spotteten noch immer. Dennoch verbrannte er mit seinem Feuer sie nicht; er zeichnete sie nicht einmal, sondern begehrte nur ihnen Klarheit und Wärme zu geben. Sie aber entrüsteten sich, flohen vor seiner Fackel bis an das Eis-Meer, schlugen dort Hütten auf, ergötzten sich am Nordlicht und zeugeten Söhne und Töchter.

Die sassen traurig dort und sannen,
Und hatten Nacht und Kälte lieb;
Doch ihre späten Enkel trieb
Ein mächtiger Komet von dannen.
Es flüchtete die ganze Schaar
In alle Welt und baute gar
Sich Häuser mitten unter Christen.
Im Herzen aber wichen sie
Von ihrer alten Lehre nie,
Und zeugten unsre — Journalisten!

Den 15. Januar 1774.

Verbessrer des Gesanges? sie,
Die weisen Herren Critici?
Wenn zu der Musen Harmonie
Wir fröhlich unsre Saiten rühren,
Dann thun sie nichts als Cantoriren.

An meinen Fritz.*

Wie wunderlich du liebes Männchen bist!
Ich thu's so gern und darf dir niemals cantoriren
Und dennoch — kantert dir ein alter Journalist,
So hörst du lächelnd zu und zahlst ihm die Gebühren.

Friederica Fritzin
geb. Spitzbart.

An die Büchsenfreunde.

Zeit und Glück sind böse Leute,
Fliegen, wie der Blitz!
Büchsenmänner, nehmt von Heute
Fröhlichen Besitz!
Ob wir morgen gut verkaufen:
Weis der liebe Gott!
Heute giebt es noch zu laufen:
Heute macht den Trott!
St. Laurent und Noels** Saucen
Sind der beste Sporn!
Teufel, Groll und Neid zerstossen
Sich daran das Horn.

Unter den Kopf des Homer vor der allgem. d. Bibliothek.

Auf diesen Augen könnt ihr Krähen und ihr Raben
Und Wespen jederzeit vollauf zu schmausen haben;
Kommt nur getrost hieher, wenn euch der Hunger brennt;
Zum Mahle ladet euch hier dieser Todtenknochen,
Dem Meister Nickel selbst, dass ihr es finden könnt,
Die Augen ausgestochen.

---

* Herr und Frau Doctor Fritze gehörten in dieser Zeit dem Halberstädter Dichterkreise an. Frau Doctorin Fritze, in Elberfeld geboren, war besonders Heinses Freundin. Ihr Mann war Arzt. Schrieb für Nicolai?

** Der Koch Friedrichs II.

Der Marktschreier.

Dass sie zu seiner Bude laufen
Und seine Mordgeschichten kaufen;
Dass Mann und Weib und Kinder gaffen
Und sich erstaunt am Aermel ziehn:
Das Alles thut sein Harlekin —
Und, siehst du nicht den kleinen Affen?

An Klopstock.

That nennest du, was schon beschlossen ist?
Bey Sünden muss ich es den Priestern Gottes glauben;
Allein beym Guten bin ich, wie du selber bist,
Beständig einer von den Tauben.
Es müssten denn die Dardanellen eingenommen sein —
Und ich in Griechenland an Quellen unter Myrthen,
Bekränzt mit Rosen, sanft berauscht von Cyper-Wein
Der Völker guten Hirten
Pindarische Gesänge weihn,
Wozu die Heben in Gesträuchen irrten
Und über mir verliebte Tauben girrten. (Heinse?)

An die Critiker.

Wie lange noch soll deutscher Hass
Auf Eure Gaukeleien schimpfen,
Als könntet Ihr in Euren Sümpfen
Am schattichten Parnass
Die frohen Lieder unterbrechen,
Den grünen Lorbeerhain besprechen,
Der Quelle reinen Trank vergiften
Und tausendfaches Unheil stiften?
Was zögert Ihr, den blauen Dunst
Von Eurer lächerlichen Kunst
Zur eignen Rettung zu bekennen?
Ihr schweigt und gaukelt fort? wohlan!
Dem Frevler wird sein Recht gethan.
Wir wollen Euch die Kurzweil nicht missgönnen.
So liessen vormals williglich
In ihrem Dorf, als Hexen, sich
Die alten Mütterchen verbrennen.

In einer Bibliothek, worin alle deutschen Kritiker befindlich waren.

Wie? Diese längst gehäuften Lasten
Von altem Unrath anzutasten,

Vergönnst du nicht, du gütiger Apoll,
Dem Manne, deiner Gottheit voll,
Der im Olympus einst an deiner Tafel rasten
Und sich mit Nectar laben soll?
O gütiger Apoll!
Warum nicht, wenn es uns gelüstet?
Was hat Alcides nicht gethan,
Der sich als Gott in Hebens Armen brüstet?
Er ging, wie wir, die Sternenbahn,
Und keiner sieht es ihm in seinem Himmel an,
Dass er, der wunderbare Mann,
Den grössten Ochsenstall auf Erden ausgemistet.

A.

Die Gänse Roms, Gevatter,
Sie retteten Euch, mit Geschnatter
Die alte Burg des rüstigen Quirin:
Was aber retten mit Geschnatter,
Die Gänse von Berlin?

B.

Geschmack und Weisheit will man sagen.

A.

Wir wissen's besser: ihre Magen!

Dass unser Publicum noch redliche Bezahler,
Patriotismus, Stolz und Einsicht hat,
Beweist Mercur der deutsche satt;
Denn welche Nation bezahlte für solch Blatt
Wohl sieben tausend* Thaler?

Ein Wasserhöschen in der Ferne
Ward einst gesehn von einem Kaper, der
Romanen auszuspähn auslief in's weite Meer.
Der Steuermann, der gar zu gerne
Nach neuen Inseln sucht' und selten welche fand,
Stieg auf's Verdeck,
Und rufte keck:
Ich sehe Land!

---

* Was würde der Neider von Wielands Merkur gesagt haben, wenn er gewusst hätte, welche Unkosten hundert Jahre später die Herstellung einer einzigen Numer von manchem englischem oder deutschem Blatte machen würde?

Dumm ist Nickel, das ist gewiss; doch merkt er
Sich bisweilen was kluges. Jener Sultan,
Der so gerne die Flaschen Chier leerte,
Rief bei jeder, sobald er sie geöffnet:
Lieber Muhamed, drück' die Augen zu! — Das
Hörte Nickel und sagte zu sich: Was den
Türken Mahomed ist, das ist Homer den
Musensöhnen; und da doch leider! deine
Vierzig Bibliothekenleute grosse
Sünder sind, und die Weisen keine Tage-
Löhner-Dienste dir leisten werden, und du
Doch die Dummen ein wenig plündern musst, um
Wohl zu leben, so willst du ihre Sünden
Gleich im Anfang den Weisen nur gestehen,
Dass sie dir das Profitchen gönnen mögen —
Willst du den Kopf des Homerus mit geschlossnen
Augenlidern auf alle Theile setzen,
Zum Geständniss, dass keiner von uns allen
Sich erkühne, von ihm gesehn zu werden.
Wär' in Nickeln der Hoffahrtsteufel nicht ge-
fahren, hätt' er die Weisen nicht gelästert,
und bey seinem Profitchen sich bescheiden
aufgeführt, so würden sie noch immer
Durch die Finger ihm sehn, da doch die Zunft der
Journalisten zu jeder Zeit aus armen
Dummen Tröpfen bestanden, und die Weisen
Selbst veralberten, wenn sie sich zu ihrer
Zunft verirrten — und jetzt noch Nickel werden.

Um noch einmal ein Kästchen voll Pistolen
Aus Böhmen und aus Oesterreich zu holen,
Wird jetzt daselbst der Gott der Schelmerei
Das Nickelchen, den albernen Gesellen
Und einen Mönch, als ob er Wiener sey,
Zu dem Messias unsers Klopstocks stellen —
Im Messgewand stellt er das Eselein
Und Oechslein vor mit Gott dem Herren sein.

Nickels Grabschrift.

Hier lieget Nickel, den der lieblichste Gesang
Der schönsten Muse nie im Leben konnte rühren;
Gewisslich wird er auch Eloa's Harfenklang
Am jüngsten Tage nicht in seinem Grabe spüren.

Willst du, Beelzebub, ihn in die Hölle führen
So muss ein Janitschaaren-Chor
Von deinen Teufeln ihn zuvor
Mit Trommeln, Klapperblechen, Dudelsäcken
Und Katzenstimmen auferwecken!

Wir halten hier ein feierlich Gericht,
Ihr Journalisten, über eure Sünden
Und davon appelliren könnt ihr nicht!
Die Musen haben uns Gleminden
Und Friederiken* hergesandt,
Zwo sanfte Priesterinnen
Der Charitinnen,
Und sie zu Oberrichterinnen
An ihren Platz ernannt.

Als Gott der Schöpfer fertig war
Mit Körper und mit Geister-Schaar
Und Tausende der Welten ihren Tanz
Schon tanzten, tausend Sonnen schon
Zehntausend Erden, nur noch keinen Kaiserthron
Beleuchteten mit ihrem Glanz;
Schon Meere brausten, Stürme tobten
Und er mit Vaterblick auf Alles niedersah,
Und Alles, Alles wäre gut
zu allen seinen Geistern sagte, da
Da setzte seinen neuen Huth
Ein kleines Engelchen zurecht auf seinem Ohr
Und schoss aus seinem Engelchor
Als wie ein Blitz auf leeren Platz hervor;
Stand auf dem Platze, sah zu Gott dem Schöpfer auf
Und sagte: „Mit Erlaubniss! wäre wohl
Dem Pferde, welches seinen Lauf
Im Dienst der Menschen rasch und flüchtig enden soll,
Der Fuss so recht?“ Und „wäre wohl
Zu seinem Sprung und seinem Gange
Dem Affen nicht der Schwanz zu lang?“

Was drauf erfolgte, wissen wir!
Den Affenschwanz, den Pferdefuss
Empfing zu seiner schönen Zier
Das Engelchen, der erste Criticus.

(Von Gleims Hand.)

---

* Die Fritze.

An Wielands Kopf.

Ha! welch' ein Kopf! aus ihm geboren
Ist Idris, ist Musarion,
Ist Amadis, ist Agathon.
O hättest hättest du, du Kopf doch nie geschworen
Dem Hof und dem Mercur;
Denn, ist's nicht wahr? seit deinem Schwur
Hast du die Zeugungs-Kraft verloren! (Gleim?)

An Herrn Lehnssecretarius Gleim.

Er brachte Löwen, Bären, Lüchse,
Maulesel, Stiere, Dachse, Füchse;
Gut! bring' er immer jedes Thier,
Herr Vetter; aber bring' er mir
Nicht jeden Dummkopf in die Büchse.
(Ohne Zweifel von Gleim.)

Die Alliance der Kunstrichter.

Der eine schwach, der Musen Gott,
Ist leider Trommelschläger,
Der andre, leider! Donquixot,
Der dritte Mantelträger!

Eine Frage.

Ob's wahr ist, dass bey nahem Falle
Der Wissenschaften, teutsche Weisen blind,
Und fast die teutschen Fürsten alle
Verächter teutscher Musen sind?

Der Tadler Lilliput, sein fuchsgefärbtes Haar,
In zwanzig Schwänzen aufgebunden,
Wagt sich in meine Jagd und tadelt nun sogar
Mein schönes Jägerhorn, mit Eichenlaub umwunden,
Und schauet nicht die schreckliche Gefahr!
Fast billig hetz' ich ihn mit meinen Eber-Hunden
Im freien Angesicht der ganzen Musenschaar;
Denn Gott Apollo hat den Marsyas geschunden,
Weil er der Criticus von seiner Leyer war.

Das arme Minchen*! Hu! da soll es nun einmal
Mit einem Caspar Barth zu Bette gehn;
Wär' ich die Frau: Es sollte nicht geschehn!
Ich zankte bis zur Höllenquaal!
Denn einen Caspar Barth bey sich im Bette haben,
Den nichts erfreuen kann, nichts trösten und nichts laben
Als was nach seiner Grille schön
Von Gott erschaffen ist, muss Höllenpein,
Muss auszustehn
Von keinem guten Weibe sein! —

Auch dem Geduldigsten muss die Geduld vergehn:
Das ekle Froschgequäck, es ist nicht auszustehn!
Ausrotten muss man sie und ganz mit Stiel und Strumpf,**
Fort, alle Stiere fort und tretet sie in'n Sumpf!

Mit einem steifen Amtsgesichte,
Das in gemessnen Falten liegt,
Mit Worten, da nach Rathsgewichte
Fast jedes einen Centner wiegt;
Mit ernsten Altermanns-Geberden
Vermeld' ich meinen schönen Gruss,
Und sage, dass kein Mensch auf Erden
So thöricht sein und Criticus
Der grossen Köpfe werden muss!
Denn warlich grosse Köpfe haben
Bedachtsamkeit und Schöpfer-Kraft
Von Gott dem Geber aller Gaben,
Der Alles ist und Alles schafft.
Und warlich alle grosse Köpfe
Gehn mit sich selber in's Gericht,
Bevor aus ihnen ein Geschöpfe
Nach Maass und Regel und Gewicht
Hervortritt an das Tageslicht!

Als eine vornehme Dame von einem vornehmen Cavalier in den Gänsestall der Dame geführt und von dem Cavalier über die Gänse der Dame das Urtheil gefällt wurde, sie wären schön.

Nun hoff' ich werden bald wir deutschen Seelen alle
Von Liebe zu dem Schönen glühn.

---

* Thümmels „Wilhelmine"? Sie war 1764 erschienen.

** Sollte heissen Stiel und Stumpf.

Es giebt, uns trefflicher demselben zu erziehn,
Kunstrichter überall, zu Leipzig und zu Halle,
Zu Hamburg, Altona, Göttingen und Berlin,
Zu Helmstedt und im Gänsestalle.

Ein Gespräch über das Ableben des Herrn Pastor Alberti.

A.

Der offne gute Mann, Alberti, hat sein Leben,
So nützlich und so fromm! nicht eben hoch gebracht.

B.

Der Menschen Leben steht in unsers Gottes Macht;
Herr Pastor Götze hat mit Gift ihn nicht vergeben!

Thom Jones, Donquixot und Peregrine Pickel
Sahn sich nach ihres Gleichen um.
Nothanker kam; wie dumm, wie dumm!
Sprach Jones zu dem langen Nikkel,
Das traurige Geschöpf, in weichem Löschpapier,
Wär' ein Geschöpf wie wir?

Der Satz, glaub' ich, wird veste stehn:
„Wer einen Raphael zu sehn,
Zu lesen einen Klopstock nicht versteht,
Ist Maler nicht und nicht Poët."

Mit tief hineingesteckten Nasen,
Als wären's Meisterstücke, lasen
Die Dunsen alle Seuglings Liebelei*!
Wir lesen auch und lesen Paraphrasen
Von Nikkels Teufelei und Raspens Teufelei!

Der zweite Orpheus: oder des langen Nickels Höllenfarth und darauf erfolgte erfreuliche Zurückkehr zu seinen 40 Glucken.

Der lange Nickel fuhr einmal,
O führ' er doch bald wieder!
Mit seinen Wischen allzumal
Zur lichten Hölle nieder!

---

* Die Satire auf J. G. Jacobi in Nicolais Sebaldus Nothanker. Man findet die Stelle in einem sehr guten Auszuge in Ernst Martins oben erwähnter Schrift über Jacobi S. 29 und 30.

Wohl gut, und doch nicht allzugut!
Ach! Dass ihn Gott verdamme!
„Dem Sünder blieb die Schmiererwuth
Noch in der Schwefelflamme!“

Wie gern läst doch die Dummheit sich
In einem schwarzen Rocke tragen,
Wie gern verbirgt sich listiglich
Betrügerei im weissen Kragen,
Wie gern der Schalk in's Aeugelchen,
Wie gern der Neid in die Perrücke,
Wie gern im grossen Aermel Tücke
Und Heuchelei in's Mäntelchen!
Wollt ihr dies Götzenbild im schwarzen Rock verehren,
So geht nach Hamburg, es zu sehen und zu hören!

Wer Mauvillon kennt
Und Unzern nennt,
Der kennt und nennt zwei Knaben,
Die Gott erbarm's! die Seelenkrätze haben!

Petronius verdeutschet, übersetzt?
Mein Gott, wer ist denn das gewesen,
Wer solch erbärmlich Zeug noch immer fortgesetzt,
Von Deutschen nimmer noch gelesen?
Du Naseweis von Erfurt oder Dresen
Petronius schrieb für gesunden Geist,
Nicht für verfaulte Herz und Nieren.
Warum läst denn du Heidenbeust
Dich von dem kleinsten Scherze rühren?!
(Von Heinse?)

Merkur.

Dass doch die Dichter stille sitzen,
Das Köpfchen stützen,
Sich hinter'n Ohren kratzen
Und von der Dunse Fratzen
Ungerüget schwatzen:
Ich sag' es dir in's Angesicht,
Apollo! Das gefällt mir nicht.

Ap.

Geduld, Mercur!
Die Rache zögert nur.

Rüstig verfolget Witz und Verstand
Schon jetzt der Kritiker Tand.
Ein Todtenbein in der Hand,
In den Blicken Hölle, Hyderngift,
Das die Seele trift,
In jedem Worte peitscht der Verstand
Mit Furien-Schlägen
Grausam der Dummheit entgegen.
Und ihre Nikkel, ihre Götzen
Soll Ironie von ihrem Afterthrone setzen,
In die Vergessenheit durch plumpe Satyrs hetzen!

Momus.

Neben Klopstock Nickel? Mercur!
Dies schriebst du aus bezahlter Pflicht,
Als Dichter nicht!
Gesteh es nur!

Mercur.

Bezahlet eben nicht — allein
Nickel kann warlich grimmig schrein,
Und du weist, solcher Trommeten,
Sie mag auch noch so schnarrend sein,
Hat man sehr oft von nöthen.

Momus.

Wahrhaftig Kaufmann, oder du,
Einer Zunge hört man zu;
Aber glaube mir: das Publicum
Hört längst nicht mehr auf Nickels Schrein
Und ich will dir es prophezein:
Du bringst durch solche Schmeichel-Schmierereien,
Durch solche Geldbeschreibereien
Dich noch um alle deinen Ruhm!

Aus einem Brief.

O lass in seinem Pleiss-Athen
Herr Garven doch sein Näschen rümpfen
Und auf der Dichter Freuden schmähn,
An Aphroditen Alles schimpfen
Und nur den völligen Poppo
Betrachtungswürdig preisen —
Die Schönheit findet er in Kreisen
Von Cirkellinien, und so
Rechtwinkelmässig eingeschlossen,

Dass sie allein der Zahlenmann
In ungeheueren Kolossen
Und Pyramiden finden kann.
Was selbst Anacreon gesungen,
Ist abgeschmackt und klein für ihn.
Lass immer ihn mit den Schmelfungen
Wie Hudibras zu Felde ziehn
Und mächtiglich die Trommeln rühren
Und feierlich sein Steckenpferd
In Leipzig rund herum trottieren —
Schmelfunge werden nie belehrt,
Die hohe Schönheit zu empfinden,
Dazu gehört ein eigner Sinn,
Der muss sich schon im Herzen finden,
Sonst rührt es keine Charitin.

Nickel ist ein grundgelehrter Mann,
Er hat viele Bücher in dem Laden,
Sieht alle Titel weislich an
Und schreibt darüber Duns- und Harlekinaden!

Der Ochsenhüter Götze streitet
Für seiner lieben Teufel Schaar;
Und Zürchens Jacob Böhme reitet
Wie ein besoffener Husar
Auf Sankt Johannis Hypogryphe
Mit sieben Köpfen, voller Zorn,
Aus seinen Welten in die Tiefe
Der Erd' herab und bläst in's Horn,
Und fordert jeden zum Tourniere,
Der ihm nicht glauben will, heraus —
Wir lachen den auf seinem Thiere
Und den mit seinen Teufeln aus;
Warum uns mit den Narren balgen?
Schlägt doch ein Nickel in Berlin
Der Musen Namen an den Galgen
Und Wieland sieht's, und — lobet ihn.

An Lessing.

Wenn mir ein deutscher Mann, ein Mann wie du, den nicht
Kunstrichter-Kitzel sticht
Ein unbezahltes Urtheil spricht,

Dann nehm' ich's freundlich an, und dank' ihm schön dafür;
Wenn aber Stephan Sturz, der welsche Hahn, der Stier
Hintritt auf seinen Mist, sich brüstet, sich erbost,
Dummheiten krähet, um sich stosst,
Dann flieh' ich weg von seinem Mist
In meinen Musen-Hain, und lasse mich nicht sehn,
Bis seine Wuth vorüber ist;
Ob's besser wäre, stracks ihm auf die Haut zu gehn?

Die Musen an Gessner bey Gelegenheit einer hämischen Critik seiner Idyllen.

Treib deine Schafe, lieber Hirt,
In unsern Lorbeerhain,
Wir wollen sie beschützen; ein
Giftmischender Kunstrichter wird
Sonst ihnen Wolf und Tiger seyn.

An den Verfasser des Nothanker.

Du bist ein Feind der Liebesgötter
Und Grazien, und das mit Recht;
Denn du bist hämisch, bist ein Spötter
Und deiner Leidenschaften Knecht.

An Jacobi.

Freund Jacobi, dass deine Huldgöttinnen eine
Sanfte Seele dir anerschaffen, sanft und
Leicht, wie Rosen und Liljenblätter: lass dir's ja nicht
Leid sein! Desto bequemer wird der alte
Finstre Steuermann, Charon, dich hinüber schiffen
In das Eiland der schönen Seelen. Aber,
Weh o wehe dem langen Nikolas, wann seine
Lange, bleierne Kritikakel-Seele
Sich wird scheiden von seinen langen Beinen! Ey das
Hexenklumpen das wird Herr Charon preisen,
Fahr zum Teufel! Du bist mir für mein morsches Boot zu
Schwer! Da, Nicolas, trink dir eins! Das Fährgeld
Soll geschenkt sein! Und plumps wird er den Hexenklumpen
Dir so kräftig in's Wasser werfen, dass der
Schaum dem stygischen Pudel, Cerberus, in's Maul spritzt.

Den 11. Februar 1774. Klamer Schmidt.

Trap, trap, trap* geht Nickel der Gaul,
Allen Geifer seiner Sucht im Maul;
Hip Hip springt Unreif die Kröte,
Mit seiner Unsinns-Brut recht oete,
Burr fliegt Käfer Mauvillon
Mit seinem Peperlepeb davon;
Husch schlüpft Schleiche Weisse
Mit seinem Beiss mich nicht der Pleisse;
Und hinter ihnen poltert her das Völkchen Critker unsrer Zeit
In die Vergessenheit!

Wenn Hermanns edle Völker streiten,
Und seine Barden, kühn,
Den Schwerdtschlag mit Gesang begleiten,
Wem sollte deutscher Geist nicht in den Adern glühn?
Wenn aber, unsern Modezeiten
Ein seltnes Schauspiel zu bereiten,
Der Musen-Sohn den alten Barden spielt,
Und nach dem Eichenkranze fühlt,
Ob dieser fest auf seinem Haupte stehe,
Benetzt mit Römer-Blut;
Indess ich ihm den Alltags-Huth
Auf schön gelockten Haaren sehe:
Dann warlich! Dann gedenk' ich mir,
Sein Waffenträger müsse schier,
Wie vormals Sancho Pansa lachen,
Als Don Quixott', im ewigen Tournier
Mit Hexenmeistern und mit Drachen,
Dem guten reisenden Barbier
Das hingeworfne Bekken raubte,
Und einen goldnen Helm sich auf der Stirne glaubte.

Auf die Utzische Uebersetzung des Horaz.

O möchte doch der Aar
In seinem Felsenhorste bleiben!
Auf flachen Boden, glaub' ich gar,
Will er sich horsten! Ei fürwahr,
Da wird er's euch nicht lange treiben!

---

* Das Trap und Hip ist einem Märchen entnommen, worin die Thiere zu einer Versammlung laufen.

Babel.

Ein Völkchen hatte Lust, allmälich, im Vertrauen
Sich einen hohen Thurm zu bauen,
So hoch, dass auch der Musenberg,
Mit ihm verglichen, nur ein Zwerg
Der ganzen Erde scheinen sollte.
Doch was geschah? Des Pindus erster Gott,
Der solch ein Völkchen nicht zum Nachbar haben wollte,
Betrachtete das Werk und hatte seinen Spott;
Denn alsobald verwirrte sich
Die Sprache gar erbärmiglich;
Ein Jeder folgte seinem Dünkel,
Ein Jeder fing im eignen Winkel
Zu mauren an, zu malen und zu weissen,
Zu stützen oder einzureissen;
Die Männer allesammt verstanden sich kein Wort
Und dennoch bauen sie bis diese Stunde fort!

Von Klotzens Satyr nennst du einen Affen ihn?
Die Affen scheinen was dabei zu fühlen,
Wenn sie Komoedie von unsern Thaten spielen.
Dein Gleichniss ist zu gross, zu dichterisch, zu kühn:
Vergleiche lieber ihn,
O Freund, mit Papageyen,
Die ungestüm fast immer jedes Wort,
Das sie gehört, in einem fort
Ohn' einigen Gedanken schreien.

In Teutschland ist die Weisheit ganz erloschen;
Da führen auch die Critiker
Den Hungrigen die Garben her,
Die sie — Gott sey's geklagt! vorher rein ausgedroschen.

Auf den Jenaischen Zeitungsschreiber, der die Antiquitäten lobte.

Wer Possierlichkeiten liebt,
Warte hier und lach' ein Weilchen!
Seht doch, seht! Der Esel giebt
Seiner Eselin ein Mäulchen!

Klamer Schmidt.*

---

* Auch in dessen Werken (I S. 477), aber ohne Nennung des Buches und ohne Bezeichnung des Recensenten. Was sich sonst aus der

An den langen Nikkel.

Mit Ihren langen, schmalen Beinen,
Herr Critikus, ich sollte meinen,
Sie müssen uns mit Einem Schritt
Die ganze Welt, Herr Caspars Himmel mit.
Was Wunder denn, Sie langes Enackskind,
Dass sie des lieben, allgemeinen
Bibliothekchen Vater sind!

An * *.

Der prophezeyenden Harpyien Geschrei,
Dies, Freunde, könnt ihr nicht vergessen?
Ihr Drohen, glaubet mir, ist Spiel und Kinderei.
Sie riefen ehemals vermessen
Dem Helden Troja's zu: Du wirst vor Hungersnoth
Mit Deinem Heer die Tische künftig essen;
Allein die Tische waren Brod.

Den Pastor Quirl, den nur sein Kirchspiel kennt,
Und unser liebe Gott,
Den hat mit ritterlichen Trott,
Der Held Mercurius berennt!
Was der Berenner eingelegt,
Ehr' oder Schande? wer das frägt,
Der schlage Ritter Donquixott
In dem Kapitel nach, wo er mit Mühlen schlägt!

Der lange Nikkel ist nicht dumm,
Er lobt und schimpft um sich herum,
Macht Freuden und macht Qualen,
Er reformirt das Christenthum,
Und lobt und schimpft und ist nicht dumm,
Er läst es sich bezahlen.

Räthselauflösung.

Wie's nach dem Tode wird: dies Räthsel zu errathen,
Thut Lavater und Moses (Mendelssohn) Wunderthaten.

„Büchse" in Klamer Schmidts Werken und in Heinses Werken von Heinrich Laube findet, ist hier weggelassen.

Hier mit Vernunft und dort mit Phantasie!
Die armen, armen Ritter die!
Sie deutens nie!
Ich deut' es so (und wegen dieser Deutung
Wähn' ich mich selbst ein wenig klug!)
Des Bösen Seele fährt in eine schwarze Zeitung,
Des Redlichen in's rothe Buch*!

Auf einen alten Kunstrichter, der die Antiquitäten rechtfertigen wollte.

Zum Narren lachen musst' ich mich!
Im Schlamm gewühlet hatte sich
Ein altes, altes Eselein!
Da kam ein altes Mütterlein,
Genannt die alte Hanne,
Und badete das Eselein
In einer goldnen Wanne.

Nein, alles kann ich dulden,
Doch, dass mich Nickel rühmt,
Da gäb' ich gern dem Büttel tausend Gulden,
Spräch' er mit ihm verblümt.

Die süssen Lieder für das Volk**
Willst du beschnaufen, schwarzes Polk?
Rosinen, Zucker, Mandelkernen
Muss nur die Wachtel kosten lernen!
Für Bachen und für Säue
Gehört nur Kaf und Kleie! Klamer Schmidt.

Vergleich der jetzigen Kritik mit der vor 20 Jahren.

Vor zwanzig Jahren stand, Gott sey bei uns! der Arge
Mit seiner Kakelzunft in rechter Gloria!
Ein Nagel war zu Pyras Sarge
Der Pfeil der Critica!
Jetzt ist das Blatt gewandt! Das Chor der Pieriden
Steckt jeden Pfeil mit stiller Grossmuth ein,
Und lässt daraus die schönsten Hufe schmieden
Für Meister Nickels Eselein! Klamer Schmidt.

---

* Von Gleim. ** Von Gleim.

Ein wackrer Sohn ist zwar der Gott der Diebe!
An Seele fehlt's ihm nicht, auch nicht an Körperreiz:
Allein sein Gang ist Eigenliebe,
Sein Auge Geiz! Klamer Schmidt.

An Caspar Lavater.

Caspar Lavater, der in Himmel, Fegefeuer und
Hölle besser Bescheid weis, als ich armer Sünder
Auf dem winzigen Plätzchen Erde, wo ich jung ward!
Caspar Lavater, mit Erlaubniss, kannst du mir nicht
Nachricht geben, wie viele Tausend Fuder Pech und
Schwefel Satanas sich schon hingebanst hat an die
Stelle, wo der verwünschte lange Kakelhans*, den
Sieben Dichtern zu Ehren, soll gebraten werden?

Eine etwas ungetreue Uebersetzung der 19. Elegie des 10. Buches der Phantasieen des Fernando Herrera

unmittelbar aus dem Spanischen von Wilhelm Heinse.**

Ach, wo bist du hin, o goldner Friede,
Meines Lebens Genius, geflohn?
Herz und Seele sind des Krieges müde;
Kehre wieder, Charitinnen-Sohn,
Eh' ich meinen letzten Geist verweine!
Führe mich zurück in jene Haine —

Jene Haine, wo die Nachtigallen
Meines Lebens ersten May geweckt!
Zwischen Bächen, die von Hügeln fallen,
Lag ich unter Myrthen hingestreckt;
Gleich den Liebesgöttern schwanden Träume
Bey dem ersten Blikke durch die Bäume,

Die voll leisbewegter Blüthen hingen
Sanft erröthend in dem Rosenschein
Von Auroren. Mit verliebten Schwingen
Spielten Turteltauben in dem Hain;
An den Blumenufern klarer Quellen
Letzten Rehe sich an frischen Wellen.

---

* Nicolai?

** Wol das schönste von diesem verfasste Gedicht. Ich fand übrigens noch ungefähr 30 andere wol überhaupt ungedruckte Gedichte ausser den hier mitgetheilten von ihm in der Büchse und in seinen Briefen an Gleim auf.

Voll von Wonneschauern, mein Entzücken
Singend, ging ich nun hinab in's Thal,
Frische Maienblumen abzupflücken.
Schon erschien der reinen Sonne Strahl
Und berauschte sich in frischen Düften —
Nachtigallenlust war in den Lüften.

Da ich pflückte, flogen plötzlich Töne,
Süsser, als ein Amorettenblitz
Mir in's Herz; die lieblichste Syrene
Sang ein Lied auf einem Blumensitz —
Unter Blüthen, in dem Sonnenscheine .
Göttlich glänzend, sass der Musen eine,

Blumen in das blonde Haar geflochten,
Das in Lokken auf den Busen fiel.
Alle Pulse meines Geistes pochten
Heftig, vor entzückendem Gefühl.
Von den hohen Reizen hingerissen,
Lag ich schüchtern da zu ihren Füssen.

Lehre mich doch deine Lieder singen!
Küss't' ich Knab' auf's zarte Händchen sie;
Jeden Morgen will ich Blumen bringen,
Frischgepflückt, o Göttin, dir dafür,
Jeden Morgen will ich Blumen bringen,
Lehre mich doch deine Lieder singen!

Kleiner Schmeichler, sprach sie lächelnd, höre
Zu dem Liede, das ich singen will.
Und sie sang. Es schwiegen alle Chöre
Der verliebten Frühlingslieder still;
Philomele lallte nur dazwischen
Heimlich ein Akkördchen in den Büschen.

Taumelnd sank ich ihr im Schoosse nieder,
Allzuvoll von Götterseeligkeit,
Feuerschauer wallten durch die Glieder,
Herz und Seele wurden eingeweiht,
Ihre Gottheit würdig zu empfangen
Mit der Liebe Zähren auf den Wangen.

Sing' es nun mir nach, du kleiner Lieber —
Hob sie mich an ihre Brust, und gab
Mir ein Küsschen, und mit ihm hinüber
Schlich ein Liebesgott in's Herz hinab.
Von den brennend heissen Sonnenfunken
Wacht' ich auf, an ihre Brust gesunken! —

Sie verschwand, wie Sonnenlicht verschwindet,
Zitternd vor Bestürzung stand ich da,
Wie ein Kind die Mutter nicht mehr findet,
Die es erst in Blumen spielen sah —
Alles wurd' an mir zu leichten Flügeln,
Ich verliess das Thal mit seinen Hügeln —

Nachtigallen sängen in den Ohren,
Lauter Himmel war die Phantasie,
Wie zu einem neuen Gott geboren,
Sang ich ihres Liedes Melodie;
Sichtbar wurden alle Pierinnen,
Liebesgötter, Venus, Charitinnen.

Oefter ist sie mir darnach erschienen,
Manchen Abend in der Einsamkeit;
Unter Rosen sassen wir im Grünen —
Ach! diess war des Lebens goldne Zeit;
Jede Wonne hab' ich da empfunden,
Tag' und Nächte waren kurze Stunden!

Diese Laube war Tibullens Laube,
Jene Grotte Platons Heiligthum.
Hier entriss ich, Stolzer, mich dem Staube,
Dort erblickt' ich ein Elysium
In den Hainen, auf beblümten Wiesen,
Voll Adonen, Heben und Eliesen.

Jene Quelle war Petrarchens Quelle.
Kaum empfand ich damals, was er weint —
Ach! jetzt fühl' ich selbst, da einst so helle
Mir die Sonn' am Jugendhimmel scheint,
Mehr als er die Schmerzen in wir wüthen,
Wenn die Lauren, sie zu fliehn, gebieten.

Irren möcht' ich, wie er, auf Gebürgen
Tag und Nacht, von allen Menschen fern,
Wo die wilden Thiere sich erwürgen.
Weinend findet mich der Abendstern;
Daphnens Blicken gleichen seine Strahlen,
Und vergrössern meiner Liebe Qualen.

Keine Weisheit kann mir Trost gewähren,
Keiner Göttin Auge blickt so süss!
In ihm glänzt ein Licht von höhern Sphären,
Wo es leuchtet, ist ein Paradies.
Seelig sind, die's ewig sehen können
Und von keinem andern Feuer brennen.

Will ich schlafen — o dann steigt im Herzen
Eine neue Sonn' empor und macht
Allen Sinnen Morgen — meiner Schmerzen
Stärkstes Feuer fühl' ich erst die Nacht.
Ach! ihr Bild lässt meinen Augen keinen
Schlummer fassen, die sich brennend weinen.

Dort hab' ich ein Röschen ihr gegeben,
Und Orangenblüthen gab sie mir,
Wie im Himmel, sass ich in der Reben
Kühlem Schatten scherzend da bey ihr,
Himmel wäre Hölle mir gewesen,
Hätte Zevs mich hier dazu erlesen.

Jedes Wörtchen floss aus ihrem Munde
Süsser als ein Nachtigallenton.
Schlug es gleich dem Herzen tiefe Wunde,
O! so rann doch Süssigkeit davon.
Wen er (sie?) küsst, wer an die Brust sie drücket,
Wird im Himmel höher nicht entzücket.

Wenn auch Venus ihm die goldne Schaale,
Während ihm Apollo Hymnen singt,
Voll Unsterblichkeit am Göttermahle
Liebeblickend an die Lippen bringt;
Und die Musen mit den Charitinnen
Ihm zu Ehren einen Tanz beginnen.

Kaum enthüllten Rosenknospen gleichet
Herz und Geist, unschuldig im Gesicht.
Wen ihr süsses Lächeln nicht erweichet,
Wenn hervor die Thrän' in's Auge bricht —
Hat der was davon, dass ihm das Leben
Gott in eines Menschen Leib gegeben?

Wer Jomellis reizende Syrenen
Und Galuppis Musen hat gehört,
Wird nach ihnen überall sich sehnen,
Wo kein solcher Ton die Seele nährt.
Selbst der schönste Geist vermehrt mein Leiden.
Er erinnert mich an süsse Freuden.

Möchte doch ein Gott mich jetzt vernichten,
Und das Leben wiedergeben mir,
Wenn er sie in jene rosenlichten
Tempe zaubert — dann mich hin zu ihr
Wieder bringen, wo nur Wonne weinet
Und beständig Maiensonne scheinet.

Ach! wo bist du hin, o goldner Friede,
Meines Lebens Genius, geflohn?
Herz und Seele sind des Krieges müde!
Leite mich, o Charitinnen-Sohn —
Alle meine Klagen sind vergebens —
In die ersten Scenen meines Lebens.

Lauter Frühling war da meine Seele,
Lauter heitre Freuden mein Gefühl.
Leicht, wie der Gesang der Philomele,
War die Liebe mir ein Jugendspiel.
Jedes Blümchen konnte mich erfreuen,
Alles grössre Wonne prophezeien.

Legte sich die Sonn' in Rosen nieder,
Wenn in Blumen ich bei Chloen lag;
O! so priesen unsre frohen Lieder
Schon den andern schönen Frühlingstag,
Alles war für unsre Herzen Weide,
Jeder Pulsschlag ein Genuss der Freude!

(In der Büchse vom 4ten Martii 1774.)

Die Alte.

Parodie eines Liedes von Hagedorn.

Zu meiner Zeit
War noch die Tugend nicht entweiht.
Da lernten kaum die Mädchen lesen;
Da waren Spindel, Heerd und Besen
Die Zeugen ihrer Weiblichkeit.
Sie merkten sich der Mutter Lehren
Und rühmten nur den Kuss in Ehren,
Und küssten in der Dunkelheit:
O gute Zeit! —

Zu meiner Zeit
Liess man die Fabeln sonder Neid
Den blindgebohrnen Heyden über,
Und hörte Feyen-Mährchen lieber;
Man fragte voller Emsigkeit
Nach Feuer-Wölfen, Drachen, Riesen;
Man sang wie sterbende Banisen,
Und klagte Sternen oft sein Leid:
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Verkündigte man weit und breit:
Es sey die Schlange, die wir kennen,
Der erste schöne Geist zu nennen
Ob seiner Rede Lieblichkeit.
Jetzt üben sich an allen Orten
Die Mädchen selbst in schönen Worten
Und das bereits im Flügelkleid!
O schlimme Zeit! —

Zu meiner Zeit,
Da gab es manche Lustbarkeit:
Das Puppen-Spiel mit Bärentänzen,
Den Doctor Faust mit Schwefel-Kränzen —
Wir lobten Alles ungescheut.
Wir lachten noch von ganzem Herzen
Bei unsers Pächters lauten Scherzen
Und sprachen doch von Sittsamkeit:
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Befliss man sich der Frömmigkeit;
Da herrschten Judith, Rahel, Lea,
Und nicht die Venus Medicea,
Die unsre Töchterchen erfreut.
Mit dieser Neuerung der Mädchen,
Mit diesem Fluch in jedem Städtchen
Hat uns ein Priester längst bedräut:
O schöne Zeit!

J. G. Jacobi.

An einen Dichter, den die Journalisten canonisirten.

Wenn für die Geister einst ein heller Tag erwacht,
Dann sieht es übel aus, mein Herr, mit ihrem Stolze.
Ein göttliches Genie gleicht einem faulen Holze,
Das leuchtet in der Journalisten Nacht.

W. Heinse.

Ueber die Scribenten, von denen man nichts mehr wuste, sobald ihre Leichencarmina verbraucht waren.

In unsern Himmel kam ein flammend Meteor;
Doch währt' es wenig Stunden,
Als sich das dunkle Feu'r in düstern Schein verlor,
Und endlich war es ganz verschwunden,

Durch alle Himmel blitzte Sirius
Die Strahlen nun bis in das Wesenleere.
So kommts, dass Manches Ruhm sehr schnell vergehen muss,
Indess wie Sirius
Mit eignem Lichte glänzt der ewige Voltaire.

W. Heinse.

Vorüber ist das schreckliche Gewitter,
Das von Parnassus steiler Höh
Auf Duns und Critiker, die Zwitter
Der Natter und der Dummheit grausend donnerte!
Sie staunen, fühlen in dem Hirne Leere
Und beten an und sagen sich einander ach!
Wie dumm, wie dumm war Nickels Mehre
Wie dumm, der allgemeinen Lehre,
Wie dumm, der Bibliotheken Chöre,
Wie dumm, der ganze Almanach
Der Critiker, der Dunse, der Correspondenten.
Vergib Apoll — wenn alle denken könnten,
So beteten uns alle, alle nach:
Vergib Apoll uns Dummen unsern Kram,
Der ohne Kopf und Geist zur Presse kam!

Aus der Büchse vom 11. März 1774.

Wenn Plato's Geist, vom Leibe losgewunden,
Aus diesem Erdennebel schlüpft,
Und — wie die Sonn' in Morgenröthe hüpft —
Das höchste Schöne von ihm wird empfunden —
Wenn alles süsser Blick in seinem Wesen ist,
Und über jeden Blick der Wonne Zähre fliesst —
Und wenn Praxiteles, vom Geiste Chier Reben,
Und Phrynens Kuss noch sanft berauscht, erwacht,
Und himmlische Gestalten ihn umschweben,
Und jede reizender nach ihr ihn lüstern macht —
Wenn Damon den Gesang verliebter Nachtigallen
In Mädchenkehlen lockt, dass im Syrenenton
Die Lieder des Anakreon
Bey Tag und Nacht davon
Im Herzen der Bathyllen wiederhallen,
Wenn seine Melodie den Füssen Seelen giebt,
Und in den Koischen Gewändern
Empfindung schwimmt und jede Falte liebt,
Und sich nach ihr die Leidenschaften ändern:

Indessen Aristipp auf Rosen Flamme wird,
Und von den Reizen allen hingerissen,
Wie Vater Zevs nach einer Leda Küssen
Bey seinem Klazomener girrt —
Und wenn Kampaspe, die Syrene,
Wie Venus Anadyomene
Aus einem Quellenbade steigt
Und dem Apelles, der in Myrthen sie verloren,
So kindlich schüchtern sich im Jugendglanze zeigt,
Als wäre sie den Augenblick geboren,
Mit Augen, deren Blick die erste Gottheit träumt,
Und blondem Haar, woraus sie lauter Zauber schäumt —
Und nun Apelles sich um ihren Busen windet,
Und mehr als Götterseeligkeit empfindet
Und Amoretten leis um sie herum
Sich lauschend auf den Zweigen wiegen —
Diess sind Personen aus Elysium,
Wenn sie Apelles malt, noch taumelnd vor Vergnügen,
In Gegenden, wo rosenfarbnes Licht
Durch Paphos Dämmerungen bricht.

W. Heinse.

Elysium.

Eine Elegie an meine Minna, an jenem Abend geschrieben, da Venus, Jupiter und Luna den Erdenkindern das lieblichste Trio am Himmel machten

von

Wilh. Heinse.

Als sanft umschlungen ich an deinem Busen lag,
Worin die Liebe mir mit schnellerm Herzensschlag
Verkündigte, wie sehr ich dich beglückte,
Und Küsse von dem Munde pflückte,
Der sie freiwillig mir, wie reife Früchte gab:
Da schien's, wenn ich gen Himmel blickte,
Als säh' aus jedem Stern ein Genius herab,
Von süsser Schwermuth voll, dass er in seiner Sphäre
Verbannet sey, und nicht so seelig wäre. —
So seelig hat uns manche Sommernacht
In jenem Nachtigallenhain gemacht!
Da hab' ich ganz des Lebens Glück genossen.
Die Wonne hatte sich an unsre Brust geschmiegt,
Und lag, wie kühler Thau auf warmen Rosen liegt;
Die Herzen waren in Empfindungen zerflossen,
Die Seelen hatten ineinander sich ergossen,
Das Denken schwieg, die Sprache wurde stumm —
Ist höheres Entzücken in Elysium

Ihr Götter? Ach! mir war die Erde damals höher,
Als Kaspar Lavater, der grosse Geisterseher,
Die ihm geoffenbarte Welt
Mit seinen tausend Sinnen hält.
Allein Elysium ist jetzt darauf verschwunden;
Von Dir, o Chloe, fern,
Vermiss' ich jedes Glück, das ich vorher empfunden,
Ein Kefich ist sie mir. Nun seh' ich jeden Stern
Vor einem Geid[?], als einen Pharus leuchten;
Und meine Phantasie eilt zum Voraus dahin,
Und sieht — was ihre Flügel nie erreichten,
Zurückgehalten von zu sehr entzücktem Sinn —
Von Millionen Sonnenwelten
In jeder ein zukünftig Paradies,
Worinnen unsre Seeligkeiten gelten —
Wo der Nepenthe, den Helene pries,
Die Herzen ewiglich berauscht —
Petrarchens Liebesgott in süsser Schwärmerei
Verlorne Grazien belauscht —
O Götter, steht mir Armen bei!
Lasst mich zu dieser Seeligkeiten
Entzückenderm Genuss,
Indessen Chloe noch hier unten schlummern muss,
In jedem Himmel ihr ein Götterfest bereiten,
Und wählt mich dann zum Genius,
Dies Wunder zu euch zu begleiten. —
O Chloe! sieh! so such' ich diese Gluth,
Die mir das Herz verzehrt, zu lindern:
Allein geträumte Fluth
Kann niemals wirklich Feuer mindern.
Und dieser Mann, der wie die Suada spricht,
Dem jede Muse Lorbeern flicht,*
Will diesen Schattentrost noch meiner Seele nehmen?
Ich muss — ich muss mich ja zu Tode grämen.

Des Kunstrichters Seele ohne Nase will über den Styx.

Charon.

Ohne Nase lass' ich meiner Seele
Keinen Schatten in den Nachen ein.
Proserpina könnte schwanger sein
Und brächte solch ein Unthierlein
In diese Höhle.

---

* Voltaire.

Bei meiner Seele!
Ich lasse dich nicht ein! —

(Nickel will über den Styx.)

Charon.

Du kömmst mir vollends recht, du dummer Tropf;
Ich fahre keinen Narren ohne Nase, noch wen'ger ohne Kopf! —

An den Verf. des Magister Sebaldus.

Magister! Herr Magister,
Will er wissen, was er sey?
Herr, ein Dudeldumm das ist Er,
Und sein Wisch ein Dudeldei!

Die Frau von Donnersleben, die mit einem Auge schielt, und ihr Pfau.

Unsre gnädige Frau von Donnersleben, und ihr
Pfau, die werden sich wohl einander nichts benehmen!
Denn die gnädige Frau, so flächig auch ihr Witz liegt,
Stellt die Nase verteufelt hoch hin, und ihr Pfau mag's
Auch wohl wissen, dass sein Federschleppen keine
Pappenstiele sind! Doch ein Unterschiedchen giebt's noch:
Unsre gnädige Frau die hat nur anderthalben
Augen; aber ihr Pfau — so will's die brave Dame June —
Hundert und zwei! Doch wohlgemerkt am Köpfchen
Zwei, und hundert am Schwanz, bewahr' uns Gott in Gnaden! —

Warum Uz nicht mehr singt?

Dass zurück von unserm Reigen
Uz, der beste Flöter, bleibt:
Ist es Wunder? Nachtigallen schweigen,
Wann sie Froschgeräusch betäubt.
Frösche quaken an der Weser,
An der Spree und an dem Rhein.
Besser ist es, stiller Leser,
Als Betäubter Dichter seyn!

An * * *

Du Mann, vor dessen Auge sich
Die guten, heitern Seelen scheuen.
Du nennest einen Priester dich
Des Gottes, über den sich alle Sterne freuen?

An Götz von Berlichingen.

Mit deinem Arm von Eisen, alter Held,
Komm noch einmal in unsre deutsche Welt
Und züchtige mit deinem Arm von Eisen
Nebst unsern Fürsten unsre Weisen;
Denn alle hangen, hangen an
Franzosen oder Britten
Und Dichter oder Ehren-Mann
Von alten deutschen Sitten
Wird, wo man alles leiden kann,
Mein Seele nicht gelitten.

An Hans, den Fürsten im Mond.

Was grient dein gnädiges Gesicht,
Was grient es deine Gnade mir?
Du Fürst! bey Gott, ich schwöre dir
Den Eid der Treue nicht.

Apoll an die Büchsenfreunde.

Bst! Bst! Ihr meine Lieben
Zurück in ein verborgenes Gesträuch!
Wenn da die Freude lauter spricht,
Sieht sie der Neid, hört sie der Spötter nicht,
Zurück, zurück — sonst wirft der grosse Voigt, Ihr Lieben,
Mit seinem Knippel unter Euch!

Die Büchse. (Den 7. December 1778.)

Nach vorgeschriebenen Endreimen.

Ein falsches Mädchen wars, das einst beim Saft der Trauben
Sein Liebchen küssend zwang, den Dekkel abzuschrauben,
Der jene Büchse schloss, durch welche Thal und Berg
In Streit und Jammer kam.* Da fingen Ries' und Zwerg
Mit Fels und Schneeball an, den Göttersaal zu stürmen
Und Brüder mussten nun vor Brüdern sich beschirmen.
Für Obst und Blumen gab des Ueberflusses Horn
Uns Kronen auf das Haupt, in's Herz Tyrannen-Zorn;
Den Acker, der ihm frohnt, zertrat ein Fürst als Jäger;
Wo sonst der Hirte sang, da krochen Lasten-Träger.
Ein gutes Mädchen war's, das für den Winter-Mond
Uns diese Büchs' erfand, die jedes Guten schont,

---

* Die Büchse der Pandora.

Die unsre Lieder hegt, das Lob getreuer Bürger,
Des Ungetreuen Schmach; dem gross und kleinen Würger
Des Schönen, Züchtigung; ein Aergerniss dem Klotz,
Den Band und Stern umgiebt; den Midas-Ohren Trotz;
Und reiner Unschuld Lohn, wenn oft ein Haus von Binsen
Vor des Verführers Kunst und vor des Faunen Grinsen
Ihr Heiligthum bedeckt. — Wie Pope keinem Lord
Die Narrenkappe liess; von Süden bis zum Nord
Die Laster zeichnete; selbst unter Demant-Schleifen
Den schnöden Busen traf; des Kritikasters Kneifen
Mit edlem Spott vergalt; so tragen jetzt im Groll
Und jetzt im Jubel wir, begeistert von Apoll,
Den Engel himmelan, den Teufel in die Hölle:
Wer recht thut, fürchtet nicht: steht über unsrer Schwelle.
— Wohlan! den ersten Sang dem, welcher Mann und Ross
Zu Deutschlands Freiheit schickt, mit rettendem Geschoss!

Ungefähr mit diesem Gedichte, welches man gern als Schlussgedicht betrachten wird, schliesst die Büchse, das Bundesbuch des Halberstädter Kreises ziemlich prachtvoll ab. Wie schon früher durch den Tod von Jähns und Michaelis, so war durch Heinses Flucht nach Düsseldorf Gleims Absicht, in Halberstadt einen wirklichen Dichterbund nach Art des Göttinger Kreises zu schaffen, wieder vereitelt. Auch fehlte es dem Halberstädter Kreise selbst im Jahre 1774, in welchem er durch Heinse vielleicht dem Göttinger Bunde hätte Concurrenz machen können, an einem eigenen Organe. Statt zuletzt für einen Musenalmanach zu arbeiten, schrieb man bloss für die Gleimsche Kanzlei und für eine Büchse, deren beinahe noch ganz jungfräulicher Inhalt als ein stattlicher Manuscriptband vor mir liegt.

Heinse lebte in Halberstadt wie ein gefangener unter falschem Namen. Dabei war eine Entwickelung, wie sie den Jünglingen in Göttingen geboten wurde, nicht möglich. Wie sehr er sich auch später noch Goethe genähert hat, noch viel weiter ist er stets in seiner Einseitigkeit hinter ihm zurückgeblieben. Etwas verkommenes hat er immer behalten und schwerlich ohne die Mitschuld seiner Wolthäter Gleim und Jacobi.

Wir haben gesehen, dass die Büchse zunächst gegen Kritiker und Journalisten gerichtet wurde. Dies geschah jedoch

in dem Augenblicke, da wenigstens Heinse und Jacobi selbst Journalisten zu werden im Begriff standen. Auch zielten die Angriffe gegen Kritiker in der Büchse meist gegen wirklich falsche Richtungen. Lessing ward nie angegriffen. Wäre es den Halberstädtern gelungen, sich ihm sämmtlich zu nähern, so hätten sie leicht ein besseres Vorspiel des Goethe-Schillerschen Xenienkampfes darbieten können, als es im Göttinger Musenalmanach vorliegt. Unterschätzen darf man jedoch hierbei den Umstand nicht, dass in der „Büchse“ sich wol auch die Anakreontiker noch einmal zur Wehr setzten, die damals wegen ihrer Faseleien vom „Amor“ vielseitig bedrängt waren. 1773 bewies Bürgers Briefwechsel über die Lenore recht deutlich, dass er sich fürchtete, weil dieses Gedicht dergleichen Unsinn nicht enthielt. Indessen zeigte es sich, dass die neue volksthümliche Richtung die ältere anakreontische besiegt hatte. Lessing trat nicht mehr für die Anakreontiker ein, zu denen er einst wol selbst gehört hatte. Heinse und selbst J. G. Jacobi aber befanden sich 1774 in einer Uebergangsperiode, so dass sie sich gerade während der Periode der Büchse von den früheren Tändeleien zu befreien anfiengen. Bei Heinse war ja der cynische Inhalt ohnehin von Anfang an über die spielende Form auf eine bedenkliche Art hinausgegangen.

Wir deuteten zu Anfange an, dass Gleim durch einen Angriff Wielands gegen Heinse auf die Idee der Büchse gekommen sei. Wir kommen auf diesen Umstand zum Schlusse noch einmal zurück. Wieland versöhnte sich vollständig mit Heinse, als er dessen Laidion gelesen hatte. Sein Benehmen gegen Heinse blieb aber stets zweideutig. Vielleicht hatte Wieland in Sachen des Enkolp gegen Heinse nicht so unrecht gehabt. Aber unrecht hat er jedenfalls in dem, worüber sich Heinse in zwei sehr interessanten, vollständig ungedruckten Briefen an Gleim beklagt. Wir schliessen daher mit deren Mittheilung, indem wir bemerken, dass bei dem erscheinen des Oberon Heinse nicht mehr im Stande war, seine Abneigung gegen Wieland zu überwinden und ihm wegen dieses Werkes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Es thut mir leid,“ schreibt Heinse den 18. Januar 1778

an Gleim aus Düsseldorf, „dass ich Ihrem edlen Herzen mit einer unbestimmten Zeile Unruhe gemacht habe. Die Sache, die sie betrifft, war wie vergessen und abgethan. Sie verhält sich, wie folgt, so kurz und chronikmässig wie möglich erzählt. Verwichenen Frühling war Holland in Noth bei Wielands Mercurius. Er bat Fritz (Jacobi), ihm doch auszuhelfen; und wo er nicht selbst könnte, mich anzuregen. Ich war eben in einer Arbeit begriffen, von der ich nicht ablassen mochte. Der gute edelmüthige bat mich dringend. Ich riss aus dem, was ich vom Ariost übersetzt hatte, ein Stück zum Lückenbüsser heraus, und wir schickten's Wielanden. Unter der Aufschrift: Ariost's Zwietracht aus Heinsens Uebersetzung des wüthenden Roland. Er erhält es, und sagt grossen Dank. Ich schreibe, um ihm ferner auszuhelfen, gleich darauf den zweiten Brief an Sie über unsere Gallerie. Er erhält ihn, und entdeckt, dass es ihn allemal vom neuen freue, wenn er etwas so Fürtreffliches von mir lese etc. und führt selbst in seinen Angelegenheiten eine Stelle daraus zum Beweise einer Wahrheit an. Nun erhalten wir das letztere Stück vom Mercur, das während dem abgedruckt worden. Das Fragment vom Ariost steht darin; nur mit der veränderten Aufschrift: Probe von Heinsens Uebersetzung, und finden am Ende beigefügt: aber *ohe! jam satis est!*

Fritzen lief's gleich heiss durch alle Adern. Ich wusste nicht, was ich dabei denken sollte, ob's Ernst oder Spass sei. Fritz schreibt um Erklärung. Antwort: 'Meine Uebersetzung wäre ein Meisterstück, wenn sie so in Versen wäre,* und Ariost selbst. Allein in Prosa könnte er die Freiheit nicht dulden, deren ich mich durch öftere Auslassung der Partikeln über die Sprache angemasst hätte. Und deswegen und wegen anderer Freiheiten, die ich mir herausnähme, hab' er im Unwillen darunter geschrieben: *ohe! jam satis est!*'

Diess hatt ich nun mit Fleiss und aus Scherz bei wenigen Stellen in diesem Fragment gethan, weil ich meine eigene

---

* Dass die Uebersetzung Prosa war, konnte allerdings getadelt werden. Nur durfte dies nach Mittheilung der Probe durch den Verf. selbst auf keinen Fall in dieser Form geschehen.

Meinung über das Uebersetzen zu schreiben vor hatte, und daraus Verschiedenes anführen wollte.

Fritz gerieth in Zorn, und ich in Grimm über ein solch mehr als inquisitionsmässig *Auto-da-fe* von einem Herausgeber erbetener Stücke.

Es war in meinem Sinn Mückenrache, Verletzung der Gastfreundschaft, Versuch zu Meuchelmord.

Und eben kam Mauvillons Ariost heraus. Doch bat ich Fritzen inständig, Wielanden nicht ein Wort darüber zu schreiben, und davon gänzlich stille zu schweigen. Wir würden uns schon finden. Es war keine Sache zu einem Ausputzer. Was mich am meisten kränkte, war die Vorstellung, dass er den Leuten auf einmal weiss machen oder verstehen geben zu wollen schien, als hätt' ich seiner Hoheit diess Fragment eingesandt *tanquam Specimen eruditionis*, da er noch keine Zeile, Avertissements* ausgenommen, von mir erhalten, worum ich nicht zu wiederholten Malen gebeten worden. Ich hatte grosse Lust, selbst nach Weimar zu reisen, und ihn bei der Perucke zu kriegen. Uebrigens konnte mir aber doch der Quark nicht schaden, da kein Mensch Wielanden etwas so Einfältiges zutrauen konnte, als es wirklich war. Fritz schwieg nach meinem Begehren über die ganze Bescherung stille.

Wieland schrieb wieder, und trug ihm auf, mich um die Fortsetzung meiner Briefe zu bitten, und fügte kindisch hinzu, dass ich kein Narr sein und über sein unschuldiges *ohe!* etc. etwa das Maul hängen möchte. Fritz schwieg ferner darüber stille. Er liess mich von neuem bitten, und er müsste meinen folgenden Brief ganz nothwendig haben. Es habe bei seinem *ohe! jam satis est!* Niemand, soviel er hörte, etwas Schlimmes geargwöhnt; man dächte überall, ich hätte damit einen launischen Schluss gemacht, und er wolle nächstens öffentlich sagen, dass ich ganz der Mann in Deutschland dazu sey, den Ariost fürtrefflich und meisterhaft in Stanzen zu übersetzen. Darauf schrieb ihm Fritz, was er seinem Charakter nach

* Heinse lobte um diese Zeit Wieland, weil er eine Aufforderung Heinses zur Subscription auf ein Werk von ihm abdrucken wollte. Wieland aber vergass nachher den Abdruck im nächsten Hefte.



schreiben musste. Er erkannte auf seine Weise. Fritz schickte ihm meinen dritten Brief, wovon das meiste schon vorher bereit lag, und welcher nicht wohl nach dem Vorhergehenden zurückbleiben konnte.

Und dies (ist) denn der in der That zu abscheuliche Streich in Rücksicht auf alle Umstände und auf die ganze Uebersetzung, und Mauvillons Ariost und das Uebersetzerlob, das er mir vorher beigelegt; weswegen ich den an Sie angefangenen Brief nicht ausschrieb. Ich dachte, ganz schweigen, sey besser, als an Sie schreiben und davon schweigen; und es sey besser, ganz schweigen, als an Sie schreiben und nicht davon schweigen. Und ich glaube, ich habe wohl gethan. Nunmehr steht's im alten Register. Und ich bitte Sie bei Ihrer Liebe, es gleichfalls dahin gestellt sein zu lassen. Es war einmal wieder ein Streich von Wieland. Man darf bei ihm so etwas nicht aufnehmen, wie man's bei einem andern aufnehmen müsste. Es lässt sich noch entschuldigen, wenn man denkt, dass er sich zuweilen den Schwindel an Kopf schreibt, und Treu und Glauben darüber vergisst, und nicht weis, was er thut; und dann, dass ich völlig davon überzeugt bin, dass er im Grunde zehnmal mehr auf mich hält, aus mancherlei Ausdrücken bei verschiedenen Anlässen, als er sich einbildet, dass ich auf ihn halte. So oft ihm nun das einfällt, so oft wird er gegen mich aufgebracht und wenn er eben in seiner Grösse dasitzt, wie er denn just damals an seiner Rosamunde im Liebeswerk begriffen gewesen sein mag, so nimmt er den Donnerkeil, und tunkt in's Dintenfass, und schreibt: *ohe! jam satis est!* Und ist's Ebbe bei ihm, so schreibt er, wie z. E. noch in seinem letztern Briefe an Fritzen aus Weimar: 'Sage Heinsen, dass seine Mauvillonade durchgängig für ein Meisterstück passirt vom feinsten Persiflage. Wenigstens in der Welt, worin ich Athem hole. Und das ist sie auch. Wir freuen uns, ein neues Talent an ihm zu entdecken, das er ja nicht vergraben soll. Ich hoffe, es soll dadurch ein Schrecken unter die Pursche gerathen: denn der ist nun todt und begraben.' — Und jetzt sehe ich die ganze Sache an, wie sie steht und liegt, in einem komischen Lichte. Nun nicht ein Wort mehr davon. Ich hätte mich bestimmter

sollen ausdrücken. Denn sagen musst' ich Ihnen, wie es gekommen, dass ich Ihnen so lange nicht geschrieben.

Die Briefe an Sie über die Gallerie* besonders drucken zu lassen, wird hart halten. Es fehlt der Schluss, und sie machen so kein Ganzes. Ich werde öfters angegangen, sie fortzusetzen; allein ich bin jetzt dazu nicht in der Verfassung und mit andern Dingen heschäftigt. Wenn Sie glauben, dass Sie dadurch dem Kronprinzen eine günstige Meinung von mir beibringen könnten, so dächt' ich wäre wohl eben so gut, dass er dieselben aus dem Mercur sich vorlesen liesse, wo nicht sogar besser. Es fiele dann das Ansehen weg, als wären sie eine nette und feine Angel, seine Gnade wegzufischen. Von den Madonnen mit dem Christkindlein im Anfang scheint er mir ausserdem kein grosser Liebhaber zu sein. Die Amazonen-Schlacht, der Sanherib, der Mädchenraub u. m. a. im dritten, und die Beschreibung einiger Antiken im zweiten, werden bessere Wirkung thun. Von Rom, Florenz, Venedig, von Neapel, Palermo, Girgent, dem Aetna wollte ich Alles noch weit besser und erbaulicher beschreiben, was er nicht selbst sehen, hören und geniessen könnte: wenn er mich zu Ihrem und Seinem reisenden Secretarius auserköre. Es sollte ihm nicht soviel kosten, als vielleicht zuweilen der geringste seiner Diener bei übler Laune auf ein Kartenblatt setzt. Und hernach wollt' ich ihm seine Gallerie oder Bibliothek gar schön in Ordnung halten. Unterdessen herzlichen neuen Dank für Ihr allzugütiges Opfer. — Fritz ist nicht in Mannheim. Noch gestern Mittags haben wir mit einander bei unserem Kanzler, dem Vater des Grafen, ein Fläschchen göttlichen Kapwein und Abends zu Hause eine Flasche Lyrischen Champagner in Herrlichkeit und Freuden zu uns genommen, unter Gesprächen, wo Plato und Alcibiades selbst ein Wörtchen mit drein gesprochen haben würden. La Roche ist gleichfalls nicht in Mannheim. Wieland ist jetzt fort, und hat allein da gesessen. Die Rosamunde wird vielleicht diesen ganzen Winter nicht aufgeführt. Der Fürst ist zu München und protestirt gegen das göttliche Recht der Stärke; und wird mit einer Extra-

* Zu Düsseldorf.

post voll Juwelen und goldner Schnupftabackdosen, übrigens aber fast unverrichteter Sachen bald wieder nach Hause kommen; und wenn Wieland noch da wäre, vermuthlich ihm ein sauer Gesicht machen, dass er dem Kaiser sein göttliches Recht in der sonderbaren und unbegreiflich wunderlichen Epistel an Dohm im Mercur so herausgestrichen. O! dass ich nicht bey Ihnen bin. Was ich Ihnen über alle diese Herrlichkeiten für neue Mähren erzählen wollte!

Glück und Heil zu dem neu angelegten Vogelfang überirdischer Wesen in dieser Zeitlichkeit! oder um mich nicht so theologisch auszudrücken, Glück und Heil zu unsers jungen Gleims Verbindung, ein Geschlecht edler Menschen unter so vielen Verkommenen, mit helfen fortzupflanzen; und alle Freuden der Erden in seiner Ehe!

Zu Ihren Romanzen sitz' ich schon da mit lüsternem Ohre. Ich umarme Sie voll kindlicher Liebe.

Heinse."

Am 3. Februar 1778 schreibt Heinse an Gleim:

„Ich befürchte, trauter Herzenspapa, dass in meinem letztern einiger Zorn und Feuer-Worte über Wielanden mit untergelaufen sein mögen. Wenn dem so ist, so bitten Mässigung und Edelmuth in mir deswegen um Vergebung. Mein Wille war es nicht; ich wollte Ihnen die Sache rein für sich, und unpragmatisch erzählen. Aber wir sind alle der Art, dass wir immer wieder ein wenig hitzig vor der Stirn werden, wenn wir in so etwas mit Herz und Sinn uns von neuem verlieren. *Chi ha amaro in bocca, non può sputare miele* (wer bitteres im Munde hat, kann nicht Honig ausspucken), sagt der Italiener. Scharren wir ein Häufchen Erde drüber und gehen nach Hause und lassen's an seinen Ort gesteckt sein. Es ist ja so nach dem *Corpus iuris* bloss in die Luft gegangen, und Wieland ist jetzt ohnehin bei seiner zur unglücklichen Stunde begonnenen und fatal abgelaufenen Mannheimer Reise mehr zu bedauren, als dass man noch über ihn zürnen sollte. Ich werde meine Lust daran haben, wenn er mit dem Kaiser und der Königin von Ungarn und Lessingen in ein Horn bläst.

Vater Rhein ist die vorige Woche mit einer solchen Stromkraft einhergezogen gekommen, als man ihn in vielen

Jahren nicht gesehen. Er hat allen Wein in den Kellern von seiner Gefangenschaft befreit, und Düsseldorf ist dabei in ein Klein-Venedig verwandelt worden, so dass wir mit Gondeln durch die Strassen geschifft sind. Mir hat er indessen einen grossen linken dicken Backen hinterlassen, woran ich ein Kräutersäckchen halten muss, welches mich hindert, Ihnen mehr zu sagen, als dass ich ewig bin

Ihr getreuer Sohn
H.“

N. S. „Glück und Muth an all Ihre Lieben sammt Jacobi und Schmidten.“

Nur eine ungedruckte Stelle des Briefes von Heinse aus Düsseldorf vom 6. Februar 1778 lassen wir jetzt noch folgen: „Ich schrieb Ihnen vorigen Posttag, dass ich meine Freude daran haben würde, wenn Wieland mit dem Kaiser und Lessingen noch in ein Horn bliese, und — dachte nicht daran, wie ich hernach überlegte, dass Ihnen die Zeile verfänglich seyn und Sie weiter führen könnte, als sie sollte. Just als ich an Sie schrieb, erhielt ich eben einen Brief von einem Freunde aus Frankfurt, welcher mir meldete, dass Wieland bey seiner Durchreise nach Hause sehr missvergnügt und übel aufgereimt erschienen, und wahrscheinlich nicht mit Mannheim zufrieden gewesen wäre u. s. w. und dies ist denn unvermerkt und unbestimmt in meinen mit eingeflossen. Vielleicht ist seine Meinung zu voreilig, zumal da gewiss ist, dass man Wielanden wenigstens alle Ehre erwiesen.“

Theodor Körners
Plan zu einem Almanach für Christen und seine und seines Vaters Beziehungen zu Schleiermacher.

Von

Fritz Jonas in Arolsen.

In Adolf Wolffs „Leben und Briefwechsel Theodor Körners“ (Berlin, Mertens, 1858) liest man auf Seite 181 im Briefe Theodors an die seinigen vom 22. März 1810 die unverständlichen Worte: „Ueber den Christen-Almanach, lieber Vater, im nächsten Briefe.“ Zwei Seiten später findet man im Briefe des Vaters an Theodor aus dem Herbst (vom 2. Oct.?) desselben Jahres die nicht minder unverständliche Stelle: „Riquet hält Schulze in Weimar nicht für passend zur Direction des Taschenbuchs. Er sei noch zu unreif und zu anmassend. Auch kenne ihn Schleiermacher zu wenig. — Ueberhaupt fragt sich, ob eine Zeitschrift unter dem Titel: „Für Christen“ nicht besser als ein Taschenbuch wäre. Höre doch, was Göschen dazu sagt. Ich kann mich immer mit der Almanachsform noch nicht recht aussöhnen.“ Einen Lichtschimmer werfen auf diese dunkeln Worte die biographischen Notizen über Theodor Körner von Christian Gottfr. Körner (Wolffs Leben und Briefw. Th. Körners S. 21). Dort heisst es: „Ebenso wenig hätte man damals nach seiner (Theodors) Aussenseite die erste Idee eines Taschenbuchs für Christen von ihm erwartet. Es sollte aus historischen Aufsätzen, geistlichen Sonnetten und Liedern oder sonstigen poetischen Ergreifungen einzelner Stellen aus der Bibel bestehen und durch eine Reihe von passenden Kupferstichen geschmückt werden. Ein damaliger

Brief von ihm enthält darüber folgende Worte: 'Soll uns denn die Religion, für die unsere Väter kämpften und starben, nicht eben so begeistern, und sollen diese Töne nicht manche Seele ansprechen, die noch in ihrer Reinheit lebt? Es giebt so schöne Züge der religiösen Begeisterung in den Zeiten des Dreissigjährigen Kriegs und vorher, die auch ihren Sänger verlangen.' — Die Ausführung eines solchen Planes wurde damals durch unerwartete Schwierigkeiten gehindert, obwohl Körners Vater sich mit Eifer dafür verwendete und der Buchhändler Göschen zu dieser Unternehmung bereit war."

Näheren Aufschluss über diese Idee und die Versuche ihrer Verwirklichung sowie über Beziehungen des Vaters und des Sohnes Körner zu Schleiermacher, die bei jenen Versuchen angeknüpft wurden, vermag ich aus bisher ungedruckten Briefen des Vaters Körner zu geben.

Die Idee zu einem Almanach für Christen ist zweifelsohne von Theodor Körner ausgegangen, vom Vater aber mit grosser Lebendigkeit erfasst und ausgebildet worden. Er schreibt dem Sohne aus Dresden am 19. März 1810:

„Lieber Sohn,

Deine Idee wegen eines Taschenbuchs für Christen (wie ich es lieber nennen möchte) hat mir viel Freude gemacht. Dieser Plan sollte erweitert und zu einem fortdauernden Institut eingerichtet werden. Es gehören dazu ausser den Gedichten und historischen Aufsätzen, kleine Abhandlungen über die Anwendung der Kunst auf Gegenstände der Religion, oder religiöse Ansichten der Mahlerey, Bildhauerkunst, Musik, Architectur, Beyspiele von Gemählden und Zeichnungen, von Hymnen und Liedern. Ich würde selbst die Redaction des musikalischen Theils übernehmen, und hoffte von Zelter und anderen gute Beyträge zu bekommen. Hartmann ist sehr für den Plan und wird gern an der Ausführung Theil nehmen. Nur sagt er mir, dass es für diess Jahr zu spät seyn würde. Im August müsse bey den Taschenbüchern alles fertig seyn, und diess sey bey den Kupferstichen unmöglich. Hartmann schlug Schleiermachern zur Direction des Ganzen vor, womit ich sehr einverstanden bin. Ein bekannter Name muss allerdings

an der Spitze stehen. Riquet, fürchtet er, würde für kleine Aufsätze zu weitläuftig werden. Müller in Schaafhausen, Jean Paul, Kosegarten, Clodius wären ausser Messerschmidten brauchbare Theilnehmer. Ich schreibe mit heutiger Post an Göschen. Es ist immer gut, wenn auch im künftigen Jahre erst der Anfang gemacht wird. Mit Riquet spreche ich auch noch darüber. —

Dein Vater Körner."

Wenige Tage darauf schreibt der enthusiastische, emsige Vater denn auch direct an Schleiermacher die Bitte, die Redaction des Taschenbuches zu übernehmen, und fügt dem Schreiben einen ausführlichen Plan bei. Derselbe ist nach Körners Art fein ausgesonnen und umsichtig durchdacht. Von jeher hatte der ideenreiche, besonnene und vielseitig gebildete Mann eine grosse Neigung und Begabung gezeigt, Pläne zu entwerfen und auszugestalten, nur mangelte ihm meistens Zeit und Beharrlichkeit sie selbst auch zur Ausführung zu bringen. Er wüsste, so schrieb er ungefähr einst an seinen Freund Schiller bezeichnend, manchen guten Kopf zur Ausführung seiner Ideen anzustellen, das Unglück sei nur, dass sich die guten Köpfe eben nicht anstellen liessen, sondern ihre eigenen Wege giengen. Indessen er versuchte es doch wieder und wieder, und so klopfte er auch damals bei Schleiermacher, dessen persönliche Bekanntschaft er erst später machte, mit folgendem Briefe an:

„Ew. Hochwürden

würde ich nicht wagen, den beygefügten Plan vorzulegen, da ich nicht die Ehre habe Ihnen bekannt zu seyn, wenn nicht die Umstände es nothwendig machten, darüber sobald als möglich Ihre Entschliessung zu vernehmen. Mein erster Gedanke war, durch den hiesigen reformirten Prediger Herrn Riquet bey Ihnen anfragen zu lassen, ob Sie die Direction eines solchen Taschenbuchs übernehmen und sich als Herausgeber dazu bekennen würden. Auch wird Ihnen Herr Riquet darüber schreiben. Aber Amtsarbeiten hindern ihn es heute zu thun und mich treibt der Buchhändler Göschen, der voll Eifer

für die Unternehmung ist und sie gern noch in diesem Jahre zu Stande brächte, ihm wegen des Hauptpunktes — Ihrer Uebernahme der Redaction — schleunig Gewissheit zu verschaffen.

Ueber die Wahl der Mitarbeiter würden Sie unumschränkte Gewalt haben. Den Plan selbst unterwerfe ich Ihrem Urtheil, und bin zufrieden, wenn er nur Anlass gegeben hat, dass etwas Besseres ausgeführt wird. Auch dürfen Sie nicht besorgen, dass ich Ihnen bey der Ausführung meine eigenen Arbeiten aufdringen werde. Wegen meiner Amtsverhältnisse würde ich ohnehin wenig und etwa nur einige historische oder musicalische Aufsätze leisten können. Sobald ich von Ihnen eine günstige Erklärung erhalten habe, wird Göschen wegen der weiteren Bedingungen mit Ihnen in Correspondenz treten.

Ich bitte nochmals wegen dieses zudringlichen Schritts um Verzeihung und habe die Ehre mit grösster Hochschätzung zu seyn

Ew. Hochwürden

ganz gehorsamster

D. Christian Gottfried Körner."

Dresden 22 März 1810

Adresse an den Appellationsrath Körner in D.

Beilage.

„Idee zu einem Taschenbuch für Christen."

„Dass eine christliche Gesinnung mit dem höchsten Grade der Ausbildung, der in dem jetzigen Zeitalter erreicht werden kann, vereinbar sey, wird nur ein Feind des Christenthums bezweifeln. Es lässt sich also annehmen, dass wenn aus dem Gebiete der Kunst in ihrem ganzen Umfange, der Geschichte und der Philosophie dasjenige ausgewählt wird, was für den Christen besonders anziehend seyn kann, eine solche Sammlung ihr Publicum finden werde. Die Form eines Taschenbuchs darf hierbey nicht befremden. Sie ist schon oft bey ernsten Gegenständen gebraucht worden, und es ist hier nicht die Absicht Christenthum zu predigen oder die Unchristen zu

bekehren, sondern das Beste, was man zu geben vermag, auf dem Altar der Religion zu opfern.

Das Wichtigste bey einer solchen Unternehmung ist, dass der Geist, der das Ganze beseelen soll, in seiner Reinheit erhalten werde. Die Erfordernisse sind Religiosität ohne Beschränkung, vielseitige Ausbildung ohne Flachheit, liebevolle Behandlung ohne süssliche Tändeley, Licht ohne Kälte und Trockenheit, Tiefe des Gefühls und rege Phantasie ohne mystische Uebertreibungen. Steht an der Spitze der Anstalt ein Mann, der diese Eigenschaften in sich vereinigt, und darf er auf Mitarbeiter rechnen, wie er sie wünscht, so ist alles gewonnen, und der Inhalt der einzelnen Sammlungen, die durch mehrere Jahrgänge fortgesetzt werden können, findet sich von selbst.

Ein Verleger, zu dem man Vertrauen haben kann, der Buchhändler Göschen in Leipzig ist zu dieser Unternehmung bereit. Er würde alles aufbieten, um die Erscheinung der ersten Sammlung noch in diesem Jahre möglich zu machen. Sollte dies nicht auszuführen seyn, so wäre das jetzige Jahr zur Vorbereitung zu benutzen. Für einzelne Fächer lassen sich schon jetzt brauchbare Mitarbeiter vorschlagen. Göschen verspricht in Ansehung der historischen Arbeiten Heeren zum Beytritt zu gewinnen, jedoch erst fürs nächste Jahr, da er in dem jetzigen schon zu sehr beschäftigt ist. Der Mahler Hartmann würde im Fache der bildenden Künste Beyträge liefern. Von Zeltern wären musicalische Gaben zu hoffen. Für den poetischen Theil sind dem Verleger mehrere productive Köpfe bekannt, deren Arbeiten er dem Herausgeber vorlegen und seine Entschliessung erwarten würde, ob er sie zur Theilnehmung auffordern sollte.

Im historischen oder philosophischen Fache kann leicht der Fall eintreten, dass der Stoff unter den Händen wächst und bey dem Verfasser die Besorgniss entsteht, ob nicht sein Aufsatz in einem Taschenbuche, wobey es auf Mannigfaltigkeit abgesehen ist, einen zu grossen Raum einnehmen würde. Um nun alsdann zu verhüten, dass die Form eines Taschenbuches nicht in ein Bett des Procrustes ausarte, wäre der natürlichste Ausweg, ein für sich bestehendes Fragment des

entstandenen grösseren Werkes, das entweder der Verfasser oder der Herausgeber des Taschenbuches zu wählen hätte, in die Sammlung einzurücken. Auf diese Art hätte das Publicum die Veranlassung zu einem bedeutenden Product dem Taschenbuche zu verdanken und würde zugleich durch das eingerückte Fragment auf ein solches unter der Menge sonst vielleicht übersehenes Product aufmerksam gemacht.“

Briefe vom 30. März und 13. April melden dem Sohn, von Schleiermacher sei noch keine und immer noch keine Antwort eingetroffen. Erst am 11. Mai beantwortete vielmehr Schleiermacher, wie eine Notiz seiner Hand auf Körners Brief an ihn lehrt, jene Anfrage vom 22. März und übergibt sein Schreiben dem Herrn Baron v. Röder zur persönlichen Ueberbringung an Körner. Schleiermachers Antwort selbst liegt mir nicht vor, ihr Inhalt aber ist aus Körners Rückantwort aus Dresden vom 2. Juni leicht zu errathen. Diese lautet:

„Ew. Hochwürden

haben meinen Antrag aus mehreren Gründen abgelehnt, wovon ich nur den einzigen gelten lassen kann, der von Ihren andern überhäuften Geschäften hergenommen ist. Fast fürchte ich aber nun, dass die ganze Ausführung unterbleiben wird. Es ist schwer einen Mann zur Direction zu finden, der Ihre Stelle vertreten könnte. Von Göschen, dem ich Ihre Erklärung sogleich mitgetheilt habe, ist noch keine Antwort darüber eingegangen. Sollte das Unternehmen zu Stande kommen, so dürfte man doch wenigstens einzelne Beyträge von Ihnen zu erhalten hoffen, wenn Sie gegen die ganze Einrichtung und gegen den Herausgeber etwas nicht einzuwenden hätten.

Für die Bekanntschaft des Herrn v. Röder bin ich Ihnen sehr dankbar. Wir blieben einander nicht lange fremd und ich bedauere nur, dass er nicht länger hier bleiben konnte. Vielseitige Ausbildung hat ihn nicht flach und ein tiefes Gefühl nicht schwermüthig und drückend gemacht. Auch seine Gattin ist interessant.

Erlauben Sie mir Ihnen im Voraus meinen Sohn anzukündigen, für den ich um Ihr Wohlwollen bitte, da ich durch meine Anfrage den Vortheil erlangt habe Ihnen bekannt wor-

den zu seyn, und da Sie meine erste Bitte zwar verweigerten aber doch freundlich aufnahmen. Mein Sohn soll durch die neue Universität in Berlin seine völlige Ausbildung erhalten. Er hat sich den Naturwissenschaften gewidmet und zeither in Freyberg Werner und Lampadius mit Eifer und gutem Erfolg benutzt. Vielleicht bringe ich ihn selbst auf Michael nach Berlin, wenigstens hoffe ich Sie dort im künftigen Jahre zu sehen.

Mit innigster Hochschätzung

Ew. Hochwürden

Dresden
2 Juni 1810.

ganz gehorsamster

D. Christian Gottfr. Körner.

Haben Sie die Güte mich und die Meinigen dem Herrn v. Röder und seiner Gemahlin bestens zu empfehlen."

Schleiermachers Brief hatte der Vater an Theodor geschickt und erbat denselben in einem Briefe vom 30. Mai zurück. Bald nachher reisten die Eltern Körner nach Karlsbad, wo auch Theodor sich mit ihnen ein Rendez-vous gab. Kaum ist sodann der Vater Anfangs August nach Dresden zurückgekehrt, als einer seiner ersten Besuche Riquet gilt, um von ihm zu erfahren, ob Schleiermacher, der im Laufe des Sommers hatte nach Dresden kommen wollen, auch nicht etwa schon wieder abgereist sei. Diese Sorge war unnöthig gewesen. Denn noch eine Woche später am 10. August schreibt er dem Sohne: „Schleiermacher ist noch nicht hier, wird aber vielleicht noch im September kommen. Sage diess Göschen und dass ich wegen des Taschenbuchs diesen Zeitpunkt noch abwarten würde, ehe etwas weiteres geschähe. Hartmann ist auch noch nicht zurück. Von meinem Aufsatz, den ich Schleiermacher darüber geschickt hatte, habe ich kein Concept gefunden. An Göschen habe ich wahrscheinlich das Concept geschickt. Lass es Dir doch geben und schicke mir's. Ich brauche es zu dem Plan für die Mitarbeiter, den Göschen von mir verlangt."

Im Briefe vom 22. August an den Sohn heisst es wieder: „Schleiermacher wird noch immer im September erwartet. Vergiss nicht Dir von Göschen meinen Aufsatz zum Taschen-

buche geben zu lassen.“ Erst im Briefe vom 11. September 1810 meldet der Vater dem Sohne: „Schleiermacher habe ich kennen gelernt, aber noch nicht allein gesprochen. Sein Aeusseres zeugt für Verstand und Lebensklugheit, aber fast mehr für Schalkheit als für Enthusiasmus. Er ist in Niesky (einer Herrenhuther Anstalt) erzogen, wo er Heinrich Einsiedeln und Miltitz von Siebeneichen gekannt hat. Heinrich Einsiedel soll weit mehr gelernt haben als Miltitz, was ich wohl glauben will. Friedrich sollte mit Schleiermacher bey uns essen, nahm die Einladung halb an, liess es aber nachher wieder absagen. Wer weiss, welchen Franzosen er bey uns vermuthet hat? Hartmann ist noch nicht da, und unter den hiesigen Gelehrten hatte ich keinen Bekannten, den ich Schleiermachern hätte produciren mögen. Krause wäre für einen kleinen Zirkel noch der einzige gewesen.“

Von Schleiermacher selbst sind mir keine Aufzeichnungen aus der Zeit seines Dresdner Aufenthalts bekannt ausser einem Briefe an Nicolovius vom 14. September 1810 (Aus Schl.'s Leben IV S. 180), aus dem hervorgeht, dass er während des dritten Drittheils des Septembers nach Berlin zurückzukehren gedenke. Der Schluss des Briefes lautet: „Mir geht es übrigens vortrefflich und ich denke zur rechten Zeit wie neugeboren zurückzukommen. Man erwartet heut oder morgen Göthe ganz bestimmt, aber ehe ich ihn nicht sehe, glaube ich es nicht.“ Aber hier sollte der Thomasglaube des Herren Predigers gebrochen werden. Goethe kam wirklich, und über das zusammentreffen beider grosser Männer gibt folgender Brief des Vaters Körner an Theodor erwünschten Aufschluss und ergänzt in glücklicher Weise die Lücke in Schleiermachers Briefen:

„Dresden d. 28 Sept. 1810

Lieber Sohn,

Da Du an Deinem Geburtstage (23 Sept.) nicht bey uns seyn konntest, so ist mir's lieb, dass Du ihn gerade in Löbichau zugebracht hast, wo Dir's nicht übel zu gehen scheint. Schicke doch etwas von Deinem Abendblatte. —

Göthe und Schleiermacher sind abgereisst. Sie haben

sich beyde einander nicht sehr genähert. Ich erwähnte Schleiermachern einmal gegen Göthe, und er ging nicht darauf ein. Auch höre ich, dass er an einem dritten Orte wenig oder gar nicht mit ihm gesprochen hat. Ich habe sie daher nicht zusammen gebeten, was ohnehin Schwierigkeiten hatte, da Schleiermacher mit 3 Frauenzimmern* reisst und Riquets alsdann nicht wegbleiben konnten. Mit Göthen waren bey uns Geh. Finanz Rath Zeschwitz, Präsident Ferber nebst Gattinnen, Thielmann, Vieth. Detlev Einsiedel; Schönbergs waren verhindert. Hartmann, der wieder hier ist, hätte ich nebst der Seidelmann gern dazugebeten, aber ich getraute mir's nicht wegen des Aufsatzes über die Weimarische Ausstellung. Gleichwohl waren den Tag darauf bey Thielmanns Göthe und Hartmann im schönsten Vernehmen. Göthe war bey uns sehr gesprächig und heiter aber nicht glänzend. Eben so bey Thielmann, wo der Oberhofprediger und Just waren, mit dem Göthe sehr wenig sprach. Montags früh war ich mit Göthen bey dem Baron Block. Die Edelstein-Sammlung schien G. sehr zu interessiren. Mir scheint sie von grossem Werth zu seyn, und ich begreife kaum, wie Block dazu kommen konnte. Dienstags Abends war G. noch in der Singübung und Mittwochs** frühe war seine Abreise bestimmt über Freyberg nach Löbichau, wo Du ihn vielleicht noch gesehen hast.

Schleiermacher nahm sehr herzlichen Abschied und ich glaube, wir würden uns einander sehr nähern, wenn wir länger beysammen wären. Diessmal hatte er mit dem Besehen der hiesigen Gegenden und Kunstsachen zu viel zu thun."

Goethe reiste in der That über Löbichau. Die Herzogin von Curland schreibt darüber in einem Briefe an Parthey am 30. Sept. 1810: „Göthe kam gestern Nachmittag und ist heut Abend fortgereist, er war heiter, guter Laune und hat sich hier gefallen."

Von dem Taschenbuche ist in den letzten Briefen Körners gar keine Rede, obwol er doch die Sache mit Schleier-

* Henriette Herz war auch mit ihm. Vergl. Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler von H. Uhde. Berlin, Bessersche Buchh. 1874. S. 59–65 und J. Fürst, Henr. Herz. 2. Aufl. 1858. S. 224.

** Den 26. September.

macher gründlich hatte besprechen wollen. Doch scheint das Project noch nicht völlig damals schon aufgegeben zu sein. Folgender Brief des Vaters Körner aus Dresden vom 2. December 1810 bezieht sich wol auf dieselbe Sache:

„Hier, lieber Sohn, ist der Aufsatz für das Semneion. Mehr scheint mir nicht nöthig weder für die Mitarbeiter, noch für das Publicum. Jene dürften durch zu deutliche Fingerzeige eher beleidigt werden, und es kommt nur darauf an, die rechten Männer zu wählen. Das Publicum aber kann nur durch den ersten Jahrgang einen richtigen Begriff von der Unternehmung bekommen. Eine vielversprechende Ankündigung würde auf mehrere gewiss eine eben so unangenehme Wirkung machen, als dergleichen auf mich zu machen pflegt.

Auf einen Zeddel mit den Namen der Mitarbeiter, den ich hier habe, stehen ausser den neulich benannten noch Jacobi, Heeren, Kosegarten, Hartmann, Tieck, Marezoll, Conz, Ignaz Sailer, denen Clodius noch beygefügt hat: Dämme, Häfeli, Schreiber, Rochlitz, Apel. Ob diese alle für die jetzige Einrichtung passen, gebe ich weiter zu überlegen. Unter den Theologen ist mir noch Marheinike eingefallen."

Theodor hatte nach dem ursprünglichen Plan das Sommersemester 1810 hindurch in Leipzig und sodann in Berlin seine Studien fortsetzen sollen. Die Vorlesungen zu Freiberg endigten aber zu spät, um zu Anfang des Sommersemesters in Leipzig eintreffen zu können. So verwendete er den Rest des Sommers vielmehr zu Reisen und bezog im Herbst 1810 die Universität Leipzig. Dort gerieth er in unangenehme studentische Parteiungen, wurde von der akademischen Obrigkeit einiger Schlägereien halber zur Rechenschaft gezogen, folgte aber den Aufforderungen derselben nicht und musste endlich, um nunmehr grösseren Strafen zu entgehen, heimlich aus Leipzig flüchten. Der Vater befürchtete schon, die zu erwartende Relegation des Sohnes werde auch seine Aufnahme auf andern Universitäten unmöglich machen, und bat in dieser Besorgniss Schleiermacher um Rath, Auskunft und Verwendung. Ich rücke auch diesen Brief im Wortlaute hier ein:

„Ew. Hochwürden

haben mir während Ihres hiesigen Aufenthalts ein so unbegrenztes Vertrauen eingeflösst, dass ich ohne Rücksicht um Ihre Amtsverhältnisse Sie mit völliger Offenheit um eine Nachricht zu ersuchen wage, die in einer der wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens mir zu grosser Beruhigung gereichen kann. Die Veranlassung ist folgende. Ich habe sehr Ursache zu bereuen, dass ich meinen Sohn nicht schon zu Michaelis vorigen Jahres nach Berlin, sondern erst ein halbes Jahr nach Leipzig geschickt habe. Als er dort ankam, hatte sich unter den dasigen Studenten ein Klub gebildet, der grösstentheils aus Adlichen bestand, und auf gewisse Distinctionen Anspruch machte. Dass gab Anlass zu Streitigkeiten mit anderen Studenten. Mein Sohn konnte dabey nicht lange neutral bleiben, da ihm ein leerer Dünkel verhasst ist und er an jeden braven Burschen sich leicht mit Wärme anschliesst. Die Feindschaft des adlichen Klubs gegen meinen Sohn wurde vielleicht noch dadurch vergrössert, dass er durch einige Talente und durch die Bekanntschaften seiner Eltern in Leipzig in einigen Gesellschaften Vorzüge genoss, die man beneidete. Er ist dabey ein guter Fechter, und auf dem Fechtboden hatte man wahrnehmen können, dass er vor einer Klinge sich nicht zu fürchten brauche. Ein bequemes Mittel schien daher, ihn durch Denunciationen mürbe zu machen. Eine Gelegenheit hierzu zeigte sich, als mein Sohn an diesen Klub von andern Studenten abgeschickt wurde, um eine gütliche Ausgleichung der Streitigkeiten zu versuchen. Diess wurde als eine Herausforderung denuncirt und es fand sich ein Zeuge, der wider meinen Sohn aussagte. Der Kirchenrath sistirte die Untersuchung und dictirte meinem Sohn 8 Tage Carcer. Als er eben dieser Entscheidung sich unterwerfen wollte, wurde er von neuem wegen Verdachts eines Duells denuncirt. Er sollte zum Anfang der Vorlesungen in Berlin seyn und musste in Leipzig eine langwierige Untersuchung befürchten. Er entschloss sich also heimlich fortzureisen, wird nun durch öffentlichen Anschlag citirt und wenn er auf das dritte Mal nicht erscheint, der Regel nach relegirt. Gleichwohl halte ich diess

für ein kleineres Uebel als was ich bey seinen Verhältnissen in Leipzig im Fall seines dortigen Erscheinens zu befürchten habe. Nur beunruhigt mich die Nachricht, dass, wie ich höre, die Berliner Universität mit Wittenberg und Leipzig wegen der Relegation eine Convention eingehen will. Ich begreife sehr wohl, dass die Berliner Universität nicht geneigt seyn kann, relegirte Studenten ohne Unterschied aufzunehmen. Aber es wäre doch Schade, wenn sie sich das Recht nicht vorbehalten sollte, nach der Ursache der Relegation zu fragen, und dann nach Befinden der Umstände zu dispensiren. So ereignete sich jetzt in Leipzig der Fall, dass drey ausgezeichnete Studenten mit dem Bedauren selbst mehrerer Professoren fortgeschickt wurden, weil sie als Mitglieder einer Landsmannschaft denuncirt worden waren. Diese sind als Sachsen schon hinlänglich bestraft, da sie in ihrem Vaterlande keine Beförderung hoffen können; noch härter aber wäre es, wenn sie auch im Auslande ihre Studien nicht fortsetzen dürften.

Meine inständige Bitte ist nun, mich darüber zu beruhigen, ob mit Leipzig eine solche Convention wirklich intendirt wird und was mein Sohn unter obigen Umständen in diesem Falle zu erwarten hat. Wegen dessen, was ich Ihnen über meinen Sohn anvertraue, Sie um Verschwiegenheit zu ersuchen, ist bey Ihnen nicht nöthig. Verzeihen Sie einem Vater, dass er Sie mit dieser Angelegenheit beschwert. Mit innigster Hochschätzung

Dresden am 31 März 1811.

der Ihrige
D. C. G. Körner."

Auf des Sohnes Aufenthalt in Berlin setzte der Vater grosse Hoffnungen. Er selbst wollte ihn dort im Juni oder August 1811 besuchen und hoffte nur, dann auch Schleiermacher, Röders und Parthey dort gegenwärtig zu finden. Bei Schleiermacher namentlich wünschte er den Sohn einzuführen und rieth ihm auch, wenn möglich ein philosophisches Collegium bei ihm zu belegen. Auch schickte er seinem Sohne einen neuen Brief an Schleiermacher vom 14. April 1811 mit der Weisung ihn selbst sobald als möglich an Schleiermacher abzugeben. Dieser habe ihm auf jenen Brief vom 31. März

äusserst freundlich und herzlich geantwortet. Der Schluss des Briefes laute: „Bitten Sie Ihren Sohn uns als solche anzusehen, welche Ihnen auch auf das herzlichste ergeben sind und sich ganz nach dem Maasse, als es ihm bei uns gefallen kann, an uns anzuschliessen.“

Der Sohn kam dem Wunsch des Vaters pünctlich nach, besuchte Schleiermacher und übergab ihm folgenden Brief des Vaters:

„Durch Ihren Brief, theurer, vortrefflicher Freund bin ich ganz über die Angelegenheit meines Sohnes beruhigt worden, und Sie haben mein Vertrauen mit solcher Herzlichkeit erwiedert, dass ich meine Erwartungen von Ihnen vollkommen bestätigt finde. Für Ihre Güte und Sorgfalt wird mein Sohn gewiss nicht unempfänglich seyn. Dass er vielleicht zu sicher darüber ist in Berlin keine Händel zu bekommen, rührt theils von seinem leichten Sinn her, der freylich oft in Leichtsinn ausartet, theils eben auch aus einem festen Vorsatze, Streitigkeiten dort zu vermeiden, den er jetzt wie er schreibt und wie ich zu glauben Anlass habe, wirklich gefasst hat. Ihre Warnungen wird er gewiss immer dankbar aufnehmen.

Die Relegation meines Sohnes wird nicht zu vermeiden seyn. Nach seiner Abreise sind in Leipzig andere Excesse vorgefallen, und man sieht sich überhaupt zur Strenge genöthigt. Indessen sollte ich nicht glauben, dass man in Leipzig eine rückwirkende Kraft der Convention verlangen würde. Man wird sich wahrscheinlich dabey beruhigen, wenn man auf die Notification von Berlin aus antwortet, mein Sohn sey schon immatriculirt. Das Bestreben ist, dass mein Sohn auch im schlimmsten Falle in Berlin bleiben und seine Studien dort fortsetzen kann.

Zu dem neuen Töchterchen wünsche ich von Herzen Glück, bedaure aber sehr, dass Ihre Gesundheit nicht besser ist. Sollte Ihnen eine Brunnenkur nicht vielleicht nützlich seyn? Entschliessen Sie Sich dazu, so lassen Sie mich ja die Zeit wissen. Ich kann vor oder nach dem Julius, den ich für Carlsbad bestimme, nach Berlin kommen. Es wäre doch äusserst traurig, wenn ich Sie verfehlte. Die politischen

Stürme, an die ich noch nicht recht glaube, sollen uns, hoffe ich, nicht anfechten. Leben Sie recht wohl, werden Sie hübsch gesund und behalten Sie uns lieb.

Von ganzem Herzen

Dresden
14 April 1811.

Der Ihrige
C. G. Körner.“

Schleiermacher muss Theodor Körner beim ersten Empfange wol nicht so herzlich aufgenommen haben, als dieser es erwartet haben mochte, sei es nun dass Schleiermacher zufällig verstimmt war, oder in Gedanken vertieft, oder dass er gerade diesen etwas verwöhnten jungen Mann, dessen jüngste Vergangenheit nicht völlig vorwurfsfrei war, eine gewisse Missbilligung seinerseits empfinden lassen wollte, sei es dass es, wie ich glaube, überhaupt nicht in Schleiermachers Art lag, das Herz auf der Zunge zu tragen und vor eigener Bekanntschaft aus blosser Höflichkeit auf Empfehlungen hin jungen Leuten ermunternd entgegenzukommen. Kurzum Theodor Körner hatte brieflich dem Vater über den kühlen Empfang bei Schleiermacher seine Verwunderung ausgedrückt. Der Vater antwortet (nach Wolff Leben und Brfw. S. 192 schon am 18. April): „Was Du von Schleiermachers Aufnahme schreibst, wundert mich sehr nach seinem Briefe an mich. Er leidet jetzt oft an Magenkrampf und war vielleicht verstimmt. Auch hatte man vorher, ehe er Dich sprach, schon halbofficiell von Leipzig aus über Dich nach Berlin geschrieben. Vielleicht hat ihn dies verlegen gemacht. Lass dich nicht abhalten, den Versuch bei ihm zu wiederholen.“

Ob Theodor auch dieser väterlichen Mahnung noch Folge geleistet hat, ist mir unbekannt. Wenige Wochen darauf erkrankte er nicht unerheblich und musste Berlin verlassen.

Vier Jahre später siedelte der durch den Tod seiner beiden Kinder gebeugte Vater Körner gänzlich nach Berlin über und trat als Staatsrath in das neu sich bildende Cultusministerium ein. Im Ganzen lebte er in Berlin zurückgezogen, und Schleiermachers Freundeskreis in Berlin war ohnehin fast übermässig weit ausgedehnt. So fand ein naher Verkehr beider Männer nicht statt. Doch soll Arndt seinen alten Dresdner

Freund Körner einmal unangemeldet in den Reimer-Schleiermacherschen Familienkreis eingeführt haben, und mehrere Festgedichte auf Schleiermachers Geburtstag im Nachlass Körners lassen wol auf seine Betheiligung an der Feier dieses Tages schliessen. Körner selbst hat manchmal Schleiermachers Predigten aufgesucht, im allgemeinen aber scheint er und sein Haus in Betreff der Seelsorge sich an den Bischof Neander gehalten zu haben, der ihm auch zuletzt die im Manuscript erhaltene tief ergreifende Grabrede gesprochen hat.

Zum Schluss eine kurze Frage an berufene: Sollte die Körnersche Idee eines Taschenbuchs oder einer Zeitschrift für Christen nicht heute noch, wenn sie verwirklicht würde, reiche Frucht bringen können? Nur dürfte die Ausführung derselben nicht Parteiangelegenheit werden. Gerade dem wirren Parteitreiben der Confessionen und dem kirchenpolitischen Sturme gegenüber sehnt sich gar mancher auch ausser der Predigt nach religiöser Anregung und solcher Lectüre, die Kopf und Herz zugleich befriedigt.

Ein niederdeutsches Gedicht von den sieben Todsünden.

So wenig auch die niederdeutsche Litteratur Anspruch darauf machen darf, ihrer hochdeutschen Schwester jemals gleichwerthig zu erscheinen, so darf man doch nicht darauf verzichten, von den uns erhaltenen niederdeutschen Schriftdenkmälern wenigstens Kunde zu geben und sie, selbst wenn ihr poetischer oder stilistischer Werth unbedeutend sein sollte, doch nach der sprachlichen und lexicalischen Seite hin zu verwerthen; lehrt doch die Erfahrung, dass fast jedes neu bekannt werdende Werk eine Fülle bisher unbelegter Wörter dem niederdeutschen Sprachschatz zuführt.

Eine Schrift also, welche sich eine derartige Aufgabe stellt, darf unter allen Umständen ein gewisses Verdienst für sich in Anspruch nehmen. Von einem Gedicht von den sieben Todsünden, dessen Verfasser sich Joseph nennt,* hatten wir bisher keine Kenntniss; Herr Babucke entdeckte dasselbe in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, welche sich im Besitz der Bibliothek des Vereins für Kunst und vaterländische Alterthümer zu Emden befindet, und hat uns in fortlaufenden Auszügen von demselben Nachricht gegeben. Das Gedicht, moralisch-didaktischen Inhalts, ist eine Schilderung der sieben Todsünden und ihrer Folgen, die als Töchter der Sünden bezeichnet werden; die Belehrung über das Wesen derselben ist einem Manne in den Mund gelegt, den sein Sohn über die

---

* Josefs Gedicht von den sieben Todsünden in fortlaufenden Auszügen und Inhaltsangabe zum ersten Male nach der Handschrift bekannt gemacht von Dr. Babucke, Rector des Königl. Progymnasiums zu Norden. (Oster-Programm. 1874.)

Art der Hauptsünden befragt. Das Schema derselben, wie es uns Herr B. mittheilt, ist folgendes: I. Superbia; Töchter: 1. (Lücke in der Hs.); 2. Contemptio; 3. Praesumptio; 4. Jactantia; 5. Pertinacia; 6. Novarum rerum inventio. — II. Avaritia; Töchter: 1. Fallacia; 2. Rapina; 3. Periurium; 4. Usura; 5. Tristitia; 6. Simonia. — III. Luxuria; Töchter: 1. Caecitas mentis; 2. Inconstantia; 3. Haeresis; 4. Amaritudo. — IV. Invidia; Töchter: 1. Odium; 2. Afflictio in prosperis alienis; 3. Discordia; 4. Simulata aequitas. — V. Gula; Töchter: 1. Immunditia; 2. Inepta laetitia; 3. Multiloquium; 4. Hebetudo. — VI. Ira; Töchter: 1. Contumelia; 2. Blasphemia; 3. Clamor; 4. Tenacitas. — VII. Accidia; Tochter: Desperatio.*

Herr B. erklärt die Art und Weise der Schilderung, wenigstens was die lehrhaften Partien anlange, für poetisch werthlos, und die gegebenen Proben können nur dazu dienen sein Urtheil zu bestätigen. Dagegen ist er der Meinung, dass sich die Sprache in den eingestreuten Erzählungen zu volksmässiger Frische erhebe und da, wo der Verfasser auf Gebrechen seiner Zeit zu sprechen komme, höchst lebendig, ja häufig ganz dramatisch bewegt sei. In der That hat die niederdeutsche Litteratur in der schlichten Erzählung ihre besondere Stärke, und darum ist es fast schade, dass der Herausgeber uns dieser Erzählungen nicht mehr mittheilt, zumal da die grösste der abgedruckten, vom König und Abt (S. 18 f.), die bekannte von Bürger als „der Kaiser und der Abt“ bearbeitete Geschichte, in der Hs. nur unvollständig erhalten ist.

Der Herausgeber hat sich, was übrigens auch wol verlangt werden durfte, auch um den Verfasser, sowie um Zeit und Ort der Abfassung Mühe gegeben. Der Dichter zeigt

*) In einer Note auf S. 3 gibt der Herausgeber uns einige andere Schemata der „seven hovet-sunde“; er hätte noch dasjenige der Abhandlung hinzufügen können, welches sich bei Mone, Schauspiele des Mittelalters I S. 326 ff. abgedruckt findet. Dort werden als die „siben houbet sunden“ namhaft gemacht: hofart, nit, zorn, tracheit, gitikeit, frasheit, unkuschikeit. Eine wol auch hierher gehörige Schrift „Dyt sint de seuen dot sünden, de stryden mit den seuen doghenden“, Magdeburg 1490, 4°, kenne ich nur aus dem Citat bei Kinderling, Geschichte der Nieder-Sächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache, S. 355 Nr. 215.

gelehrte Kenntnisse, ist in der heil. Schrift und den Kirchenvätern gut bewandert und hat sich auch um die Ereignisse seiner Zeit, die Husitischen Wirren und die Bürgerkriege in den Niederlanden gekümmert. Wenn Herr B. ihn für einen Laienbruder hält oder die Dichtung aus den Kreisen der Gerhard-Grootschen Brüderschaft vom gemeinsamen Leben hervorgegangen sein lässt, so wird man dem beistimmen können. Für die Zeit der Abfassung nimmt Herr B. die Jahre 1419—1500 in Anspruch, — ein ziemlich langer Zeitraum, der sich wol noch etwas genauer wird praecisieren lassen. Denn wenn nach Aussage des Herausgebers der Charakter der Schrift auf die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts hinweist und wenn ferner, wie Herr B. mit Recht betont, die in Rede stehende Hs. nicht Original, sondern eine schon ziemlich verderbte Abschrift ist — ausser mehreren unsinnigen Wörtern beweist das namentlich das wiederholte fehlen des Reimwortes, z. B. V. 990. 1644. 1659. 2612. 2649. 4164. 4723 —, so dürfen wir getrost statt 1500 etwa 1450 setzen. Denn daraus, dass S. 18 f. der kluge Hirt, der des Abtes Stelle vertritt, Reyneke genannt wird, braucht nicht gefolgert zu werden, dass der Dichter oder auch nur der Abschreiber den Reinke Vos habe kennen müssen, da der Name Reinike schon früher in Deutschland um sich gegriffen hatte (vergl. Grimm, Reinhart Fuchs, S. CLXVII).

Schwerer dürfte es indessen sein, mit Sicherheit den Ort der Entstehung zu bestimmen. Der Herausgeber entscheidet sich für Ostfriesland und bringt auch Gründe für diese Ansicht bei, von denen einige nicht ohne Schein sind; wenn es freilich S. 6 heisst: „Tiaden bemüht sich in seinem 'gelehrten Ostfriesland', Aurich 1785, p. 19 ff. nachzuweisen, dass Nikolaus Baumann, der angebliche Bearbeiter des Reineke Vos, aus Emden gebürtig gewesen sei und gibt, um dieses zu beweisen, p. 28 ff. ein langes Verzeichniss von solchen Wörtern aus dem Reineke Vos, die speciell ostfriesisch und nicht allgemein niedersächsisch sein sollen. Da nun von diesen Worten viele in Josefs Gedicht vorkommen, so glaubte ich dasselbe nach Ostfriesland verweisen zu können" —, so ist das ein überaus fadenscheiniges Argument. Denn einmal werden heute

wol nur wenige mehr sein, die wirklich in Baumann denjenigen suchen, der das Manuscript für den Druck von 1498 verfasste, und sodann fehlt es im Reinke Vos durchaus an speciell ostfriesischen Wörtern. Aber Herr B. hätte gewichtigere Gründe für seine Meinung beibringen können, wenn er es nicht seltsamer Weise unterlassen hätte, die einzelnen Sprachformen seiner Hs. auf ihre Heimatsangehörigkeit zu prüfen. Erleichtert wäre ihm freilich seine Arbeit gewesen, wenn wir die Grenzen der verschiedenen Mundarten auf dem grossen Gebiet des niederdeutschen besser kennten. Eine solche Classificierung der niederdeutschen Dialekte — eine Arbeit, die noch zu thun ist — müsste meiner Ansicht nach ihren Ausgangspunct von den Pronominibus nehmen; bei ihnen zeigen sich die mundartlichen Formen am schärfsten ausgeprägt. Nun findet sich in den mitgetheilten Stücken wiederholt — z. B. V. 1461. 1472. 1538. 3817. 4163. 4165 — die Form gym (lat. eis), welche, altfries. him oder hiam lautend, heute zwar nach Stürenburg, Ostfriesisches Wörterbuch s. v. he im Plural verschwunden und durch hör ersetzt ist, aber im Singular in der Form hüm sich erhalten hat und im 15. Jahrhundert schwerlich ausserhalb Frieslands angetroffen wird. Auch die Form des Zahlworts teyg (decem) V. 2985. 3942 (dat. teygnen V. 2613) könnte auf Friesland weisen, wo, wenn auch die altfriesische Form tian ist, doch teegde (lat. decima) noch heute im Gebrauch ist (Stürenburg s. v.). Also das wäre keineswegs unwahrscheinlich, dass die Hs., wie sie vorliegt, in Ostfriesland geschrieben wurde; man darf annehmen, dass der Schreiber die Formen gym und teyg, wenn es nicht die ihm geläufigen waren, durch andere ersetzt hätte, namentlich da sie nirgends durch den Reim gestützt sind. Aber ist auch die Vorlage des Schreibers oder das Original in Ostfriesland entstanden?

Wer sich an die Untersuchung eines niederdeutschen Gedichtes macht, muss bei der notorischen Unselbständigkeit der niederdeutschen Litteratur sich zuerst die Frage vorlegen, ob nicht Indicien einer Uebertragung aus dem niederländischen oder niederrheinischen in erster, aus dem hochdeutschen in zweiter Linie vorliegen, wobei eine Prüfung der Reime in der

Regel hinreichen wird, das Originalitätsverhältniss klar zu legen. Allerdings müsste man dazu das ganze vor sich haben. In den von Herrn B. mitgetheilten Proben finden sich zwar schlechte und ungenaue Reime genug, z. B. 893 leghen:droghen; 899 beslot : uth; 976 hoch : schot; 1008 drap : stak; 1500 lantpapen : maken; 2350 anropt : Astrod u. s. w., aber diese Reime, ins niederländische oder hochdeutsche übertragen, werden dann zum Theil erst recht unmöglich. Dagegen findet sich 1379 ff. der höchst interessante vierfache Reim gheyt: reyt : knecht : besteyt. Das reyt für recht ist durch den Reim gesichert; ebenso muss natürlich für knecht gelesen werden kneyt, welches der Reim besteyt fordert, welches aber offenbar der Mundart des Schreibers fremd war und daher von ihm in knecht geändert wurde. Die altfries. Formen für recht und knecht sind riucht oder riocht und kniucht oder knecht: der Ausfall des h oder ch vor t würde auf den Niederrhein weisen, wenn auch Herr B. S. 6 mit Emphase behauptet; „Nicht entstanden ist das Gedicht am Rhein.“ Auch noch ein immerhin beachtliches Moment gegen die ostfriesische Heimat des Dichters kommt hinzu. In der bereits erwähnten Erzählung vom König und Abt ist der kluge Diener ein swen (Hirt, speciell Schweinehirt, mhd. swein oder sweinaere); das Wort ist durch den Reim 1651 swên : ên gesichert, scheint aber dem ostfriesischen, wie auch mehreren anderen niederdeutschen Mundarten, zu fehlen, wenigstens Richthofen und Stürenburg verzeichnen es nicht. Nach dem Bremisch-niedersächsischen Wörterbuch IV S. 1123 wäre es nur im hannöverschen bekannt (doch vergl. z. B. Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart s. v.), wie es denn auch Schambach in seinem Göttingisch-Grubenhagenschen Idiotikon aufführt. Aber wichtiger ist, dass auch der Teuthonista (ed. Clignett) es kennt: „herdde der vercken, porcarius. der suwe, der swyne, sweene, subulcus.“ Also noch ein für den Niederrhein sprechendes Moment. Und der Annahme niederrheinischen Ursprunges stünde auch das nicht entgegen, dass sich in Josephs Gedicht, wie es in der Emdener Hs. vorliegt, Anspielungen finden, die hauptsächlich für Ostfriesland Bedeutung haben. Denn das weiss man ja zur Genüge, wie

die Niederdeutschen bei ihren Uebertragungen verfuhren, wie sie sich kein Gewissen daraus machen, fremde Namen durch andere zu ersetzen, die ihren heimatlichen Verhältnissen entnommen wurden, ja wie sie ganze breite Stellen namentlich moralisierenden Inhalts ganz umformen. Der Reinke Vos und das niederdeutsche Narrenschiff sind redende Beispiele davon.

Doch das sind Fragen, die erledigen nur der kann, dem das ganze Gedicht vorliegt, die aber allerdings ein künftiger Herausgeber sich wird vorlegen müssen. Hoffen wir, dass es an einem solchen nicht fehlen werde. Inzwischen müssen wir Herrn B. dankbar sein für seine Publication, die das Verzeichniss der deutschen Dichter des Mittelalters um einen zweiten, dem bekannten fast gleichzeitigen Joseph (vergl. Wackernagel, Litteraturgeschichte S. 287) vermehrt.

Leipzig.

Carl Schröder.

Miscellen.

1.

Zur Hutten-Bibliographie.

Im Jahre 1632 erschien Huttens Clag und vormanung unter dem Titel: Auffwecker der Teutschen Nation. Böcking bezweifelt in seinem Index bibliographicus Huttenianus (bei seiner Ausgabe der Werke Huttens) S. 67* in der Anmerkung, dass Panzer (Hutten S. 148) die Beschreibung, welche Burckhard (Hutten II S. 218 und III S. 204) von seinem Exemplare des „Aufweckers" gibt, recht verstanden habe, weil er (Böcking) in keinem der wenigen von ihm selbst eingesehenen Exemplare ein Bild Huttens vorgefunden hat, welches diesen zu Pferde sitzend darstellt. Ein Exemplar, dem Burckhards Beschreibung und Panzers Auffassung dieser Beschreibung vollkommen entspricht, besitzt jedoch die Dresdner Bibliothek (Hist. eccles. E 271, 41). Auf der Rückseite des Titelblatts ist Hutten reitend und mit dem Lorber gekrönt (als Ritter und Dichter) in einem Kupferstich vorgestellt. Unter dem Bilde befindet sich das bekannte Epigramm Daniel Meïsners auf Hutten als „Equitum lux" und „gloria vatum", aber ohne den Namen seines Verfassers.

2.

Ein Kinderpastorale von Heinr. Leop. Wagner.

Ein Beitrag von H. L. Wagner in der Zeitschrift „Der Bürgerfreund, eine Strassburgische Wochenschrift", die dort bei Johann Friedrich Stein in den Jahren 1776 und 1777 erschien und von Joh. Lorenz Blessig (geb. 29. März 1747, gest. 17. August 1816) herausgegeben wurde, findet sich in deren zweitem Jahrgang (1777. Erster Band. Mit einer Abbildung von dem Grabmale des Marschalls von Sachsen, und einigen andern Kupferstichen. Vignette: Landschaft mit hochgewölbter Brücke. X^tes Stück, Freytags den 14ten März. S. 155—160.).

Kinderpastorale,

aufzuführen
am Geburtstage eines rechtschaffenen Vaters.

Personen.

Dorilis. Milon. Daphnis	Schäferinn und Schäfer.

Erster Auftritt.

Milon (zur Dorilis, die eine Blume vom Stock brechen will).
O lass doch! lass die schöne Blume hier
Am Stocke: sprich, was nützt sie dir,
Wenn du der Wurzel sie beraubest,
Die sie ernährt?

Dorilis.
Du irrst dich, wenn du glaubest
Durch deinen Vorspruch ihr
Ein längres Leben zu verleihn — —
Ihr Ziel ist da — sie muss gebrochen seyn.

Milon.
Sie ist so schön! — in voller Blüthe!

Dorilis.
Drum eben muss sie auch gebrochen seyn.

Milon.
Ey Schwester! wo bleibt deine Güte?

Dorilis.
Du machst mich lachen; — gut! ich folge dir —
Doch liebster Milon glaube mir,
Ein Wort nur will ich sprechen,
So eilst du selbst sie abzubrechen.

Milon.
Wer? ich?

Dorilis.
Ja, du! was wetten wir?

Milon.
Ich thäte selbst, was ich an dir getadelt habe?
Gewiss nicht!

Dorilis.
Gilts das Band von deinem Hirtenstabe?

Milon (besieht es).
Nicht gern; ich lieb es gar zu sehr.

Dorilis.
Wenn ich des Siegs so sicher wär'
Als du — so wagt ich wohl noch mehr.

Milon (schlägt ein).

Nun gut, es gilt! — doch wollt ich wohl drauf schwören,
Das Band wird nie dir zugehören;
Ich pflück sie nicht. —

Dorilis,

Wie aber, wenn ich sie
Dem besten Vater heute —

Milon.

Wie?

Dorilis.

Zum Angebind bestimmet hätte?

Milon.

Zum Angebind? — hier ist das Band. (Er pflückt sie.)

Dorilis.

Du pflückest sie?

Milon.

So fröhlich pflückt ich keine nie.

Dorilis (etwas spottend).

Sie war so schön! —

Milon.

Die Wette
Verlier ich gern; doch dein Gespötte
Verbitt ich mir: dem heut'gen Fest zur Ehre
Wünscht' ich, dass sie noch schöner wäre.
Komm Dorilis, dem Vater sie zu weyhn.

Dorilis.

Wart doch, bis Daphnis kommt.

Milon.

Wo mag er denn wohl seyn?
Ich sucht' ihn vor;

Dorilis.

ich will dirs im Vertraun wohl sagen. —
Jedoch! — da kommt er selbst, nun kannst du ihn befragen.

Zweyter Auftritt.

Daphnis (ganz traurig). Die Vorigen.

Milon (zu Daphnis).

Wo bleibst du denn? — doch wie? du bist betrübt,
Da alles uns Vergnügen giebt!

Daphnis.

Ja, Milon! ja ich bins.

Milon.

Warum denn? darf ichs wissen?

Dorilis.

Hat dir der Wolf dein Lieblingsschaf zerrissen?

Daphnis.

Ach nein!

Milon.

Ist unser Nachbar krank?

Daphnis.

Auch nicht, dem Himmel sey es Dank!

Milon.

Je nun, was fehlt dir denn?

Daphnis.

Ich muss es euch nur sagen,
Der böse Lykas hat das Lied mir abgeschlagen,
Das ich ihm — (zur Dorilis) wie du weist — auf diesen frohen Tag
Für uns zu machen aufgetragen.

Dorilis.

Was er denn wohl für Gründe haben mag?

Daphnis.

Er sagt, er könn's nicht wagen
Dem gleich bescheidenen als tugendhaften Mann —
Den seine Thaten mehr als alle Lieder krönen,
Den selbst der grosse Pan
Nicht stark genug besingen kan —
Auf seinem Haberrohr ein Loblied anzutönen.

Dorilis.

Sonst sagt er nichts?

Daphnis.

Er sagte wohl noch mehr;
Doch, da ich sah, dass er nicht zu erbitten wär',
Eilt ich hieher.

Milon.

Was ist zu thun?
An uns hats nicht gefehlet: — nun
So kommt! den Vater zu umfangen
Fühl ich ein brennendes Verlangen.

Daphnis.

Ich zittre vor Begier.

Dorilis.

Nicht mehr als Dorilis.

Daphnis (im Fortgehn).

Der böse Lykas! o ich merk es ihm gewiss.

Dritter Auftritt.

Milon (sich dem Vater nähernd).

Diese kleine Blume hier,
Bester Vater! haben wir
Ehrfurchtsvoll dir zugedacht.

Dorilis.
Wir begossen, pflegten sie;
Heut belohnt sie unsre Müh,
Wenn sie dir Vergnügen macht.

Daphnis.
Möcht einst doch auch unser Leben
Einen gleichen Lohn Dir geben.

Wagner.

Weimar, im Mai 1874.

Hans Graf Yorck von Wartenburg.

3.

Zu Goethe.

Von Heinrich Düntzer.

I. Goethes Maskenzug zum 29. Januar 1796.

Am 30. Januar 1796 schreibt Goethe an Schiller: „Der erste Akt (der Winterfestlichkeiten) wäre überstanden! ein Aufzug, den ich zur gestrigen Redoute arrangiren half; es ging alles gut ab, obgleich der Saal überfüllt voll war. Da man jetzt bloss in Distichen spricht (die Xeniendistichen beschäftigten damals beide Dichter), so musste der türkische Hof selbst sein Compliment an die Herzogin (zu ihrem Geburtstag) in dieser Versart darbringen, wie Sie aus der Beilage sehn werden.“ Die Beilage fehlt, wir können aber den Mangel glücklich ersetzen durch folgende Aeusserung von Amalie von Imhoff an Fritz von Stein, welche auch Goethes Distichon mittheilt, dessen Verfasser ihr unbekannt geblieben zu sein scheint.

„Weimar, den 15. Febr. 1796.

Ich habe nur zwei Redouten besucht, wovon die letztere (am Geburtstage der Herzogin) so entsetzlich zahlreich war, dass ich beinahe das noch zahlreichere Reich der Schatten vermehrt hätte; denn zum Ersticken fehlte wenig. Ein recht brillanter Aufzug, der aus den meisten unserer schönen Damen bestand, wovon jede in einer verschiedenen Nationaltracht Sclavinnen vorstellten, die die Gräfin Egloffstein, als Sultan gekleidet, mit Frau von Werthern, als Sultanin, von einem Sclavenhändler (Einsiedel) kaufte und gleich darauf der Herzogin zu Ehren losgab, worauf diese aus Dankbarkeit mit acht Sclaven, die das Gefolge des Sultans machten, ein schönes Ballet tanzten, wobei Sultan und Sultanin der Herzogin gegenüber auf einem Sopha sassen, und nur, als beim Schluss der Tanz ein L formierte, sich anschlossen, liess sich an diesem feierlichen Tage sehen. Von Versen wurde ein Denksprüchlein übergeben, welches ich Ihnen hersetzen will, ob es gleich, wie mir scheint, nicht sehr erquicklich ist.

„Sclaven sollten wir haben in Deiner Gegenwart? Alle,
Fürstin, machest Du frei, alle verbindest Du Dir."

Doch jetzt erst besinne ich mich, dass Karl (sein Bruder) dabei gewesen und Ihnen wohl schon eine Beschreibung davon wird gemacht haben, aber was ich geschrieben habe, hab ich geschrieben. Sie mögen es nun doppelt lesen, damit Sie aber nicht bezweifeln, was ich von der grossen Menge Menschen gesagt habe, da ein schönes Ballet aufgeführt werden konnte, und damit Sie überhaupt einen richtigen Begriff der Sollemnität erhalten (denn auf diesen kommt es bei allen Dingen an), so sei Ihnen gesagt, dass dies alles in Barrieren vorging, die, von rüstigen Söhnen des Mars gehalten, den zudringlichen Gaffer mit sehr begreiflichen Demonstrationen zurückwiesen."

In demselben Briefe heisst es: „Gestern als Sonntag den 14. Februar ist noch eine Redoute einem Prinzen von Gotha und Mecklenburg zu Ehren gegeben worden, zu welcher die Gräfin Egloffstein eine Schaar von Göttinnen versammelte und den Olymp auf diesen Abend sehr langweilig gemacht hat, wenn es anders wahr ist, was man von der Galanterie der Götter sagt, dass sie sich nur in weiblicher Gesellschaft amusiren. Mir ward die Rolle der Psyche angeboten, aber ich fürchtete mich zu sehr für ihren mächtigen Gemahl, um seine Rache durch die Entweihung seiner himmlischen Gattin zu reizen, und da meine Begriffe von Psyche zu schön und geistig sind, um mir sie so gern selbst zu verderben, so habe ich diese Ehre abgelehnt. Psyche müsste von einem Wesen dargestellt werden, die mehr Geist als Körper wäre, und da mir die Natur zum wenigsten so von beiden gleich viel ertheilt (und Sie sehen, dass ich meinen Geist nicht schmal anrechne), so lass' ich es dabei bewenden, die holde Gefährtin Amors zu machen und mich an der reinen geistigen Idee zu ergetzen."

II. Ein Brief Goethes von 1817.

Karl von Stein schreibt an seinen Bruder Fritz auf Veranlassung einer Sendung, die er von der Erzieherin der Tochter desselben, welche im grosselterlichen Hause erzogen wurde, erhalten hatte:

„Wer ist denn, oder vielmehr wie ist denn die M^{dme} Vary? Ich erhielt vor etwa vier Wochen einen Brief von Berlin, woraus eine Correspondenz entstand, die ich Dir mittheilen muss sub rosa.

Addresse: Sr. Hoch- und Wohlgeboren dem Herrn Bar. von Stein auf Kochberg zu Kochberg bei Weimar frei. incl. ein kleines geheftetes Buch.

Ein liebenswürdiges Kind nannte mir Ihren Namen. Ich kenne niemand in Weimar, und da der Hund des Aubry mir Goethens

Addresse geraubt hat,* so entschuldigen Sie, wenn ich vertrauungsvoll bitte, den Ort seines Aufenthalts auf beiliegenden Brief zu schreiben und ihn abzusenden. Freimaurer erkennen sich am Zeichen! Mir fehlt der Beweis, dass ich Ihrer Gefälligkeit werth bin. Ich bin eine Frau ohne Titel, ohne Schätze, aber dennoch reich; denn ich besitze die Juwelen der

Cornelia.

Ich schrieb darauf an Goethen d. d. 6 August:

E. E. ersehn aus beiliegendem gestern erhaltenen Zettel und Couvert, timbrirt von Berlin, dass ein anonymes Begehren an mich ergangen ist, Ihnen die Juwelen einer modernen Cornelia zuzusenden, unter dem Vorwande, dass sie ihre Addresse nicht weiss, die doch der ganzen Welt bekannt ist. Da ich nun aber diesen versiegelten Juwelenkindern nicht ansehn kann, ob es Krepel sind, für welche E. E. wohl kein Findel- oder Waisenhaus besitzen, und da es eine gefährliche Beschäftigung ist, sich durch Bestellung anonymer Briefe vielleicht einer darin enthaltenen möglichen Unart theilhaftig zu machen, so ersuche E. E. mir wissen zu lassen, ob dieser Schmuck bei der hiesigen Douane erst visitirt werden soll, indem ich nichts anderes als nur Angenehmes Ihnen übersenden möchte, bei der vieljährigen Anhänglichkeit und Verehrung, womit ich bin

E. E. gehorsamster

Karl von Stein.

Antwort.

Ew. Hochwohlgeb. geprüfte Neigung und Freundschaft erkenne vollkommen an der mir erzeigten neuerlichen Aufmerksamkeit. Möchte die Douane von Kochberg nach vorgängiger Untersuchung des verdächtigen Paquets, wie damit weiter verfahren werden solle, pflichtmässig beurtheilen und ihre Ueberzeugung zur Ausführung bringen, so wird dadurch gewiss vollkommene Zufridenheit erreicht sein.

Der ich mit aufrichtigem Dank für Ihr geneigtes Benehmen, unter den treuesten Wünschen für das Wohl Ihres Geschätzten und geliebten Hauses, zu geneigtem Andenken und Fortsetzung wohlwollender Gesinnung mich angelegentlich empfehle

(unterschrieben)

Weimar, den 15. August 1817. gehorsamst

Goethe.

Du kannst Dir wohl denken, dass ich nunmehr eiligst zur Eröffnung des meine Neugierde reizenden Paquets schritt. Ich fand ein grünes Papier, mit grünseidnen Bändchen oder Fädchen übers Kreuz so mannigfaltig umflochten, dass ich zur Scheere schreiten

* Dieser hatte die Direction des Theaters in Folge der Aufführung jenes Stückes, die er nicht hindern konnte, niedergelegt.

musste, und nun enthüllte sich erstlich ein in einer artigen weissseidnen, mit Sokrates' Kopf auf einer Seite und mit einem Tempelchen auf der andern saubergestickten Einband, ein geschriebenes Werkchen als Einleitung zu einem grössern, was nämlich der beiliegende Brief der Verfasserin erläuterte. Es war eine Mittheilung von Natur- und Zustandsgefühlen, eingekleidet in das dem Fühlenden sich ereignende Erscheinen von allerhand Genien in menschlicher Gestalt. Dem Brief der Verfasserin war ein Zeugniss eines gelehrten braven Mannes aus Hamburg sehr vortheilhaften Inhalts über ihre Moralität beigelegt. Der Brief selbst enthielt eine Schilderung ihrer Verehrung für Goethe, ausgezeichnet für Schiller, und dann den Wunsch, ihre gegenwärtige Laufbahn zu verlassen und durch Goethe am Rhein oder sonst im mittäglichen Deutschland einen neuen Standpunkt zu erhalten, weil ihrem jetzigen Wirken zum Guten manche Hindernisse in dem Weg lägen durch einen Grosspapa; dann lobt sie auch ein bischen rücksichtslos ihre Talente, und durch die vorübergehende Bemerkung, „dass wenngleich so mancher Kummer ihr Haar noch nicht gebleicht habe,“ sieht man auch, dass sie keine graue Haare hat, und ihre Addresse, bald hätte ich vergessen, An M^{dme} Vary geb. (habe ich wirklich vergessen) zu Gleinich bei Herrn Baron v. Stosch.

Rapport an Goethe deswegen.

Meine Douaneninspection ist zu prosaisch, um die artige Parabel einer klagenden Nachtigall, die E. E. ihr Stückchen vorsingen will, und welcher Sie zu einem Vogelbauer am Rhein verhelfen sollen, für contreband zu erklären. Ich habe die Ehre sie hier zu überreichen und bedaure nur, dass die grün seidnen Fäden, womit das Ganze sorgfältig umwickelt war, durchschnitten werden mussten, um zu der wahren Nuss zu gelangen. Vielleicht lag ein mystischer Sinn in den geflochtenen Quadraten, und der ist nun verloren gegangen.

Im Ganzen bin ich doch der Madame Vary, die ich nie nennen hörte, sehr dankbar, dass sie mir Gelegenheit gibt in E. E. gütige Erinnerung mich zurück zu rufen, wenngleich sie die Fräulein Stein (die vermuthlich meines Bruders Tochter und zugleich das schöne Kind ist, was ihr meinen Namen sagte) mit allen ihren sich bewussten Talenten böslich verlassen will. Allein sie appellirt an E. E. Protektion, und da hat sie meine Verzeihung.

Verehrungsvoll
E. E. Ganz gehorsamst
Kochberg den 20. August 1817. Karl von Stein.

Vermuthlich hat Goethe nun das Paquetchen. Denn ich habe es meinem Sohn Karl mitgegeben, welcher mit seinem Bruder hier angeritten kam, nach ein paar Tagen aber zu seinen Studien nach Weimar zurückgekehrt ist.“

III. Ein Brief von Frau von Staël an Goethe.*

Berlin, le 9 Avril 1804.

Je Vous devrais des excuses, my dear sir, pour ne Vous avoir pas encore écrit, si je ne savais pas, que l'on Vous fait toujours un petit plaisir secret en retardant pour Vous l'occasion de répondre. Vous êtes si sûr de mon amitié et de mon admiration, que Vous aimez autant qu'elle reste dans le vague et Vous ne désirez pas que manquant à tous les lois de la nouvelle poëtique je vienne tout directement sans vague et sans mystère Vous exprimer ce que je sens. Vous avez bien voulu me dire que Vous avriez été bien aise de voir Berlin avec moi. En vérité, ce que j'ai de vif et de jeune dans les impressions ne peut guère s'exercer ici, c'est un pays qui ne frappe point l'imagination, la société y est alignée à la prussienne et les femmes ici doivent être tout étonnées de vieillir; car elles disent et font la même chose pendant soixante ans de suite, et le temps ne devrait pas marcher, quand les pensées, sentiments et les circonstances sont stationnaires. Si je vivais en Allemagne, je ne m'établirais certainement pas dans une grande ville. On n'y choisit pas sa société, on l'augmente, on n'y sait guère plus de nouvelles publiques, mais seulement mille fois plus de commérage, oú n'y a pas plus de liberté que dans une petite ville, mais seulement un plus grand nombre d'observateurs, et la vie physique, boire, manger, danser, jouer, y tient mille fois plus de place qu'à Weimar, au milieu de tout cela l'on décerne dans le monde littéraire ce qui caractérise l'Allemagne, érudition, philosophie, droiture, mais il n'y a pas l'ombre de comparaison entre ce que nous appellons société en France et ceci — et je ne suis pas étonnée que les savants ayent en Allemagne plus de temps pour l'étude que par tout ailleurs; car la séduction de la société n'existe pas. Je n'en ai pas mieux été bien aise de voir un pays nouveau, d'être reçue vraiment à merveille et de rencontrer au mieux de cette foule des hommes et des princes, des reines et des femmes qui ont un sens aimable et bon pour tout ce qu'ils croyent distingué. Vous avez des fanatiques ici comme à Weimar, et si Vous y arriviez je suis sûre que la cour et la ville serait aussi en mouvement que pour l'arrivée d'un Bonaparte, c'est beaucoup que le génie soit à l'égal de la puissance. Il faut aussi que je Vous remercie de la société la plus intéressante que j'aie rencontrée à Berlin, Wilhelm Schlegel. Je suis punie et recompensée, de toutes mes plaisanteries sur les Schlegels. Je ne crois pas possible d'avoir une critique littéraire plus spirituelle, plus in-

---

* Der Schluss des Briefes fehlt. Vgl. meine Schrift: „Charlotte von Stein, Goethes Freundin“ II, 198.

génieuse que Wilhelm et des connaissances si étendues en littérature que lors même qu'on n'est pas de son avis, c'est de lui qu'il faut emprunter des armes. Enfin je trouve dans son caractère quelque chose qui ne répond pas à l'amère réputation qu'on lui a donnée, et je veux attribuer à son frère ce qu'il y a de trop rude dans l'esprit de famille pour aimer à mon aise celui-ci. Il passera comme moi le mois de Juin à Weimar. Cela je Vous déclare, mon cher Goethe, qu'il Vous faudra terriblement causer avec nous deux ces trois semaines, peut-être hélas les dernières que je passerai de ma vie avec Vous. Je veux les consacrer à Vous entendre, je veux Vous voler tout ce qui se vole, cela Vous laissera bien riche encore, et revenir en France avec un butin tout à fait différent de celui que nos généraux y rapportent. Adieu! Vous n'avez pas besoin d'être aimé, preuve de plus de ce que j'ai toujours remarqué, c'est qu'on obtient aisement ce qu'on désire peu. Adieu, dictez sans gêne Votre réponse; j'ai de Votre écriture que je ne perdrai point. —

N. Stael.

4.

Zum Schiller-Körnerschen Briefwechsel.

Von Robert Boxberger.

Der Besprechung der neuen Goedekeschen Ausgabe dieses Briefwechsels durch Fielitz in dieser Zeitschrift S. 89 ff. dieses Bandes habe ich noch einige Kleinigkeiten, die besonders die Erklärung und die Kritik des Textes betreffen, hinzuzufügen.

Es ist interessant, Schillers Citate, besonders aus den früheren Jahren, zu verfolgen, um einen Ueberblick über seine Lectüre und dadurch mittelbar über seinen Ideenkreis zu gewinnen. Zu dem, was Goedeke auch hierin anerkennenswerthes geleistet hat, wäre nun für den Briefwechsel mit Körner etwa noch folgendes nachzutragen: Bd. 1. S. 14 sagt Schiller (an Huber, den 25. März 1785): „Ich stürze aus meinen idealischen Welten, sobald mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt.“ Er denkt an Don Quixote (vgl. die Vorrede und die Selbst-Recension der Räuber; Goedeke, kritische Ausgabe, II S. 10 und 360), von dem es in Bertuchs Uebersetzung heisst (1777, IV S. 163): „Er gieng endlich ganz schwermüthig und tiefdenkend zu Bette; denn mit seinem Sancho fehlte ihm Alles; und dann fiel ihm auch sein unglückliches Loch im Strumpfe immer wieder ein.“ Auf derselben Seite sagt S. später: „Ich habe Biegsamkeit genug und auch hie und da etwas Geschick, dies Fragment des Lebens, wie Yorik sagt, ihm verbessern und aufheitern zu helfen.“

Der Ausdruck „Fragment des Lebens“ ist aus der Vorrede zu Sternes Tristram Shandy, wo es nach Bodes Uebersetzung (Hamburg 1774) I S. II heisst: „Ich bin fest überzeugt, dass es, so oft der Mensch lächelt, — und um soviel mehr, wenn er lacht, — dieses Fragment des Lebens um Etwas vergrössert.“ S. 15: „Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv.“ Der gesperrte Druck beweist, dass Schiller sich des Citates bewusst war. Es ist aus Lessings Emilia Galotti (ed. Maltzahn II S. 138), wo Appiani zu Marinelli im 10. Auftr. des 2. Aufzugs sagt: „Und dann? — und dann? — Ihre Frage ist auch verzweifelt naif.“ Auch die Reminiscenzen aus seinen eigenen Werken, auf die zum Theil schon Goedeke aufmerksam gemacht hat, dürfen wir nicht übergehn. Wenn schon Ausdrücke wie „Autodafe“ (S. 5) an den Carlos, dieses damalige „Lieblingskind seines Geistes“ (S. 8) erinnern, so thut dies noch mehr die Stelle (S. 8): „Der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir wie das Bewusstsein eines Mordes.“ Schiller war also damals mit dem Anfange des 2. Aufz. entweder beschäftigt oder schon fertig, denn hier sagt Carlos zu Ende des 2. Auftr. zum König:

> Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir
> Wie das Bewusstsein eines Mords.

Einen Ausdruck aus dem Gedicht der „Anthologie“ „Die Grösse der Welt“ entlehnt er S. 18: „(Sie) fangen an, wo die Leidenschaften und Wünsche der anderen alltäglichen Menschen ein muthloses Anker werfen.“ Das Gedicht schliesst:

> Kühne Seglerin, Phantasie,
> Wirf ein muthloses Anker hie.

Das lateinische Citat (S. 19) ist aus Cicero, Natura Deor. II, 66. Vorher sagt Schiller: „Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht.“ In Cabale und Liebe, II 1, sagt Lady Milford: „Was fang' ich mit den Leuten an, deren Seelen so gleich als ihre Sackuhren gehen?“ Der Ausdruck „abgeborgt“, den Goedeke S. 169 anzweifelt, ist ganz gewiss falsch; es muss heissen: „Göschen hat mir ein Heft der Thalia abgebangt.“ „Abbangen“ wird in Grimms Wörterbuch „ein kühn von Lessing gewagtes Wort“ genannt. Also ist auch unsre Stelle ein Beweis dafür, wie Schiller sich Lessings dramatische Sprache angeeignet hat. Zu der in Grimms Wörterbuche allein angeführten Stelle aus Nathan (ed. Maltzahn II S. 263):

> um Geld,
> Geld einem Juden abzubangen,

vergleiche man noch Lessing ed. Maltzahn XI, 2 S. 297: „Abbangen, durch bange machen einem etwas ablisten, abpressen. Ich weiss keine gedruckte Auctorität; aber ich habe sagen hören: Er hat mir mein Haus mehr abgebangt, als abgekauft.“ (Vgl. die Commen-

tare Niemeyers S. 155 und Düntzers S. 130.) S. 123: „Die französischen Officiers sind von ihren Semesten (so!) bis jetzt noch zurückgehalten worden.“ Goedeke vermuthet: „von den Seemächten“ (den Holländern). Es muss wol heissen: „von ihrem Semester“ nach S. 166: „bis das Semester ihres Mannes verstrichen ist.“ Was das Wort bedeutet, weiss ich freilich nicht; es scheint mit Gehaltsverhältnissen zusammenzuhängen. Statt „Gebahrens“ (S. 470) liest schon die erste Ausg. „Gebärens“. — Schliesslich möchte ich, indem ich Goedeke meinen Dank für die Leistung ausspreche, mich mit Fielitz in der Bitte an ihn vereinigen, uns, wenn nicht sämmtliche Briefe an Huber, doch wenigstens eine genaue Rechenschaft von den nicht zu veröffentlichenden zu geben.

5.

Lied von der hölzernen Tasche.

Scharold, Beiträge z. aelt. u. neuern Chronik von Würzburg. Bd. 1. Heft 2. Würzb. 1818. 8. S. 202. „Ein Tuchscherergesell aus Baden bey Wien musste im J. 1442 (Feria quinta ante festum Catharinae) im offenen Rathe dahier schwören und geloben, das Lied von der hölzernen Tasche weder in noch ausserhalb der hiesigen Stadt, noch auch an andern Orten und Enden in seinem ganzen Leben mehr zu singen. Ist wohl dieses Lied heutzutage noch bekannt?“

„Deutscher Michel."

Von

Franz Schnorr von Carolsfeld.

In dem an Merkwürdigkeiten reichen Katalog T. O. Weigels, der 1874 u. d. Tit. *Thesaurus libellorum historiam reformationis illustrantium* erschienen ist, kommt S. 74 unter Nr. 3639 auch folgendes Gedicht vor:

Von der Erschrockli- | chen Zurstörung vnnd Niderlag deß | gantzen Bapstumbs, geprophecevet vnd ge- | weissagt, durch die propheten, Christum, vñ | seine Aposteln, vñ auß Johannis Apoca- | lypsi Figürlich vnnd sichtlich gesehen. | Durch ain Hochgelehrten, dise gegen würtige Ding, vor sehr vil Jaren | beschriben, vnd der wellt trewlich, auffs kürtzest hiermit | fürgehallten, zů Nutz vñ | gůt, der Seelen, zum | Ewigen Leben. (o. O. J. u. Drucker. fol.)

Leider ist Weigels Exemplar unvollständig. Das vollständige Exemplar, welches die Dresdner Bibliothek (Lit. Germ. rec. B 41) besitzt, besteht aus 40 Blättern, signiert von aij bis giij, mit 7 (nicht 4) grossen Holzschnitten, welche das ganze Blatt einnehmen. Da ich im übrigen auf die Beschreibung des Weigelschen Katalogs verweisen kann, bemerke ich nur, dass „D. Martinj Luthers bekandtnus" nicht zu Bogen d, sondern zu e als sechstes Blatt gehört, dass sich an das Ende des Gedichts von Bl. fij an theologische Prosa, enthaltend unter Bezugnahme auf zahlreiche Bibelstellen „Bekandtnus von der Tryfaltigkeyt", „Bekandtnus der Einigen, Heyligen, Christlichen Kirchen" u. s. w. u. s. w. anschliesst und dass den Schluss des ganzen Buches dreizehn auf angen reimende Verse bilden:

Wer auß dem allten Bapſtumb iſt gegangen
Der ſchauw das er nit im Neuwen werd gefangen u. s. w.

Auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels ist im Dresdner Exemplar eingeschrieben: „A° 1610 Hab Johan Schwenttr diß Buch von Meinen Liben vatter Ererbt“. Später war Graf Bünau auf Nöthnitz Eigenthümer, und dieser erwarb die Schrift wahrscheinlich aus der Büchersammlung Raymund Kraffts (s. dessen Catalog. Ulmae, 1739 und 1753. 8. Libri Theologici in Folio Nr. 201).

Das Gedicht besteht aus einer Reihe von Monologen, die von den auftretenden „himmlischen“, „irdischen“ und „höllischen“ Personen gesprochen werden, und zerfällt in zwei Theile, deren erster die Erhebung des Papstthums und die demselben dargebrachten Huldigungen, deren zweiter seinen Fall darstellt. Die Zeit der Abfassung, welche Weigels Katalog fälschlich in die Jahre 1526—1530 hinaufrückt, ergibt sich aus folgenden Stellen. Bl. ciiij verso: „O Kayſer werd wa iſt der ayd | Den ir dem Vatter habt gethon | Da er euch ſelbs aufffatzt die Kron | Zů Bononia offentlich.“ Karls V Kaiserkrönung geschah zu Bologna am 24. Febr. 1530. Bl. d verso: „So doch all ſach kompt an den tag | Will ich im thon gantz eben recht | Zů ſamen treiben vil Landtsknecht | Mit in verſůchen weitter liſt | Wann ſchon die ſchantz nit ghratten iſt | Zů Wolffenpittel im ſelben Jar | Waiß ich wol mehr practica zwar | Ich waiß ir vil die wendt mir bſtölln | Die vns doch gehrn dienen wöllen.“ Dies kann nur nach 1541 geschrieben sein, gehört aber vermuthlich der Zeit vor Beginn des Schmalkaldischen Krieges an. Luthers Tod endlich ist unzweifelhaft die Voraussetzung nachstehender Worte. Bl. ciij: „Ob wol der Luther nimmer ſchreibt | Yetz ligt vnd fault, dennocht beleibt | In aller wellt ſein ſchrifft vnd lehr.“

Die Angabe, dass „die grösseren der Holzschnitte in ihrem Stil auf die Schweiz als Entstehungsort hinweisen“, muss ich dem Urheber der Notiz in Weigels Katalog zu vertreten überlassen. Ich möchte den Ursprung der ganzen Schrift in Nürnberg suchen. Dafür könnte auch geltend gemacht werden, dass Schwenter der Name einer Nürnbergischen Familie war: es ist mir jedoch auch mit gütiger Unterstützung meines Freundes Wilhelm Loose nicht gelungen nachzuweisen, dass i. J. 1610 zu Nürnberg ein „Schwenttr“ gestorben

wäre und in demselben Jahre daselbst ein „Johann Schwenttr“ wohnte. Die Zeit des Druckes müsste nach dem Wortlaut des Titels „sehr vil Jare“ nach der Abfassung der Schrift angenommen werden. Doch erscheint es mit Rücksicht auf ihre typographische und xylographische Ausführung geboten das Druckjahr nicht später als etwa 1550—1560 anzusetzen.

Besonders erwähnenswerth ist in dem Gedicht das vorkommen des Ausdrucks Deutscher Michel. Mit welchem Rechte man seine Entstehung auf den Erzengel Michael in der Reichssturmfahne zurückführt, will ich hier nicht untersuchen. Ich bemerke nur, dass man bisher in der Litteratur des 17. Jahrh. den Gebrauch des Ausdruckes zur Bezeichnung des „gut oder dumm einfältigen“, insbesondere des ungelehrten Mannes, der nur seine eine Muttersprache versteht, nachgewiesen hat.* So ist die Anwendung in den beiden Klageliedern des Teutschen Michels gegen die Sprachverderber (Erk im Weimar. Jahrb. Bd. 2. 1855 S. 206—209. Reinhold Köhler in diesem Archiv. Bd. 1. S. 291 ff.), bei Philander von Sittewald (Wunderl. Gesichte Th. 2. Strassb. 1665. 8. S. 35. „ich wäre ein geborner Teütscher Michel, könte kein andere Sprach als die Deütsche“) und bei Grimmelshausen, der einer eigenen Schrift den Titel „Teutscher Michel“ gab (Kellers Ausgabe Bd. 2. S. 1047 ff. vgl. S. 1072 Anm. u. S. 1086. „die albere unwissende teutsche Michel, wann sie schon nichts als Teutsch können reden und verstehen“). Philipp. Andreas Burgoldensis [= Oldenburger] bezeugt in seiner Schrift: *Discursus ad instrumentum pacis Osnabrugo-Monasteriensis (Editio secunda. Freistadii, 1669. 4. Pars. I.* S. 75 u. S. 92), dass der berühmte Kriegsmann Johann Michael von Obentraut *„ob decus Germanicae militiae“ „Michael Germanicus,* Der Teütsche Michael“ zubenannt worden sei. Die älteste bisher bekannte Belegstelle aber für das vorkommen des sprichwörtlichen Ausdrucks ist in den folgenden Versen (Bl. ciij) unsers Gedichtes enthalten. Nach dieser Stelle ist zu vermuthen, dass in dem Ausdrucke „Deutsch“ ursprünglich auf die Ritter des Deutschen Ordens gieng; Michel bedeutet als Spottname auch hier den ungelehrten.

* vgl. W. Wackernagel in Pfeiffers Germania Jahrg. 4. S. 131.

Commeter oder Creützherrn.

O Vatter Vatter ach hertzlaydt
Nun ist vns auß hertz mût vnd freüdt
Wir müessen leyden ewig schandt
Veriagt auß vnserm Preissner landt
Das macht vnser Fürst ist vns feindt
Drumb das wir solche bûben seind
Faul müessig wenst vnd pfrienden dieb
Der vns all wol mit rûtten hieb
Deß wer ia vnser rechter lohn
Der gantzen wellt schetz wolt wir hon
In allen Landen Stetten gmein
Namen wir alle winckel ein
Den armen wir ir brot frassen
Die besten pfründen wir bsassen — Esaie 5.
Die besten Schloß dörffer vnd Stett — Mathej 23.
Der Teüffel vns wol möften thet
Wir sein verdorben Edelleüt
Vmb vnsern bracht man nichts mer geit
Spot vnser yederman behendt
Die Teütschen michel man vns nennt
Ist war künden nit vil Latein
Dann fressen, sauffen, bûben sein
Der Fürst in Preissen ain fromm man
Der geht vns bûben gar nit an
Er hat wol bey im selb erkandt
Das vnser sach hab kein bestandt
Mich hat der Teüffel ye betrogn
Das ich auß Preissen bin gezogn.

Peter Probsts Fastnachtspiel mit dem Bauern Heinz Wurst.

Durch die Beschreibung in Gottscheds Nöthigem Vorrath zur Gesch. d. d. dramat. Dichtkunst Bd. 1. S. 33 f. ist eine Handschrift des Nürnbergschen Meistersängers Peter Probst bekannt, welche jetzt unter der Bezeichnung M 85 in der Dresdner Bibliothek verwahrt wird. Auf diese Beschreibung darf ich mich jedoch nicht beziehen, ohne zu ihrer Ergänzung und Berichtigung einiges anzumerken. In der „Comedia von dem plint gebornnen" (Bl. 2—17), wo man nach Gottsched „keine Abtheilung in Aufzügen oder Handlungen bemerken kann", liest man Bl. 4 verso: „da gienngen die zwenn junger petrus vnnd thomas, den blinten zubefehenn vnd geht der actus aus* vnd fo fy herwider khumen, fo redet petrus hernach." Bl. 14 beginnt der vierte und letzte Actus. Unter den Personen dieses Stücks sind des Blinden Eltern übergangen, unter den Personen des fünften Stücks „die praut gred". Zu VI ergeben sich die nöthigen Berichtigungen aus dem folgenden Abdruck. Bei VII ist Schnapergeut für Schnappergret zu lesen. Ganz übersehen ist von Gottsched ein Fastnachtspiel, welches sich Bl. 114—124 an einige Meisterlieder anschliesst (der Titel desselben bei Schnorr von Carolsfeld, zur Gesch. d. d. Meistergesangs S. 8, wo auch zu finden, was die Hds. an chronologischen und biographischen Angaben enthält). Auf die in der Handschrift vorkommenden geistlichen und weltlichen Meisterlieder will ich hier nicht näher eingehen, sondern nur erwähnen, dass unter ihren 16 Tönen 9 von Hans Sachs sind. Bl. 125—131 recto sind unbeschrieben. Dann folgen:

* Aehnlich in einem Fastnachtspiel Bl. 43 verso.

1) ein Spruch von einem Hasenkopff (Anfang: Hort wie eins mals ein höfling was), adj 20 Jenner jm 1566 jar voſent; 2) ein gaistlich liedt (Zur Gesch. d. d. Meistergesangs S. 8), nach der gereimten Vorrede 1562 zur Zeit eines grossen Sterbens in Nürnberg gedichtet; 3) ein Spruch von der pullerey fur die Jungen gesellen (Anfang: Ich rat allen jungen gesellen); 4) ein schöner Spruch von dem ellichen stanndt (Anfang: Gott wöll das wir zu yeder zeit). Die auf dem Titelblatt vorkommende Jahreszahl M.D.LIII. scheint für den grösseren Theil der Handschrift (bis Bl. 124) Giltigkeit zu haben.

In nachstehendem übergeben wir eines der Fastnachtspiele, welche die Handschrift enthält, dem Druck, und zwar dasjenige, worin Gottsched angibt die „älteste Erwähnung des Namens Hans Wurst“ gefunden zu haben. Auch diese letzte Gottschedische Bemerkung ist irrig und hat Irrthümer veranlasst. Nicht ein Hans, sondern ein Hainntz Wurst gehört zu den Personen des Stückes, und dieser Name bezeichnet nicht etwa eine zum stehenden Bühnenapparat gehörige Figur, sondern ist für einen unter vier Bauern gewählt, wie ein Bauer Fritz Wurst in den folgenden Versen (Bl. 51 verso der Hds.) vorkommt:

> der paurn ſint vil ich will euch nemen
> der praut vater der haintz ſchubel
> des preutgams vatter der melck·kubel
> vnnd ach ſein vetter molcken dremel
> darnach ſein ſchwager myſthemel
> vnd vnnſer mair der kuntz flegel
> ſeins vaters bruder der holtz ſchlegel
> fritz wurſt iſt auch ein freint der preut etc.

Wenn also Luther (wider Hans Worst. 1541. Erlang. Ausg. Bd. 26. S. 3 f.) sagt: „du . . . weissest wohl . . . daß dieß Wort, Hans Worst, nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tolpel, so klug sein wollen, doch ungereimbt und ungeschickt zur Sachen reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt“ und „Wohl meinen Etliche, ihr haltet M[einen] G[nädigen] H[errn] darumb fur Hans Worst, daß er von Gottes Gaben stark, fett und volligs

Leibes ist", so bezeichnet gegen diese Anwendung des Namens* Probsts Fastnachtspiel noch keine Veränderung. Der Name, den dieses dem auftretenden Arzte gibt, ist anderweit bekannt durch „Doctor Schmoßmanns predigt", welche 1849 in einem Privatdruck (Klee gewidmet von M. Haupt, O. Jahn, Th. Mommsen etc.) erschien und von Keller in der Nachlese seiner Fastnachtspiele S. 345 f. aus dem Druck in der Frankfurter Stadtbibliothek herausgegeben worden ist. Eine besondere Rücksicht, welche mir die vollständige Veröffentlichung des folgenden Stücks zu rechtfertigen scheint, ist darauf begründet, dass es zur Vergleichung mit älteren Fastnachtspielen mehrfach Gelegenheit bietet. Eine ganze Anzahl von komischen Wendungen, welche in dem Inhalte nach verwandten Stücken der Kellerschen Sammlung (vgl. Th. 1. S. 58—65. 365—367. 2. S. 679—687. 696—699. 751—753. 768. 1056—1064 = Nachlese S. 1—13) und noch bei Hans Sachs in seinem Faßnachtspil der schwanger Bawer mit dem Fül (Gedichte Buch 5 Theil 3) sich wiederholen, kehrt auch hier wieder: ein Beleg mehr für die Bedeutung stereotyper Formen in allen Gattungen volksthümlicher Litteratur.

Als eine neuere Arbeit über Fastnachtspiele verdient Erwähnung: Emil Haueis, das deutsche Fastnachtspiel im 15. Jahrhunderte (24 SS. 8°. Separat-Abdruck aus dem Jahres-Programme von 1874 des n. ö. Landes-Realgymnasiums in Baden). Ueber die metrische Form der „Reimbrechung", welche auch in unserm Stücke angewandt ist, handelt Max Rachel in der Abhandlung: Reimbrechung und Dreireim im Drama des Hans Sachs und andrer gleichzeitiger Dramatiker (Abh. zum Osterprogramm des Freiberger Gymnasiums. 30 SS. Freiberg, 1870. 4°). Weil die Handschrift, welche dem folgenden Abdruck zu Grunde liegt, allem Anscheine nach die eigenhändige Niederschrift des Verfassers ist, habe ich die Orthographie des Originals unverändert wiedergegeben, auch wo sie allein die Regelmässigkeit oder Unregelmässigkeit der Silbenzahl jedes Verses bedingt.

* vgl. W. Wackernagel in der Germania Bd. 5. Wien, 1860. S. 322 f.

Bl. 61[a]] **Ein kurtzweillich fasnacht Spil von krancken Baurn vnd einem doctor sambt seinem knecht.**

SIMON HEMPEL des doctors knecht trit ein vnnd ſpricht

Got grus euch öll yn einer Sum
verzeicht mir das ich zu euch kum
dann ich hort wie in einem dorff
nit weit von hin lecht ein ſtainworff
ſint krannckc baurn mancherley 5
ſo trag ich gar gute ertzney
die ſint meins herren wolgelert
ſeins gleichen man im landt nit hert
mit brunenſchauen vnd burgirn
pflaſter ſchneidn vnd ſalm drauff ſchmirn 10
des iſt er ein berumbter man
der ſybm freyen kunſt er wol acht kan*
Bl. 61[b]] drumb wer hin wer dem etwas felt
er hilfft eim vmb ein zimlich gelt
daran ſoll niemant zweiffl tragn 15
ich will itzt zurichten mein ſchragn
den ich hab tragen weit vnd ferr
es wirt gar bal kumen mein herr
ſecht dort thut er gleich gien herein

DOCTOR SCHMOTZMAN drit ein vnnd ſpricht

got grus alle die hirin ſein 20
herrn, frauen, knecht vnd mait
yſt yemant kranmck ſo wers mir lait
doch wo eim etwas felen thut
hab ich ertznei die iſt gut
Raparbera vnd Rapuncion 25
darzu ich koſtlich ſalben hon
welche gemacht ſint aus bulzapffn
vnd auch aus guten faſnachtkrapffn
vnd temperirt mit affen ſchmer
wer der ſalb nimpt eins patzen ſchwer 30
er hab gleich huſten oder ſtrauchn
wer meiner ertznei thut brauchn
der wirt gewiſlich pall gſunt wern

FRITZ KNOPFF der erſt paur trit allein ein vnd ſpricht

Bl. 62[a]] gluck zu mein herr ich ſy euch gern
im dorff ſucht ich euch obm vnd vntn 35

* Keller, Fastnachtspiele Th. 1. S. 365 Z. 13. Der siben kunst er achthalbe kan. Th. 2. S. 679. Der siben künst er wol echt kan.

bin fro das ich euch hab gefuntn
man ſagt ir ſeit ein feiner nartzt*
wann ſchon einer huſt oder fartzt
oder ſey im leib ſunſt vngſchickt
vnd geh von eim dun oder dick 40
ſo khunt irs glaib eim öls vertreibm

DOCTOR

paur, ich thu mich des ein maiſter ſchreibm
dann ich hab koſtlich ertznnei
von wurtzen ſalben mancherlei
die gib ich nach dem lot vnd pfunt 45
wer ſolcher gneuſt der wirt geſunt
drumb wem was felt mach ſich herbei

FRITZ KNOPFF

herr ich wais noch annderer baurn drei
yn meinem dorff die ſint ſer kranck
helfft ir in ſy werden zu danck 50
euch geben was ir nur begert
wan nur eur kunſt wer gwis bewert
ſo wolt ichs gleich zu euch rein bringen

DOCTOR

paur mein kunſt ſoll mir nit mißlingen
darumb darfſtu haben kein traurn 55

Bl. 62b] FRITZ KNOPFF geht naus vnd brinngt noch drey paurn vnnd ſprichtt

herr do pring ich die krancken paurn

die drei paurn treten ein, vnd KUNTZ FLEGL ſpricht

gluck zu herr maiſter ir ſeit glert
von eurer kunſt do hab ich khert
wie ir khunt helffen yeder man
nun mus ich euch ach klagen than 60
ich hab do haim ein krannckes weib
vnd wais nit was ir felt im leib
ſy klagt ſy nun ein tag oder drei
ich glaib das ſy hert ſchlechtich* ſei
dann ſy ſchnarcht zunachts wie ein pfer 65

---

* vgl. Schmeller, Mundarten Bayerns. München, 1821. S. 135. Weinhold, Bairische Grammatik. Berlin, 1867. S. 171 f.

** hert schlechtich „der Ohnmacht nahe“ nach Schmeller Wb. Bd. 3. S. 429.

DOCTOR

paur du kombſt vergebens her
du bröchſt mir dan vor jrn brunen

KUNTZ FLEGEL

ach herr ich bin noch vnbeſunen
wie ich in doch nur ſoll vmbgrabm
dann er iſt dieff vnd ich muſt habm̄ 70
fil leut die in hülffen aus ſchopffn

DOCTOR

was fanng ich an mit ſolchen knopffn
ich ſag dir du ſolſt lauffen haim
Bl. 63ᵃ] vnd bring mir jren vrinam
du narr kanſtu mich nit verſtien 75

KUNTZ FLEGL

jo mein herr ich will gley hin gien
den meſner pitn vmb die ſchlag vhr
wie wol es iſt vmb ailffe nur
doch will ichs ge thun aus dem thurn

DOCTOR

ych will dir der muter in der hurn 80
mus ich dirs dan deutſchen noch bas
gehin vnd nim ein harm glas
vnd hais darein pruntzen dein frau
darmit ich for ir kraunckheit ſchau
was ir im leib doch fellenn thut 85

KUNTZ FLEGEL

ich wunder mich samer pox glut
das ir nach ſolchem ding thut fragn
khunt ir dann meiner frau warſagn
wenn ich euch herbring jrn ſaich

DOCTOR

ja baur, wen der pruntz iſt dun vnd plaich 90
ſo leit dein frau im magen not

KUNTZ FLEGL

wie wen aber der ſaich wer rot

DOCTOR

Bl. 63ᵇ] paur ſo hot dein frau das fiber

KUNTZ FLEGL

Ey trauter herr vnd hots den piber
der mir thet ſchaden an mein hennen 95
die tag fieng in mein frau am tennen
vnnd thet in an eim paſt erhenckn
ytzt thut er irs wider ein trenckn
mein lieber herr wer hots euch gſagt

DOCTOR

flegl, du haſt mich fil zu fru gefragt 100

KUNTZ FLEGL

mein herr ſo wil ich morgen khumen

KUNTZ FLEGEL geht naus, vnd khumbt itzt VTZ SEUZAPFF

hört lieber maiſter ich hab vernumen
ir ſeit in eur khunſt gſchickt vnd weis
vnd habt in der ertznei den preis
drumb bin ich zu euch khumen auch 105
ich wais nit was mir felt im bauch
allein es thut ſtet in mir quatern*
als wan die fröſch im weiher ſchnatern
vnd iſt mirs vnnter loch ſtet nas
das tropfft holt wie ein alts gieſſas 110
vnnd hot mirs ols krings rum zufreſſn

DOCTOR

Bl. 64a] hor, paur du hoſt das peſt vergeſſn
vnd piſt vmb ſunſt zumir rein gangen
heſtu forhin dein brunen gfangen
ſo het ich daran ſehen kynnen 115
waruon dir kem das groſe rynnen
ob dus heſt gfreſſen oder drunckn

VTZ SEUZAPFF

Ey her es wolt mich wol gedunckn
ir wurt fragen nach ſolchen dingen
do thu ich gleich itzt mit mir bringen 120
mein gebrechen im harm glas

DOCTOR

hor grober dropff wie mainſtu das
ſoll ich dirs in das angſicht ſchmirn

* quatern quaken. vgl. Wackernagel, voces variae animantium. 2te Ausg. Basel, 1869. S. 40 Anm. S. 70 u. 81.

was darfſt ins harm glas hofirn
du grober narr vnd flegelshut 125

VTZ SEUZAPFF

Ey trauter maiſter ich mains gut
die weil ich euch nit wais zu ſagn
ob mein kranckheit khumb aus dem magn
oder ob ſy khumb aus der ploſn
ſo hort ich von den altten koſn 130
wer eim nartzt ein pruntz bringen wolt
das der auch dreck mit nemen ſolt
Bl. 64[b]] ſo khunt man ſehen was aim pricht
drum trauter maiſter zurnt nicht
dann es iſt in keim argen gſchehen 135

DOCTOR

hor paur ich hab nun wol geſehen
das du vmbs loch nit bewart piſt

VTZ SEUZAPFF

ſchaut herr das hab ich wol gewiſt
wan ichs euch zuſam bringen thu
das ir mir gleich wert ſagen zu 140
glaubt mir ich ſtick holt wie ein ſau
mich kheit dohaim die mait vnd frau
wie ich mich eines neuen gwen
vnd ir ol nacht das pet beklen
die leilach polſter vnd die kuß 145

DOCTOR

paur es ſint holt nix dan kalt fluß
du hoſt oct mit vrlaib die rur
ich wais wol wies dir wider fur
den ich kanns aus dem glas wol ſchmeckn
das dus hoſt gfreſſen an ſeuſeckn 150
vnd an den groſen leber wurſtn
der friſtu fil ſo mus dich durſtn
den ſaufſtu milch ſo thuts dich plehen

Bl. 65[a]] VTZ SEUZAPFF

herr ich glaib ir habts in der pracki gſehen
es iſt ye ols war was ir ſagt 155
das hot mich ach zu euch rein gagt
dann es nimbt gar ſer vber hannt
wie wol mirs necht mein frau verpant

mit einem grofen firtl fchwamen
vnd mit alt hadern thet verdamen 160
doch wolt es alles fam nit klecken
vnd wo mich dan die feu erfchmecken
fo hab ich weder frid noch ru
do laufft ein gantzer hauff herzu
vnd main fy wölen narung fynnen 165
fo kan ich in dann kaum entrynnen
funft prochten fy mich vmb das lebm
drumb trauter maifter thut mir gebm
ein ertznei die dient zun fachn

DOCTOR

paur, ich mus dir holt ein fchwaispat machn 170
in eines papennhaimers* kubel

VTZ SEUZAPFF

ach maifter ich ftinck vorhin vbel
vnnd klag mich niergent dan nur hintn
wert ir mirs loch nit pal verpintn
fo wir ich in die ftuben fcheifn 175

Bl. 65[b] | DOCTOR

narr halt vnd thus ein weil verpeifn
ich will dir do ein pflafter gebm
das thu hinten fur den fpunt klebm
was gilts es hilfft dich von ftundan

VTZ SEUTZAPFF

och herr ichs nimer holtten kan 180
es geht mir fchon dohin die heffn

DOCTOR

ey fchau das du niemant thuft treffn
vnd los nur gien aller trus namen

VTZ SEUZAPFF

o lieber maifter pint mirs zamen
es fey mit heu oder mit ftro 185

DOCTOR

fehin du narr vnd nim flux do
das pflafter vnd legs fur den fpunt

* papennhaimer „Arbeiter der bei Nacht die heimlichen Gemächer ausräumt." Schmeller-Frommann Bd. 1. Sp. 398.

ſo wirſt in zweihen tagen gſunt
nun kumb ein ander der iſt kranck

VTZ SEUZAPFF

mein herr maiſter habt groſen danck 190
das ir das peſt habt mit mir than

FRITZ KNOPFF khumbt und ret wider

mein lieber herr fur wor ich kan
eurer kunſt ach geratten nicht
Bl. 66[a] | ich kann nit wiſſen was mir pricht
ich holt das mir das hirn faul 195
mir hecht der rotz ſtet vbers maul
wann ich nach eim dropfflein thu fiſchn
ſo thu ich ein hanntfol er wiſchn
vnd thus dann auff die erbel ſchmirn
mein gantzes haus vnd klaider zirn 200
mit eitl ſolchen faiſten ſpanngen
ſam nichts dann ſpiegel herumb hangen
alſo thu ich mein haus verglaſn
drumb trauter maiſter ſchaut mir zu der naſn
darmit ich vor dem rotz hab ru 205

DOCTOR

hora paur geh ein wenng her zu
las ſehen wies vmb dein naſn ſte

FRITZ KNOPFF

och herr maiſter ir thut mir we
hort auff ir macht mir angſt vnd hais

DOCTOR

Ey du narr wol piſt ſo zais* 210
wan ich dir naſen gar rab ſchnit
ſo ſolſtu als laut ſchreyen nit
drumb halt es wirt ſein beſer wern

FRITZ KNOPFF

Bl. 66[b] | o lieber herr ich wolts ye gern
das ir mir gebt ein treuen rot 215

DOCTOR

ſehin vnd nim der wurtz drei lot

---

* zais „zart“, „zärtlich“. vgl. Schmeller Bd. 4. S. 287.

vnd nim darzu ein ſchweinen ſpeck
vnd einen duren hunts dreck
ſchab den fein gar klain an eim meſer
friß morgen nüchter ſo wirts peſer 220
dann es iſt gar bewert mein kunſt

FRITZ KNOPFF

ach trauter herr es iſt vmb ſunſt
was khunt ir mir helffen mit dem
hab ſorg wan ich huntstreck einem
ſo ſolt ich mich wol daruon ſpeyen 225
was mugt ir mich alſo geheyen
bin ich vorhin foler vünflots

DOCTOR

paur getenнck vnd pfleg meins rots
wilttu anderſt geſunt ſein

FRITZ KNOPFF

Ey nem die wurtz der teuffel ein 230
habt ir nit anderſt kunſt als die
ſo wolt ich hett euch gſehen nie
ich ſchiß euch holt in eur pixn

HAINTZ WURST ret itzt

Bl. 67[a]] herr mit den dingen thut es nixn
die weil ir dreibt ſolch fantaſey 235
vnd gebt huntstreck fur ertzney
ſo wert ir die paurn verdreibm
wolt yr euch der kunſt ein maiſter ſchreibm
ſo weiſt vnns eur ſygl vnnd brieff

DOCTOR

mein narr wenn ich dir die verſchlieff 240
ſo wer mein kunſt bei euch verſchmecht
hie iſt der brieff ir dropffen ſecht
habt ir nun nicht gnug ann dem
ſo weis ich euch das ſygl am hem
ir knopff was durfft ir mich verſuchn 245

HAINTZ WURST

trauter herr ir durfft nit fluchen
dann ich mus auff mein warheit jehen
wen ich den brieff nit het geſehen
ſo het ich kabt eur kunſt ein ſcheuch

drumb lieber herr itz glaib ich euch 250
vnd will euch klagen mein gefer
ich holt das mir der magen ſchwer
dann ich kein eſſen kann mer teuen
vnd was ich nechten ſpot thet keuen
das hab ich heut als wider gſpeit 255
Bl. 67[b]] weil ir der kunſt ein maiſter ſeit
ſo ſchaut mir hinten zu dem magn

DOCTOR

hora paur nun los dir ſagn
du wolſt gern geſunt ſein
vnd vber leths dich wie ein ſchwein 260
mit ful freſſen des muſt dich moſn

HAINTZ WURST

ach lieber herr wie kont ichs loſn
die groben prockn vnd ſchweina gribm
wen ich die ſelben ein thu ſchibm
ſo kopenns* mir ein gantzen tag auff 265
den drinck ich pall ein ſchotn** drauff
vnnd main ich wols mit floſen nab
vnd wen ich dan gedruncken hab
ſo wirt mirs maul gar piter vnd ſaur

DOCTOR

nun merck mich eben lieber paur 270
wiltu anderſt werden geſunt
ſo nim do diſer wurtz ein pfunt
vnd thu haim hinter die zeun laufn
vnd wo du finſt die groſten haufn
die vnten prait ſint vnd oben ſpitzich 275
Bl. 68[a]] die wolgewurtzten die ſint hitzich
von den möchſtu am peſten gneſn
die ſint man wo ſint kirchwei gweſn
wan du ein ſolchen haſt bekumen
ſo ſchmir das maul mit vnd den gumen 280
thu in wol zwiſchen zenen keuen
was gilts du wirſt darnach wol teuen
vnd dir kein freſſen wider ſein

* aufkopen aufstossen.
** schotten Quark.

HAINTZ WURST

jr thut nichts dan nur ſpoten mein
kenn ich doch der wurtz nicht 285

DOCTOR

Ey, wie leber wurſt ſints vbereinander gſchlicht
vnnd wo fil brieff vnd heu an hecht
die ſelb die friß die iß die recht

HAINTZ WURST

nun herr ich will gleich ſolchs verſuchn
hilfft es mich nit ſo wurd ich fluchn 290
dann mir ſint vor ſchwach meine glider

KUNTZ FLEGEL khumbt itzt wider vnd hat ein prunen vnd ſpricht

hort trauter herr itz khumb ich wider
vnd bring euch gleich vnd pruntz doher
den fieng ich auff von meinem pfer
Bl. 68[b]] ich docht ſol ich harn auff mein frauen 295
ſo gehts ſy vmb ſo lang ars krauen
ich holt es ſey das ebm ſouil

DOCTOR

paur, fur wor ich dir wol ſagn wil
was deiner frauen felen thut
ſy hot ein ſchleim der iſt nit gut 300
der leit ir forn an der pruſt

KUNTZ FLEGEL

ko herr ſy hot ein ſolchen wuſt
an zweyen zutſchen die rab ſchlampn
als wie zwu gar gros kudel wampen
vnd ſchmeckenn wie ein alter pock 305

DOCTOR

du piſt holt ein grober ſeutrock
ſag mir ob dein frau kun teuen

KUNTZ FLEGEL

herr ſy thet ye geſter lang keuen
an einer groſen ſcharr rubm
darnach gieng ſy vmb in der ſtubm 310
vnd lies gien ein rauch von ir hintn

das ich docht frei ich muſt erplintn
ſo hart war er in jr verſeurt

DOCTOR

Bl. 69[a]] du narr ſag mir ob dein weib freurt
oder hot ſy im leib gros hitz 315

KUNTZ FLEGEL

Ey herr ſy iſt dannoch furwitz
ich griff ir heint die pain vnd arm
do wars am gantzen leibp noch warm
allein vmb den ars war ſy kuel

DOCTOR

ich frog dich ob dein frau hot ſtul 320

KUNTZ FLEGEL

ko herr ich hab ein gute panmck
die iſt gar prait gros vnd lannck
es kontten ſych wol drei drauffkregn
ſy thuts ſy offt nach lenngs drauff legn
darzu mein gantzes hausgeſint 325

DOCTOR

du dolpel kanns nit haben wint
oder ob ſy im leib ſey feſt

KUNTZ FLEGEL

o lieber herr vnd wen irs weſt
was es fur einen wint het nechtn
das ich muſt ſchreihen mait vnd knechtn 330
ich docht es wurfft mir mein ſtadel ein

DOCTOR

Bl. 69[b]] du magſt mir wol ein flegel ſein
ich frog dich ob dein frau khun ſcheiſn

KUNTZ FLEGL

herr ich wils mit meim gſint beweiſn
das ſy nechten ſchiß ſolche kegel 335
vil groſer dann mein holtz ſchlegl
ein ſolcher hauff iß von ir kumen
ich wolt wol drei eecker mit thumen*
das kan ich euch fur warheit ſagn·

* thumen „düngen". vgl. Schmeller-Frommann Th. 1. Sp. 509.

DOCTOR

hor paur was thut dein frau klagn 340
weil dein frau legt ſolch kirbes pirn
ſo darff ſy gwiſlich keins burgirn
drumb wil ich ir nichts rotn noch gebm

KUNTZ FLEGL

ach herr mein frau die wirt wuſt lebm
wann ich haim khumb vnd bring ir nichts 345
ſo wais ich wol ſy pleut mich krichts
drumb, gebt mir ein weil gleich was es iſt

DOCTOR

dieweil du ein ſolcher narr piſt
vnd thuſt ſo hart furchten dein frauen
ſo ſolſtu mir gentzlich vertrauen 350
do nim das recebt das iſt gut
Bl. 70[a]] vnd iſt gemacht aus eim filtzhut
aus truten milch vnd premen* ſchmer
vnnd mucken miltz drei lot ſchwer
vnd das gefider von eim ſchwein 355
das gib heint deiner frauen ein
ſo wirts vmb ſy haben kein not

KUNTZ FLEGL

mein lieber herr ſo danck euch got
itzt darff ich haim on alen ſcheuch

HAINTZ WURST khumbt wider vnd ſpricht

herr ich kumb itzt wider zu euch 360
eur kunſt die wil nit popernirn
ich thet mich nechten lang probirn
do khunt ich habm weder ſtul noch panck
vnd pin oct trauter herr ſer kranck
helfft ir mir nit ſo mus ich ſterbm 365
ſchaut mir doch hinten zu der kerbm
dann mir iß arſchloch gar verſchwoln

DOCTOR

yr ſeit mir ye grob acker knoln
mocht doch ein wenng encipaci habm

HAINTZ WURST

herr raumbt mir hinten den fartzgrabm 370
dan ich kan lauters niehs martirn

* premen Bremsen.

DOCTOR

Bl. 70[b]] knecht hempel thu mit im ſtulirn
dann ich verſte kein lapertein*

HAINTZ WURST

herr, verſtet mich recht dan ich leit pein
nur do hinten in der treckpüxn 375
ſunſt am leib do felt mir nyxn
vnd thut mirs hoffirn mechtig we
zunachts ich manches mal auffſte
vnd druck das mir werden die augen rot
wen es ſchon geht ſo iß kaum drei lot 380
vnd pricht mir nur im haimling gmach

DOCTOR

paur, erſt verſte ich recht die ſach
ich mus dir holt mit dem neber** forn
fur die ſupenthur ein loch porn
damit der dreck hab ſeinen ganck 385

HAINTZ WURST

mir nit maiſter ich pleib ee kranck
port ir dem teuffel heint ein loch

FRITZ KNOPFF

Was thun wir bei dem narren doch
dann ol ſein kunſt die iſt erlogn
er hot vnns ol vmbs gelt betrogn 390
wir ſint fil krenncker dan vor ye
Bl. 71[a]] vnd pleibt der ſchalck noch lenger hie
ſo wunſch ich im ein hennffen ſtrick
das er an einem aſt erſtick
er ſoll mich nimer mer burgirn 395
vnd ſolt in der teuffel hinfirn

doctors knecht SIMON HEMPL

herr wir wollen feirabent machn
laſt in die wurſt wir han den pachn
vnd haben in recht drucken gſchorn
wer itzt nit treugt mit des iß verlorn 400
vnd wer ſein frunckhait vnd andacht
will ſparren bis auff die faſnacht

---

* Keller Th. 3. S. 1174. Und redet langin der lapartein.
** neber näbiger „Bohrer“.

vnd wer ein pock zu eim gertner ſetzt
die gennß vnd ſchoff an die wolff hetzt
auch wenig gwint vnd fil verzert 405
vnd ein Jud der ſych des wuchers wert
ſo die yermainen reich zu wern
ſo will ichs auch erlebenn gern
vnd itzt ein legen mein kramers ladn
wer ſych verſaumbt hab im den ſchadn 410
pfeiff auff pfeiffer es hot gſchnapt
jch hab die aller ſchonſt erdapt
mit der do wil ich ſpringen rumb
vnd wer nit danntzt der iſt nit frumb

Bl. 71[b]] *Das Spil hieneben enndet ſych mit 414 Reimen vnd mit 6 berſonen vnd hatt yede berſon ſouil Reimen wie vntten ſtett.*

DOCTOR hat	146
DOCTORS KNECHT hat	37
KUNTZ FLEGEL hat	70
VTZ SEUZAPFF hat	58
HAINNTZ WURST hat	51
FRITZ KNOPFF hat	52

Aus G. Kestners Briefsammlung.

VII.

Andreas Tscherning.

Der nachfolgende Brief Andreas Tschernings enthält eine für seine schlesischen Freunde bestimmte Anzeige seiner bevorstehenden Hochzeit. Zur Erläuterung diene, was der Dichter in dem von ihm selbst verfassten Lebenslauf, der bei Henning Witte, memoriae philosophorum etc. decas septima. Francof. 1679. S. 341—343 abgedruckt ist, von seiner Ehe berichtet:

„Quaeritur officium primum, post quaeritur Uxor.

[Er war am 16. Mai 1644 in Rostock Professor geworden]. Conjugem igitur duxit Lubecae, SIMONIS HINZII, Advocati & Notarii Publici immatriculati, ut vocant, prudentissimi integerrimique Viduam, JO. MARSILII, Canonici Lubecensis & Capituli Senioris optime meriti filiam [sie hiess Catharina mit ihrem Vornamen]. Cum qua tanta conjunctione atque concordia vixit, quanta unquam in animos potest cadere, felicius in vicem & meliore, ut sic loquamur, sidere copulatos. Adeoque de ipsis verum, quod Poëta ait:

VELLE ac NOLLE ambobus idem."

Seine vor der Hochzeit erlassenen Einladungsschreiben erwähnt Tscherning in einem Gedichte an Johann Rist (Vortrab des Sommers deutscher Gedichte. Rostock, 1655. 8. Bl. Eij. fg.) in nachfolgenden Versen:

„Schreiben sind von mir gelauffen,
Wer sie auffhelt oder bricht,
Wo sie bleiben, weiß ich nicht.
Glaub, ich wil nicht Rauch verkauffen,
Daß ich selbst mit eignen Händen
Dich auff meine Hochzeit bat.
Nun es ist noch nicht zu spat
Einen Wunsch hernach zu senden."

S.

Quas et ipſis Calendis Januariis, et nono poſt ad me dediſti, recte accepi. Poſteriores mihi ſpem faciunt de ſtipendio impetrando, quae me cave decollet. Immortali beneficio devincies Tſcherningium tibi. Nunc mitto ad te litteras quibus ex praeſcripto Nobiliſsi Parentis mei invito amicos ad nuptias meas, aut potius nuptias intimo. Eas niſi grave est curabis. Proxime ad Apellem meum et plura ad te, candidiſſimum caput. Jambum meum in Nativ. CHristi ut et alterum carmen boni conſulas. Exemplar deſtinavi Nob. Parenti, cetera communicabis quibus videbitur. Juditha cum eleganti frontiſpicio prodibit, Notae, ut vocantur, Hamburgi** ſeparatim exprimuntur typis. Melodiae ſingulariter à Muſicis Lubecenſibus laudantur.* Von dem *Jambo* ſind die *exemplaria* alſo weggangen in der Druckerey da doch ſehr viel nachgedruckt, daß nicht einer uberblieben und der Drucker geſagt, er mochte wünſchen, daß ich alle *Programmata* machen ſollte. *Ignoſce festinationi et ſaluta amicos.* Mein Stubengeſell wil fort, ich muß ſchlieſſen. Meine Liebſte muß dißmal auch ohne Briefe bleiben. *Vale et quod laudabiliter facis amare me perge.*

RoſtochI a. d. XVIII. Jan. 1645.

T.

An Meinen *poëmatis* ſoll ehiſtes zu drucken ein anfang gemacht werden. Das *Ara*biſche ſoll hier mit ſeinen *nativis typis et correctis Notis* gedruckt werden. Das deutſche zu Lübeck, und zwar in kleiner form. Das wapen werde ich nothwendig muſſen auſſenlaßen. *Si quid tu monendum habes, fac ut quamprimum ſciam.****

... *fuerunt*† *ad*
Dn. Nic. Henelium
Dn. Paulum Höpnerum
H. Wolffgang Aichingern

* Mart. Opitz, Judith auffs new außgefertiget von Andr. Tscherning. Rostock, 1646.

** Vor Hamburgi ist ausgestrichen: a Muſicis.

*** Die Zeilen der Nachschrift gehen nur über die halbe Seite. Rechts von der Nachschrift liest man AT in einer Buchstabenverbindung.

† Vor fuerunt ist die Seite eingerissen.

Dn. Chriſtoph. Freytagio
Dn. Seb. Aliſchero.
Dn. Davidi Bohemo. Dn. Paulo Neandro
H. Hanß Götzen.
H. Chriſtoph Albrechten.
H. Caſpar Möſteln.

Das Original ist ein Folioblatt, dessen Rückseite unbeschrieben ist. An wen der Brief gerichtet ist, weiss ich nicht zu bestimmen; doch muss der Adressat eine Breslauer Persönlichkeit gewesen sein. Die Träger der vorkommenden Namen sind grossentheils nachweisbar. Matthaeus Apelles von Löwenstern, dem Tscherning seinen Früling deutscher Getichte (Breßlaw, Ge: Bauman, 1642) widmete, sein „Mecenas“ und Wolthäter, ist auch als Dichter bekannt (vgl. J. H. Cunradi Silesia togata. Lignic. 1706. 4. S. 6. Georgii Scvlteti hymnopoei Silesiorum. Vittemberg. 1711. 8. S. 10—12. Joh. Sigism. Johnius, Parnassi Silesiaci centur. I. Wratislav. 1728. 8. S. 27 f.), wie die meisten anderen in dem Schreiben genannten Freunde. Nicolaus Henel war Syndicus zu Breslau (vgl. Tscherning, Früling S. 221—224. Cunradi S. 116. Johnius cent. II. S. 72—76), Paul Höpner ein Arzt (vgl. Früling S. 122—128, wo ein ihm gewidmetes „Sostrum“ vom Jahre 1640 abgedruckt ist. Cunradi S. 132), Christoph Freytag Pfarrer zu Lossen (vgl. Früling in den Eröffnungsgedichten u. S. 356. Vortrab des Sommers Bl. G verso. Cunradi S. 80. Johnius I. S. 75), Sebastian Alischer Prediger in Liegnitz (vgl. Früling zu Anf. u. S. 357. Vortrab Bl. G verso. Cunradi S. 4. Johnius I. S. 19—25), Paul Neander Stadtvogt in Breslau (vgl. Vortrab F_5 verso. Cunradi S. 198), Johann Götze Rathsherr in Breslau (Cunradi S. 98), wie Neander unter den Wolthätern des Dichters genannt (vgl. Vortrab D_4 fg.). Die anderen Namen finde ich in den mir zugänglichen Gedichten Tschernings nicht. Doch ist David Bohemus als Dichter nachweisbar (vgl. Cunradi S. 25. Scultetus S. 12 f. Johnius II S. 35—37); Christoph Albrecht ist vermuthlich der bei Cunradi S. 4 vorkommende Arzt Christoph. Albertus (vgl. Johnius II S. 27—30), dem

Martin Opitz* ein Hochzeitsgedicht widmete; über Aichinger und Möftel bin ich nicht im Stande irgend etwas anzugeben. Klein ist das Verzeichniss der schlesischen Freunde und Gönner, das in Tschernings Neujahrsgedicht an Apelles Vortrab Bl. Bij f. vorkommt. Ausser Tarnaw werden in den nachfolgenden Versen vier Namen genannt:

„Biß endlich jemand kähm und rufft uns zu dem Essen.
Da were newes Volck, Neander zweiffels ohn
Der Musen werther Schutz und Themis lieber Sohn.
Da würde Major seyn, da würde Freytag stehen,
Da müst' ein Diener flugs nach unserm Machner gehen."

Die Drucksachen, deren in dem Briefe Erwähnung geschieht, sind für mich auch mit Hilfe der genauen Notizen über Tschernings Schriften in der Zeitschrift: Etwas von gelehrten Rostockischen Sachen. 1742. S. 458–464. 525—528. 591 f. nicht alle nachweisbar.

---

* „Auff Herrn Christoph. Alberti, der Artzney Doctorn und Comitis S. Palatii Hochzeit" (in Trillers Ausgabe Bd. 2. S. 440). „Nuptiis Christoph. Alberti" (in Opitii silvarum libri III e museio Bernhardi Guilielmi Nüssleri. Frcf. 1631. 8. S. 115).

Molières kleinere Lustspiele.

Von

Adolf Laun.

II.

Die beiden litterarischen Gelegenheitsstücke: *La critique de l'Ecole des femmes* und *L'Impromptu de Versailles.*

Goethe (Anmerkungen zu Diderots Rameaus Neffe) sagt: „Ueberhaupt gehört nichts weniger aufs Theater, als Litteratur und ihre Verhältnisse. Alles, was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, dass keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Molière, wie Palissot und nach ihm andere gethan haben. Dem Genie ist nichts vorzuschreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmässigkeit beim ersten Versuche herunterplumpst. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anderswo zu entwickeln sein." Mich auf dieses Goethesche Wort stützend, das auch auf neuere dramatische Erscheinungen in Deutschland passt, in denen die Litteratur und ihre Verhältnisse, das persönliche Interesse des Autors und seiner Clique einen breiten Raum einnehmen, will ich versuchen, ob ich für die beiden in der Ueberschrift genannten, bei uns nur selten gelesenen Molièreschen Stücke eine Theilnahme erwecken kann, die sie in aesthetischer und culturgeschichtlicher Hinsicht verdienen, wenn ihnen auch das Interesse der Actualität, das zur Zeit ihres erscheinens sehr gross war, abgeht.

La critique de l'Ecole des femmes. Comédie en un acte. 1663.

Kunst und Litteratur erfreuten sich schon in den ersten Regierungsjahren Ludwigs XIV., der vor allem die dramatische Poesie als Verherrlichungsmittel seiner Grösse und seines Glanzes beschützte, einer lebhaften Theilnahme, besonders in den Hofkreisen und in der vornehmen Gesellschaft. Von ihnen gieng dieselbe in den wolhabenden Bürgerstand über. Sie erstreckte sich selbst auf litterarische Principienfragen und kritische Streitigkeiten, die im Kreise der Dichter und Litteraten immer heftiger entbrannten. Zeugniss dafür sind die vielen Lob- und Spottgedichte, die dramatischen Parodieen und polemischen Schriften, die uns aus jener Zeit erhalten sind. Die Menge dieser dem Augenblick geltenden, leidenschaftlichen, aber keineswegs immer geistlosen Producte ist sehr gross. Ein Blick in die Theatergeschichte der Gebrüder Parfait und in E. Fournels Contemporains de Molière genügt, um sich davon zu überzeugen. Schon das erscheinen von Corneilles Cid (1636), der zum sprichwörtlichen Ausdruck für alles grosse und schöne (c'est beau comme le Cid) geworden war, hatte eine heftige Polemik hervorgerufen, in die der auf des Dichters Lorbern eifersüchtige Richelieu die von ihm gestiftete Academie hineingezogen hatte.

Eine ähnliche Aufregung rief Molières Ecole des femmes (1662) hervor. Sie war unbedingt das bedeutendste, was er bis dahin geleistet hatte und nimmt noch heute neben seinen eigentlichen Charakterkomoedien eine der ersten Stellen unter seinen Lustspielen ein. Selbst Schlegel spendet ihr hohes Lob. Sie machte ebenso Epoche wie der Cid, sie begründete wie dieser eine neue Gattung und erweckte durch ihren Erfolg den Neid der Nebenbuler und der feindlich gesinnten Coterieen, der sich in bissigen Kritiken und dramatischen Persiflagen aussprach. An jene litterarischen Coterieen schlossen sich einige Hofleute und besonders die Marquis an, die sich vom Dichter für beleidigt hielten. Auch vornehme, prüde und preciöse Damen, die sich über die im Stück vorkommenden Derbheiten skandalisierten und den Spott, der

ihnen in den Précieuses ridicules zu Theil geworden war, noch nicht vergessen hatten, stimmten in den Chorus mit ein. Der Kampf für und gegen das Stück, das unter Molières Leitung vortrefflich gespielt und häufig wiederholt wurde, war ein äusserst lebhafter. Es kam zu allerlei heftigen Auftritten während der Aufführung, in denen einige vornehme Herren sich hervorthaten. Molière fühlte das Bedürfniss, sein Stück in wirksamer Weise zu vertheidigen und theilte, wie die Vorrede besagt, den Gedanken, es in dramatischer Form zu thun, einem gesellschaftlich hochstehenden Freunde mit, der ihn billigte und seine Ausführung selber übernahm. Der Dichter fand das Elaborat des Freundes aber zu schmeichelhaft, fürchtete, es möge wie ein bestelltes Lob aussehen, und gieng selber an die Ausarbeitung des vorliegenden kleinen Stückes, das erst drei Monate nach Veröffentlichung der Frauenschule auf die Bühne kam.

Das Stück ist kein eigentliches Drama, sondern nur eine Conversation oder, wie die Vorrede sagt, eine Dissertation in dialogischer Form. Verschiedene Personen, lächerliche und absurde, geistreiche und verständige versammeln sich nach der Vorstellung der Ecole des Femmes in einem Salon und loben und tadeln das Stück, jeder in seiner Weise und nach seiner Auffassung, und ehe man zum Abschluss kommt, tritt der Diener herein und meldet, dass das Souper serviert sei. Darin besteht der ganze dramatische Inhalt des Stückes, das ohne äussere Handlung von innen heraus im höchsten Grade belebt ist. Der Dialog wird durch seine Lebendigkeit und Schlagfertigkeit, durch die sich steigernde Leidenschaft der redenden, die nach einander ein- und auftreten, und durch die geistige Ueberlegenheit des Chevalier Dorante, durch dessen Mund der Dichter in ruhig gemessener Weise selber spricht, gewissermassen zur Handlung. Molière, und darin bekundet sich seine Feinheit und Gewandtheit, vertheidigt sein Stück weit mehr durch die Absurditäten, die er seine dramatischen Kritiker und Ankläger, welche das Urtheil seiner Feinde im Publicum wiederholen, gegen dasselbe vorbringen lässt, als durch systematische Widerlegung, die sie nicht verdienen. Er kehrt den Spiess um und macht aus der directen

Vertheidigung einen indirecten Angriff. Er hat somit gewonnen Spiel. Das ists, was Goethe mit Molières leichter Hand meint.

Indess das Stück hat noch eine andere Seite, die es im höchsten Grade interessant macht. Es entwirft in den Angreifern und Vertheidigern desselben Charakterbilder der Zeit, die in Molières späteren Schöpfungen, besonders im Misanthropen und den Gelehrten Frauen eine nähere Ausführung erhalten. Die prüde Climene, die sich so preciös ausdrückt und über einige Naivetäten, denen sie selbst eine obscoene Bedeutung beilegt, in Harnisch geräth, wird zur heuchlerischen Arsinoë des Misanthropen, der pedantische Dichter Lysidas, der seinen Neid und seine Eifersucht unter dem Schein einer billig abwägenden Kritik verbirgt, wird zum Trissotin in den Gelehrten Frauen, dem albernen Marquis, der ohne Gründe anzugeben, über alles urtheilt, was er nicht versteht und nicht kennt, begegnen wir noch oft in den Molièreschen Stücken wieder. Eben so verschmilzt das Bild der verständigen Uranie und der ironisch witzigen Elise zum späteren Bilde der vortrefflichen Henriette in den Gelehrten Frauen, in denen Clitander, der Feind der Pedanten und Blaustrümpfe dem Dorante unseres Stückes gleicht. Dieser geistvoll überlegene Mann, der die Angriffe anhört, würdigt dieselben kaum einer anderen als einer ironischen Erwiderung, nimmt aber zuweilen die Gelegenheit wahr, sich über dramaturgische und aesthetische Fragen in einer Weise auszusprechen, der man es ansieht, dass seine Ansichten die des Dichters sind.

Es ist anzunehmen, dass Molière bei längerem Leben und grösserer Musse sein künstlerisches Glaubensbekenntniss und die Summe seiner Erfahrungen in einer eignen Schrift niedergelegt haben würde; er deutet die Absicht dazu einige Male in seinen Vorreden an und spricht auch dabei von der Fülle von dramatischen Plänen, mit denen er sich trage und von der Menge von Charakteren, die ihm als der Darstellung würdig vorschweben. Wir müssen uns leider mit dem begnügen, was er in einzelnen Vorreden, besonders in der zum Tartuffe, sagt, und hier und in seinen Lustspielen andeutet. Im vorliegenden Stück und im Impromptu findet sich die

grösste Zahl seiner Aussprüche über die dramatische Kunst und ihre Wirkung.

Es sei daher gestattet, im folgenden einige dieser Aussprüche, die wie immer bei Molière, aus der Situation und dem Dialog mit innerer Nothwendigkeit hervorgehen, mitzutheilen. Sie erscheinen hier freilich nur als Aphorismen, aber auch als solche haben sie bei einem Molière Bedeutung und werfen ein schlagendes Licht auf seine Auffassung und die ihn beherrschenden Principien.

In der sechsten Scene lässt sich Dorante, d. h. Molière so über das Publicum aus: „Begreife doch, Marquis, und auch die anderen Herren sollten das einsehen, dass der gesunde Menschenverstand nicht auf bestimmte Plätze im Theater angewiesen ist, und dass der Unterschied zwischen dem halben Louisd'or und dem Fünfzehnsousstück mit dem guten Geschmack nichts zu thun hat; dass man, gleichviel ob sitzend oder stehend, ein schlechtes Urtheil abgeben kann und dass, alles in allem betrachtet, der Beifall des Parterre das meiste Vertrauen einflösst, weil unter denen, die es ausmachen, einige fähig sind, über ein Stück nach den Regeln der Kunst zu urtheilen, andere aber die gute Methode befolgen, sich dem Eindruck unbefangen hinzugeben und weder von einer blinden Voreingenommenheit, noch von affectierter Bewunderung, noch von lächerlicher Pedanterie besessen sind. — — — Mich empört es jedesmal, wenn ich jene Herrn sehe, die trotz ihres hohen Ranges sich lächerlich machen, die über alles absprechen und ein Endurtheil fällen, ohne etwas davon zu verstehen, die im Schauspiel bei schlechten Scenen vor Bewunderung vergehen und bei den guten sich nicht rühren, die, wenn sie ein Gemälde sehen oder ein Concertstück hören, ebenso verkehrt loben wie tadeln, die überall mit Kunstausdrücken um sich werfen und dieselben verstümmeln oder am unrechten Orte gebrauchen."

In den folgenden Worten (Sc. VII.) spricht der Dichter durch den Mund der Uranie seine Meinung aus, wie das Publicum sich bei etwaigen satirischen Anspielungen zu benehmen habe, und wie es sich hüten müsse, überall persönliche Anspielungen

zu sehen. Es ist dies für Molière, der so viel von derartigen Vorwürfen und Deutungen auf Personen zu leiden hatte, eine *oratio pro domo*: — „Dergleichen Satiren gehen auf die Sitten überhaupt und nicht auf diese oder jene Person. Hüten wir uns doch, die sarkastischen Züge eines allgemein gehaltenen Tadels auf uns zu beziehen und benutzen wir doch womöglich die Lehre, ohne merken zu lassen, dass sie uns gilt. Man sollte die lächerlichen Gestalten, die das Theater uns vorführt, ohne Aerger betrachten, sie sind ein öffentlicher Spiegel, bei dem man nicht merken lassen darf, dass man sich darin sieht, es hiesse ja seine Fehler eingestehen, wenn man sich über die Zurechtweisung derselben skandalisieren wollte."

Die folgende Auslassung, in der Dorante die Ueberlegenheit der Komoedie über die Tragoedie verficht, ist jedesfalls eine zu weit getriebene *oratio pro domo*, von der man behauptet, sie sei auf Corneille gemünzt. Es ist müssig, dieselbe zu widerlegen, sie ist aber der Mittheilung würdig, weil sie zeigt, wie tief der Dichter von der Bedeutung und Schwierigkeit seiner Kunst durchdrungen war (Sc. VII.).

—„Ihr meint also, dass nur in ernsthaften Gedichten Geist und Schönheit enthalten sei, und dass die komischen Stücke Kindereien seien, die kein Lob verdienen? Ich finde es weit leichter, sich zu grossen Gesinnungen emporzuschrauben und in Versen mit dem Schicksal zu kämpfen, sein Los anzuklagen und den Göttern zu grollen, als die Schwächen der Menschen zu durchschauen und die Fehler aller Welt auf der Bühne ergötzlich zu schildern. Wenn Ihr Helden malt, habt Ihr leichte Arbeit, das sind phantastische Gestalten, bei denen niemand nach der Portraitähnlichkeit fragt. Ihr braucht nur dem Zuge einer aufgeregten Einbildungskraft zu folgen, die oft das wahre entschlüpfen lässt, um nach dem wunderbaren zu greifen. Wenn man aber die Menschen wie sie sind schildern will, muss man nach der Natur malen. Diese Portraits sollen ähnlich sein, und Ihr habt nichts gethan, wenn Ihr nicht die Menschen Eures Jahrhunderts sich in ihnen abspiegeln lasst. Kurz, in den ernsthaften Stücken genügt es, um dem Tadel zu entgehen, dass man gut gedachte und gut stilisierte Dinge vorbringt, aber in den anderen genügt das nicht, man muss

zu spassen verstehen, und es ist keine Kleinigkeit, verständige, gebildete Leute zum lachen zu bringen."

Nachdem Dorante in derselben Scene dem Urtheile des Hofes, der feinen Geschmack mit gewiegtem Weltverstande verbindet, gegen die Verunglimpfungen pensionsbedürftiger und sich vernachlässigt glaubender Schöngeister den Vorrang zuerkannt hat, wie auch Clitander dies in einer beredten Stelle der Femmes savantes thut, entwirft er von jenen Schöngeistern ein Bild, das später in demselben Stücke in der Figur des Trissotin seine Ausführung erhält: „Bei Hofe gibt es allerdings eine Menge lächerlicher Personen, aber es fehlt daran auch nicht unter den Schöngeistern von Profession, und wenn man sich über einige Marquis lustig macht, so hat man noch mehr Grund es über gewisse Autoren zu thun; es wäre eine dankbare Aufgabe, ihre gelehrten Grimassen, ihre lächerliche Feinschmeckerei, ihre lästige Sucht, jeden mit dem vorlesen ihrer Werke zu quälen, ihren Heisshunger nach Lob, ihre Gedankenarmuth, ihren Schacher mit Lobeserhebungen, ihre Schutz- und Trutzbündnisse, und endlich ihre litterarischen Fehden und ihre Zweikämpfe in Vers und Prosa auf die Bühne zu bringen."

Im Anschluss an diese Philippica folgt dann eine zweite gegen das pedantische haften an den Vorschriften des Aristoteles und Horaz, die zu Molières Zeit massgebend waren und von denen der nach freierer Bewegung strebende Dichter wenigstens das Lustspiel zu emancipieren strebte. Die folgende Stelle enthält seine eigentliche Herzensmeinung, sie zeugt von der Unabhängigkeit und der frischen Ursprünglichkeit seines Geistes und ist so bezeichnend für sein System, dass sie vor allem eine Mittheilung verdient:

„Ihr seid mir komische Leute mit Euren Regeln, mit denen Ihr die unwissenden übertölpelt und uns alle Tage in den Ohren liegt. Es scheint, wenn man Euch reden hört, dass diese Regeln der Kunst die geheimnissvollste Weisheit der Welt enthalten, und doch sind es nur einige leichte Betrachtungen, die der gesunde Menschenverstand über das gemacht hat, was im Stande ist, uns des Vergnügens zu berauben, welches wir an dieser Art von poetischen Schöpfungen haben, derselbe gesunde Verstand, der vor Zeiten diese Betrach-

tungen gemacht hat, kann sie mit grösster Leichtigkeit alle Tage ohne Hilfe des Horaz und Aristoteles machen. Ich möchte doch wissen, ob die Regel aller Regeln nicht die ist, zu gefallen, und ob ein Theaterstück, das dieses Ziel erreicht, nicht den richtigen Weg eingeschlagen hat. Täuscht sich denn ein ganzes Publicum über solche Dinge, und ist nicht jeder Richter über das Vergnügen, das er daran findet?" — — —

„Wenn die regelrechten Stücke nicht gefallen, und die, welche nicht regelrecht sind, gefallen, so würde ja daraus folgen, dass die Regeln nichts taugen. Kehren wir uns also nicht an die Chicanen, denen der Geschmack des Publicums sich fügen soll, und fragen wir nur nach dem Eindruck, den ein Lustspiel auf uns macht. Geben wir uns offen und unbefangen dem hin, was uns packt, und suchen wir nach keinen Argumenten, die unser Vergnügen stören . . . Es wäre das gerade so, wie wenn jemand, dem eine Sauce geschmeckt hat, fragen wollte, ob sie auch nach den Vorschriften des Cuisinier Français eine gute sei. — — — Man muss alle jene geheimnissvollen Spitzfindigkeiten wunderlich nennen, sonst dürfte man ja sich selber kein Urtheil mehr zutrauen." — — —

Dass die hier ausgesprochenen Ansichten *cum grano salis* zu verstehen sind, und dass der Dichter, der viel auf das Urtheil seiner kritischen Freunde, eines Lafontaine, Boileau, Chapelle u. s. w. gab, ein gebildetes, urtheilsfähiges Publicum im Auge hat, ist selbstverständlich; er sprach sie nur so scharf aus, um seinen pedantischen Neidern und splitterrichtenden Verkleinerern ein Paroli zu biegen.

Dass er sich ganz auf sich selber stellt und in sich selber die Regel und das Mass findet, das ihn sogar in seinen tollsten, übermüthigsten Possen nicht verlässt, das macht Molières Grösse aus und hebt ihn über alle seine Zeitgenossen empor. Die Quälerei mit den Regeln, mit denen sich sein Vorgänger im Lustspiel Corneille sein Lebelang herumgeschlagen hat, ist ihm fern, er spricht es hier und anderswo laut aus, dass er sich von Formeln nicht gebunden fühlt, aber seine Schöpfungen sind auch derartig, dass man nach ihnen eine Aesthetik der komischen Kunst entwerfen könnte und dass sie, wenigstens für Frankreich, noch heute als mustergiltig angesehen werden.

Der Dichter, der überall Bahn brach und neue Gattungen schuf, hat es auch mit diesem Stücke gethan. Zwar gab es vor ihm in Frankreich schon dramatische Satiren und Parodieen, die sich auf litterarische und artistische Kritik bezogen, aber ein Drama, das bloss aus einer in Scene gesetzten Discussion besteht, war bis dahin noch nicht versucht worden. Nur die Italiener hatten in ihren *ragionamenti* etwas derartiges. Diese Critique de l'Ecole des Femmes, deren Titel schon ein ironischer ist, rief gleich mehrere Nachahmungen hervor, die sich an sie anschlossen und sie, freilich mit wenig Glück, zu verspotten suchten, so La véritable Critique ou la Critique de la critique, le Portrait du Peintre ou la contre-critique u. s. w., dagegen erhob sich dann wieder Le Panégyrique de l'Ecole des Femmes u. s. w. Kurz, man sieht, welch lebhaftes litterarisches treiben herrschte und welche Wichtigkeit den Molièreschen Schöpfungen schon damals beigelegt wurde. Sein Vorgang im litterarischen Drama rief auch später eine Reihe ähnlicher Schöpfungen hervor, in denen die Dichter ihre Selbstvertheidigung in Scene setzten, wie Regnard in der Critique seines Légataire, Destouches in der Critique seines Philosophe marié. Diese Stücke, die eine Menge gleichartiger Nachfolger hatten, sind vergessen, aber Molières Stück erregt noch immer grosses Interesse, nicht allein wegen seiner geistreich lebendigen Durchführung eines von Hause aus undramatischen Themas, sondern auch wegen der scharfen Charakterzeichnung und der Vorführung gesunder, aesthetischer Grundsätze, die noch heute ihre Giltigkeit haben. Das Impromptu de Versailles, das er gleich darauf folgen liess, hat einen ähnlichen Charakter, wendet sich aber mehr den Fragen der Schauspielkunst zu und verlangt einen zweiten Artikel.

L'Impromptu de Versailles. Comédie en un acte. 1663.

Dieses zweite litterarische Gelegenheitsstück ist gewissermassen eine Fortsetzung des ersten und eine Folge der Erbitterung, die die darin enthaltene Abwehr und Satire hervor-

gerufen hatte. Boursault, ein bis dahin obscurer Poet, glaubte sich in der Rolle des Dichters Lysidas verspottet und rächte sich durch das schon erwähnte dramatische Pamphlet, le Portrait du Peintre, in dem Molière besonders in seiner Eigenschaft als tragischer Schauspieler verhöhnt und in handgreiflicher Nachahmung auf dem mit dem seinigen rivalisierenden Théâtre de Bourgogne dargestellt wurde. Auch in anderer Weise, in boshaften Insinuationen über seinen Charakter und sein Privatleben fiel man über ihn her, und einer der sich von ihm verspottet glaubenden Hofleute, der Herzog de la Feuillade, erlaubte sich sogar eine körperliche Beleidigung gegen ihn.

Da trat der König, der ein immer grösseres gefallen an seinen Schöpfungen fand, dem es ganz recht war, dass die Albernheiten und Anmassungen gewisser Herren und Damen seines Hofes lächerlich gemacht wurden, auf seine Seite; er ladete ihn ein, nach Versailles zu kommen und forderte ihn auf, daselbst innerhalb vierzehn Tagen ein kleines Drama zu verfassen, in dem er sich wegen der ihm zu Theil gewordenen Verunglimpfungen an seinen Feinden und Neidern rächen könnte. Molière schrieb vom 11. bis zum 26. October 1663 sein Impromptu de Versailles, dessen Titel die Art seines entstehens zugleich mit dem Orte andeutet, und in welchem ausdrücklich gesagt wird, dass es auf Befehl des Königs geschaffen sei. Es war nicht leicht, dieser Aufforderung in so kurzer Zeit nachzukommen, aber seinem sich schnell fassenden Genie gelang es. — Die Conception dieses neuen Dramas ist eine höchst eigenthümliche. Sie gab ihm Gelegenheit, alles, was er auf dem Herzen hatte, auszusprechen, eine Menge satirischer Anspielungen zu machen, eine ganze Gallerie von Charakterbildern in Scene zu setzen, sich selber als Regisseur inmitten seiner Truppe zu schildern und schliesslich dem König, wenn auch nur als unsichtbarem *Deus ex machina*, wie im Tartuffe, die Lösung des Knotens zu überlassen. Dieser Knoten ist freilich nur leicht, er entspricht der dünngeschürzten Handlung.

Der Gegenstand derselben ist die Theaterprobe eines vom Dichter auf Befehl des Königs verfassten Stückes, die unmittelbar der Aufführung desselben vorhergeht. Diese Probe, in der

alle Schauspieler der Molièreschen Truppe, bald in ihrem persönlichen Charakter, bald in dem des einzuübenden Stückes auftreten, erleidet fortwährende Unterbrechungen, bald durch des Regisseurs Lehren und Ermahnungen, bald durch das hineinreden der Schauspieler und das hinzutreten anderer Personen, besonders eines faden Marquis, der den Schauspielerinnen den Hof macht und den Regisseur zur Verzweiflung bringt. Die dramatische Spannung beruht einzig und allein darauf, ob die Schauspieler, die nebenbei wegen der Kürze der ihnen zum auswendiglernen gelassenen Zeit ihre Rollen schlecht wissen, im Stande sein werden, zu spielen oder nicht. Die Qual und Ungeduld des Verfassers erreicht dabei den höchsten Grad und wird zur Verzweiflung; da erscheint ein Bote des Königs und meldet, derselbe habe erfahren, dass der Vorstellung des angekündigten Stückes Schwierigkeiten im Wege ständen, er wolle deshalb davon absehen und sich mit irgend einem anderen beliebigen Stücke begnügen, eine Meldung, wobei dem Molière und seiner Truppe ein Stein vom Herzen fällt.

Es hat für uns kein Interesse, die zahlreichen, satirischen Anspielungen, mit denen jede Scene gewürzt ist, in ihren persönlichen Bezügen zu verfolgen, wol aber lohnt es der Mühe, auf die Puncte hinzuweisen, wo dem auf die damalige Zeit, auf des Dichters Lage und die litterarisch-artistischen Richtungen bezüglichen etwas für alle Länder und Zeiten giltiges zum Grunde liegt.

Anziehend ist zuvörderst der Hinweis auf des Dichters Verhältniss zu seinem Könige, dem stolzen Ludwig, der an dem Kampf desselben mit seinen Nebenbulern und Verfolgern einen persönlichen Antheil nimmt. Molière spricht es geradezu aus, dass er im Auftrag desselben sein Stück entworfen habe, klagt aber zugleich, wie schwer es sei, der Ungeduld seines fürstlichen Beschützers zu genügen. Sein vertrautes Verhältniss zu demselben spricht sich hier ebenso wol aus, wie die vielen Plackereien, die ein Theaterdirector und Lustspieldichter zu bestehen hat, der dem Hof eine Vorstellung geben soll. „Meint Ihr, es sei etwas geringes, einer Versammlung wie dieser etwas komisches zu bieten und haltet Ihr es für so leicht, Personen zum lachen zu bringen, die uns

die grösste Ehrfurcht einflössen und die nur lachen, wenn sie Lust haben. — — — Mein Gott, die Könige verlangen vor allem einen augenblicklichen Gehorsam und wollen keine Einwendungen hören. Die Dinge haben nur Werth in ihren Augen, so lange sie sie wünschen, und eine Unterhaltung aufschieben heisst ihr allen Reiz rauben. Sie wollen nur ein Vergnügen, auf das sie nicht zu warten brauchen, je eher sich es ihnen bietet, desto lieber ist es ihnen. Wir dürfen dabei nie an uns selbst denken, wir sind nur da, um ihnen zu gefallen u. s. w.“

Höchst interessant ist der Schluss dieser Scene, er zeigt uns den Dichter unter seinen Schauspielern wie den Vater unter seinen Kindern, den Lehrer unter seinen Schülern. Er belehrt jeden über den Charakter der von ihm zu spielenden Rolle, ermahnt ihn, einfach und natürlich zu sein und sich vor Uebertreibungen zu hüten. Wir blicken dabei hinter die Coulissen in seine künstlerische Werkstatt und lernen eine Unterrichtsmethode kennen, deren Studium einem heutigen Regisseur noch von Nutzen sein kann. Er hat dabei Gelegenheit, sich über die forcierte und pathetische Declamation seiner Nebenbuler im Théâtre des Hôtel de Bourgogne lustig zu machen, indem er Stellen aus den Tragoedien Corneilles in ihrer Weise vorträgt und seine Schauspieler ermahnt, sich vor solchen Excessen zu hüten, wie es Hamlet in einer berühmten Scene thut. Die Vorführung der einzelnen Personen des von ihm entworfenen Stückes enthält zugleich eine Reihe von Charakteren, in denen seine Feinde bei Hofe und in der Stadt sich wiedererkennen konnten, und die in seinen späteren Stücken, besonders im Misanthrop eine nähere Ausführung erhalten haben. Das alles ergibt sich aber auf natürliche, ungezwungene Weise aus dem Verlauf der Scenen und des Gespräches, nirgends merkt man die Absicht, die im Grunde überall vorhanden ist.

Die für die Erkenntniss des Dichters wichtigste Stelle ist übrigens folgende, ans der wir erfahren, welcher Reichthum von Stoffen und Charakteren, die bei längerem Leben des Dichters ihre Verwendung gefunden haben würden, schon in den ersten Stadien seiner Entwickelung in seinem Geiste aufgespeichert lag.

Die Stelle lautet: „Molière sollte keinen Stoff mehr finden können? Keinen Stoff? Ach, mein lieber Marquis, wir werden ihm immer genug liefern, und alles, was er thut und schreibt, reicht noch nicht hin, uns klüger und verständiger zu machen. Glaubst Du, er habe in seinen Lustspielen schon alle Thorheiten der Menschen erschöpft? Gibt es nicht, um nur beim Hofe zu bleiben, noch zwanzig Charaktere, an die er noch nicht gerührt hat? Sind da nicht zum Beispiel jene Leute, die sich die schönsten Höflichkeiten sagen, und die, sobald sie einander den Rücken gewendet haben, sich mit Vergnügen zerreissen? Gibt es da nicht jene überschwenglichen Schmeichler, jene faden Lobhudler, die ihre Complimente nicht einmal zu würzen wissen, und deren alberne Süsslichkeit dem Zuhörer Uebelkeit erweckt? Gibt es da nicht jene feilen Buler um Gunst, jene perfiden Anbeter des Erfolgs, die einem im Glücke Weihrauch streuen und im Unglück einen mit Füssen treten? Gibt es da nicht solche, die immer mit allem bei Hofe unzufrieden sind, jene unnützen Leute, die zu allem Ja sagen, jene vielgeschäftigen, die jedermann lästig sind, jenen ganzen Tross, dessen Dienstfertigkeit nur in Zudringlichkeiten besteht, und der eine Belohnung verlangt, weil er den Fürsten zehn Jahre lang mit bitten belästigt hat? Ist da nicht jene Sippschaft, die alle Welt mit Zärtlichkeiten überhäuft und ihre Höflichkeiten nach links und rechts ausstreut, die sich jedem, dem sie begegnet, mit gleicher Umarmung und gleicher Freundschaftsbetheurung aufdrängt, und die sagt: «Mein Herr, ich bin Ihr unterthäniger Diener. Ich stehe ganz zu Ihrem Befehl. Verfügen Sie über mich nach Belieben. Zählen Sie auf mich, wie auf Ihren besten Freund u. s. w. u. s. w.» ? — — — Beruhige Dich nur, Marquis, Molière wird immer mehr Stoff haben, als er braucht. Alles, in dem er sich bis jetzt versucht hat, ist nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was noch übrig bleibt."

Die Beschränkung auf satirische Charakterbilder aus dem Hofleben erklärt sich daraus, dass das Stück für Versailles bestimmt war und erst später auf die Bühne der Stadt kam. Man sieht daraus, wie viel der Dichter schon damals wagen durfte. Dass er fürs bürgerliche Leben ebenso reichen Stoff

in petto hatte, beweisen seine späteren Stücke und die in ihnen enthaltenen Andeutungen für künftige Ausführung.

In einer anderen bedeutsamen Stelle lässt sich der Dichter über die Frage aus, in wie weit es gestattet sei, lebende Personen unter Nennung ihres Namens auf der komischen Bühne satirisch zu behandeln. Er selber nennt seinen Gegner Boursault, der ihn freilich nicht genannt, aber in handgreiflichster Weise gezeichnet und auch hinsichtlich seiner Person in seinem Portrait du Peintre verunglimpft hatte. Voltaire, Palissot und Champford tadeln Molière aufs heftigste wegen der von ihm geübten Vergeltung unter voller Namennennung des Feindes. Hier seine Vertheidigung: sie stützt sich auf ein durchaus richtiges, vom Dichter immer beobachtetes Princip, dass nämlich alles, was in dichterischen und künstlerischen Leistungen sich zu Lob oder Tadel dem Publicum darbietet, dem Urtheile des Publicums und seiner Kritik anheimfällt, dass aber die Person des Autors dabei stets aus dem Spiele zu lassen sei, ein Princip, das bei uns in neuester Zeit nicht immer beobachtet zu werden pflegt.

„Mögen sie (meine Kritiker und Nebenbuler) meine Stücke so schlecht machen, wie sie wollen, ich habe nichts dagegen, mögen sie sie verwerthen und ausnutzen, indem sie sie wie einen alten Rock wenden und für ihr Theater zurichten, mögen sie einige glückliche Gedanken, die sich darin finden, ausbeuten, ich bin damit einverstanden, denn sie haben es nöthig, und es soll mich freuen, wenn ich zu ihrem Lebensunterhalte beitragen kann, nur müssen sie sich mit dem begnügen, was man ihnen anständiger Weise überlassen kann. Aber die Gefälligkeit hat auch ihre Grenzen, es gibt Dinge, über die weder der Zuschauer lacht, noch die Person, um die es sich handelt. Ich überlasse ihnen von ganzem Herzen meine Werke, meine Moden, meine Gesten, meine Worte, den Ton meiner Stimme und die Art und Weise meines Vortrags, sie können damit machen, was sie wollen, und es soll mir lieb sein, wenn sie einigen Vortheil davon haben, und freuen soll es mich, wenn das Publicum Spass daran hat, aber wenn ich ihnen alles dies überlasse, sollen sie nicht Dinge berühren, die darüber hinausgehen.“

Molière hatte schon damals viel von der Manie des Publicums zu leiden, das in jedem seiner Charakterbilder das Portrait eines bestimmten Individuums sah und überall nach biographischen Schlüsseln suchte. An einer anderen Stelle des Stückes beklagt er sich bitter darüber. Er sagt, er habe nur den Menschen seiner Zeit und die Sitten derselben, nicht aber die einzelnen Menschen im Auge und umkleide die Gestalten seiner Phantasie nach seiner eignen Laune mit einem Gewande, das für hundert Personen zugleich passe. Die beredte Stelle schliesst mit folgenden Worten: „Da es die Aufgabe des Lustspiels ist, die Schwächen und Fehler der Menschen im allgemeinen und besonders der Menschen des Jahrhunderts darzustellen, so ist es dem Molière unmöglich einen Charakter zu zeichnen, der nicht irgendwo seines gleichen fände, und wenn man ihn beschuldigen will, jeden einzelnen im Auge gehabt zu haben, an dem sich die geschilderten Fehler auffinden lassen, so muss er aufhören, Komoedien zu schreiben.“

Aus den obigen Mittheilungen könnte vielleicht der Schluss gezogen werden, das ganze Stück hätte mehr einen raisonnierenden Charakter und liefe auf eine Discussion und *captatio benevolentiae* hinaus, doch es ist lebendiger, incidenzenreicher und dramatischer als sein Vorgänger und erhebt sich bisweilen zu drastischer Wirkung. Molières Truppe, deren Mitglieder hier mit ihrem eignen Namen auftreten, wird mit wenig Zügen scharf gezeichnet, und der Dialog ist reich an Schlagworten. Ein solches ist die Ermahnung des Directors: „Bemüht Euch nur alle, die Rolle recht aufzufassen und denkt Euch, Ihr wäret das, was Ihr vorstellt.“ Kurz die Schwierigkeit, einem unergibigen Stoff dramatisches Leben einzuflössen und einem blossen Gelegenheitsstücke eine umfassendere aesthetische Bedeutung zu geben, ist hier vortrefflich überwunden. Der Gedanke, die Bühne und ihre Verhältnisse auf die Bühne zu bringen, war kein neuer, Corneille hatte es schon mit seiner l'Illusion comique gethan, doch kann dieses Stück sich in keiner Weise mit dem vorliegenden messen, ebenso wenig wie es die Nachbildungen von Cumberland, Garrick und Delavigne können.

Drei Briefe von J. J. Fr. Ewald an Kleist.

Aus den Halberstädter Manuscriptsammlungen mitgetheilt

von

Heinrich Pröhle.

1.

Liebſter Kleiſt

Ich wünſche Ihnen zwar zu Ihrem *avancement* Glück und bin gewiß derjenige unter Ihren Freunden der am meiſten Antheil daran nimmt, es ſolte mich aber ſehr betrüben, wenn Ihnen Ihre Verſetzung, mein liebſter Kleiſt, nicht auf einige Art als vortheilhaft vorkommen ſolte. Der König kan nicht Ihre Verdienſte miskennen, er hat ſo manchen braven und verdienſtvollen officier unter die Sächſiſche Armee geſetzt, daß ich nicht glauben kan, daß er dadurch hätte deren und Ihre *Condition* verſchlimmern wollen, zudem ſo ſollen ja die ehemaligen Sächſiſchen Regimenter mit zu Felde, die Klugheit und die Tapferkeit wird alsdenn den Rang der Regimenter in der Armee beſtimmen.* Des Printzen Heinrichs Königl. Hoheit haben ſich wegen Ihrer Verſetzung demonſtrativiſch gegen den Herrn von Brand gerechtfertiget und ihm den Brief vom Könige vorgezeiget, worin er der Vorſtellung des Printzen, Sie beym Regiment zu avanciren,

* Kleists eigene weitere Lebensschicksale zeigen, dass sein Freund Ewald, als er dies schrieb, gut instruiert war. Ueber Kleist vergl. besonders die Auszüge aus seinen Briefen im Anhange von meiner Schrift „Friedrich der Grosse und die deutsche Litteratur". Der in dieser Schrift in Aussicht gestellte Aufsatz über Kleist ist in Jankes Romanzeitung von 1873 jetzt bereits gedruckt.

zuwider, Sie unter Haufen fetzet, der Herr von Brand hat auch Ihre Nachricht von der letzten Affaire des Printz Heinrichs Regiments in Abfchrifft denen Printzen v Preußen und Heinrich vorgelefen, welche fie mit dem größten Vergnügen angehöret und daraus die vortheilhaffteften Begriffe von Ihrer Capacität gefchöpfet. Der Herr von Brand ift Ihr wahrer Freund, er verfichert mich, daß die Printzen jetzt fo für Sie eingenommen find, daß es ein Wunder feyn würde, wenn folches nicht künftig auf Ihr ferneres *avancement* Einfluß haben folte. Was hätten Sie nicht ehmals drum gegeben, um in eine andre Garnifon als Potsdam zu kommen, Ihre gegenwärtige Stellung dürfte Ihnen noch mehrere Vortheile mit der Zeit zuwege bringen, haben Sie alfo nur Geduld mein Liebfter, der Zufall kan mehr für Sie thun als alle Gunft der Fürften, die Anzahl Ihrer Freunde und die Achtung der Welt für Ihre Verdienfte richtet fich nicht nach Ihrem *avancement.* Ich kan fagen, daß Sie in Dresden eben fo viel Freunde haben als in Berlin, fie hätten alle gewünfcht, fie hier durchreifen zu fehen, Sie werden von Allen herzlich gegrüßt. Ich bitte Sie den Regimentsquartiermeifter vom Haufenfchen Regiment zu grüßen, welchen ich als einen guten Mann Ihnen empfehle. Grüßen Sie doch auch von mir die *Madame* Padebufchin bey der ich in Halle gewohnt habe* und wo ich Sie im Quartier wünfchte, wenn Sie eine Weile in Halle ftehen folten. Grüßen Sie auch von mir den Herrn Prefident Lamprecht, *oncle* des jungen Lamprechts den wir einmahl zum Auditeur fchaffen wolten. Grüßen Sie auch von mir den Herrn Hofrath Leper, der famt dem Herrn Lamprecht von mir ein befonderer Gönner gewefen, und da mich (sic!) der Printz zu einer guten Stelle verhelfen will, fo fuchen Sie doch durch diefe Männer dortherum eine gute Stelle für mich ohne Zeitverluft auszuforfchen, *ad interim* bleibe ich in Dresden und werde fuchen bey angenehmerer Witterung zu Ihnen eine Reife zu machen. Den Umgang des H. Prefident Lamprechts und Hofraths Lepers empfehle ich Ihnen befonders, diefes find die würdigften

* Schon als Student?

Männer in Halle. Der Profeßor Joachimi ift auch mein guter Freund in Halle gewefen, ich fuchte ihn aber nicht feines entfetzlichen Gedächtnißes wegen, fondern wegen eines fchönen Mädchens die mich bey ihm gerührt hatte. Es ift auch ein guter Mann, famt Meiern;* ich bin mein liebfter Kleift ewig

Dresden d. 9. Martij 1757.

Ihr treufter Ewald.

Zwei Nachschriften:

1) Schreiben Sie doch auch an Gleimen daß er mit wegen einer *vacantz* für mich vigilirt. Wiederrathen Sie ihm feine Liebe zur Gefchichte. In feinen letzten Jahren mag er fo was thun. Schreiben Sie mir doch, ob Ihr Regiment für's erfte nach Berlin gehen foll, wie man hier hat fagen wollen.

2) Befchreiben Sie mir doch der Frau Meiern ihre Schönheit, Sie foll Gefellfchaften lieben und Witz foll ihr nicht fehlen — ich küße Sie, Sie nicht die Frau Meyern.

2.

Mein allerliebfter Kleift,

Ihr Schreiben aus Leipzig habe ich allererft vor 14 Tagen, als ich England verließ in Harwich, Hafen wo die Paket-Bote abgehen, durch eben den Herrn von Egerland erhalten, den Sie mit mir zwifchen Leipzig und Halle begegnet find. Auch Ihre gütigft mir vorgefchoßene 50 Thlr. habe ich allererft durch Wechfel von dem Herrn Walthern in Amfterdam gezogen und mit diefen habe ich die Reife nach Embs in der Wetterau gemacht, wo ich gegenwärtig mich auf Empfehlung des Herrn Geheimen Raths Cothrums (?) und des Herrn Stallmeifters von Brandt bey Ihrer Durchlaucht dem Herrn Erb-Printzen von Heßen-Darmftadt engagiret, welche mir die Erziehung dero jungen Printzens unter gantz guten Bedingungen

* G. F. Meier, der Schüler Baumgartens, des ersten Aesthetikers, war geb. zu Ammendorf 1718 und starb zu Halle 1777. Vergl. über ihn Goedekes Grundriss und Hettners Litteraturgesch. des 18. Jahrh. 3. Theil. 2. Buch. 2. Aufl. 1872. S. 89. 90.

anvertrauet und mich dabey zu dero Hofrath ernannt haben. Ich bin jetzt vollkommen glücklich und ziemlich geſund, wäre ich es nicht ſo würde mich es Embs noch machen: es quillt hier Geſundheit aus tauſend Quellen, das Wetter iſt noch gut und wir haben Holz, Gemächlichkeit und Verſorgung im Ueberfluß. Aber Sie, mein Wertheſter, daß Sie mehr und bloß wegen Ihrer Verſetzung ſo viel haben ausſtehen müßen, habe ich ſeit Erhaltung Ihres Briefes von dem Grunde meines Hertzens bedauert. Es freut mich indeß, daß Sie wiederhergeſtellt ſind und hoffe ich, daß Sie dieſe Campagne noch ein größer Glück machen werden, als was Sie bisher haben machen können. Es kan Ihnen aber doch auch nicht entgegen geweſen ſeyn in Leipzig den Umgang Leßings und Gellerts gehabt zu haben, die ich gelegentlich, wie auch ins Beſondere Gleimen, zu grüßen bitte. Ich wolte an alle dieſe Herren ſchreiben, ich muß es aber noch einige Zeit aufſchieben. Wie ſehr wünſcht' ich mein liebſter Kleiſt Sie wieder zu ſehen und Ihnen von meiner unveränderlichen Zärtlichkeit für Sie so wie *par episode* von meiner angenehm geweſenen Reiſe vorzuſchwatzen, dieſes Jahr iſt mir recht nach meinem Wunſche verfloßen, ich habe mehr gute Menſchen kennen lernen, als ich kaum in der Welt geglaubt habe. Thomſons hinterlaßene Freunde ſind auch meine und zwar rechte Buſenfreunde geworden. Die Akademie, das Parlament, des Königs und der größten Lords Häuſer haben mir offen geſtanden, ich habe endlich England mit Thränen, jedennoch nicht zu meinem Schaden verlaßen. Wenn Sie der Fürſt wären, dem ich jetzt diene, ſo könnten Sie nicht anders mit mir umgehen, als es der Erb-Printz thut, auch von der Frau Erb-Prinzeſſin habe ich mir, wie ich ſchon zum Voraus weiß, alles Wohlwollen zu verſprechen, ungerechnet daß ich das liebenswürdigſte Kind von der Welt erziehen ſoll. Der gantze Hof des Printzen liebt mich und ich finde endlich mein Glück in der Liebe des Nächſten, die in der That mehr schmeichlet, als alle andere Achtung. Aber von andern Sachen. Warum haben Sie mir denn nicht Ihre Ode geſchickt? Hätte ſie denn Niemand in Leipzig für mich abſchreiben können. Sie ſind immer mein Apoll geweſen, ſeitdem ich von Ihnen bin habe ich gar nichts gemacht. Wenn es doch andem wäre,

daß meine fl* Gedanken nicht ohne Beyfall wären aufgenommen worden, vieleicht würde ich einmahl was Beßers machen. Schicken Sie mir ja Ihre Ode. So was als dieses mache ich noch wohl:

O Pyrrha Preß die Purpurtraube,
Die mir der schöne Knabe pflückt!
So gern ich mir den Saft erlaube
Hat er mich nie wie Du berückt
Wir halten Herbst. Hilf Trauben lesen
Und Libers Lob zur Harf erhöhn!
Der Berg, wie er voll Wein gewesen,
Sey voll Gesang und voll Gethön.**

Ich küße Sie, Mein liebster, und bin ewig
Ihr treuer
Embs den*** October 1757. Ewald.

3.

Liebster Kleist

Ihre Ode an die preußische Armee ist Ihrer vollkommen würdig. Sie ist voller Pracht Feuer und schönen Empfindungen. Sie mögen einst auch in einem rasenden Getümmel Ehre finden, aber keinen Tod. Um solcher Ehre wolte ich noch nicht meinen Kleist mißen. Ihr jetziger Fleiß muß Ihnen noch mehr und zwar unvergeßliche Ehre machen, ich sehe voll Freude einer neuen Sammlung Ihrer Arbeit entgegen und bin recht stolz auf meine Freunde wie Sie sind. Ich habe Ihre und Gleimens Gedichte, die man in London verkauft dem Hofmeister des Printzen von Wallis an den ich von Mitchelln recommandirt war bekannt gemacht und jetzt ließt sie der Printz von Wallis und der Printz Edouard, mit ihnen manche andre. Ihr Ruhm ist mir allemahl so lieb wie der meinige gewesen, lieben Sie mich immer dafür etwas mehr als andre, wenigstens nach Gleimen und Ramlern mich am meisten.

---

* Das Siegel hat die übrigen Buchstaben dieses Wortes verklebt. Vielleicht „flüchtigen"?

** Das Gedicht findet sich weder unter Ewalds Liedern und Sinngedichten von 1757 noch von 1791.

*** Die Zahl fehlt auch im Original.

Daß der König Ihnen, Mein liebſter, die Aufſicht des Lazareths in Leipzig vertraut macht mir gute Ahndungen, es fange doch dieſer ungemeine König einmahl an ſeinen Ruhm ſo wie ſeinen Nutzen den Deutſchen anzuvertrauen! An dem Tage da Sie an mich geſchrieben haben den 5. 9*bre* bin ich in Strasburg geweſen, ich bin dorthin und an den Zweybrückenſchen und Durlachiſchen Hof geſchickt worden daſelbſt etwas auszurichten die Länder meines Printzen bey Strasburg umher und dann meinen Eleven kennen zu lernen. Ich habe meinen jungen Printzen mit deſto mehrerem Vergnügen geküßt da ich ihn wegen ſeines liebenswürdigen Gemüths ſowohl als wegen ſeiner kleinen Figur mit keinem andern Fürſtenkinde in der Welt vertauſchen möchte. Die Frau Marggräfin von Durlach, Schweſter des Erb-Printzen, ſagte mir, daß wenn ich nicht zum Hofmeiſter Ihres *Neveux* wäre ernannt worden, ſo hätte Sie mir ihre Erb-Printzen anvertrauen mögen. Kurtz, mein beſter Freund, ich bin jezt vollkommen zufrieden und habe ganz gute Ausſichten vor mir. Der Printz leidet mich am liebſten von allen ſeinen Hofleuten um ſich und verſchafft mir alle Gelegenheit Ihn ſein Land, ſeine Abſichten und alle ſeine Geſchäfte genau kennen zu lernen und muß ich Ihnen ſagen, daß er nicht aus preußiſchen Dienſten, ſondern nur nach ſeinem Verlangen ein anderes Regiment bekommen ſoll. Der Himmel wird mich alſo wieder zu Ihnen führen, welches einer meiner heißeſten Wünſche iſt.

Sie haben in der That nicht mehr wie ich ſehe Urſach mit Ihrer Verſetzung unzufrieden zu ſeyn. Sie helfen einen Hauptort vertheydigen und genießen zugleich die Scenen des Krieges und des Friedens. Sagen Sie bey Gelegenheit an Herrn Gellerten, dem ich baldige Geneſung wünſche, daß ich ſeinen Brief in London beſtellt hätte, und Herrn Leßing empfehlen Sie mich hinwiederum. Als ich neulich durch Worms, Mayntz, Manheim biß Strasburg gereißt bin, habe ich oft an Sie gedacht: Hier am luſtigen Rhein, dacht ich, iſt mein lieber Kleiſt auf Werbung herumgewandert, hat dieſes oder jenes ſchlanke Mädchen geküßt und ſich in den Weinbergen und Feldern aus lauter DienſtEyfer liſtig verſtecket. Er hat den Bauern nicht die Kühe weggetrieben, aber die langen Söhne. Daß es Ihnen nicht einmal am jüngſten Tage auf die Rechnung

kommen mag! Von Embs wird wohl der Erb-Printz gegen Ende Novembers abgehen, die Frau Erb-Prinzeſſin verläßt Magdeburg den 19. dieſes. Sie hat uns nebſt der Prinzeſſin Amalia den letzten Sieg durch eine Eſtafette wißen laßen. Der Erb-Printz war ſo gnädig und gab mir des Nachts die Nachricht davon vor meinem Bette, er zitterte für Freuden und weckte alle ſeine Leute auf. Den Tag drauf feyerten wir den Sieg, wir hatten Muſik, Ball, alles im Ueberfluß auf Koſten des Herrn Landgrafen, welcher den Printzen hier *défrayirte*. Künfftighin iſt meine Adreße zu Buchsweiler p. Strasburg. Schreiben Sie mir ja oft, liebſter Kleiſt, niemandes Brief leſe ich lieber. Sie bekommen hiebey auch ein klein Lied von mir über die Preußen, welches ich gleich nach der Nachricht von der Weißenfelſiſchen oder Freyburgiſchen Schlacht* auffetzte. Es iſt aber nichts werth, mit Ihnen iſt mir mein Daemon verlohren gegangen. Beiſpiel und Geſpräch von einem Genie iſt mir ſchlechterdings nothwendig. Vieleicht machte ich auch mehr, wäre ich in Leipzig, ich bin ungemein froh über Ihre jetzige Fruchtbarkeit, Sie ſind der Welt ſolche ſchuldig, beleben Sie mich doch aber auch wieder, ich möchte gern was größeres machen als bisher! Wenn meine Conſtitution ſtärker werden wird, welche jezt auf gutem Wege iſt, werde ich auch wohl beßer arbeiten können. Ich will ſuchen dieſen Winter über Ihnen wenigſtens einen guten Bogen voll zu ſchicken. Sie ſind recht für die Ode gemacht, Sie müßen unſer Horaz ſeyn, denn Sie werden ſich gleich bleiben. Iſt es der alte Plan von der Tragoedie, den Sie ausführen? Wenn ich in Strasburg faſt täglich werde Comoedie ſehen können, will ich mich auch an die Comoedie wagen. Ich kan nun meine Reiſeſucht vergnügen, vieleicht ſehe ich noch dieſen Winter Paris auf eine 14 Tage. Wenn Sie an mich ſchreiben, ſchreiben Sie mir ja lange Briefe und einliegenden Brief bitte an Gleimen zu ſchicken. Haben Sie nicht einen jungen Stu-

* Schlacht bei Weissenfels oder Freyburg an der Unstrut, gewöhnlich nach dem bei Freiburg gelegenen Dorfe Rossbach genannt. Das Gedicht Ewalds ist nicht bei den Briefen, steht auch nicht in den Ausgaben von 1757 und 1791 und nicht in Nicolais Nachträgen.

denten bey der Hand, der mir Ihre neuen Sachen abſchreiben könte? Sie ſollen mir nichts aufſchieben. Leben Sie wohl Allerliebſter und lieben Sie mich wie ich Sie liebe. Ich küße Sie tauſendmahl

Ihr getreuer Ewald.

P. S. Grüßen Sie doch Ramlern! Was macht er? Und Sulzer! Was machen die Schweizer? Ich weiß nicht was ſeit meiner Abreiſe aus Dresden dieſer oder der andere könte gebohren haben. Hat Gleim neue Fabeln herausgegeben.

Embs den 14ten *9bre* 1757.

Ueber Ewalds spätere Lebenszeit sind die Nachrichten sehr mager. Nach gütiger Privatmittheilung des Hrn. Professor Justi in Bonn wird Ewald in Winckelmanns Correspondenz erwähnt

in dem Briefe vom 15. Juni 1759 an W. Muzel-Stosch,
„ „ „ „ 12. Dec. 1759 „ Berendes,
„ „ „ „ 9. Sept. 1767 „ Stosch.

Auf diese Stellen gründet sich nach Hrn. Prof. Justis Mittheilung die kurze Erwähnung Ewalds in seinem Leben Winckelmanns 2. Abth. des 2. Bandes S. 308.

Erinnerungen an Goethe.

Aus dem Nachlass von Friedrich Schubart.

Mitgetheilt von

Robert Boxberger.

---

1. Goethe und „die Schwestern von Lesbos".

Amalie von Imhoff wurde (wie sie diesen ganzen Vorgang dem Verfasser dieser Blätter selbst erzählt hat) von dem neuen Goetheschen Gedichte [Hermann und Dorothea] auf das lebhafteste angezogen und konnte sich in ihrem eigenen dichterischen Drange nicht enthalten, sich dem liebgewonnenen Werke als Nachahmerin anzuschliessen. Sie dichtete sofort ein ähnliches „Idyll", die Schwestern von Lesbos, welches durch seinen Inhalt in das antike Leben zurückführte und auch im antiken Hexameter vorgetragen war. — — Als nun Fräulein von Imhoff ihr poetisches Werkchen zu Stande gebracht hatte, theilte sie dasselbe vertraulich ihrer Tante, der mit Goethe befreundeten Frau von Stein, mit. Diese schenkte dem Versuch ihrer Nichte so weit Beifall, dass sie dieselbe nicht nur ermunterte, ihr Gedicht dem grossen Dichter, den sie darin nachgeahmt hatte, vorzulegen, sondern sie vermittelte es auch, dass sie ihm dasselbe selbst vorlesen durfte. Fräulein von Imhoff wurde von Goethe in sein vielbekanntes Gartenhaus am weimarischen Parke eingeladen, wo sie ihm an einem Nachmittag in Gegenwart von Frau von Stein ihr idyllisches Gedicht vortrug. Nachdem sie mit zaghaftem Gemüth den ersten Gesang gelesen hatte, spricht ihr Goethe sofort seinen Beifall aus und fügt die Worte hinzu: „Und wie richtig und wohlklingend sind auch schon die Hexameter gemacht!"

Da bricht das junge Fräulein erschrocken und verwundert in die Worte aus: „Wie denn, Excellenz, sind denn das Hexameter?“ Da kann er sich des lauten, frohen Lachens nicht enthalten und ruft aus: „Nun, da sieht man, wie es geht! Unser einer quält sich, diese Verse herauszubringen, und das Kind macht sie.“

2. Goethe und Christiane Vulpius.*

Ueber diese Stunde, in welcher der junge Dichter dieses weibliche Wesen (Christiane) zum ersten Mal sah, hat Frau v. Goethe selbst einem meiner Freunde, dem jüngst verstorbenen preussischen Geheimen Hofrath John, früheren Secretair Goethes, Folgendes erzählt, was hier aus dessen Munde getreu wiedergegeben wird.

Es war damals an dem weimarischen Hofe ein Prinz von Hessen-Darmstadt zum Besuche anwesend, und Goethe erhielt den Auftrag, diesen fürstlichen Gast bei der Besichtigung der Merkwürdigkeiten und öffentlichen Anstalten Weimars zu begleiten. So kam er mit demselben auch in das in jener Zeit berühmte und blühende Bertuchische Industrie-Comptoir. In diesem Institute wurde eine grosse Anzahl junger Mädchen aus guten Familien der Stadt mit verschiedenen Kunstarbeiten beschäftigt, wie denn das bekannte bändereiche Bilderbuch, dessen Colorirung mit dem Pinsel ausgeführt wurde, vielen jungfräulichen Händen Beschäftigung und Erwerb darbot. In einem Saale dieses grossen Bertuchischen Hauses war auch eine Gesellschaft junger Mädchen vereinigt, welche sich der Anfertigung künstlicher Blumen widmeten und dabei unter der Aufsicht und Leitung einer älteren Gouvernante standen. In diesen Saal trat nun auch der Prinz von Hessen-Darmstadt unter Goethes Begleitung. Das äussere Ansehen und die persönliche Haltung dieser jungen kunstfertigen Mädchengesellschaft konnte nun dem Dichter zugleich als ein Abbild des innerlich verkümmerten Gesellschaftslebens erscheinen, von welchem er sich in seinem Werther so kräftig abgewendet hatte.

* Vgl. Düntzer, Charlotte von Stein, I S. 290.

Es waren hagere Gestalten und blasse Gesichter mit dem Ausdruck der herrschenden Sentimentalität, und in ihrem Benehmen entsprachen diese Blumenkünstlerinnen den steifen und leblosen Nachahmungen der Natur, welche unter ihren Händen entstanden. Nur Mademoiselle Vulpius (die nachmalige Frau v. Goethe) sass als Ausnahme unter ihnen, in voller Gesundheit und in natürlicher frischer Jugendblüthe. Der fremde Prinz, der auch diesen Theil des Institutes genau in Augenschein nehmen wollte, verweilte einige Zeit in dem Saal und schenkte den Arbeiten der jungen Künstlerinnen, zu welchen sie sich wieder niedersetzen mussten, eine längere Aufmerksamkeit. Den Arbeitstisch umwandernd richtete er an mehrere derselben Fragen, welche ihm im Tone der Zeit mit ehrfurchtsvoller Zierlichkeit beantwortet wurden. Als er aber an Mademoiselle Vulpius kam, und an sie die Worte richtete: „Und Sie, mein Kind, was machen Sie?“ da trat aus der körperlichen Naturfrische auch das innerliche Naturkind in voller Kraft heraus. Den Blumenstrauss, der unter ihren Händen erblühte, dem hohen Herrn vorhaltend antwortete sie im derben weimarischen Dialect: „Na das sähe Sie doch wohl, dass es Vergissmeinnicht seind?“ Natürlich war das ein harter Bruch in den zierlichen Anstand der ganzen jungfräulichen Scene, und ebenso natürlich war der auflodernde Zorn der Gouvernante, den diese jedoch mit aller möglichen Mässigung des Anstandes in einem derben Verweis gegen sie ausliess. Um aber den begangenen grossen Fehler gegen den Prinzen wieder gut zu machen und den reinen sentimentalen Ton der Gesellschaft wieder herzustellen, schloss sie ihre Zornrede mit dem Vorwurf an das junge Mädchen, dass sie die schönste Gelegenheit zu einer sinnreichen gereimten Antwort versäumt habe, welche hätte lauten müssen:

Das ist das Blümlein, welches spricht:
O gnäd'ger Prinz, vergiss uns nicht!

Bei dieser Scene also sah Goethe seine nachherige Gattin zum ersten Male.

3. Goethes Familienleben.

Wie Goethe sein eheliches Verhältniss nach seiner damaligen Neigung und mit Uebergehung der kirchlichen Ordnung auf blosse Natürlichkeit gegründet hatte, so sprach sich dieser blosse Naturgrund auch in der Weise aus, mit welcher er Familien-Erlebnisse aufnahm. Es ist mir erzählt worden, wie er in jenen Jahren Kinder durch den Tod verloren hat, und wie ihn der Vaterschmerz dabei so überwältigte, dass er sich in ungemässigten Aeusserungen desselben an die Erde warf. Wie ihn aber auch Familien-Freude gleichmässig ergriff, davon hat mir ein alter Freund, der nun auch längst verstorbene Dichter Stephan Schütz eine Scene geschildert, welcher er als Theilnehmer beigewohnt hatte. [Es folgt ein längerer Excurs über Stephan Schütz, den ich übergehe. B.] Stephan Schütz war es nun eben, welcher mir einst über Goethes Familiengefühl die obigen Bemerkungen aussprach und sie mir durch folgende miterlebte Scene bestätigte. Bei dem jährlichen Aufenthalte Goethes in Karlsbad pflegte letzterer während der Badezeit daselbst auch mehrere aus Weimar anwesende Personen an sich zu ziehen und in seine Gesellschaft aufzunehmen, obgleich sie nachher bei der Rückkehr in die fürstliche Residenz wieder in das hier beobachtete Verhältniss der Erstarrung zurücktraten, wie es auch mit meinem schriftstellerischen Freunde Schütz gehalten wurde. Einst an einem schönen Sommertage sass der grosse Dichter dort in Karlsbad im Freien mit weimarischen Bekannten an einem Tisch mit Holzbänken zu beiden Seiten. Stephan Schütz sass ihm gegenüber mit mehreren Personen und auch an Goethes Seite sassen noch einige. Da sah man, in das Gespräch vertieft, Goethes Sohn von einer Anhöhe herabkommen. Der junge Mann studierte zu dieser Zeit in Heidelberg und hatte eine unternommene Fussreise auch nach Karlsbad geleitet, um den Vater dort mit seinem Besuche zu überraschen. Als er sich nun der Gesellschaft an jenem Tische so näherte, dass ihn der Vater im Rücken hatte und seine Annäherung nicht bemerken konnte, winkte er den gegenübersitzenden eifrig zu sich still zu verhalten und den Vater nicht auf seine Ankunft

aufmerksam zu machen. So schlich er endlich leise bis an den Rücken des Vaters heran und hielt ihm plötzlich nach gebräuchlichem weimarischen Scherze die Hände vor die Augen. Wie nun Goethe sich loswindet und umkehrt und so höchst unerwartet den Sohn erblickt, da ergreift ihn das freudige väterliche Gefühl auf eine Weise, die in den anderen gegenwärtigen Personen eine tiefe Erschütterung hervorbrachte. Die masslosen Aeusserungen der Gefühlsüberwältigung, mit welchen der erhabene Mann hier erschien, waren von solcher Stärke, dass die Zeugen dieser Scene wirklich dabei erschraken und in Besorgniss für seinen Geist die Beruhigung herbeiwünschten.

Eine Reihe von Jahren hindurch stand ihr (Christianen) in der Führung des Hauswesens ein verständiger und tüchtiger Kammerdiener zur Seite, der zugleich die Functionen eines Haushofmeisters an sich gezogen hatte, und der mit treuer Sorge für das Hauswesen seines Herrn die Abweichungen der freundlich gesinnten Gattin von der strengen Haushaltsregel auszugleichen und Schranken zu setzen wusste. Wenn nachmals im weimarischen Publicum die Rede ging, dass Frau v. Goethe diesen treuen Diener absichtlich aus dem Hause entfernt habe, um in ihrem wirthschaftlichen Walten nicht mehr durch ihn beschränkt zu sein, und dass sie dann in der Regellosigkeit so ungemessen fortgegangen sei, dass sie sogar einmal den Verkauf der Equipage eingeleitet habe, um einen Ball zu geben, so mag die Wahrheit dieser Rede dahingestellt sein. Wohl aber trage ich in sicherer Erinnerung, was mir ein dem Dichter damals sehr nahe stehender Mann, sein Secretair John, erzählt hat. Derselbe verweilte mit ihm in Karlsbad, als Goethe dort erkrankte. Mein alter Freund John sass gerade vor dem Krankenbette des Dichters, als Briefe aus Weimar anlangten, die leider traurige Nachrichten über seinen dortigen Hausstand brachten und ihn mit Zerrüttungen und pecuniären Verlegenheiten seines Hauses bekannt machten, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Mein Freund schilderte mir den Eindruck, welchen er empfunden habe, als diese niederbeugenden Mittheilungen den hochsinnigen Mann ergriffen und ihn jetzt im Krankheitszustande auch noch den Druck der äusseren

Lebensnoth empfinden liessen. Mit Anstrengung suchte er sich zu erheben und der beklommenen auf und ab wogenden Brust Luft zu verschaffen. Aber nachdem dieser Kampf einige Zeit gedauert hatte, trat auch in dieser Lage jene geistesstarke Thätigkeit an ihm hervor, welche er als eine von Jugend auf gepflegte Gewohnheit von sich bekannt hat. — Ungehemmt bewegte er sich wieder in der Kraft seiner darstellenden Rede, und der vor seinem Krankenbette sitzende Freund hörte jetzt von seinem Munde eine so wohl gedachte und schön gefügte Lobrede auf den Geiz, dass er mir nachher sein Bedauern darüber aussprach, dass er sie nicht sofort habe aufzeichnen können.

In der Mitte des grossen Hausgartens (in Weimar) stand ein schöner schattiger Birnbaum, unter welchem eine Bank angebracht war. Da sass der Dichter oft Stunden lang in denkender Ruhe, und ich erinnere mich nicht ihn dort jemals mit einem Buch in der Hand gesehen zu haben. Merkwürdig war das häusliche Costüm, in welchem er überhaupt im Garten erschien, und die Erklärung dieser Aeusserlichkeit kann selbst zur Beleuchtung seines häuslichen Sinnes mit beitragen. Es war ein langer bequemer Hausrock, wie ihn die Rauchsche Statuette von ihm zeigt, aber von völlig weisser Farbe. Konnte man sich über die Wahl dieser Farbe zu einem Hauskleide wundern, so erklärte sich dieselbe eben nur durch häusliche Sparsamkeit. Bei den grossen Maskenzügen, die einmal bei einer Redoute auf dem Stadthause veranstaltet worden waren, und an welche noch eine Gruppe kleiner Gedichte in seinen Werken erinnert, war Goethe als Templer erschienen und hatte als solcher einen grossen weissen Mantel getragen, in welchem ich ihn schon auf jener Redoute gesehen hatte. Dieses zu künstlerischem Zwecke angeschaffte Kleid wollte er dann nicht unbenutzt lassen und liess es, ohne Abänderung der Farbe, zu einem Hausrocke umwandeln.

4. Goethe als Volksredner.

Vor dem Goetheschen Hause in Weimar liegt ein offener Platz, der Plan genannt. Auf demselben wird alljährlich ein Jahrmarkt gehalten, auf welchem vorzüglich die Landleute

ihre Zwiebeln an die Städter verkaufen, und der auch deshalb der Zwiebelmarkt heisst. Auf diesem gewöhnlich sehr volkreichen Jahrmarkt entstand einst, durch irgend eine Veranlassung, die meinem Gedächtniss entschwunden ist, ein Volkstumult, durch welchen die Bewohner der anliegenden Häuser beunruhigt wurden. Da trat Goethe auf die Schwelle seines Hauses und erhob sein Wort gegen die wogende und tumultuierende Volksmenge, um sie anzureden und zu beschwichtigen. Diejenigen, welche dieser früheren Scene beigewohnt hatten, erzählten dann noch von dem gewaltigen Eindruck, den die erhabene Rede des hochgestalteten vornehmen Mannes auf das Volk machte, in welchem denn auch durch dieselbe die Ruhe sogleich wieder hergestellt wurde.

Die lärmenden Kinder eines benachbarten Balletmeisters verscheuchte er einst mit einer volltönenden donnernden Rede, in welcher er unter anderm die Frage aufwarf: „Kann man in Weimar keinen ruhigen Gedanken mehr haben?“ und die eben so vorwurfsvoll an die den Unfug duldenden Nachbarn als an die Kinder selbst gerichtet war.

5. Zacharias Werner in Weimar.

Mein Jugendalter, die ganze poetische Atmosphäre, von der ich in Weimar umgeben war, vorzüglich der Einfluss der damals blühenden romantischen Dichterschule hatten mich dazu geführt, eine Tragödie zu dichten, zu welcher mir ein Gemälde der Kunstakademie, wo ich den Zeichenunterricht des ehrwürdigen und menschenfreundlichen Heinrich Meyer genoss, die erste Anregung gab. Ich hatte dieses grössere Gedicht dann unvollendet mit nach Jena gebracht, wohin ich mich im Winter wieder begab, und wo mich mein theurer Jugendfreund, der von Deutschland geliebte Lyriker Friedrich Rückert, zur Vollendung desselben trieb. So trieb er mich nachher auch dazu an, mein Werk zu producieren und es an Goethe selbst zur Aufführung auf dem weimarischen Hoftheater gelangen zu lassen. — — Goethes Unzugänglichkeit für die christliche Richtung der romantischen Poesie hatte sich damals deutlich ausgesprochen in seiner persönlichen Berührung mit Zacharias

Werner. Die Aufführung seiner „Wanda" hatte mich entzückt. Wie auffallend war mir daher die persönliche Erscheinung dieses Dichters, als er mir einige Tage nachher auf der Promenade im Park gezeigt wurde! Ein abgelebtes greisenhaftes Gesicht, eine gebückte Haltung und ein schleppender Gang, der mir die Vorstellung erweckte, als ob er etwas Unheimliches hinter sich her schleppe. Noch mehr frappierte mich der Gegensatz zwischen seiner Dichtung, die mich in ideale Höhen versetzt hatte, und seiner Persönlichkeit, als ich später seine nähere Bekanntschaft an einem Orte machte, wo ich ihn von selbst nicht gesucht hätte. Der Philosoph Schopenhauer, mit welchem ich damals jugendlichen Umgang pflegte, war es, welcher mich ihm vorzustellen versprach, wenn ich ihm nach einem öffentlichen Lokal folgen wollte. Nämlich in dem schöngebauten Schiesshaus von Weimar ist ein Saal, in welchem sich an den Sonntagsabenden die Jugend der höheren Stände zur Tanzlust versammelte, an welcher ich auch wohl in dieser feineren Gesellschaft mit Vergnügen Theil nahm. Unter diesem Saal aber liegt ein anderer weniger eleganter im Souterrain, welcher für die Tanzbelustigung der niederen Stände und der Dienstmädchen bestimmt war, und welchem der derbe weimarische Volkswitz den Namen des Brummstalls gegeben hatte. Um mich nun mit dem damals schon berühmten Dichter der „Söhne des Thals" und der „Weihe der Kraft" zu unterhalten, musste ich mich mit dem angehenden Jünger der Philosophie in den Brummstall begeben, wo wir ihn bei dem Glase Bier fanden, wobei er sich an dem Tanze der Handwerkertöchter und der Dienstmädchen ergötzte. Ich machte mir wohl die Vorstellung, dass er sich hieher begebe, um im Interesse dichterischer Darstellung das Volk zu beobachten, musste aber doch nachher erfahren, dass ihn auch andere Interessen dahin führten.*

Es kann wohl ebenfalls ein literarhistorisches Interesse darbieten, wenn ich hier erzähle, wie das damalige Verweilen Werners in Weimar eine Erscheinung in der deutschen dramatischen Literatur veranlasste, welche die Bühnen einige Zeit

---

* Werners unsittlicher Cynismus ist auch sonst genügend bekannt. B.

beschäftigte. Es war dieses die Periode der sogenannten Schicksalstragödien, welche eigentlich in dem poetischen Verkehr zwischen Goethe und Werner ihren Ursprung nahm. Nach der Aufführung der Wanda hatte Werner bei Goethe die Aufführung noch anderer seiner Dramen beantragt, war aber damit abgewiesen worden. Dabei hatte jedoch Goethe die Aufforderung an ihn gerichtet, Theaterstücke von kleinerem Umfang, etwa einaktige, zu dichten, zu deren Aufführung er sich im Voraus bereit erklärte. Diesen Rath, sich grösserer Dichtungen zu enthalten und auf kleinere zu beschränken, pflegte damals Goethe gern zu ertheilen, wie ich ihn denn bald nachher selbst von ihm erhielt, und wie er ihn später auch an Eckermann mit besonderer Motivierung ertheilte, worüber dieser zu Anfang seiner Gespräche eine interessante Darstellung gibt. Bald nachher fand er Gelegenheit dem Romantiker seinen Rath noch dringender und mit Erfolg zu empfehlen. In einer Gesellschaft in Goethes Hause wurde aus den Zeitungen eine schauerliche Criminalgeschichte vorgelesen, welche mit einem besonderen merkwürdigen Zusammentreffen der Jahrestage verbunden war. Diese Geschichte empfahl nun Goethe dem auch gegenwärtigen Werner als einen geeigneten und fruchtbaren Stoff zu einem kleinen einaktigen Trauerspiel, wie er es von ihm wünschte. Mit Eifer ergriff Werner die hingeworfene Andeutung zur Bearbeitung dieses Stoffes, und schon nach einer Woche brachte er dem Meister das bekannte einaktige Trauerspiel „der vierundzwanzigste Februar.“ Goethe wollte oder konnte die zugesagte Aufführung, besonders da er die Arbeit selbst veranlasst hatte, nicht zurücknehmen, und so kam diese düstere Dichtung auf die weimarische Hofbühne, welche bisher nur von heiterer und rein poetischer Theaterkunst belebt gewesen war. Dass Goethe selbst über die Passlichkeit dieses Schauerstückes für sein Kunsttheater und überhaupt über die Schicklichkeit, dasselbe dem Publicum darzubieten, seine Zweifel hegte, geht daraus hervor, dass Anfangs die Rede davon war, das neue Wernerische Theaterstück sollte nicht vor das grosse Publicum gebracht, sondern vor einer auserwählten Gesellschaft und bei verschlossenen Thüren des Hauses gegeben werden. Doch

erfolgte die öffentliche Aufführung, der ich, als es zum ersten Mal gegeben wurde, wegen Abwesenheit von Weimar nicht beiwohnen konnte. Es wurde mir aber sofort erzählt, dass bei derselben viele Personen vor Entsetzen den Athem verloren hätten, und wurde dabei an die Wirkung der Aeschyleischen Eumeniden in Athen erinnert. Der alte Wieland konnte sich nicht enthalten, Goethen über die Zulassung dieser Aufführung Vorwürfe zu machen, und soll von ihm die Antwort erhalten haben: „Sie haben wohl Recht, aber man trinkt ja nicht immer Wein, man trinkt auch einmal Branntwein."

Der bald darauf folgenden äusseren Trennung Werners von Goethe und von Weimar folgte die bedeutsamere innere, indem nachmals Goethen poetische Productionen Werners zu Gesichte kamen, in welchen die sogenannte christliche Romantik sein grosses Missfallen erregte, wie denn in einer derselben die Vergleichung des Mondes mit der heiligen Hostie dasselbe zum höchsten Unwillen steigerte. Am tiefsten aber wurde der innere Zwiespalt, als die Nachricht einlief, dass Werner zum Katholicismus übergetreten sei. Ich erinnere mich, dass mir Goethes Sohn diese Nachricht mittheilte und hinzufügte, sein Vater habe beschlossen, ihn, wenn Werner nach Weimar zurückkehre, demselben einige Stationen entgegen zu schicken und ihm sagen zu lassen, dass er seine Schwelle nicht wieder betreten möge. Der junge Mann erzählte mir auch von den vorangegangenen katholischen Gedichten Werners und von dem Urtheile seines Vaters über dieselben, und es ist immerhin merkwürdig und bezeichnend für die Auffassung des Christenthums in Goethes Hause, in welcher Weise er sich gegen mich darüber ausdrückte. Ich habe seine burschikosen Worte nicht wieder vergessen: „Ich bin ein Christ," sagte er, „das dank' mir der Teufel, aber muss ich deshalb solches Zeug schreiben?"

6. Calderons „standhafter Prinz".

Das aufgeführte Stück wurde in der gebildeten Gesellschaft viel besprochen, wobei denn auch die Bedeutung desselben für das Christenthum nicht unberührt bleiben konnte. Ein geist-

reicher junger Gelehrter* liess sogar eine Broschüre darüber erscheinen, in welcher er die christlichen Tiefen dieses Dramas aufschloss. Diese Aeusserungen über das dramatische Werk wurden von Goethe mit Befremden aufgenommen. Aus einem Gespräch, welches er mit mehrern Freunden darüber geführt hatte, welche diese religiöse Bedeutung hervorgehoben hatten, hörte ich, dass er gegen dieselben seine Verwunderung darüber ausgesprochen habe, dass man auf diesen stofflichen Inhalt so viel Gewicht lege. Er habe in dem standhaften Prinzen, den man für einen christlichen Märtyrer ausgeben wolle, nichts anderes gesehen, als einen christlichen Regulus.

7. Goethe und der Schauspieler Pius Alexander Wolf.

Als Jüngling war Wolf, ein Augsburger Patriciersohn, mit einem Jugendfreunde Namens Grüner nach Weimar gezogen, um sich in die Schule Goethes für das Theater zu begeben. Ueber den Empfang der beiden jungen Männer von Seiten des grossen Dichters hat mir Wolf erzählt, dass er nie wieder das erhabene Bild vergessen habe, welches ihnen Goethe von der Kunst entworfen, der sie sich widmen wollten, dass er aber, als er ihnen die Aufnahme zugesagt, mit der Bemerkung geschlossen habe: „Mit dem Gehen wollen wir anfangen!“

---

* Der spätere griechische Lexikograph Passow, damals Gymnasiallehrer in Weimar.

Zum Goethe-Schillerschen Briefwechsel.

Von

Wilhelm Fielitz.

Bekanntlich musste die letzte, 1870 erschienene Ausgabe des Schiller-Goetheschen Briefwechsels nach dem Willen der Eigenthümer ein genauer Abdruck der zweiten sein. Wenn es nun auch glücklicherweise mit diesem „genauen Abdruck“ nicht gar zu buchstäblich genau genommen wurde, denn einige eclatante Besserungen des Textes und der Reihenfolge, sowie drei neue Briefe wurden doch aufgenommen, so lässt doch ein Studium dieses Buches und des von seinem Herausgeber W. Vollmer in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1870 (Beilage zum 18. u. 19. Mai, Nr. 138 u. 139) gegebenen Berichtes, sowie der von Burkhardt in den Grenzboten 1873 (IV. Quart. S. 78 fgg.) veröffentlichten Stücke keinen Zweifel, wie viel Berichtigungen und Ergänzungen aus der uneingeschränkten Benutzung der letzten Quelle der Originale zu erwarten sind. Gering im Vergleich dazu sind die Resultate, die für Text und Chronologie der Briefe aus der Vergleichung derselben unter einander oder mit andern Briefen und Aufzeichnungen derselben Zeit noch zu gewinnen sind. Denn eine grosse Ernte solcher Resultate ist bereits von Düntzer und Vollmer eingebracht; indessen sind einige Halme doch noch für eine sorgsame Nachlese übrig geblieben, und ich liefere dieselben hiermit ab. Von Nutzen ist mir dabei für die Chronologie wieder meine alte Liebhaberei gewesen, die in blossen Zahlen ausgedrückten Daten in Wochentage zu übersetzen und so mir den Plan der Post- und Botengelegenheiten, durch welche diese Briefe befördert werden mussten, der übrigens während der ganzen Zeit des Briefwechsels derselbe blieb, zu reconstruieren.

Wenn ich auch nicht behaupten darf, dass mir dies völlig gelungen (dazu ist das Material der Briefdaten ein viel zu unzuverlässiges), so steht doch einiges sicher fest und lässt sich unbedenklich für die Datierung der Briefe verwerthen, ja in Fällen, wo das gegebene Datum mit dem Inhalt des Briefes oder mit anderweitig bekannten Thatsachen collidiert, lässt sich mit Sicherheit der Irrthum des Briefstellers nachweisen. Natürlich muss man sich hüten, die sämmtlichen Briefdaten nach einem bestimmten Schema durchcorrigieren und, was sich nicht fügt, stracks ändern zu wollen; denn für absolute Regelmässigkeit der Beförderung haben wir keine Garantie, auch ist es in den meisten Fällen irrelevant, ob ein Brief das Datum des 20sten oder 21sten trägt, aber wo das Datum dem Inhalt widerspricht, ist es, und wenn der Widerspruch sich auch nur um einen Tag dreht, nützlich denselben aufzudecken.

Was nun über die Beförderung der Briefe vor allem feststeht, ist, dass weitaus der grösste Theil durch eine oder mehrere Botenfrauen befördert wurde. Dieselbe gieng am Dienstag aus Jena (vgl. No. 178* mit 177; 214, 257, 259, 593, 618; 671, 72; 807, 833, 863) und zwar Mittags (593); Abends kam sie in Weimar an, und machte häufig noch ihre Bestellungen, oft jedoch erst Mittwoch früh (437, 494). Mittwoch Mittag machte sie sich auf den Rückweg (277 vgl. mit 274; 334, 455; 508 vgl. mit 509; 520, 21; 531; 581, 80; 660, 59; 859); sie kam Abends in Jena an und trug sogleich oder am andern Morgen die Briefe aus (Belege dafür in Schillers Kalender). Ebenso wurde der Freitag zum Hinweg nach Weimar (207, 212, 264; 763, 902) und der Sonnabend zur Rückkehr nach Jena benutzt (92, 94, 208, 217; 604, 5; 917). Was von dem Gange der Posten feststeht, werde ich, wie ich es gebrauche, anführen; und nun zur Sache.

In No. 15 ladet Goethe den Freund ein, am Sonnabend d. 18ten zur Aufführung des Don Carlos mit seiner Frau nach Weimar herüber zu kommen. Der Brief ist datiert vom 8ten

* Ich kann es nicht ändern, dass, wer die Beweiskraft meiner Citate prüfen will, sich die Daten durch Hinzufügung des Wochentages vervollständigen muss.

Oct. 1794, einem Mittwoch; am 17ten October (Freitag, No. 18) verspricht Schiller, morgen Nachmittag mit seiner Frau zu kommen, wenn er seiner Gesundheit trauen dürfe; „doch bitte ich Sie mich nicht eigentlich zu erwarten, weil jetzt noch wenig Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist.“ Die Beziehung der beiden Billets auf einander ist klar; nun aber steht dazwischen Goethes No. 17 vom 16ten October (Donnerstag): „Wahrscheinlich würden Sie mit der Aufführung des Carlos nicht ganz unzufrieden gewesen sein, wenn wir das Vergnügen gehabt hätten, Sie hier zu sehen.“ Also schon am Mittwoch d. 15ten hätte danach die Aufführung stattgefunden? Das ist falsch, denn nach Ernst Pasqué, Goethes Theaterleitung in Weimar II S. 291, gieng in der That, wie Goethe es angibt, Don Carlos am 18ten über die Bühne, wie überhaupt grosse Vorstellungen auf dem Weimarer Theater immer auf den Sonnabend fielen, wenn nicht äussere Umstände, Feste oder Gäste, es hinderten. Schiller kam trotz der Anmeldung nicht, daher das bedauernde Billet Goethes, das vom 19ten October datiert werden und seinen Platz mit No. 18 tauschen muss.

Im Billet 24 meldet Schiller am Sonntag d. 16ten Nov.: „Herr von Humboldt wird auf den nächsten Sonnabend seine Reise nach Frankfurt antreten,“ das wäre am 22sten November. Er muss sie aber Tags zuvor angetreten haben, denn Goethe schreibt Donnerstag d. 27sten Nov.: „Herr von Humboldt ist neulich zu einer ästhetisch-kritischen Session gekommen; ich weiss nicht, wie sie ihn unterhalten hat.“ Diese Session erklärt Düntzer, Schiller u. Goethe S. 67 (vgl. die homerischen Unterhaltungen in No. 27), gewiss mit Recht für eine Freitagssession*; diese Session wäre also am Freitag d. 21sten Nov. gewesen, am Sonnabend d. 29sten aber bestellt Schiller S. 30 schon wieder Empfehlungen von Humboldt. Er wäre also (den günstigsten Fall angenommen, dass er erst am 29sten zurückgekehrt wäre) vom 22—29sten Nov. von Weimar nach

* Die bekannte Gesellschaft versammelte sich seit 1791, immer an einem Freitag, bei der Herzogin-Mutter oder bei Goethe; seit 1794 las man jedesmal einen Gesang der Vossschen Ilias. Vgl. Goethes Briefe an Voigt, herausg. v. Otto Jahn (Lpzg. 1868) S. 22 fgg., 441 fgg.

Frankfurt und zurück gereist? Eine Schnelligkeit, wie sie für die damaligen Verhältnisse, noch dazu im November, kaum für möglich zu halten ist. Goethe gebrauchte im August 1797 für die einmalige Strecke vier Tage (Werke XLIII S. 19). Er ist aber auch gar nicht nach Frankfurt, sondern nach Erfurt gereist gewesen, denn Schiller schreibt an Körner III 222 d. 5ten Dec. 1794: „Humboldt ist über Deinen Brief sehr erfreut gewesen, aber eine Reise, die er in dieser Zeit hat nach Erfurt machen müssen, hinderte ihn, Dir zu schreiben.“ In der ersten Ausgabe unseres fraglichen Briefes steht „nach Frft“. Der Lesefehler (vermuthlich doch Goethes) beschränkt sich also auf den ersten Buchstaben.

Goethes Brief 52 handelt über den Conflict des Jenaer Docenten Weisshuhn mit der Akademie und dem Prorector Schmidt, den er unverschämt gescholten u. s. w. (vgl. die Tages- und Jahreshefte XXXIII S. 54). „Wäre es möglich ihn zu disponiren, dass er mit der Akademie Friede machte, so liesse sich durch Voigt, der jetzt Prorector ist, wohl alles in Güte abthun.“ Voigt ist nie Prorector gewesen und kann es nie gewesen sein, denn er war nicht Docent. Prorector war (vgl. S. 52) der Theologe Professor Eberhard Schmid. Voigt aber muss eine Stelle eingenommen haben, ähnlich den heutigen Curatoren der Universität, daher wenden sich Schiller, Fichte, Hufeland, Paulus u. a. in Gehalts- und andern Angelegenheiten der Verwaltung an ihn*. Also ist wol Procurator (oder Protector?) zu lesen.

No. 71, Jena d. 17ten Mai 1795 d. i. Sonntag, trägt unzweifelhaft ein irrthümliches Datum. Die Elegien, deren Empfang für die Horen Schiller meldet, hat Goethe an demselben Tage d. 17ten Mai (No. 70) abgeschickt. Am Sonntag gieng eine reitende Post von Weimar nach Jena (vgl. No. 62, 68, 128 [S. 112 a. E.] 436), aber Abends, so dass die Postsendungen erst Montag an ihre Adresse gelangen konnten, wie der ganze Briefwechsel in der That zeigt. Im Briefe heisst es: „Zu den Elegien wollten Sie Anmerkungen geben, —. Da solche am Ende derselben folgen könnten, so wäre dazu noch bis Montag

* Vgl. auch Goethes Briefe an Voigt S. 45 fgg.

Zeit." Schiller berechnet offenbar, dass bis Montag der Druck des Elegieenmanuscripts dauern würde. Nach dem Datum des Briefes würde diese Zeitbestimmung bedeuten: bis morgen (Montag d. 18ten). Offenbar ist der Brief erst am Montag d. 18ten geschrieben, und jene Frist läuft also bis Montag d. 25sten Mai.

In No. 93 ist der 22ste August ein Druckfehler statt des 21., wie die erste Ausgabe richtig hat. Dagegen erhebt sich wieder Verdacht gegen No. 95. Nach 94 vom Sonnabend d. 22sten August (im Kalender Schillers unter demselben Tage notiert) wollte Goethe Montags (d. 24sten) mit Meyer nach Jena kommen und Mittwochs (d. 26sten) nach Ilmenau gehen. Der Kalender verzeichnet am 24sten bloss den Namen Goethe, aber No. 95 lässt keinen Zweifel, dass er da gewesen; er brachte das Märchen für die Horen mit, das anfänglich keinen guten Eindruck auf Schiller machte. War er nun, wie er angekündigt, am 24sten oder schon am 23sten da? Im ersteren Falle ist schwerlich das Billet 95 am Abend der Rückkehr geschrieben; auch müsste danach die Reise nach Ilmenau sich um einen Tag verfrüht haben. Endlich aber trägt Schiller den Brief am 26sten (Mittwoch) als empfangen ein. Er ist also wol Dienstags geschrieben und auf die Post (vgl. No. 128. 231 a. E.) gegeben.

Am 11ten October (No. 111) gieng Goethe auf des Herzogs Ruf* nach Eisenach, um von da mit einer politischen Mission nach Frankfurt zu reisen. Am 13ten October schrieb er von

* Auf diese Angelegenheit bezieht sich schon Karl Augusts Brief an Goethe (I S. 201) vom 3ten October aus Eisenach. Goethe sollte ursprünglich (vgl. Schiller an Humboldt S. 224 fg.) Donnerstag den 8ten aus Weimar abgehen, die Reise verzögerte sich, ich weiss nicht, wodurch. Karl August schrieb dann am 9ten October aufs neue an Goethe, und in Folge dessen reiste dieser am 11ten. Dieser Brief ist in Goethes und Karl Augusts Briefwechsel I S. 196 unter dem falschen Datum des 9. August abgedruckt. Die dort gegebene Schilderung der Zustände in Franken und Frankfurt kann nur nach dem Rheinübergang Jourdans (5—6ten Sept.) und nach der Uebergabe Mannheims (20. Sept.) geschrieben sein (vgl. Häusser, Deutsche Gesch. u. s. w. II S. 30—37). „Die Sachsen sind in vollem Rückzuge," schreibt der Herzog: das geschah nach Häusser S. 35 Anfang October. — Uebrigens ist auch des Herzogs Brief S. 199 falsch datiert. Er ist älter, als der voranstehende und jedesfalls aus dem Anfang August, vielleicht vom 9ten.

Eisenach an Schiller, der am 16ten im Kalender (K) S. 6 notierte: „[Von] Goethe (von Eisenach) dat. 13.“ Der Brief ist verloren. Was er aber enthielt, können wir wol ziemlich vollständig aus der Antwort Schillers vom 16ten entnehmen (No. 113). Goethe theilte mit, dass er länger in Eisenach bleiben werde, bevor er nach Frankfurt abgehe, dass er bald seine Uebersetzung des Staëlschen Werkes von der Erfindung (vgl. an Humb. S. 225) für die Horen schicken werde, aber ganz, damit das ganze in Ein Stück gesetzt werde, endlich dass er den Meister bald vornehmen wolle. Am 16ten October meldet Goethe dann in einem kurzen Billet (112): „Bald werde ich Sie wiedersehen, denn meine Reise nach Frankfurt hat nicht* statt.“ Dies Billet ist, wie K ausweist, am 19ten (Montag) in Jena. Am 18ten (Sonntag) war bereits Goethe in Weimar angekommen (vgl. Düntzer, Schiller u. Goethe S. 75, Charl. v. Stein II S. 31), nachdem er noch am 17ten von Eisenach an Schiller geschrieben (No. 114): „Ob ich gleich schon Mittwoch wieder hoffe in Weimar zu seyn, so schicke ich Ihnen doch die Abhandlung (der Staël) voraus.“ Seine plötzliche Abreise war durch die Umstände seiner Christiane nöthig geworden. Vor der Ankunft dieses Billets, die laut K am 21sten erfolgte, wo die Notiz heisst: „[Von] Goethe. (Mad. Staël über die Dichtungen)“, ist nun von Schiller No. 115 geschrieben, denn hier erwartet Schiller noch „die Frau von Staël mit Begierde“; überhaupt ist 115 Punct für Punct Antwort auf 112. Letzteres Schreiben kam, wie gesagt, am 19ten an, an demselben Tage verzeichnet K auch einen Brief an Goethe, das ist No. 115. Die Nachricht, dass Goethe schon in Weimar sei, muss Schiller durch die dritte Hand von dort bekommen haben. Ich schreibe unbedenklich über No. 115 das Datum: 19ten October 1795.

Dienstag den 8ten Dec. schreibt Schiller (No. 129): „den Staëlschen Aufsatz muss ich, der Varietät wegen, zum eilften Stück (der Horen) liegen lassen, da alles von Dichtern und Dichtungstheorien handelt.“ Die eilfte Hore war, als Schiller

---

* Vermuthlich wurde Goethes Mission gegenstandslos durch die am 11. October von Clerfayt ausgeführte Umgehung der Franzosen und den Rückzug Jourdans über den Rhein (Häusser II S. 37).

diese Worte schrieb, schon gedruckt in seinen Händen. Am 7ten Dec. brachte (K S. 11) die reitende Post das gewohnte vorlaufende Exemplar, das Cotta am 25sten November abgeschickt hatte, und Tags darauf kam der ganze Ballen, im K als „Horenpaquete“ verzeichnet. Aber auch für die zwölfte Hore hätte Schiller den Aufsatz nicht mehr „liegen zu lassen“ brauchen, denn an derselben wurde bereits seit Mitte November gedruckt. Am 13ten Nov. schickte Schiller laut K an Cotta die erste Lieferung der Sentimentalischen Dichter, am 20sten die Fortsetzung, am 27sten den Beschluss; der 28ste December brachte bereits 6 Bogen des 12ten Hefts gedruckt, datiert den 18ten December, und am 6ten Januar trafen die Horenpaquete mit No. 12 ein. Goethes Uebersetzung erschien in Wahrheit erst im 2ten Hefte des Jahrgangs 1796, und Schiller schrieb unzweifelhaft in obigem Briefe nicht zum eilften Stück, sondern zum IIten Stück, wie er fast immer die Numern der Horen mit römischer Zahl bezeichnet. Schillers II muss wol der 11 sehr ähnlich sehn, denn im Kalender S. 18 finden wir unter dem 8ten Februar genau dieselbe Corruptel, wo er an Cotta nicht den Beschluss des 11ten Stücks, sondern nur den des IIten (nämlich im Manuscript) geschickt haben kann.

Goethes No. 243 vom 13ten Nov. (Sonntag) ist Antwort auf Schillers Brief 242 von demselben Tage. Die Sonntagspost von Jena war eine fahrende und fuhr am Abend (vgl. No. 55. 307. 387), gab ihre Sachen also stets erst Montags in Weimar aus. Also kann auch Goethes Brief erst Montag d. 14ten geschrieben sein. Damit stimmt überein, dass Schiller ihn erst am 15ten empfieng (K), und dass Goethe am 15ten (No. 244) schreibt: „Einige Dinge die ich gestern zurückliess u. s. w.“

In No. 258 schreibt Goethe: „Den sonntägigen Brief habe erhalten und Gebrauch davon gemacht.“ Dieser Brief Schillers von Sonntag d. 11ten December ist nicht erhalten, aber im K notiert. Er enthielt vertrauliche Aeusserungen über seinen Schwager Wilhelm von Wolzogen, um welche Goethe (No. 254) am Freitag d. 9ten December in höherem Auftrage gebeten hatte. Dieser Auftrag war ihm geworden durch des Herzogs Brief, der in der Ausgabe auf die völlig unpassende Stelle I S. 239 No. 130 verschlagen und datiert ist: Allstedt

Donnerstag 1798. Es muss heissen 1796, der Donnerstag ist der 8te December.

Goethes Brief ist Mittwoch Abend durch die Botenfrau in Schillers Händen; derselbe hat noch Zeit, um in Eile mit der Abendpost (28. 185. 211. 448. 496 a. E. 510. 618) für seine Verwendung in der Wolzogenschen Angelegenheit zu danken, No. 259. Dieser Brief fehlt in K, dagegen verzeichnet K am 16ten December einen Brief an Goethe, der in unsrer Sammlung fehlt, wenn nicht, wie mir wahrscheinlich ist, No. 261 das Datum des 16ten Dec. tragen muss. 261 ist zum Theil noch Beantwortung von 258; die Mittheilung Schillers aber: „Gegen den Dreikönigs-Tag, denke ich, soll der erste Act (des Wallenstein), der auch bei weitem der längste wird, so weit fertig seyn, dass Sie ihn lesen können" beantwortet offenbar Goethe in No. 260 am 17ten Dec. (Sonnabend) mit den Worten: „ich freue mich, den ersten Act nach dem neuen Jahre anzutreffen." Goethes Billet 260 ist am Sonnabend Abend durch die Botenfrau bei Schiller, dieser antwortet am Sonntag* in No. 262; wo soll dazwischen noch für 261 die Zeit herkommen? 261 und 260 müssen die Plätze tauschen.

In No. 278 meldet sich Goethe auf Sonntag (d. 12ten Febr. 1797) an, und Schiller antwortet No. 279: „Ich hoffe Sie übermorgen gewiss zu sehen." Danach ist das Billet am Freitag geschrieben, also nicht am 9ten, sondern am 10ten. Freitag ist der gewöhnliche Botentag.

In den Briefen 300 fgg., welche die Ideen über das epische Gedicht austauschen, ist eine empfindliche Lücke. Schillers Worte in No. 303: „Was Sie den besten dramatischen Stoff nennen (wo nämlich die Exposition schon ein Theil der Entwickelung ist)" sowie in No. 304: „Indessen möchte ich jenes höhere epische Gesetz doch nicht ganz so aussprechen, wie Sie gethan haben. In der Formel, dass eigentlich nur das Wie und nicht das Was in Betracht komme etc., dünkt es mir viel zu allgemein", diese Worte haben in den vorliegenden

* Wenn das Datum des 18ten nicht ein Irrthum ist. „Boie hat geantwortet": K 19. „morgen mit dem Botenmädchen": dasselbe gieng Dienstags; das würde also auf Mo tag d. 19ten als richtiges Datum dieses Briefes weisen.

Briefen Goethes nichts, worauf sie hindeuten könnten. Ein Brief scheint nicht zu fehlen, denn die gewöhnlichen Botentage, Dienstag und Freitag für Jena, Mittwoch und Sonnabend für Weimar sind benutzt, und ausserdem findet sich ein Brief Schillers von Montag dem 24sten April (No. 303), auch zeigt K keine andern Briefe an als die vorliegenden. Es muss also eine Lücke sein, und die findet ihre Stelle vor den ersten Worten von No. 302: „Noch über einige Punkte Ihrer vorigen Briefe.“ Sollte hierhin nicht gehören der undatierte und noch nicht publicierte Brief Goethes (über den Plan zur „Jagd“), von dem Vollmer, Augsb. Allg. Ztg. 1870 No. 139 berichtet?

In No. 315 fordert die mystische „Judenstadt“ immer noch zu Conjecturen heraus, während ein Blick in das Original sichere Entscheidung gewähren könnte. Düntzer conjiciert „Jedenstadt“; die Erklärung ist aber doch eine sehr gezwungene. Goethe hat vielleicht die Briefe für die erste Ausgabe einem Schreiber dictiert; da könnte „Judenstadt“ wol verhört sein für „gute Stadt“.

No. 328 ist datiert Jena den 18ten Juni 1797 (d. i. Sonntag). Im Kalender steht ein Brief an Goethe erst am 20sten notiert. Jedesfalls ist nun 328, wenn am 18ten Juni begonnen, doch nicht an diesem Tage beendet, denn gegen Ende heisst es: „Heute Abend ging meine Frau mit Wolzogen, der hier war, auf etliche Tage nach Weimar.“ Wolzogens Anwesenheit bestimmt sich einigermassen nach Schillers Brief an ihn im Nachlass der Frau von Wolzogen (1. Aufl.) I S. 407 vom „Montag, 19ten* Juni.“ Schiller bittet den Schwager, Dienstag oder Mittwoch (20sten, 21sten) zu kommen. „Lolo grüsst Alles auf's Beste. Mittwoch oder Donnerstag spätestens kommt sie nach Weimar.“ Also war jedesfalls am 18ten Wolzogen nicht in Jena, am 19ten Lotte noch da. Ich nehme an, dass Wolzogen am 19ten (nicht in Folge von Schillers Aufforderung, sondern aus eigner Lust, die er schon in seinem letzten Briefe scheint ausgesprochen zu haben) in Jena eintraf, Abends Lotte und

* Es steht da freilich: „18. Juni“, aber dieser Montag ist unweigerlich der 19te. Wenn Schiller schreibt: „Das Botenmädchen bringt Dir sie übermorgen,“ so denkt er daran, dass die Sachen oft erst Mittwoch ausgetragen werden.

Carl mit nach Weimar nahm; nach ihrer Abreise schrieb oder beendigte Schiller sein Billet an Goethe und Dienstag den 20sten (daher K 20sten Juni) beförderte das Botenmädchen den Brief sammt dem Handschuh, welches Gedicht laut K am 19ten fertig wurde. Goethe antwortete auf demselben Wege am 21sten (329). Lotte kam am 23sten zurück (No. 331 a. E.) mit einem (jetzt verlornen) Briefe Goethes.

Am 30sten Juli reiste Goethe *ipse cum sua* (Knebel, Nachl. II S. 270) und seinem Sohne nach Frankfurt und kam dort am 3ten August an (S. Schweizerreise im Jahre 1797, Werke XLIII S. 20). Sein erster Brief an Schiller (No. 355) vom 9ten August langt bei diesem am 15ten an. 356 ist undatiert, die darin enthaltenen Mittheilungen Goethes über den Dichter Schmidt von Friedberg hat Schiller offenbar ebenfalls am 15ten erhalten, denn er beantwortet sie am 17ten in No. 359 S. 341. Nun aber erwähnt Goethe in derselben No. 356 S. 334 des Schillerschen Schreibens vom 7ten; dieser Passus konnte doch schwerlich vor dem 13ten geschrieben werden und sollte am 15ten in Jena angekommen sein? Dies Dilemma zwingt uns, den Brief No. 356 zu zertheilen. Die beiden ersten grossen Absätze bis „auch Ausnahmen“ gehören zu der Sendung vom 9ten August, die am 15ten in Jena war, alles übrige ist zusammen mit 357 von Frankfurt abgegangen und am 20sten (K) in Jena angekommen. 357 aber ist nicht am 17ten, sondern am 14ten August geschrieben, denn in der Schweizerreise S. 23 heisst es: „Sonntag wird Palmira gegeben“, d. h. den 13ten August, in unsrer No. 357 aber: „Gestern habe ich die Oper Palmira aufführen sehen“; so trägt denn dieser Brief sowol in der Schweizerreise S. 29, wie in der ersten Ausgabe des Briefwechsels die Ueberschrift (nicht Unterschrift): Frankfurt den 14ten August. Gegen das Ende dieses Briefes heisst es: „Ich will sehen, dass ich das, was ich hier nur flüchtig hingeworfen habe, besser zusammenstelle und ausführe.“ Weist das hier rückwärts oder vorwärts? In der Schweizerreise folgt ein immerhin nur flüchtiger Entwurf über Decoration und Personal des Theaters (S. 31), der mir eine Beilage zu diesem Briefe zu sein scheint. No. 358 vom 17ten August gieng nicht direct an Schiller, sondern an Böttigers Adresse, durch dessen Ab-

wesenheit verzögerte sich die Ablieferung bis in den Anfang September (vgl. No. 365 S. 359 unten mit K 1ten Sept. S. 49), daher beantwortet Schiller ihn erst am 7ten Sept. in No. 365. Die Briefe 360a u. b und 361 vom 22—24sten August kamen am 30sten August in Schillers Hände (vgl. No. 362 mit K 30sten August).

No. 364 ist in der Schweizerreise S. 136 datiert: Tübingen den 14ten September 1797. Das Datum verdient Glauben, denn seit dem 7ten ist er, wie er meldet, in Tübingen, hat die ersten Tage, bei schönem Wetter, die Umgebungen mit Vergnügen betrachtet und betrügt nun eine traurige Regenzeit durch geselligen Umgang um ihren Einfluss. Indessen bereitet er sich zur Abreise. Diese erfolgte (Schweizerr. S. 141) am 16ten. Der Brief kam am 18ten bei Schiller an (K).

Zu No. 375 (Zürich d. 25sten October 1797) bringt die Schweizerreise S. 257—59 unter der Ueberschrift „Später“ einen beträchtlichen Zusatz, der offenbar an Schiller gerichtet ist, denn er handelt über das so oft zwischen beiden ventilierte Thema der Zulässigkeit der Stoffe für die bildende Kunst und schliesst sich an den Abschnitt „wir hatten in diesen Tagen“ an.

No. 378 gibt die Schweizerreise S. 244 vollständiger, als der Briefwechsel. Oder sollte der Zusatz „Wir haben in dem freundlichen Zirkel“ bis „das Vergnügen zu haben, Sie wieder etc.“ von dem, der die Schweizerreise für die Werke redigierte, aus einem andern Briefe eingeschoben sein?

No. 460 d. 29sten April 1798 ist am Morgen nach Ifflands Gastspiel im Pygmalion geschrieben („So war gestern eine äusserst interessante Repräsentation“). Diese Aufführung fand am 27sten April, Freitag, statt (Pasqué, Goethes Theaterleitung II S. 322), das Datum ist also verschrieben für 28sten April.

No. 466 (undatiert) steht an dieser Stelle nicht richtig. Es fehlt zwischen Goethes Brief von Sonnabend d. 5ten Mai (465) und Schillers Antwort von Dienstag d. 8ten (467) nichts. 467 beantwortet nur, was in 465 enthalten ist; auch K meldet von keinem dazwischen liegenden Briefe. Wegen der in 466 enthaltenen Reminiscenz an einen Ausdruck des Briefes 437 vom 25sten Februar 1798 muss er nach diesem Datum, aber doch nicht allzulange, fallen. Ich finde aber nirgends eine

Lücke, in die er sich einschieben liesse, und möchte glauben, dass er in Jena geschrieben sei, wo Goethe vom 20sten März bis 6ten April (vgl. K S. 59 fg.), vom 20—31sten Mai (K S. 61 fg.) und vom 4ten bis 21sten Juni weilte.

In No. 480 am Ende heisst es: „Noch Eins. Meyer, der schönstens grüsst, ist mehr für den Titel Propyläen, als für den Ihrigen. Er meint, man solle sich das Feld ja recht unbestimmt lassen.“ Wie Schiller die Zeitschrift nennen wollte, ergibt vielleicht die Kalendernotiz vom 30sten Mai (S. 62): „An Cotta wegen Goethe's Künstler.“

Die Billets 523 u. fgg. erfordern, um einen in ihnen enthaltenen Irrthum aufzudecken, eine weitläufigere Besprechung. Als Goethe vom 22sten September bis Ende d. M. oder Anfang October in Jena war, wurde abgemacht, dass Schiller zu Wallensteins Lager, mit dem am Mittwoch d. 10ten October das restaurierte Theater eröffnet werden sollte, einen von einem Schauspieler zu recitierenden Prolog schreibe. Derselbe sollte sofort in dem schon fertig gedruckten (bei Göpferdt in Jena) Musenalmanach, sowie in Posselts Allgem. Zeitung veröffentlicht werden. Am Donnerstag d. 4ten October (523) schickt Schiller die Arbeit, wie er es in 521 in Aussicht gestellt, durch einen expressen Boten mit dem Bemerken an Goethe, die Recitation müsse wohl das Eingeklammerte weglassen und vor dem letzten Absatz schliessen. „Sagen Sie mir durch den rückgehenden Boten, wenn Sie noch etwas geändert wünschen.“ Das übersandte war Manuscript, aus dem Gedächtniss niedergeschrieben, da vermuthlich das erste Exemplar schon in die Druckerei gewandert war (vgl. Nachschrift zu 527). Der rückkehrende Bote bringt aber Freitag d. 5ten (Mittag) nur Goethes allgemeine Zustimmung zu dem Prolog, noch nicht die gewünschten Aenderungsvorschläge: „Morgen Abend (Sonnabend) mit den Botenfrauen sollen Sie meine Edition erhalten; können Sie den Druck noch so lange aufhalten, so wird es gut seyn, damit wir einerlei Leseart haben; Montag soll es sogleich nach Stuttgart (an Posselt).“ Darauf antwortet Schiller noch am Freitag (durch die Botenfrau, denn von einer Freitagspost nach Weimar ist nichts bekannt): „den Abdruck des Prologs kann ich bis morgen Abend nicht aufhalten, doch denke ich nicht, dass eine kleine

Ungleichheit des gesprochenen und gedruckten Gedichts viel zu sagen haben wird, wenn nur das Exemplar, das Sie Posselten schicken, mit dem andern im Almanach gleichlautend ist.“ Danach verzichtete Schiller also darauf, etwaige Aenderungsvorschläge Goethes in den Druck aufzunehmen, dieselben würden nur noch auf die Recitation Einfluss gehabt haben. Aber am Ende des Briefes hat er sich besonnen: „Wenn Sie bei Empfang des Briefes mit Ihren Veränderungen im Prolog einig sind, und finden gleich einen Expressen, so haben Sie die Güte mir das Exemplar gleich durch ihn zu senden.“ Wozu die Eile, wenn nicht, um die Aenderungen noch zum Druck zu bekommen? Der expresse Bote war nöthig, weil die Botenfrau erst Abends in Jena ankam. Und Goethe schickt (526) am Sonnabend d. 6ten früh seine Aenderungen, mit der Bitte, entweder ihm zum Montag früh einige gedruckte Exemplare zu schicken, die nach Stuttgart und Hamburg gehen sollen, oder sofort dem rückkehrenden Expressen den Correcturbogen wieder mitzugeben mit der Anzeige, ob die vorgeschlagenen Aenderungen aufgenommen werden sollen oder nicht; dann will Goethe sogleich Abschriften nach Stuttgart und Hamburg senden. Was ist das für ein Correcturbogen? Wir sahen, dass Goethen nur ein Manuscript zugeschickt wurde und nun kommt es als Correcturbogen zurück? Sonst ist alles klar. Schiller erklärt (527) durch den rückkehrenden Boten: „Die Veränderungen nehme ich mit Vergnügen auf“ (nämlich in den Druck); von dem obigen entweder-oder wählt er im wesentlichen das erste. So muss man also glauben, dass Schiller sofort den nun fertig redigierten Prolog in die Druckerei befördert und die Sache abgethan ist; da stürzt die Nachschrift alles wieder um. „Hier lege ich noch einen Correcturabdruck des Prologs bei, so wie er im Almanach stehen wird; denn da ich die Ihnen gesandte Abschrift aus dem Gedächtniss niederschrieb (das kann doch nur das am 4ten October übersandte Exemplar sein), so wurde einiges darin extemporirt und es finden sich Varianten, die ich mit NB. bezeichnet habe. Können Sie mir Ihre Aenderungen (die hat er ja soeben bekommen!) morgen vor Nachmittag um 2 Uhr (zum Sonntag?) durch einen Expressen schicken, so kann ich mich im Druck noch darnach

richten (der Druck sollte ja aber heute schon beginnen?) u. s. w." Es ist klar, dass diese Worte an falscher Stelle stehen, der Correcturabdruck weist uns auf die richtige Stelle, vor 526, hin; die Nachschrift ist die zweite zu No. 525 und — auch darüber kann Einsicht in die Originale Gewissheit bringen — offenbar auf einem besondern Blatt geschrieben. An diese Stelle passt alles ohne Anstoss. Der Prolog mit Goethes Aenderung aber ist noch am Sonnabend fertig gedruckt, denn es bedurfte eben nur noch der Correctur, Goethe aber schickte, entgegen dem Schillerschen Vorschlage, zwei Abschriften (528) am Montag ab. — Nach dem so dargelegten Sachverhalt ist es sicher, dass in dem gedruckten Schillerschen Prolog — der recitierte, welcher mannigfach abwich (528), ist nicht aufzufinden — eine Stelle von Goethe herrührt. Letzterer schreibt darüber (526): „Dagegen wünschte ich, dass statt der Stelle, die ich ausgestrichen habe, die andere eingefügt werde, welche hier im Manuscript folgt. Meine Absicht war dabei

1) dass von unsern Schauspielern etwas mehr,

2) von Iffland etwas weniger gesprochen würde;

3) dass irgend eine Stelle auf Schrödern* gedeutet werden könne."

Diese Notizen weisen uns auf den zweiten Absatz des Prologs. Welche Verse es sind, wage ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Wenn die Aenderung auch 528 nur „der von mir veränderte Periode" bezeichnet wird, so muss doch nach 526 an eine grössere und zwar zusammenhängende Stelle gedacht werden. Jedesfalls müssen nach den obigen Andeutungen die Verse:

Wir sind die Alten noch, die sich vor euch
Mit warmem Trieb und Eifer ausgebildet.
Ein edler Meister stand auf diesem Platz,
Euch in die heitern Höhen seiner Kunst

---

* Dies Compliment gegen Schröder hatte die Hoffnung zur Ursache, dass Schröder in Weimar den Wallenstein spielen werde (vgl. No. 433. 63. 64. 537—540. Goethe an Meyer, Berl. Briefe II S. 313. Sch. an Körner IV 75).

Durch seinen Schöpfergenius entzückend.
O! möge dieses Raumes neue Würde
Die Würdigsten in unsre Mitte ziehn
Und eine Hoffnung, die wir lang gehegt,
Sich uns in glänzender Erfüllung zeigen

Goethes Eigenthum sein; doch wäre ich wol geneigt, sein Eigenthumsrecht auch über die folgenden Verse:

Ein grosses Muster weckt Nacheiferung
Und giebt dem Urtheil höhere Gesetze.
So stehe dieser Kreis, die neue Bühne
Als Zeugen des vollendeten Talents

auszudehnen. Weiter aber dürfen wir schwerlich gehen. Der Rest dieses Absatzes bildet mit dem ganzen folgenden eine so schnurgerade Gedankenreihe, dass sie nur aus Einem Kopfe entsprungen sein kann. Nach Schillers Entwurf bezog sich der Vers: „Wo möcht' es auch die Kräfte lieber prüfen" wol auf Ifflands Gastspiele in den Jahren 1796 und 1798, durch Goethes Einschiebsel bekamen sie Deutung auf das zu hoffende Gastspiel Schröders. Diese ganze Annahme schliesst natürlich nicht aus, dass Goethe in seine Fassung etwa die drei Verse über Iffland aus Schillers erstem Entwurf aufnahm.

No. 527 ist am (Sonnabend d.) 6ten October geschrieben, und zwar für die „heutige Abendpost." Von einer solchen am Sonnabend findet sich in dem ganzen Briefwechsel nur noch Eine Spur. Ein Freitagsbrief (769 vom 26sten Sept. 1800) spricht von der morgenden Post, aber der Anfang desselben: „Ich hatte gehofft, Ihnen meinen versprochenen Brief heute mit der Botenfrau zu schicken" lässt es unzweifelhaft, dass der Brief Sonnabend d. 27sten geschrieben ist, die morgende Post ist die reitende vom Sonntag Abend, die uns schon bekannt ist; Sonnabend Mittag gieng die Botenfrau. „Die Abschriften gehen morgen Abend an Schröder und Posselt", das kann nur Montag Abend sein sollen, denn zum Montag früh hatte er sich (526) Exemplare erbeten. Dass es so ist, beweist auch der Satz: „Sollte sich's morgen zeigen, dass wir Mittwoch nicht spielen, so erfahren Sie's Dienstag durch einen (expressen) Boten."

Wäre morgen Sonntag, warum nicht schon Montag die Nachricht schicken? Der Brief ist am 7ten Oct. geschrieben, für die gewöhnliche Sonntags-Abendpost. Die Antwort darauf ist No. 530, zu datieren Jena, Montag d. 8ten October. An demselben Tage erst muss Goethes 529 geschrieben sein, also irrig vom 7ten statt vom 8ten datiert, und darauf erst ist 531 von Dienstag d. 9ten die Antwort. Also 529 und 530 würden besser umgestellt werden.

No. 760 vom 17ten August 1800 ist an demselben Tage geschrieben mit dem Billet an Lotte vom 16ten Aug. bei Urlichs I 270. Auf welcher Seite der Irrthum liegt, ist nicht zu entscheiden.

No. 832a muss nach dem vorigen Billet das Datum des 17ten Januar tragen.

Die Billets 841—45 drängen und kreuzen sich, sie erfordern also zum Verständniss grosse Aufmerksamkeit. Goethe ist in Jena; in No. 841 (Mittwoch d. 17ten Febr.) fordert Schiller ihn auf, nächsten Montag dem Erbprinzen ein Abschiedskränzchen zu geben. Die Antwort 843 (Freitag d. 19ten, durch Botenfrau) lautet ablehnend, und Schiller antwortet darauf 844 (Sonnabend den 20sten, durch Botenfrau) bedauernd. Inzwischen aber hatte er am 18ten Februar (K 19) durch Herrn v. Pappenheim an Goethe dringender dieselbe Aufforderung gerichtet (842). Dieser Brief muss erst spät am 19ten in Goethes Hände gekommen sein, nachdem No. 843 mit der Botenfrau schon fort war; also schrieb er sogleich (am 19ten, oder 20sten früh) als Antwort auf 842 das undatierte Billet 845, in welchem er dem „wiederholten Antrage“ nachgab. Dies Billet kam, wol durch Herrn v. Pappenheim, noch am 20sten (vgl. K.: „Goethe. Goethe.“ Das sind No. 843. 845) an Schiller.

Aus dem hier berührten Feste entwickelten sich dann die bekannten Ereignisse des 5ten März, nach welchen Schiller am 10ten (Mittwoch) berichtet (847): „Der fünfte März ist mir glücklicher vorübergegangen als dem Cäsar der fünfzehnte.“ Die Antwort darauf ist der von Burkhardt, Grenzboten 1873 IV. Quart. S. 78 veröffentlichte Brief Goethes „Jena im März 1802.“ Im Kalender ist er eingetragen unter dem 17ten März (Mittwoch); er ist also durch die Botenfrau gekommen, Tags

vorher, Dienstag d. 16ten März, geschrieben, und wird noch an demselben Tage, 17ten März, von Schiller beantwortet (848, befördert durch die Botenfrau).

No. 862, undatiert, ist schon viel hin- und hergeschlagen. Die erste Ausgabe stellte das Briefchen vor den September 1803, die zweite in denselben Monat; die dritte Ausgabe gibt ihm das Datum des 22sten* Mai 1802, weil Schiller schreibt: „Man bittet mich, Sie darum anzugehen, dass auf den Mittwoch Wallensteins Lager möchte zu den Brüdern gespielt werden, weil Beschort eine Anschauung von diesem Stück zu bekommen wünschte.“ In der That wurden Mittwoch den 26sten Mai 1802 (vgl. K S. 125) die verlangten beiden Stücke gegeben. Die „Komödie heute Abend“, welche Schiller nach den Schlussworten des Billets besuchen will, wäre der Nathan (K). Aber doch ist das obige Briefdatum falsch. Beschort, ein Berliner Schauspieler, trat (Pasqué II S. 326) als Gast am 12ten November 1803 in der Gluckschen Iphigenie (K S. 153), am 14ten in der „Schachmaschine“ (ebendaselbst: „Schachmaschine.“ Beschort) auf, am 16ten Nov. verzeichnet Schiller: „Brüder“, „Beide Billets“. Das ist der in unserm Billet gemeinte Mittwoch; seiner Bitte konnte also nicht nachgegeben werden. „In der Komödie sehe ich Sie heute wohl?“ Das weist auf Beschorts zweites Gastspiel, Montag d. 14ten November.

No. 940, undatiert, fällt in den Anfang 1804, nämlich in die Zeit der Anwesenheit der Frau von Staël und zwar auf den Tag, wo Abends das von Serenissimo veranstaltete Concert stattfand. Dies Concert, das eigentlich Donnerstag d. 5ten Januar auf dem Stadthause sein sollte, wurde hinausgeschoben auf einen Dienstag (Karl Aug. an Goethe I S. 300). Dieser Dienstag kann der 10te Januar nicht sein, denn Schillers No. 934 von diesem Datum und unser Brief No. 940 können, wie der erste Blick lehrt, nicht an Einem Tage geschrieben sein. Also kommen wir auf Dienstag d. 17ten Januar, und das ist in der That das Datum unsres Briefes; denn Körners Brief, in welchem über Johannes Müller und Böttiger gesprochen wurde (IV S. 355 vom 15ten Januar) ist im Kalender am 17ten

* 24. ist ein Druckfehler, vgl. Allg. Ztg. 138.

(S. 157) verzeichnet. Aus diesem Briefe berichtet Schiller an Goethe in Billet 940. Ich notiere zum Schluss noch einige Druckfehler, die ich durch Vergleichung mit der ersten Ausgabe als solche constatieren konnte. No. 118 im zweiten Absatz lies: das Produkt ist mit vielem. No. 393 (S. 403 unten) lies: aber so gar sehr an Form. No. 430 zu Anfang des dritten Absatzes lies: bei dem nämlichen Subject. No. 778 zu Anfang des vorletzten Absatzes lies: erwarte nun ihre Antwort. No. 990 zu Anfang der Nachschrift lies: auf dem sie gewachsen.

Ueber zwei Quellen zu Schillers Jugendgeschichte.

Von

Wilhelm Fielitz.

Im ersten Bande dieses Archivs S. 452 fgg. hat Herr Robert Boxberger eine Skizze „Schillers Jugendjahre“ von der ältesten Schwester des Dichters, Christophine Reinwald, veröffentlicht. „Ein vollständiger Abdruck“ derselben, sagt er, „dürfte schon wegen des Namens der Verfasserin einem Verehrer Schillers nicht unlieb sein.“ Der Herr Herausgeber hätte zuversichtlicher sprechen können, denn welcher Historiker möchte es nicht für einen wissenschaftlichen Fortschritt halten, wenn eine Quelle, von deren Existenz man aus abgeleiteten Canälen längst Kunde hatte, endlich selbst erschlossen wird, so dass fortan aus der Quelle selbst geschöpft werden kann? Dass Christophinens Erinnerungen für Karoline v. Wolzogens Schillerbiographie eine Quelle waren, ist aus der Vorrede zu dieser Biographie bekannt. Wenn aber Herr Boxberger vermuthet, es sei dieser Aufsatz auf Veranlassung jener Dame verfasst und es habe gerade dies Manuscript (das aus dem Besitze des Fräulein Edda v. Kalb stammt und derselben 1834 oder 1835 von der Verfasserin geschenkt wurde) der Arbeit der Frau v. Wolzogen zu Grunde gelegen, so hoffe ich, dem Herausgeber in Bezug auf Entstehung der Erinnerungsblätter Christophinens und in Bezug auf die Natur gerade dieses Manuscriptes anderes beweisen, resp. plausibel machen zu können, indem ich zugleich der Meinung bin, dass die Klarlegung des Verhältnisses einer Quellenschrift nicht den Vorwurf der Kleinigkeitskrämerei zu

fürchten habe; denn Kritik der Quellen, klare Erkenntniss über die Beschaffenheit derselben sind von jeder rechten historischen Erkenntniss die Vorbedingungen.

Bald nach Schillers Tode, noch im Juni desselben Jahres, richtet seine Gattin an die Schwägerin Reinwald eine Bitte, die von der eigenthümlich eifersüchtigen Liebe zeugt, mit der die Witwe das Andenken des Todten bewahrt (Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I S. 357): „Ich spreche mit niemand über die letzten Momente unsres Geliebten, als mit Menschen, die ich kenne, die meine alten Freunde sind. Versprecht es mir auch, meine Freunde. Ich möchte Schillers Andenken rein in uns allein erhalten. — Es ist der grösste Beweis Eurer Liebe zu Schiller, wenn ihr diese Bitte erfüllt. Auch von seinen früheren Lebensumständen erzähle nichts, liebe Schwester. Aber setze sie auf, bitte ich Dich, die kleinsten Züge, die Du Dir entsinnst, denn seiner Familie, seinen Kindern wird es ein heiliges Andenken sein.“ Christophine antwortet am 15. Juni 1805 (Beziehungen S. 314): „Ich will Dir alles, was ich mich noch aus seinen früheren Jahren erinnere, aufschreiben und Deinen Wunsch werde ich heilig befolgen, nichts von alledem Jemand anderm mitzutheilen. Ich habe es meinem Mann auch ernstlich vorgestellt, und er wird es auch nicht thun.“ Wenn sie aber für ihres Mannes Verschwiegenheit gut gesagt hatte, so hatte sie zu viel übernommen; denn, sei es mit oder ohne seiner Gattin Einwilligung, veröffentlichte er im Neuen litterarischen Anzeiger 1807 No. 26 S. 401 fgg. „Berichtigungen Friedrichs v. Schillers Jugendgeschichte betreffend“, und dazu in No. 49 S. 779 einen Nachtrag. Den ersten dieser Aufsätze schliesst er (S. 406) mit der Versicherung, dass er seine Nachrichten theils aus Schillers eignem, theils aus seines Vaters, theils aus seiner älteren Schwester Munde habe. Die Ausführung des Versprechens, das Christophine an die Schwägerin gegeben hat, scheint am 6. April 1806 noch nicht erfolgt zu sein, denn da theilt Christophine noch eine vereinzelte Reminiscenz aus des Bruders Jugend mit (Bezieh. S. 323), die auch in ihrer „Skizze“ enthalten ist, dass er schon im sechsten Jahre beim Pfarrer Moser Griechisch zu lernen angefangen. Aber am 11. Juni 1810

schliesst Lotte einen Brief an Christophine (Urlichs I S. 367) mit den Worten: „Körner in Dresden wünscht alle Nachrichten über Schiller zu sammeln; ich werde ihm Deinen Aufsatz schicken. Wenn Dir noch andere Dinge beifallen, so schreibe sie nieder.“ Also vor jenem Datum sind Christophinens Erinnerungen niedergeschrieben und Körner ist der erste, der sie litterarisch benutzte und zwar für seine Schillerbiographie, die 1812 der ersten Gesammtausgabe der Werke vorangeschickt wurde, und seitdem diesen Platz behauptet hat. Er zeigt seine Abhängigkeit von dieser Quelle z. B. in den aus ihr geschöpften falschen Daten der Uebersiedelung nach Lorch und Ludwigsburg (1765 und 68 statt 1763 und 66; vgl. *curriculum vitae meum* in den Beziehungen S. 14), während das Datum für den Umzug nach der Solitüde (1775; vgl. Bezieh. ebda.) bei Christophine und Körner fehlt. Nachdem einmal das Siegel der Geheimhaltung gebrochen, sind die beiden Frauen mit der Mittheilung ihrer Nachrichten freigebiger geworden. Karoline von Wolzogen hat zu ihrem Werke, das 1830 erschien, sie benutzt, sei es nach dem Manuscript in Lottens Nachlass, sei es nach einem andern. Christophine selbst hat dem Werke Karolinens fern gestanden; das geht unzweideutig aus ihrem Briefe an Streicher (Palleske, Schillers Leben und Werke. 5. Aufl. S. 547) hervor, in welchem es mit Bezug auf die Wolzogensche Biographie heisst: „Ich hoffe, dass die Ihrige ihr zuvorkommen wird und ganz bestimmt wahre Thatsachen enthalten wird.“ Dagegen hat sie nicht bloss mit diesen Erinnerungsblättern, sondern auch mit brieflicher Auskunft unterstützt Streichers Arbeit über Schillers Flucht aus Stuttgart in dem Abschnitt, welcher über die Eltern und die Jugend des Dichters handelt. Brieflicher Auskunft verdankt Streicher z. B. die Angabe über des Vaters Anwesenheit bei des Sohnes Geburt, sowie sicherlich auch die Jahreszahl 1770 des Umzugs der Familie nach der Solitüde; er ist der erste, der überhaupt dafür ein Datum bringt, wenn auch freilich ein falsches. Boas hat für „Schillers Jugendjahre“ (vgl. Einl. S. 30) ebenfalls diesen Aufsatz benutzt. Er führt ihn ausdrücklich unter seinen Quellen an und sagt darüber: „Christophine Schiller, an Reinwald vermählt, schilderte

des Bruders früheste Kindheit für Körner und die Wolzogensche Biographie, auch hat sie eine Reihe von „Erinnerungsblättern“ aufgezeichnet, die sie ihren Freunden gern abschriftlich zu verehren pflegte. Ausserdem stand mir eine Quelle eigner Art zu Gebot u. s. w.“ Es muss ausdrücklich constatiert werden, dass hiernach kein Zweifel sein kann, dass Boas Christophinens Aufsatz benutzte; man kann nämlich daran zweifelhaft werden dadurch, dass er bei Thatsachen, die dieser Quelle entstammen, immer anmerkt: „Christophine bei Frau v. Wolzogen“; aber natürlich, denn seinen Lesern stand nur die abgeleitete Ueberlieferung, nicht die Quelle selbst zu Gebot. Wo er aber Christophinens Worte citiert, führt er nie Frau v. Wolzogen mit an, sondern zeigt durch Varianten, ja ganz eigene Citate, dass er selbständig aus der Quelle schöpfe. Doch davon nachher. Zunächst glaube ich, ist aus den oben angeführten Briefstellen klar, dass Körner, Karoline und auch Streicher keine andere zusammenhängende Schilderung von Christophinens Hand benutzt haben, als die von Boas benutzten „Erinnerungsblätter“, aber ebenso unzweifelhaft ist es mir auch, dass jene „Erinnerungsblätter“ nicht ganz identisch sind mit der von Boxberger veröffentlichten „Skizze“. Leider sind unter den Schillerpapieren auf Schloss Greiffenstein, wie Herr Baron von Gleichen-Rußwurm die Güte hatte mir mitzutheilen, diese Erinnerungsblätter nicht mehr vorhanden, so dass wir, um ein Urtheil zu gewinnen, auf eine Vergleichung unsrer Skizze mit dem, was Körner, die Wolzogen, Streicher, Boas ihrer Quelle entnahmen, angewiesen sind. Ich will nur auf einige augenfällige Unterschiede aufmerksam machen. Karoline v. Wolzogen S. 3 (Aufl. v. 1845) und mit ganz unwesentlichen Varianten Boas citieren, und zwar beide in der ausgesprochenen Form des Citats: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben das Ansehn eines Engelsköpfchens.“ Dagegen lautet die Stelle in der Skizze: „Es war ein erfreuender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf seinem jugendlichen Gesichte zu

sehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das röthlich gelbe Haar, das seine feine Stirn ummalte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen, man musste ihn lieben.“ Sollte die Wolzogen so willkürlich das röthlich gelbe in ein lichtgelbes Haar schöngefärbt und aus dem himmlischen Ansehen stracks ein Engelsköpfchen gemacht haben? Und wenn, sollte Boas, der nach eigner Aussage das Manuscript der Erinnerungsblätter gehabt, doch die Wolzogen und nicht Christophine citiert haben? Ich glaube, beide fanden, was sie citieren. — An diese Schilderung schliesst Frau v. Wolzogen die Erinnerung Christophinens an die Sonntagsspaziergänge mit der Mutter und namentlich an den Ostermontag, da die Mutter beide Kinder durch die Erzählung von den zwei Jüngern in Emmaus zu Thränen rührte. Dies letzte Ereigniss ist in der Skizze gar nicht erwähnt. Woher kannte es Frau v. Wolzogen? Boxberger meint, aus mündlicher Erzählung Christophinens; möglich; nur dass Boas die Sache, unabhängig von der Wolzogenschen Biographie mit Christophinens eignen Worten erzählt (S. 57): „Einst, da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Grosseltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag u. s. w.“ Dies kann Boas unter allen von ihm nach seiner Angabe benutzten Quellen nur den Erinnerungsblättern entnommen haben, und eben daraus hat wol auch Frau v. Wolzogen ihren kürzeren Bericht entnommen. Wenn Boxberger meint, dass auch die Wolzogensche Erzählung von dem Calvarienberge (bei Lorch S. 5) mündlichem Bericht Christophinens entstamme, so liegt die Quelle dieser Erzählung uns vielmehr vor in dem Aufsatze von Charlotte v. Schiller, den auch die Schwester Karoline in der Einleitung unter ihren Quellen nennt: „Schillers Leben bis 1787“ (Urlichs I S. 79).

S. 455 in unsrer Skizze berichtet Christophine: „Moser versuchte im sechsten Jahre einen Anfang im Lateinischen mit ihm vorzunehmen, auch sogar im Griechischen sollte etwas versucht werden, aber der Vater fand es noch nicht für gut.“ Das heisst doch wol, zum griechischen Unterricht kam es

noch nicht? Und doch haben nicht nur Frau v. Wolzogen (S. 4) und Boas (S. 58), sondern auch Streicher (S. 9) aus ihrer Quelle herausgelesen, dass der Unterricht wirklich stattgefunden. Wie aber, wenn Christophine selbst 1806 im April an die Schwägerin schreibt (Beziehungen S. 323): „Auch der liebe Selige hatte schon in seinem sechsten Jahre Griechisch lernen müssen bei dem Herrn Pfarrer in Lorch.“ Reinwald, Berichtigungen etc. S. 401 weiss auch von diesem Unterricht: „Er lernte zeitig Latein, und einem seiner Lehrer fiel es sogar ein, im fünften Jahre, als er kaum lesen gelernt hatte, ihn griechische Wörter zu lehren.“ Das geht auf dieselbe Quelle, Christophine, zurück.* So hat sie sicherlich auch in den Erinnerungsblättern, die sie bald darauf an ihre Schwägerin sandte, berichtet und später diesen Bericht etwas zu modificieren für gut befunden. — Endlich findet sich in unsrer Skizze nicht das Citat der Frau von Wolzogen (S. 17): „Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in der Stille der Nacht besonders lebhaft war, und der in den Nächten sich gern selbst lebte, was der Tag nicht erlaubte, oft als krank an, um in dem Krankensaale der Vergünstigung einer Lampe zu geniessen. In solcher Lage wurden die Räuber zum Theil geschrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes medicinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft.“ Wie verschieden an Worten und Inhalt ist, was Christophine in der Skizze berichtet: „Die Räuber entwarf er ebenfalls in den Nebenstunden und grösstentheils im Krankenzimmer, das er oft Fieber-Anfälle wegen wochenlang hüten musste. Es ist also kein Wunder, wenn in dieser Stimmung, noch unbekannt mit dem Menschen, bey dem Zwang der Verhältnisse in der Fantasie eines Jünglings solche Bilder

---

* Vgl. auch Skizze S. 460 Anm. mit Reinwalds Anmerkung 1 zu S. 404 seiner „Berichtigungen“. Beide erwähnen die Rechtfertigung, die Schillers Urtheil über die Graubündtner durch die Einbringung einer Räuberbande aus Graubündten gefunden habe.

entstehen mussten, die er im Charakter des Franz Moor darstellte.“ Dass Frau v. Wolzogen ihr Citat aus diesen Worten der Skizze, die einen fast entgegengesetzten Sinn haben, zurecht gemacht habe, kann doch niemand glauben.

Soviel also, denke ich, ist klar, dass Christophine in den Abschriften ihres Aufsatzes, die sie nach Boas gern an ihre Freunde verschenkte, und von denen uns in der Skizze eine vorliegt, sich nicht auf abschreiben beschränkt, sondern am Ausdruck und an den Thatsachen, die sie berichtete, geändert hat, und dass unsere Skizze eine in mannigfacher Beziehung geänderte und gekürzte Redaction dessen enthält, was die Wolzogen, Streicher und Boas vor sich hatten. Dass Lottens Exemplar, das älteste von allen, das auch Körner benutzte, jene vollständigere Fassung gehabt habe, liegt in der Natur der Sache, für sie und ihre Kinder war der Aufsatz ja überhaupt „zum heiligen Andenken“ bestimmt, recht diesem Zwecke und der noch frischen Begeisterung der Verfasserin entspricht das „lichtgelbe“ Haar und das „Engelsköpfchen“, die dann im Laufe der Zeit in das nüchternere und wahrere „rothgelbe“ Haar und „himmlisches Ansehen“ sich verwandelten. Noch eine Frage erhebt sich über die Beschaffenheit des Originals: enthielt es auch die Angaben über Schillers Eltern, die Körner und mit dessen Worten Frau v. Wolzogen ihren Biographieen voranschickten? Der Aufsatz war ursprünglich rein für den privaten Familiengebrauch bestimmt, dass also Christophine der Jugendgeschichte des Bruders, auf die es der Witwe lediglich ankam, sollte Notizen über dessen Vater beigefügt haben, ist kaum wahrscheinlich. Von Christophinen können freilich Körners Angaben doch nur ausgegangen sein, denn dass Lotte nicht einmal über die Jugendgeschichte des eignen Gatten, geschweige über das Leben des Schwiegervaters klare chronologische Vorstellungen hatte, zeigt ihr schon angeführter Aufsatz: „Schillers Leben bis 1787.“ Aber jene Daten, sowie namentlich die Stelle aus dem „noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatz des Vaters“ (der auf Schloss Greiffenstein ebenfalls nicht mehr vorhanden ist), verdankte Körner sicherlich brieflicher Auskunft der Frau Reinwald, ebenso wie Streicher die seinigen über den gleichen Gegenstand,

die noch um ein beträchtliches vollständiger sind, als bei Körner.*

Welche Quellen hat nun Christophine bei ihren Aufzeichnungen und Mittheilungen benutzen können? Jene Worte des Vaters „Und Du Wesen aller Wesen“ hat sie offenbar aus dem ihr vorliegenden Aufsatze entnommen. Hat sie auch ihres Vaters *curriculum vitae* benutzt? Ich antworte entschieden Nein, sonst hätte sie nicht so zahlreiche chronologische Irrthümer begehen können, wie sie es gethan. Richtig weiss sie des Vaters Geburtsjahr 1723 (Streicher), den Zug mit dem bayerischen Husarenregiment nach den Niederlanden 1745 (Körner und Streicher), die Beförderung zum Fähndrich im Prinz Louisschen Regiment 1757 (zugleich ihr eignes Geburtsjahr, Körner und Streicher),** aber falsch gibt sie an das Hochzeitsjahr der Eltern 1748 statt 1749 (Streicher), die Versetzung „zu einem andern Corps“ d. h. auf einen andern Kriegsschauplatz, nach Thüringen und Hessen, 1759 statt 1758 (Körner), die Uebersiedelung nach Lorch 1765 statt 1763, nach Ludwigsburg 1768 statt 1766, nach der Solitüde 1770 statt 1775 (Streicher), endlich falsch die Geburtsjahre der beiden Schwestern Louise und Nanette 1767 und 1778 statt 1766 und 1777 (Streicher). Daraus folgt, dass sie jenes *curriculum* des Vaters (Beziehungen S. 3), das alle Daten der Familiengeschichte auf das genaueste anführt, nicht benutzt hat, sondern lediglich ihrem eignen Ge-

---

* Reinwald bringt in dem „Nachtrag“ a. a. O. S. 779 die Notiz: „Dass Sch.s Mutter eine Bäckers Tochter gewesen — davon wissen ihre noch lebenden Kinder nichts, und wer es besser als diese wissen wollte, müsste sehr alt seyn; sie entsinnen sich aber von ihren Aeltern gehört zu haben, dass ihr mütterlicher Grossvater Löwenwirth und Holz-Inspector in Marbach war.“ Dass diese „Berichtigung“ doch falsch ist, dass in der That der alte Kodweis, wie seine Vorfahren, Bäcker war, lehrt das Marbacher Kirchenbuch (Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie S. 5). Woher mag denn Streicher seine wunderbare Nachricht (S. 5) haben, dass das Geschlecht Kodweis eigentlich adelich sei und von Kattwitz heisse?

** Auf welche Autorität hin Frau v. Wolzogen für das richtige Datum 1757 das falsche 1756 und für das falsche 1759 das ebenso falsche 1757 setzt, oder ob das nur Druckfehler der mir zu Gebote stehenden Ausgabe von 1845 sind, vermag ich nicht zu controlieren.

dächtniss gefolgt ist; dass dies in chronologischen Dingen sie täuschte, konnte nicht ausbleiben. Wie sie auch in Bezug auf die Thatsachen selbst sich geirrt, zeigt ihre Angabe von des Vaters Anwesenheit bei des Sohnes Geburt. Dass dieselbe fast unmöglich ist, hoffe ich, in diesem Archiv IV S. 229 f. nachgewiesen zu haben. Das war freilich kein Irrthum ihrer eignen Erinnerung, sondern entweder eine falsche Berechnung oder ein Missverständniss mütterlicher Erzählung. So muss nach Hovens authentischer Erzählung (Selbstbiogr. S. 44) auch die Angabe Christophinens (Skizze S. 459, Streicher S. 16) ein Irrthum sein, dass Schiller auf des Herzogs Verlangen das juristische Studium mit dem medicinischen vertauscht habe. Richtig ist gewiss die Erinnerung an des Vaters Unwillen über diese neue Wendung in des Sohnes Laufbahn.

Interessant ist, dass wir diesen Jugenderinnerungen Christophinens gegenüber (von deren Aufzeichnung sich auch vollständige Exemplare sicherlich noch finden werden) auch solche des Bruders selbst besitzen. Denn diese liegen uns unzweifelhaft vor in dem mehr erwähnten Aufsatze von Charlotte von Schiller „Schillers Leben bis 1787“. Frau von Schiller schreibt am 4. August 1805, wenige Monate nach des Gatten Tode (Urlichs I S. 104) in ihr Tagebuch: „Meine Liebe zu ihm soll Euch sein Bild entwerfen; denn Niemand kannte ihn wie ich, kannte den ganzen Reichthum seines Herzens.“ Im Februar 1806 gesteht sie freilich (S. 106): „Es ist ebenso unmöglich Schillers Bild zu entwerfen, als wie einen Naturgegenstand, als das Meer und den Rheinfall zu malen.“ Das 1805 erschienene berüchtigte Lügenbuch Oemlers „Schiller oder Scenen und Charakterzüge aus seinem späteren Leben“ veranlasste sie zu längerer Widerlegung der lügenhaften Angaben (S. 108—114), die freilich nicht, wie sie es anfangs zu beabsichtigen scheint, veröffentlicht wurde. In allen erwähnten Schriftstücken legt sie immer nur Gewicht darauf, dass ihre Kinder eine Schilderung des Vaters von ihrer Hand haben sollten.* Diesen

* Vgl. auch den Brief von Heinrich Voss an sie (Url. III S. 217) vom 15. April 1807: „Dabei (bei der Lectüre von Hubers Leben, geschrieben von seiner Gattin) konnte ich einen Wunsch nicht unterdrücken, den ich Ihnen mittheilen muss: dass Sie ein Leben Schillers nicht bloss

Zweck verfolgt und nur für dies Publicum ist berechnet der Aufsatz, mit dem wir es hier zu thun haben. Derselbe ist nach der schwäbischen Reise verfasst, die sie im August, September und October über Mannheim nach Heidelberg und Stuttgart machte; wenn sie nämlich über Schillers erste Reise nach Mannheim erzählt (S. 89): „Mit Rührung bezeichnet ein Freund die Stelle, wo er, unerkannt von dem Publikum im Theater zuhörte, und nur Freiherr von Dalberg und Geheimrath Klein wussten um das Geheimniss seiner Reise", so sind das Reminiscenzen an eben jenen Besuch Lottens in Mannheim, von dem sie an Christophine (S. 370) am 10. October 1810 berichtet: „In Mannheim war ich auch zwei Tage. Der alte Geheimerath Klein hat auch grosse Anhänglichkeit an Schiller und die Kinder gezeigt. Der Anblick des Theaters, wo die Räuber zuerst aufgeführt wurden, wo Schiller oft stand, hat mir auch anfangs weh gethan", oder an die Prinzessin Karoline (S. 540): „Wie ich da über Schiller trauerte, da ich die Plätze sah, die er mit aller Hoffnung und Kraft des Lebens zuerst betrat." Während nun die Verfasserin ihre Kenntniss der Gegend, die sie nach dreimaligem Besuche gewonnen hatte (denn schon 1783—1784 war sie mit der Mutter und Schwester, auf der Schweizerreise, 1793—1794 mit Schiller dort gewesen), mit Vorliebe durch Localschilderungen documentiert, so zeigt sie sich über den Verlauf von Schillers Jugend bis zum Eintritt in die Militärakademie durchaus mangelhaft unterrichtet. Die erste Jahreszahl, die sie überhaupt anführt, ist 1782 (S. 95) als Beginn des freiwilligen Asyls in Bauerbach. Christophinens Erinnerungsblätter, die sie damals schon gelesen haben musste, haben ihr kein deutlicheres Bild über die chronologischen Verhältnisse gegeben; vermuthlich schrieb sie, während der Aufsatz ihrer Schwägerin in Körners Händen war; denn es findet sich auch nicht der leiseste Anklang an diesen, weder im Ausdruck, noch im Inhalt, so dass sie nicht einmal diese Quelle, die ihr doch zu

---

in Grundzügen entwerfen, sondern mit aller Ausführlichkeit und Umständlichkeit darstellen möchten. Ich denke dabei durchaus nicht an das grössere Publikum, sondern einzig an Sie und besonders an die Kinder. — — Ohne Rücksicht auf das Publikum schreiben Sie einzig für Ihre Kinder."

Gebote gestanden hätte, benutzt zu haben scheint. Soll das nun dem Credit des Schriftchens Abbruch thun? Ich denke, im Gegentheil, um so sicherer können wir sein, dass sie nichts gibt, als was aus den Erzählungen Schillers und der seinigen in ihrem Gedächtniss haften geblieben war. Recht frappant tritt die Eigenartigkeit und Selbständigkeit ihrer Darstellung gegenüber der Christophinens hervor in folgender Erzählung aus der Lorcher Zeit (S. 79): „Seine ältere Schwester besuchte mit ihm die Schule, und manchen hellen Wintertag brachten die Geschwister am Fusse der Berge mit kindischer Lustigkeit hin, statt in der engen Schulstube zu sitzen. Die Mutter lauerte still an dem Pförtchen des Thors, welchen Weg die Kinder einschlagen würden, und lustig sprangen sie um die Ecke der Strasse, von wo aus sie nicht mehr erblickt werden konnten, und freuten sich ihrer Freiheit und List, die sie leichtsinnig gutmüthig ausübten." So erzählt Lotte, d. h. so hat sie die Sache von Schiller gehört. Christophine sieht schon in dem Knaben einen Musterknaben (S. 455): „Er ging auch gern in die Kirche und Schule, und versäumte keins ohne wichtige Ursachen. Nur einmal geschah es, dass er sich vergass etc." Frau von Wolzogen hatte beide Quellen vor sich und zog zwischen Lottes „manchen hellen Wintertag" und Christophinens „nur einmal" die Mitte, indem sie schrieb (S. 4): „Nur selten wurde diese versäumt." Welcher der beiden Quellen — wenn bei einer solchen Kleinigkeit sich die Frage verlohnt — sollen wir glauben, Christophine oder Lotte? Ich denke, an und für sich wahrscheinlicher ist Lottens Bericht, und schlechter beglaubigt gewiss nicht, und ich meines Theils bekenne meine Freude über jeden Zug, der von dem Bilde des Wunderknaben, wie ihn Oemlers Lügen, oder des Musterknaben, wie ihn die Liebe und Begeisterung der Schwester darstellt, verschwindet und, um mit Palleske zu reden, „ein Kind, wie viele" übrig lässt. Dass die Erinnerungen aus Schillers Jugendreminiscenzen, da sie in Lottens Gedächtniss jeglichen chronologischen Haltes entbehrten, oft bunt durcheinander gewirrt sind, ist natürlich; zwei Beispiele dafür: „Früher hatte, heisst es S. 78, sein Vater eine militärische Laufbahn durchlebt und wurde als Officier entlassen. Er trieb noch die Werbegeschäfte in einer kleinen

würtembergischen Landstadt mit der Aufsicht über des Schwiegervaters Landwirthschaft." Die Confusion des Marbacher Lebens (und zwar verschiedener Perioden desselben), des Lorcher Werbegeschäftes und des Lebens nach der Entlassung aus dem *nexu militari* ist offenbar, und doch jede einzelne Angabe ausserhalb ihres Zusammenhanges richtig. Aehnlich steht es mit ihrem Bericht über Schillers Schulbesuch vor der Akademie (S. 79): „Was Knaben und Mädchen vereint lernen können, theilten die Geschwister (in Lorch); aber die älteren Sprachen, die Schiller lernen sollte, um sich dem geistlichen Stand widmen zu können, nahmen bald seine ganze Zeit weg. Seines ersten Lehrers gedachte er oft und gestand, dass er durch ihn nicht erreicht habe, was jener wohl wähnte." Da sind Lorch und Ludwigsburg, Moser und Jahn durcheinander gemengt, aber jede Angabe beruht auf einer Erinnerung an Schillers Erzählung. Wenn dem so ist, so haben wir, meine ich, eine unverächtliche Anleitung zum richtigen Gebrauch des Aufsatzes in dieser Erkenntniss; die einzelne Thatsache beruht auf meist richtiger Erinnerung, den Zusammenhang hat die Verfasserin sich reconstruieren müssen und hat dies, namentlich für die frühesten Zeiten, nur in höchst schiefer und lückenhafter Weise vermocht.

Schiller und Siegwart.

Von

Robert Boxberger.

In seiner Abhandlung: Ueber naive und sentimentalische Dichtung (Hempels National-Bibliothek, Schiller XV, S. 516) sagt Schiller: „Ueber Siegwart und seine Klostergeschichte hat man gespottet, und die «Reisen nach dem mittäglichen Frankreich» [von M. A. von Thümmel] werden bewundert; dennoch haben beide Produkte gleich grossen Anspruch auf einen gewissen Grad von Schätzung und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte Empfindung macht den erstern Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter, feiner Verstand macht den zweiten schätzbar; aber so wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es dem andern an ästhetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich. Da nun das wahrhaft Schöne einerseits mit der Natur und andrerseits mit dem Ideale übereinstimmend sein muss, so kann der eine so wenig als der andere auf den Namen eines schönen Werks Anspruch machen." So urtheilte Schiller in seinem gereiften Alter. Dass er aber in seiner Jugend eine Periode der Siegwartschwärmerei so wie der Wertherschwärmerei auf der Militärakademie durchzumachen hatte, erzählt uns K. von Wolzogen in ihrem Leben Schillers I, S. 34: „Auch Siegwart [von Joh. Mart. Miller, Leipzig 1776. 3 Bde.] hatte sich eingeschlichen. Dieses einfache, herzvolle Gemälde der schönen Jugendliebe zog Schillern sehr an. Er sagte uns, dass er oft am einsamen vergitterten Fenster über seinen Lilien, die er in Scherben an demselben zog, stundenlang in den von diesem Buche erweckten Gefühlen geschwärmt habe." Es wäre

zu verwundern, wenn die tiefen Eindrücke dieses Romans auf das jugendliche Gemüth Schillers, da er für seine poetischen Productionen fast nur auf Lectüre angewiesen war, in seinen Jugendwerken keine Spur zurückgelassen hätten. Ich gebe im folgenden, was ich von dergleichen Spuren aufgefunden zu haben glaube.

Am Schlusse des Jugendgedichtes „Leichenphantasie“ heisst es:

> Wiedersehen — himmlischer Gedanke! —
> Wiedersehen dort an Edens Thor!
> Horch! der Sarg versinkt mit dumpfigem Geschwanke,
> Wimmernd schnurrt das Todtenseil empor!
>
> — — — — —
>
> Dumpfig schollert's überm Sarg zum Hügel —
> O um Erdballs Schätze nur noch einen Blick!
> Starr und ewig schliesst des Grabes Riegel,
> Dumpfer — dumpfer schollert's überm Sarg zum Hügel,
> Nimmer gibt das Grab zurück.

Nun hat zwar Düntzer (Schillers Gedichte erläutert, III, S. 16 f.), eine vortreffliche Parallelstelle aus dem „Werther“ beigebracht, und ich selbst habe die zweite Str. als eine Reminiscenz von eben daher nachgewiesen; vgl. Viehoffs Commentar, 4. Aufl. I, S. 37. Aber dies schliesst noch nicht aus, dass ihm nicht auch folgende Stelle aus dem „Siegwart“ (Carlsruhe 1777, I, S. 69) vorgeschwebt haben dürfte: „Man hub den Sarg, nachdem er mit dem Weihwasser besprengt worden war, wieder auf und trug ihn durch den langen Gang im Garten nach dem Gottesacker. Ein dicker Nebel hüllte alles ein. Die Wachskerzen warfen einen fürchterlichen Schein in die Nacht des Nebels. Der Sarg ward am Grabe niedergesetzt; die Paters stellten sich in einem Kreise um das Grab herum, und beteten. Pater Gregor stand dicht daran, und sah mit starren Blicken in die Gruft. Weinen konnt' er nicht mehr; seine Säfte waren ausgetrocknet. Der Sarg ward hinabgelassen; der dumpfe Schall, den die Erdschollen auf dem holen Deckel machten, weckte ihn aus seinem Schlummer, und ein tiefer Seufzer hub seine Brust zitternd empor. Er hub seinen Blick zum Himmel, und lächelte halbfreudig, als ob Engel mit ihm sprächen. Das Grab war nun ausgefüllt, und der Hügel wurde aufgeworfen.

Ein Pater hielt eine kleine, aber rührende Rede von den Tugenden des Verstorbenen; einer nickte ihm nach dem andern Beifall zu, und dankbare Thränen, die schönsten Zeugen eines frommen wohlthätigen Lebens, flossen auf den Hügel. Man gieng nun vom Grabe wieder in das Chor zurück, wo noch einmal eine Trauermusik gemacht wurde, die sich erst durchs Graun der Gräber langsam und melancholisch fortschlich, dann sich schnell und triumphirend zu den Wolken aufschwang, und die Hofnung der Auferstehung ausdrückte.“ Zu Spiegelbergs Erzählung von der Plünderung des Nonnenclosters (s. Archiv III, 283 f.) können wir auch die Worte des Junker Veit, des gleich noch einmal zu erwähnenden Vaters von Siegwarts Busenfreund und späterem Schwager anführen (I, S. 218): „Beym Element, wenn man d' Pfaffen machen liess, sie zögen uns noch d' Haut über d' Ohren runter! Aber ich habs brav kriegt im letzten Krieg! Da, wenn wir in ein Kloster kamen; wie der Blitz, war alles rein weg! — Und, in den Nonnenklöstern? — O, da denk, wird man noch eine Zeitlang an uns denken. Uh, wenn ich so eine Nonne kriegt! 's Maul wässert mir noch.“ Vor allen Dingen aber möchte ich auf die Scene in „Cabale und Liebe“ hinweisen, in welcher der Praesident in die Wohnung des Musicus Miller eindringt, um dessen Tochter zu beschimpfen. Diese vortreffliche Scene, die den theatralischen Erfolg des ganzen Stückes sicher stellte, scheint doch erst durch die Anregung eines Briefes von Therese Siegwart an ihren Geliebten, den Sohn des Junkers, entstanden zu sein (II, S. 390): „Theurester Freund! Ich schreib Ihnen mit dem kummervollsten Herzen, und mit nassen Augen den letzten Brief in meinem Leben. Der vergangene Montag ist für mich der traurigste und fürchterlichste Tag gewesen. Ihr Vater, den ich noch nicht kannte, kam mit einem Edelmann und zween Jägern in unsern Hof angesprengt. Ich hörte ihn mit Ungestüm nach meinem Vater fragen, und sah aus dem Fenster. Bist Du die Hur? rief er zu mir herauf. Ich wusste nicht, was ich aus dem Mann machen sollte? und lief zitternd zu meinem Vater. Als wir hinunter wollten, kam Ihr Vater uns schon auf der Treppe mit dem Edelmann entgegen. — Ist Er der Amtmann Siegwart? fragte er. Ja, mein Herr! antwortete mein Vater, was befehlen Sie? — Nichts befehlen!

rief Ihr Vater, und kam die Treppe vollends herauf. — Er ist ein Schurke, dass Ers weis! Er will meinen Sohn verführen! — Das ist wohl das saubre Mensch da (indem er sich zu mir wandte), an der er den Narren gefressen hat? Ein saubres Thierchen! Mein Seel! — Und so fuhr er fort, und gab mir und meinem Vater Reden, die ich mich schämen würde, niederzuschreiben. Kurz, er begegnete uns auf die gröbste, beleidigendste Weise; sprach immer vom Einsetzen, Verführungen, Lumpen- und Hurenpack, und drohte mit Mord und Todschlag, wenn ich mir einfallen lassen wollte, seinen Sohn ferner zu infamiren, wie ers nannte. Ich stand da, und dachte, ich müsste in die Erde sinken. Einigemal konnte ich mich nicht enthalten, ihm grobe Reden zu geben, als er meine Unschuld — das einzige, worauf ich stolz bin — angrif. Der Junker, der mit Ihrem Vater kam, ist der niederträchtigste Mensch, der mir auf die schimpflichste Art begegnete, und mich immer nur Kanaille, und bürgerliche Gassenhure nannte. — Mein Vater, der auch hitzig seyn kann, wenn man ihn erst aufbringt, sagte Ihrem Vater, er möchte sich in Acht nehmen, und mit solchen Beschimpfungen einhalten. Er sei ein ehrlicher Mann, und ich ein ehrlich Mädchen; ich correspondire zwar mit seinem Sohn, aber auf die erlaubteste Art; er könn die Briefe selber sehen u. s. w. Ihr Vater wollte von dem allen nichts hören, schimpfte unaufhörlich fort, und drohte, Sie und mich, und meinen Vater zu erschiessen, wenn wir nur noch eine Zeile an einander schrieben, oder einen Gedanken auf einander haben wollten. Mein Vater sagte, das woll er wol versprechen, dass ich nicht mehr an Sie schreiben, und weiter keine Gemeinschaft mit Ihnen haben soll; aber die übrigen Beleidigungen wolle er sich auch inskünftige verbitten. Der andre Junker schlug ein lautes Gelächter aus. Ihr Vater aber sagte: Nu Jobst, lass uns weiter! Vorjetzt hab ich gnug; aber noch ein Brief, und — hier zog er eine Pistole hervor — die erste Kugel gehört dir, Mädel! und die zweyte ihm, Monsieur Amtmann! Merk er sichs! Mit diesen Worten gieng er wieder die Treppe hinunter, setzte sich aufs Pferd, und ritt mit seinen Jägern davon. — Sie können sich vorstellen, Theurer Freund! wie mir seit der Zeit zu Muthe seyn muss. Das ganze Leben ist mir verhasst, die ganze Welt

eine Einöde. Ich schreib Ihnen diesen Brief auf Befehl meines Vaters, ders bey Ihrem Vater verantworten will, wenn ers erfahren sollte. Ich soll von Ihnen Abschied nehmen auf ewig! Gott, von Ihnen! und doch muss es seyn! — Ich habe Sie geliebt, Theurer, aber verkennen Sie mich nicht! Nicht aus Stolz, weil Sie von Adel sind. Um des Adels Ihres Herzens willen, liebt ich Sie; lieb ich Sie noch! Das darf ich sagen, denn ich sags ohne Absicht auf Ihre Hand. Ich hab auf ewig alle Hofnung von mir weggebannt. Es muss seyn! — Leben Sie glücklich! Sie verdienen es. Bleiben Sie mein Freund in Ihrem Herzen! Denken Sie zuweilen an das Mädchen, das bald sterben wird! . . . Ich habe mein Herz in Thränen ausgeschüttet, und komme nochmals, Ihnen das letzte Lebewohl zu sagen. Künftig kann ich keine Zeile mehr von Ihnen annehmen. Ich werd Ihnen jeden Brief unerbrochen zurückschicken. Das hab ich zugesagt. Leben Sie denn wohl, auf ewig wohl, mein Theurester! Gott stärke Sie, und belohne Ihre Tugend! ... Betrüben Sie sich nicht zu sehr! Sie müssen andre Menschen, und ein besseres Mädchen glücklich machen, als ich bin ... Sagen Sie ihr einst, dass ich edel dachte, und Sie darum liebte ... Meine Freundin kann sie auf dieser Welt nicht mehr werden, denn bis dahin bin ich todt ... Ich murre nicht gegen die Vorsicht; aber ich kann diese Last nicht tragen. Mein Herz muss drunter brechen. — Leb wohl, Edelster und Bester! Im Himmel sehen wir uns wieder, und freuen uns, dass wir geduldet haben. ... Leb wohl! Siehst Du einst mein Grab, so wein drauf! Ich verdiens! Der Engel der Liebe sey Dein Schutzgeist! oder ich werds . . . Mein Herz schlägt gewaltiger. Hier fällt eine Thräne hin, küss die Stelle! . . . Schreib mir keine Zeile! Du würdest mich betrüben ... Nun das letzte Wort, das ich an Dich schreibe. Leb ewig wohl, Geliebtester! und denk an Deine unglückliche Therese."

Die Geschichte von dem bekannt werden des Prinzen mit der schönen Griechin im „Geisterseher" ist auch ziemlich ähnlich mit folgender Geschichte im Siegwart (II, S. 477 f.): „Die Kirchen, und besonders die Frauenklosterkirche besuchte er alle Sonn- und Feyertage, und nährte da seine Phantasie noch mehr durch das heilige Gepränge, und die feyerliche Musik. Einmal

sah er ein Mädchen neben sich knien, über dessen Anblick er erschrak. Es hatte die Augen andachtsvoll gen Himmel gerichtet, und warf, als er es anblickte, einen Blick auf ihn, der sein Innerstes umkehrte. Er war auf einmal aus aller Fassung, und konnte, ohngeachtet aller Bemühung, seine Andacht nicht mehr sammeln. Es überfiel ihn ein solches Zittern und Beben, dass er sich kaum mehr auf den Knien halten konnte. Noch Einmal blickte er hinüber; sie liess eben ein Kügelchen an ihrem Rosenkranz fallen, sah ihn wieder an, und sein Blick fuhr wie der Blitz zurück. Nach etlichen Minuten stand sie auf; er hörte ihr Gewand rauschen, wagte es aber nicht, nach ihr hinum zu blicken. Er wollte wieder beten, aber er konnte nicht vier Worte zusammen bringen. Drauf machte er ein Kreuz, schlug sich auf die Brust, stund auf, und, indem er sich umwendete, sah er das schlanke Geschöpf mit langsamem, majestätischem Gang der Kirchenthüre zugehn, sich mit Weihwasser besprengen, und aus seinen Augen verschwinden. Er kam aus der Kirche, ohne selbst zu wissen, wie? Gutfried stand in einem Seitenstuhle, und grüste ihn; aber er nahm ihn nicht wahr. Als er vor die Kirche kam, sah er das Mädchen nicht mehr, und wuste nicht, wo er sich hinwenden sollte? — Gott! Was ist das? dachte er. War das ein Engel, oder wars Maria? Seine ganze Empfindung war ihm unerklärlich. Es war ihm nicht wohl, und auch nicht weh! Seine Seele war immer ausser ihm, und er wuste doch nicht, wo? Er sah nur das, gen Himmel gehobene Auge, und die schlanke Gestalt, wie sie majestätisch vor ihm her schwebte." S. 481: „Den künftigen Sonntag konnte er kaum erwarten. Da dachte er, das Mädchen wieder in der Kirche zu sehen. Hundertmal des Tags sah er nach seinem Wandkalender, wie viel Tage es noch bis dahin sey? Immer vergass ers wieder, und rechnete oft einen Tag weniger. Zuletzt zählte er sogar die Stunden. Er stellte sich vor, was er thun, wo und wie er sich anstellen wolle? wenn sie in die Kirche komme. Als der Sonntag kam, wachte er früh auf, kräuselte sein Haar sorgfältig, und kleidete sich prächtiger und netter, wie gewöhnlich. In der Frühmesse traf er das Mädchen nicht. Sein Herz erhob sich zu Gott mit schwärmerischer Andacht; seine

Einbildungskraft drang bis an den Thron der Gottheit; sein Geist war ausser dem Leibe, und unmittelbar im Himmel. Auf Einmal überfiel ihn wieder eine äusserliche Beklemmung; sein Herz klopfte laut und sichtbar. Alle Augenblicke, dacht' er, kann sie kommen, und neben mir nieder knien. Er bebte vor dem Augenblick, und wünschte ihn doch so sehnlich herbey — In die Predigt kam das Mädchen auch nicht. Sein Auge suchte ängstlich umher, verweilte auf jedem gutgekleideten Frauenzimmer, und wandte sich unwillig wieder weg, weil es nicht fand, was es suchte. So oft die Kirchenthüre aufgieng, blickte er hin, und zitterte. Sie kam nicht. Nach der Predigt gieng er in den Chor, kniete auf die Stelle nieder, wo sie gekniet, und die er sich so genau gemerkt hatte. So oft er etwas hinter sich gehen, oder ein seidenes Gewand rauschen hörte, ward ihm bange; ängstlich blickte er dann um sich, weil er fürchtete, jedermann bemerke ihn. Einmal sah er ein Mädchen mit einem Flor vor dem Gesicht ihm zur Rechten niederknien. Es hatte die schlanke Gestalt seines Mädchens. Sein Gesicht glühte, er zitterte, sein Gebet ward laut; er glaubte zu vergehen und zu sinken. Schwankend stand er auf. Das Mädchen war nicht das seinige. Heilige Mutter Gottes! dachte er, wo ist sie? — Schnell steckte er den Rosenkranz ein, gieng aus der Kirche, ohne das Weihwasser zu nehmen, und nach der obern Stadtkirche. Hier fand er sie wieder nicht. Nun überfiel ihn tiefe Wehmuth. Tausenderlei traurige Vorstellungen bekämpften sich in seiner Brust: Ist sie krank? Ist sie todt? Hab ich sie durch meinen Blick erzürnt? Hätt ich sie doch nie gesehen! Stürb ich doch auch! O ich bin der unglücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. — Er gieng heim, und weinte, rang die Hände und betete."

Zu Schillers „Jesuitenregierung in Paraguai“.

Von

Fritz Jonas.

Im Octoberheft des Jahrgangs 1788 des Teutschen Mercur erschien der mit S. unterzeichnete Aufsatz „Jesuitenregierung in Paraguai“. Das S. der Unterschrift ist mit Recht auf Schiller gedeutet. Dieser schrieb an Körner d. 1. October 1788: „Im September des Mercur werden auch Aufsätze von mir erscheinen, doch von wenigem Belang.“ Am 20. October berichtigt er diese Meldung dahin: „Im September des Mercur steht noch nichts von mir, den October habe ich noch nicht.“ In einem nicht genau datierten Briefe aus dem November 1788 antwortet Körner, nachdem er das Octoberheft des Mercur gelesen hatte: „Wo hast Du denn die Jesuitenanecdote im Mercur her? Hast Du eine noch nicht benutzte Quelle zur Geschichte dieses originellen Staates gefunden, so wäre es der Mühe werth, sie zu bearbeiten. Soviel ich mich erinnere, hat man bloss in Raynals Geschichte* eine interessante Darstellung dieses Gegenstandes, und dieser wird den Stoff gewiss nicht erschöpft haben.“

Auf diese Anfrage vergass Schiller zu antworten, und seine Quelle war bisher nicht bekannt. Eine Notiz aus einem Briefe an seine Rudolstädter Freundinnen vom 30. Mai 1788

* Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes. Par Guillaume-Thomas Raynal. Tome IV Genève 1780 S. 272—325.

(Schiller und Lotte No. 12 vergl. Fielitz, Archiv f. Litteraturgesch. Leipzig 1874 Bd. III S. 530 ff.) hat mich auf die rechte Führte geführt. Dort heisst es: „Herrn v. B. schicke ich hier Harrenbergs Geschichte der Jesuiten.“ Gemeint ist natürlich die „Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten seit ihrem Ursprunge bis auf die gegenwärtige Zeit durch Johann Christoph Harenberg.“ Halle und Helmstädt 1760. 2 Bde. 4to.

Aus dem letzten Capitel dieses umfangreichen Werkes hat Schiller jene Anecdote entlehnt, und da dasselbe wol vielen Schillerfreunden nicht zur Hand ist, mag es gerechtfertigt erscheinen, die wenigen betreffenden Seiten aus demselben zur Vergleichung mit dem Schillerschen Text wieder abzudrucken.

Das letzte Capitel ist überschrieben: „Neueste Relation von der Schlacht in Paraguai 1759 1. Oct. zwischen der jesuitischen und den vereinigten spanisch und portugiesischen Armeen. Aus dem Spanischen übersetzt.“ Von Seite 2246 ab liest man folgendes:

'Den 12. (September 1759) that der General Caranza einen Ausfall gegen Norden mit 1000 zu Fuss und 400 zu Pferd, entfernte sich eine halbe Tagereise und erwartete an dem Pass des Berges Abalicu oder Atalicao ein starkes Corps Indianer, welches im Anzug war, sich mit ihrer Hauptarmee in Cingala zu vereinigen. Der General postirte sich auf den Berg bei der Mündung des Passes, pflanzte 2 Kanonen dahin, und, nachdem er ihrer ziemlich viele in guter Ruhe vorbey gehen lassen, so gab er Feuer aus den Kanonen, das kleine Geschütz schoss von oben herab ganz sicher, und die Unsrigen warfen grosse Steine herunter auf sie, und erlegten ihrer viele. Die Verwirrung und das Schrecken stürzte ihrer viele in eine nahe dabey gelegene Kluft. Vom Mittag aus wurden sie durch den Obersten Nemos verfolget; vom Abend durch den Hauptmann Altado, welcher von einem Europäer einen Musketenschuss in ein Bein bekam, dem er ein Pferd getödtet, und über welchen er mit dem Degen hergegangen. Der Europäer wehrte sich stark, schlug sich mit der Flinte in der Hand, hernach mit einem Pistol und dem Säbel, so

gewaltig, dass er 5 von den Unsrigen tötete; weil Altado wollte, man solle ihn lebendig gefangen nehmen, wie es auch geschah. Die ganze geschlagene Armee belief sich auf 5000 Mann. In der Kluft zählte man 1500 Todte; gegen dem Berge waren an Todten und Verwundeten 1000. Der Gefangenen waren 454, von welchen man 115 wegen ihres Widerstandes umbrachte. Das übrige zerstreute man, und ein Haufen von 500 Mann wurde durch den General Oleiro gänzlich geschlagen, der zur Verstärkung anrückte. Bey dieser Gelegenheit bekam man 3 Cacichi und 14 andere Officiers. Man eroberte 3 Fahnen, 115 Flinten und ander Gewehr. Man bemerkete, dass alle Indianer gegen den Europäer, der sich mit dem Hauptmann Altado geschlagen, grosse Hochachtung bezeugten. Einige Indianer, die man losmachte, liefen auf ihn zu, fielen vor ihm nieder und schlugen sich an die Brust, nannten ihn auch oft Cau. Der Europäer bezeigte sich gegen solchen Gehorsam ungeduldig; die Indianer aber fuhren immer fort. Der Europäer wollte kein Wort sagen. Man schlug ihn, man stellte ihn auf die Tortur, da er denn wider seinen Willen einige Klagen in portugiesischer Sprache hören liess. Er wollte nie gestehen, wer er wäre. Jedermann aber merkte gar bald, dass er ein Jesuit wäre.'

'Den 18. zog der General Oleiro mit 1000 Mann zu Fuss und 500 zu Pferde aus und schlug gegen Norden von Itapa ein Corps Indianer von 4000 Mann durch einen Ueberfall. An Todten und Verwundeten hatte man 2500. An Gefangenen 390, unter welchen man einen andern Europäer bekam, der auch also geehret und Cau genennet wurde. Er redete ganz frey und liess sich deutlich vernehmen, dass er ein Jesuit wäre, der seinen erbosten Indianern aus seiner Pfarre als Pfarrer, als Caplan und geistlicher Assistent gefolget, und dass er nichts anders suchte, als sie in Schranken zu halten, und ihnen gelinde Maximen gegen die mächtigsten Monarchen von Spanien und Portugal einzupflanzen; er hätte aus zweyen Uebeln das geringere erwählet: er wäre bereit, für seinen und den spanischen König sein Blut zu vergiessen. Und da man ihn fragte, wie er hiesse, so sagte er, P. Rennez.'

'Es brauchte nicht viel Witz, um es einzusehen, dass P. Rennez der General über diese Truppen wäre. Da das der andere Jesuit hörete, so gestund er endlich ein, er wäre der Caplan der geschlagenen Indianer und hiesse P. Lenaumez. Das Pferd, das ihm unter dem Leibe erschossen worden, war mit reichem Zeug ausgeschmücket. Er, wie der andere General, hatten eine von den andern unterschiedene Kleidung. Sein Helm war mit rothen Federn eingefasst; er hatte eine grosse Kette von Diamanten am Halse; im übrigen aber hatte er den Husarenhabit von rother Farbe, ausser dass ihn von den Achseln zween kleine Ermel herabhingen. Er hatte einen grossen Säbel, eine vollkommen gute Flinte; und da man ihn auszog, fand man auf seinem Leibe einen sehr guten Brustharnisch, eine kurze Pistol und zwey Dolche. In seinem Sacke fand man ein klein Büchlein, bey dessen Erblickung er sein äusserstes Missfallen nicht verhehlen konnte. Die unbekannten Buchstaben, welche sehr wohl geschrieben waren, standen in einer sehr kleinen Schrift auf dem Rande in lateinischer Sprache erkläret. Unter uns war kein Officier, der es nicht abschrieb. Es hat vier Blätter und der Titel besteht in folgenden Worten:

„Instructorium Militare.“

„Kriegsrecht.“

Ich setze sie eben so her, wie sie dort standen.'

„Höre, o Mensch! die Gebote Gottes und des heiligen Michaels:“

„1) Gott ist der Endzweck aller Handlungen.“

„2) Gott ist die Quelle aller Tapferkeit und Stärke.“

„3) Die Tapferkeit besteht im Leibe und in der Seele.“

„4) Gott thut nichts umsonst.“

„5) Die Tapferkeit ist den Menschen gegeben, dass sie sich vertheidigen.“

„6) Die Menschen müssen sich wider ihre Feinde vertheidigen.“

„7) Die Feinde sind die weissen Menschen, die aus fernen Gegenden kommen, Krieg zu führen, und sind von Gott verflucht.“

„8) Die Europäer, z. B. die Spanier und Portugiesen, sind solche von Gott verfluchte Leute."

„9) Gottes Feinde können nicht unsre Freunde seyn."

„10) Gott befiehlt, dass wir seine Feinde ausrotten, und in ihre Länder vorrücken, um sie auszurotten."

„11) Damit ein von Gott Verfluchter, z. B. ein Spanier, ausgerottet werde, muss man auch das zeitliche Leben verlieren, damit man das ewige verdiene."

„12) Wer mit einem Europäer redet, oder ihre Sprache verstehet, wird zu dem höllischen Feuer verdammet werden."

„13) Wer einen Europäer umbringt, wird seelig werden."

„14) Wer einen Tag zubringt, ohne eine Handlung des Hasses und der Verfluchung wider einen Europäer vorgenommen zu haben, wird zum ewigen Feuer verdammet werden."

„15) Gott erlaubet dem, der die zeitlichen Güter verachtet, und immer bereit ist, wider die Feinde (sic) des Teufels zu streiten, alles mit einem Weibe anzufangen."

„16) Wer in dem Treffen mit den Europäern umkömmt, wird seelig werden."

„17) Wer wider die Feinde Gottes eine Kanone losbrennt, wird seelig seyn, und werden ihm alle Sünden seines Lebens vergeben werden."

„18) Wer mit grosser Gefahr des Todes die Ursache seyn wird, dass man ein Schloss und Festung wieder erobert, welches von den Weissen unrechtmässiger Weise besessen wird, der soll in dem Paradiese unter allen Weibern des Himmels eine sehr schöne Frau haben."

„19) Wer Ursache davon seyn wird, dass unser Reich über unsere Grenzen ausgebreitet wird, der wird unter allen Töchtern Gottes im Paradiese 4 sehr schöne Weiber haben."

„20) Wer Ursache davon seyn wird, dass sich unsere Waffen nach Europa erstrecken, der wird im Paradiese viele schöne Mägdlein haben."

„21) Wer den Früchten der Erde ergeben ist, der soll keine Früchte des Himmels geniessen."

„22) Wer mehr Kinder zeuget, der wird mehr Ruhm im Himmel haben.“

„23) Wer Wein trinkt, der wird nicht ins Himmelreich kommen.“

„24) Wer seinem Cau nicht gehorchet, und nicht demüthig ist, der kömmt in die Hölle.“

„25) Die Cau sind Söhne Gottes, welche über Europa aus dem Himmel kommen, dass sie den Völkern wider die Feinde Gottes helfen.“

„26) Die Cau sind Engel Gottes, welche zu den Völkern kommen, dass sie sie lehren, wie man in den Himmel komme, und die Kunst die Feinde Gottes auszurotten.“

„27) Denen Cau muss man alle Früchte des Landes geben und alle Arbeiten der Menschen, damit sie dieselbe gebrauchen, um die Völker, die des Teufels Freunde sind, auszurotten.“

„28) Wer in der Ungnade seines Cau stirbt, wird nicht seelig.“

„29) Wer den höchsten Cau anrühret, wird seelig.“

„30) Jedermann sey seinem Cau unterthan, und gehe hin, wohin er ihn gehen heisst, und gebe ihm, was er ihn heisst, und thue, was er befiehlt.“

„31) Die Menschen sind desswegen in der Welt, dass sie mit dem Teufel und seinen Freunden streiten, auf dass sie in das Himmelreich kommen, wo ewige Freude und solche Wollust seyn wird, die keines Menschen Herz fassen kann.“

Eine Vergleichung mit dem Schillerschen Text wird jedem die Ueberzeugung geben, dass mehr von einem Wiederabdruck als von einer Bearbeitung durch Schiller die Rede sein kann. Bei mancher Arbeit anderer, die Schiller in die Thalia oder in die Horen aufnahm, mag er an der Form mehr geändert haben als bei dieser Jesuitenanekdote, die somit kaum ein Recht hat, unter den sämmtlichen Werken Schillers zu prangen.

Die Schwärmerei für Napoleon in der deutschen Dichtung

mit besonderer Beziehung auf: „Die Grenadiere“ von Heine und „Die nächtliche Heerschau“ von Zedlitz.

Von

Eduard Niemeyer.

Es kam während der Restaurationsperiode eine Zeit in Frankreich, wo man sich nach Napoleon zurücksehnte. Die Phantasie des Volks umgab den gewaltigen Heldenkaiser, der dem Lande bei allem Elend doch so viel Ruhm verschafft, so viel Uebergewicht gegeben hatte, mit einem solchen Nimbus, dass es an Vergötterung grenzte. Die elende, unbedeutende Rolle, welche Frankreich unter den restaurierten Bourbonen im Rathe der europäischen Mächte spielte, konnte den nach Ruhm und Glanz lüsternen Franzosen nicht gefallen. Auch war die Erinnerung daran, dass Napoleon ein Kind der Revolution war, in Frankreich nicht erloschen. Die Klage ertönte, dass ein solcher Mann das harte Los der Gefangenschaft ertragen musste. Eine neue Nahrung erhielt die Schwärmerei besonders durch den Tod des grossen gefangenen, welcher fern auf einer Insel des Weltmeers am 5. Mai 1821 erfolgte. Um so mehr schwelgte man in den trunknen Erinnerungen an den Herrscher und Helden, dem man so viel Glanz verdankte. Man fieng an von seiner Wiederkunft zu träumen. „Der Gefangene auf St. Helena hatte eine Darstellung von seiner Politik gegeben, Erörterungen, nach welchen alle seine Kriege, all sein Despotismus nur den erhabenen Zwecken der demokratischen Gleichheit und einer neuen Völkerföderation Europas gedient hätten. Allerdings fasste Napoleon I. seinen Beruf weltbürgerlich, wollte eine

Umgestaltung Europas im Interesse Aller, im Dienste der Civilisation, mit der Kraft des civilisatorischen Genius" (von Sybel, Napoleon. III. S. 11. S. 15.)

Nun beklagte man, dass Frankreich und mit ihm die Welt aller der Segnungen beraubt sei, welche der Kaiser beabsichtigt oder verheissen hätte. Mit einem Worte, es bildete sich die sogenannte Napoleonische Legende* aus, welche den Kaiser verklärte, mit einer Glorie schmückte und von ihm eine goldne Zeit der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erwartete, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, den Kaiserthron wieder zu besteigen.

Auch in Deutschland gab es unzufriedene, welche in einer Zeit, wo so viele Verheissungen unerfüllt blieben, ihre sehnlichen Blicke umherwarfen und von einem Umsturz Besserung erhofften. Von ihnen wurde Napoleon als Repraesentant der Revolution verehrt. Auch die Persönlichkeit des grossen Heros war für sie wie auch für das Volk bezaubernd, während viele deutsche Herrscher als Schwächlinge oder Tyrannen erschienen. Es war gerade eine arme, thatenlose, friedensselige Zeit ohne öffentliches Leben. Nur im stillen hegten die Burschenschafter und Demagogen die Träume von einem herrlichen deutschen Kaiserreich, die schwarzrothgoldne Begeisterung glomm unter der Asche, welche auf Deutschland lastete. Diese Burschenschafter und Demagogen blieben die grössten Feinde des corsischen Zwingherrn, welcher das Vaterland geknechtet und das deutsche Volksthum auszutilgen gedacht hatte. Andere dagegen, welche keine Pietät gegen das Vaterland hegten, besonders die „Liberalen", hoben Napoleon zum Himmel.

Diese Vergötterung Napoleons, dieser Cultus des Soldatenkaisers sollte denn auch in der deutschen Dichtung Ausdruck finden. Heinrich Heine, der sich selbst einen Sohn der Revolution nannte, hat zuerst diesen Ton in der Litteratur angestimmt. Die Ausgabe seiner Gedichte vom Jahre 1822 enthält auch die Romanze „Die Grenadiere". Freiherr von Zedlitz liess seine lyrischen Gedichte, unter ihnen die Ballade „Die

* Vgl. die treffliche Abhandlung v. Treitschkes „Ueber die Napoleonische Legende" in seinen historischen und politischen Aufsätzen Bd. III, S. 142—156.



nächtliche Heerschau", 1832 erscheinen; die „Todtenkränze", in welchen auch Napoleon verherrlicht wird, kamen schon 1827 heraus. Heine blieb der eigentliche Tonangeber in dem Napoleon-Cultus. Der erste Theil seiner Reisebilder enthält unter anderm seinen Aufenthalt in Norderney 1826. Hier beschäftigte er sich mit dem grossen Kaiser Napoleon, wozu ihm das Buch des Capitains Maitland über Napoleon besondere Veranlassung gab*. Napoleon war kein Mensch wie die andern, sein Geist kann mit keinem vorhandenen Massstabe gemessen werden. Er ist der Mann der neuen Zeit. Nun preist Heine Ségurs Feldzug Napoleons in Russland**, es sei ein wahres Epos, die Franzosen seien Helden, ein solches dichterisches Denkmal des Ruhmes sei bei uns Deutschen nicht vorhanden, bei uns gebe es eine Bagatell-Litteratur und nur ein Bagatell-Leben. Heine sucht in deutschen Blättern Momente eines Volkslebens und findet nichts als litterarische Fraubasereien und Theatergeklätsche. Und doch ist es nicht anders zu erwarten. Ist in einem Volke alles öffentliche Leben unterdrückt, so sucht es dennoch Gegenstände für gemeinsame Besprechung, und dazu dienen ihm in Deutschland seine Schriftsteller und Komoedianten. — In demselben Theile der Reisebilder steht „Ideen. Das Buch Le Grand (1826)". Hier erzählt er von der Huldigung, welche in Düsseldorf, seiner Vaterstadt, dem neuen Grossherzog Joachim Murat gebracht wurde. Ferner von dem Tambour Le Grand, der bei den seinigen im Quartier lag, den Marseiller Marsch, den Marsch *Ça ira, Ça ira, les Aristocrates à la lanterne,* den Guillotinenmarsch trommelte, ihm von den Kriegsthaten des grossen Kaisers erzählte. „Aber wie ward mir erst, als ich ihn selber sah mit hochbegnadigten, eignen Augen, ihn selber, Hosiannah, den Kaiser. Es war in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf." Dies schildert er nun in den lebhaftesten Farben. „Und Sanct Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wall-

* In einer späteren Auflage bricht Heine über die 1828 aus der Feder Walter Scotts erschienene Geschichte Napoleon Bonapartes den Stab. „Sie machte vollständig Fiasko."

** L'Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812. Das Werk erschien 1824.

fahren und ihr Herz stärken durch grosse Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilands.“ — „Während ich, auf der alten Bank des Hofgartens sitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Stimmen, welche das Schicksal der armen Franzosen beklagten, die, im russischen Kriege als Gefangene nach Sibirien geschleppt, dort mehrere lange Jahre, obgleich schon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt heimkehrten. Als ich aufsah, erblickte ich wirklich diese Waisenkinder des Ruhms; durch die Risse ihrer zerlumpten Uniformen lauschte das nackte Elend, in ihren verwitterten Gesichtern lagen tiefe, klagende Augen, und obgleich verstümmelt, ermattet und meistens hinkend, blieben sie doch noch immer in einer Art militärischen Schritts, und, seltsam genug! ein Tambour mit einer Trommel schwankte voran; und mit innerm Grauen ergriff mich die Erinnerung an die Sage von den Soldaten, die des Tags in der Schlacht gefallen und des Nachts wieder vom Schlachtfelde aufstehen und mit dem Tambour an der Spitze nach ihrer Vaterstadt marschiren und wovon das alte Volkslied singt: Er schlug die Trommel auf und nieder u. s. w. Wahrlich, der arme französische Tambour schien halb verwest aus dem Grabe gestiegen zu sein. Es war Monsieur Le Grand.“ Zuletzt erzählt Heine dessen Tod. — Der zweite Theil der Reisebilder handelt von Heines Reise in Italien 1828—1829. Was er darin von Gesinnungen und Anschauungen niedergelegt hat, wollen wir mit Rücksicht auf den bedeutenden Einfluss Heines auf den Zeitgeist gleichfalls vorführen. Er ist ein Feind der Demagogen, der heiligen Allianz, der Klericalen und Feudalen, ein Feind des, wie es damals hiess, gegen Napoleon so perfiden Albions. Sein Lehrer war ein Schwärmer für Napoleon gewesen. Das ewige prahlen mit der Schlacht bei Leipzig war ihm verhasst. Er schilt auf die nicht gehaltenen Verheissungen. Er schmäht die schlechten Befreiungsgedichte, die Anspielungen auf Hermann und Thusnelda. Napoleon hat ein ewiges Denkmal hinterlassen. Seine ungeheure Geschichte wird ein Mythos. Er ist ein Prometheus auf einem einsamen Felsen mitten im Meere angesiedelt. Heine will jedoch nicht für einen unbedingten Bonapartisten gehalten sein: „meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern

nur dem Genius des Mannes." Auf dem Schlachtfelde von Marengo, das Heine besucht, eifert er gegen die National-vorurtheile: „alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Partheien. Die grosse Aufgabe unserer Zeit ist Emancipation. Alle Ungleichheit muss aufhören. Die Franzosen hat diese Ungleichheit am meisten erbittert, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit. Lasst uns die Franzosen preisen! Sie sorgten für bürgerliche Gleichheit, und in der Freiheit haben sie die grössten Fortschritte gemacht. Herrlich war die Schlacht bei Marengo, wo die Freiheit auf Blutrosen tanzte den üppigen Brauttanz. Ich sah im Morgennebel den Mann mit dem dreieckigen Hütchen und dem grauen Schlachtmantel, er jagte dahin wie ein Gedanke, geisterschnell, in der Ferne erscholl es wie ein schaurig süsses *Allons, enfans de la patrie.*" -- In demselben zweiten Theile der Reisebilder steht eine Nachschrift vom November 1830, worin er erzählt, wie er mit entzücken die Marseiller Hymne *Aux armes, citoyens* unter seinem Fenster höre.* Ferner ein Schlusswort, geschrieben den 29. November 1830: „Wie schmähten sie — die deutschen Burschenschafter — damals die Franzen und das wälsche Babel und den undeutschen frivolen Vaterlandsverräther, der das Franzenthum lobte. Jenes Lob hat sich bewährt in der grossen Woche von Paris." Heine meint die Julirevolution von 1830. Mit Prophezeiung einer deutschen Revolution schliesst das Buch.

„Seit 1830 wurde es überhaupt guter Ton, nur von den Vorzügen der Franzosen zu reden; man stellte sie mit ihrer empfänglichen Beweglichkeit den trägen, unregsamen Deutschen als Muster auf. Von der sogenannten Franzosenfresserei schien man nicht nur ganz zurückgekommen, sondern in den entgegengesetzten Fehler der Franzosenschmeichelei verfallen zu sein. Selbst über Napoleon, der noch vor kurzem als Tyrann und Peiniger so heftig geschmäht worden war, änderte sich das Urtheil" (Nasemann).

* Seit der Julirevolution 1830 durfte die Marseillaise wieder gesungen werden.

Wie in Frankreich und andern Ländern, so ward Napoleon auch in Deutschland ein dankbarer Stoff für die Poesie. Ausser Heine und Zedlitz liessen sich noch viele andre Dichter seine Verherrlichung nicht entgehen, und Ernst Ortlepp konnte (Ulm 1843) eine ganze Sammlung von „Napoleonsliedern", ausländischer und deutscher, herausgeben und dafür auf ein empfängliches Publicum rechnen. In welchem Sinne diese Zusammenstellung veranstaltet ward, ersehen wir aus Ortlepps Zueignung an den Leser:

Hier seht ihr ihn in seinem höchsten Glanze,
    Den ihm die Muse um das Haupt gewebt,
Hier seht ihr ihn umflochten von dem Kranze,
    Dem unverwelklichen, der ewig lebt!
Hier hört ihr ihn gefeiert von der Menge
    Der Dichter, die begeisterungdurchweht,
Ihr Fühlen überströmten in Gesänge
    Von Grösse, Ruhm, Genie und Majestät.
Auch seine Feinde unter den Propheten,
    Die damals ihn nicht würdig noch erkannt,
Auch seine Hasser lassen wir hier reden,
    Die zürnend ihren Pfeil auf ihn gesandt;
Dass desto heller nur sein Bild erstrahle,
    Gesellen wir den Schatten zu dem Licht;
Gereint hat er sich längst zum Ideale,
    Seitdem ihn traf das tragische Gericht.

Was aber Heine betrifft, so verleugnete er auch später seine Gesinnung nicht, welche sich in seiner Romanze „Die Grenadiere" ausspricht. Noch 1830 und in der ersten Hälfte des Jahres 1831 in Hamburg wohnhaft, von wo er im Sommer 1830 das Seebad Helgoland besuchte, lebte er, seiner Vorliebe für die Franzosen und für sein Idol Napoleon folgend, seit der Mitte des Jahres 1831 in Paris, wo er 1856 starb. Die Franzosen wussten auch wol, dass Heine ihr Mann war: er erhielt das Kreuz der Ehrenlegion, und bezog von 1836—1848 durch das Ministerium Guizot eine jährliche Pension von 4000 Francs.

Indem wir uns der Betrachtung der Romanze Heines im besondern zuwenden, werden wir wol nicht in der Annahme irren, dass die Situation des Liedes im wesentlichen auf einem Erlebnisse beruht. Der Dichter erzählt ja in seinen Reisebildern (vgl. oben S. 510), dass er als Jüngling in Düssel-

dorf französische Soldaten sah, die, im russischen Kriege als gefangene nach Sibirien geschleppt, dort mehrere Jahre lang, obgleich schon Friede war, zurückgehalten worden und jetzt heimkehrten. Auch die Phantasie, dass der sterbende Grenadier einst aus seinem Grabe steigen will, um dem Kaiser beizustehen, wenn Napoleon, der jetzt auf St. Helena gefangene, sein Reich wiedererobert, — diese Phantasie lässt sich zurückführen auf das Bild, das ihn damals beim Anblick der elenden Gestalten ergriff, welche ihm wie aus dem Grabe aufgestanden schienen und an die grauenhafte Sage von solchen gefallenen, aber des Nachts wieder erstandenen Kriegern erinnerten. Meisterhaft ist die Charakteristik der Personen. Der alte Grenadier, tapfer und deshalb ausgezeichnet durch das Kreuz der Ehrenlegion, stirbt an seinen Wunden. Er liebt sein Vaterland über alles, und nur in der geweihten Erde der Heimat will er begraben sein. Die Sorge um Weib und Kind kümmert ihn nicht, da sein vielgeliebter Kaiser in der Noth der Gefangenschaft schmachtet: sie mögen sich selbst helfen, er aber will sogar noch nach seinem Tode dem Kaiser mit den Waffen helfen. Auch der andere Grenadier stimmt mit seinem Cameraden in der Ergebenheit gegen Napoleon überein, auch er bricht in Thränen aus über die Gefangenschaft des Kaisers und ist des Lebens überdrüssig, aber der Soldat hat bei ihm noch nicht ganz den Menschen ausgezogen, denn die Pflichten gegen Weib und Kind kann er nicht versäumen. So muss der zweite Grenadier dem ersten zur Folie dienen. Barthel (Geschichte der Nationalliteratur der Neuzeit S. 162—163) hebt mit Recht die unübertreffliche Darstellung der leidenschaftlichen Gefühle in dieser Ballade hervor. „Dieser abgöttische Enthusiasmus, der Weib und Kind aufgibt, wenn es die Befreiung des gefangenen Kaisers gilt, und zugleich diese rührende Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden (Nimm meine Leiche nach Frankreich mit, begrab mich in Frankreichs Erde) sind wahr und trefflich geschildert.“ Die grösstentheils dialogische Einkleidung verleiht der Dichtung noch ein besonders dramatisches Leben. Les deux grenadiers von Béranger, ein Lied, dem Heine wol nur überhaupt eine flüchtige Anregung für seine eignen Grenadiere verdankt, bewegt sich ganz im Dialog. „Die Sprache nähert sich in glück-

licher Unbefangenheit dem Tone des Volkslieds, weshalb dies Gedicht denn auch vielfach componirt worden ist“ (Barthel). In der That zeichnet sich das Gedicht durch die Darstellungsart des veredelten epischen Volkslieds aus, wie solche der Balladen- und Romanzenpoesie zukommt. Endlich ist auch die metrische Form mit dem bewegten, steigenden Rhythmus ihrer Versfüsse so ganz den Verhältnissen und Stimmungen der Personen angemessen, dass noch innerhalb der steigenden Rhythmen eine Abwechselung zwischen Jamben und Anapaesten stattfindet, welche letzteren die bewegtere Handlung und den leidenschaftlicheren Gefühlsausdruck noch mehr als die Jamben veranschaulichen.

Wie soll aber die Entstehung der andern Ballade, „Der nächtlichen Heerschau“, erklärt werden? „Nur die vollendete Charakter- und Gedankenlosigkeit der Männer des Wiener Hofes erklärt das Räthsel, dass zu dem radicalen Dichter Heine sich als Zweiter Herr von Zedlitz gesellte: der allbereite Lobredner des Fürsten Metternich wand dem Corsen Todtenkränze und überbot noch den Götzendienst der Franzosen“ (von Treitschke, hist. und polit. Aufsätze III, 153). Zedlitz, welcher erst in einem österreichischen Husarenregimente gestanden und an dem Feldzuge von 1809 gegen Napoleon Theil genommen hatte! „Die erste Anregung zur nächtlichen Heerschau,“ sagt Goedeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen III, 401, „gab eine Romanze von H. Seidel «Das Grab im Walde» (Minerva 1810, S. 259 ff.), freilich eben nur die Anregung, da die gespenstische Heerschau Napoleons Zedlitzens eigne Erfindung ist. Er lehnt sich damit einerseits an E. Th. A. Hoffmanns Gespensterspuk, anderseits an Heines Cultus Napoleons an.“ Näher als eine Anlehnung an Hoffmanns Gespensterspuk liegt wol die Annahme, dass der Dichter ein in Volksliedern zu findendes Motiv benutzte. Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volkslieds S. 157—159 sagt: „Nicht allein die Liebe, auch das Geschäft und Treiben der Welt ziehen den Todten noch aus dem Grabe hervor, damit er spukend dies Geschäft noch fortsetze. Auch dieser altheidnische Gedanke ist im Volksliede vertreten, wenn auch begreiflicherweise nicht so vielfach ausgebildet noch so

häufig vorhanden wie der Gedanke an den fortgesetzten und oft mit dem gemeinschaftlichen Tode besiegelten Verkehr der Liebe. Schon die Vorstellungen der nordischen Mythologie lehren dies: wie die, zumal in unentschiedener Schlacht, gefallenen Helden in jeder Nacht wieder aufstehen, ihre Kämpfe zu erneuern, ja wie in Walhall selbst die Einherier täglich kämpfen, täglich erschlagen werden, täglich sich wieder erheben zum Schmause des Ebers und zum Trinken des Meths. In dem sich immer wiederholenden Sterben und Wiederaufleben liegt für diese altheidnische Heldensage der Gedanke des ewigen Lebens. Die ausgezeichnetste Behandlung, welche diesem Stoffe des Todesspukes in der neueren Kunstlyrik zu Theil geworden ist, hat er in der bekannten, zur Verherrlichung Napoleons gedichteten nächtlichen Heerschau des Dichters von Zedlitz gefunden.“ Vilmar zählt das Gedicht deshalb zu den Gespensterliedern. Auch der Schluss der Heineschen Grenadiere, wo der erste Grenadier gewaffnet aus dem Grabe steigen will, ja die Stelle in den Reisebildern, wo Heine solche des Tags in der Schlacht gefallene und des Nachts wieder vom Schlachtfelde aufgestandene Soldaten mit einem Tambour zu sehen glaubt, kann dem Dichter zu seinem Plane verholfen haben. Nicht minder der im Volke herrschende grandiose Aberglaube, dass der Kaiser wiederkommen könne. Bei alledem bleibt Erfindung, Ausführung und Darstellung der nächtlichen Heerschau ganz des Dichters Eigenthum. Nicht zum Kampfe werden die Todten auferweckt, sondern zu einer Heerschau. Die Scene wird in höchster Anschaulichkeit vor die Phantasie geführt, und das ganze grossartige Bild in eine grelle Beleuchtung gestellt, welche alle Gestalten in den deutlichsten Umrissen gleich der treffendsten Zeichnung oder dem kräftigsten Holzschnitt erscheinen lässt. Es ist der hohe Geist der Ordnung, den uns das hehre militärische Schauspiel an den Tag legt. Der Trommelwirbel des Tambours, das pünctliche sammeln der Fusssoldaten aus den entlegensten Ländern, das Geschmetter des Trompeters, welchem die Reiter folgen, die Erscheinung des Feldherrn mit seinem Stabe, die Musterung der Truppen, der Kreis der Marschälle und Generale, das austheilen der Losung und Parole am Schlusse, alle diese Stadien und

Momente der grossen Parade werden in wunderbarer Klarheit und militärischer Bestimmtheit vorgeführt. Eine eigentliche Charakteristik der Personen musste natürlich unterbleiben: wir erkennen sie aus ihren Handlungen und aus ihrem äussern, wir erkennen sie als folgsame Glieder eines ungeheuren Heerkörpers, wir erkennen auch den Feldherrn an dem monumentalen Charakter seiner Erscheinung. Diese Gestalten sprechen nicht, sie handeln nur, bloss die Erkennungsworte für die einander anrufenden Cameraden, die Losung „St. Helena“, die der eine auf den Anruf sagen, und die Parole „Frankreich“, welche der andere erwidern soll, — bloss diese zwei Worte erklingen leise durch das ganze Heer. Ein sehr glücklicher Griff, welcher die Deutlichkeit der ganzen Scene für unsere Phantasie unendlich steigert, ist es, dass der Dichter das weite Feld von dem gelben Lichte des Mondes erhellt sein lässt. Zur Vergegenwärtigung des Phantasiebildes dient auch die praesentische Einkleidung, welche Zedlitz verwendet, wogegen die erzählenden Theile der Heineschen Ballade in das historische Tempus gekleidet sind. Die Sprache entfernt sich keineswegs von der schlichten, kräftig gedrungenen des Volkslieds: es ist die Sprache der einfach edlen Ballade. Volksthümlich ist auch die Wahl von Accentversen mit je drei Hebungen, während die Heineschen Verse quantitierend gemessen sind. Von Heines Reimstrophe unterscheidet sich Zedlitzens Strophe durch die Eigenschaft, dass hier bloss allemal der zweite und vierte Vers sich reimen: ohne Zweifel wollte Zedlitz verhüten, dass bloss Klänge ins Ohr fallen, er wollte recht eindringlich die Sachen vor die Phantasie führen.

Wenn schliesslich eine Vergleichung zwischen beiden Balladen angestellt werden soll, lassen sich noch andere Parallelen ziehen als die zwischen den sprachlichen und metrischen Einkleidungen gezogenen. Bei Heine finden wir lebende Personen, bei Zedlitz todte, dort zwei Grenadiere, hier ein ganzes Heer Napoleons, dort Gefangenschaft, hier militärische Action, dort den befreiten Kaiser im Getümmel der Schlacht um den verlorenen Thron, hier den im ruhigen Besitz der Hoheit schaltenden Herrscher. Was den Schauplatz betrifft, so werden wir dort in ein deutsches Quartier versetzt, hier nach Paris

auf die elyseischen Felder. Endlich spielt die Handlung bei Heine noch bei Lebzeiten des Kaisers während seiner Gefangenschaft, wogegen Zedlitz seine Scene in die Zeit nach Napoleons Tode verlegt.

Sollen wir schliesslich ein Gesammturtheil über die vorliegenden Balladen abgeben, so müssen wir ihnen zwar einen hohen dichterischen Werth zusprechen, aber auch gestehen, dass sie wegen ihrer Schwärmerei für den Unterdrücker des deutschen Volksthums unserem Herzen widerstreben.

Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande.

Von

Adolf Ebert.

Erster Band. Leipzig, Verlag von C. F. W. Vogel. 1874. Zweiter Titel: Geschichte der christlich-lateinischen Litteratur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karls des Grossen. XII und 624 S. 8.

Dieses Buch ist schon am 18. Juli 1874, fast gleichzeitig mit seinem erscheinen, ehe noch irgend jemand ausser dem Verfasser, Setzer und Corrector die 636 Seiten gelesen haben konnte, in einem bekannten Leipziger Recensierblatt unbändig gepriesen worden als ein „reifes, reiches Werk, jeder Satz vollgetränkt von ernstestem Nachdenken, und alles Denken und Forschen umgesetzt in klare historische Anschauung", als „ein Buch das, wo wir es aufschlagen, anregt und packt", als ein Werk, wie „seit lange in Deutschland keines von allgemeinem Inhalt erschienen ist, das eine so bedeutsame Lücke unseres Wissens in so gediegener und geschmackvoller Weise ausgefüllt hätte", und so fort in diesem Stile. Wenn bei diesen Posaunenstössen zwar einiges Bedenken erregte, dass der Recensent gestand, das ganze Gebiet der Geschichte von der römischen Kaiserzeit bis zum Beginn der deutschen Geschichte sei für ihn „Tohu wabohu" und die fragliche Zeit bezeichnete als eine, „über die man meistens so gut wie gar nicht unterrichtet zu sein pflegt", sodann hinsichtlich seiner Competenz zur Beurtheilung der Form, dass derselbe von „zusammenhängendem Geistesleben" sprach, von einem „lebensvollen und zusammenhängenden Bild der Ideen" und dgl., so mussten doch dadurch die Erwartungen von dem

so gepriesenen Buche auf das höchste gesteigert werden. Es ist vielleicht mit die Schuld dieser Uebertreibungen, wenn sich die Erwartungen bedeutend getäuscht finden. Nicht als ob das Buch nicht ein gutes, solides, gründliches wäre, eine Frucht sorgfältiger und umfassender Studien und ausgeführt mit Besonnenheit; aber nur gerade von den Eigenschaften, die man nach jenen Lobhudeleien erwarten sollte, findet man fast das contraire Gegentheil. Statt dass es „packend“ wäre, ist es vielmehr gedehnt, statt geistvoll vielmehr nüchtern und trocken, statt geschmackvoll ist die Darstellung fast immer farblos und verwaschen, oft sogar verwahrlost. Der Verfasser schreibt, in diesem Buche wenigstens, ein wunderliches Deutsch, das für den unterzeichneten etwas eigenthümlich anheimelndes hatte, da es sichtlich dem Muster des Bährschen nachgebildet ist, dessen Geheimnisse zu ergründen ich Jahrzehnte hindurch, bei der Redaction der Paulyschen Realencyklopaedie, die reichste Gelegenheit hatte, indem ich es als eine Pflicht gegen das Publicum betrachtete, von demselben möglichst wenige Spuren übrig zu lassen. Namentlich hat Herr Ebert diesem Vorbilde eine Anzahl Wendungen „abgelauscht“, wie „so recht“, „allerdings“, „wie er denn“, die Liebhaberei für eingeschachtelte Relativsätze und breite Einführungen. Aber um nicht ungerecht zu scheinen, will ich von den zahlreichen Belegen, die ich mir angemerkt, wenigstens einige aufführen. Ein Lieblingsausdruck des Verf. ist neben „gerade“, das sehr fleissig eingestreut ist, besonders „recht“, namentlich in der Verbindung „recht zeigt“, z. B. S. 108: „wie allein schon die Erhaltung der Sclaverei recht zeigt“; vgl. S. 122. 128. 205. 232. 374. 431. Variationen davon sind: kann recht zeigen, legt recht vor Augen, kommt ihm recht entgegen, welche recht offenbart, recht hervortritt (S. 126. 204. 287. 329. 384. 496); auch in der Verstärkung „so recht“ und „nun recht“ (S. 124. 201). Verwandt damit ist „reicht wahrhaft die Hand“ (S. 349). Einen ähnlichen Tonfall wie das erstangeführte Beispiel hat S. 191: „in einem Grade, dass diese bereits einen modernen Charakter oft zeigt“, wie überhaupt der Verfasser über die deutsche Wortstellung Ansichten zu haben scheint, die von den gewöhnlichen entschieden abweichen. Vergl.

S. 352, A. 2: „Die Zählung ist verschieden, weil einzelne Epigramme in zwei oder mehrere getheilt sich auch finden." Aehnlich S. 282. 295. 332. 348. 367, A. 2. 410. 481. 571. 577. Ganz Bährisch ist auch die unzählige Male vorkommende Wendung: Es besteht das Gedicht, Es ist das Gedicht, Es erinnert das Gedicht, Es zerfällt das Werk in 3 Bücher u. dgl. (z. B. S. 242. 250. 352. 451) oder S. 494: „Dazu kommt, dass die doppelte Richtung . . in seinen Poesien repräsentiert erscheint, welche ebensowohl an einen Hieronymus als an einen Paulin oder Ambrosius erinnern." In demselben Geschmacke gehalten sind folgende Stellen: (S. 122) „von wahrer Poesie ist indess in diesen in der Regel blos in Hexametern, nur ausnahmsweise in Distichen, verfassten Gedichten, die auch reich an prosodischen Incorrectheiten sind, wenig zu finden, dagegen ist ihr Inhalt nicht blos von allgemeinem culturhistorischem Interesse, sofern er recht zeigt" u. s. f. (421) „allerdings ist Prospers Werk auch an Mittheilungen ärmer, wie denn auch die litterarhistorische Kategorie bei ihm wenig vertreten ist, welcher Umstand auch zu Interpolationen den Anlass gab", (505) „noch ist recht erwähnenswerth ein Gedicht auf den Gers, worin eine sehr lebendige Schilderung, die das malerische Talent des Italieners recht erkennen lässt, von diesem im Sommer ganz ausgetrockneten, zum Sumpf gewordenen Flusse, welcher aber bei Gewitterregen plötzlich in einen reissenden Strom sich verwandeln kann, gegeben wird". Von einzelnen Wendungen führe ich an: die sich überlebt habende Weltanschauung (S. 286), ergreift den Leser anziehend (S. 300), aufgeblasene Sprache (S. 497), nur mehr oder weniger beleckt (S. 501), die Sinne verschliessen (S. 506), Anziehung erhalten (S. 514), Dank offenbar wohl nicht wenig dem Einfluss des Aldhelm selbst (S. 587), musste leicht ergreifen (S. 294), diess gilt ohne Ausnahme ja von den ersten Büchern (S. 408). Manches ist überhaupt nicht correct deutsch, wie „ein bloser Stubengelehrte" (S. 463), „den Seelenhirt" (S. 544); und wol auch die Verbindungen: ähnlich als, derselbe als, solcher als, das Wort „ebenwohl" (= ebenfalls) und anderes. Zu der auf S. VII behaupteten „knappen Fassung" wollen nicht recht stimmen die zahllos vorkommenden Möchte man sagen, So

möchte man am bezeichnendsten sagen (S. 590), wie die fortwährenden ausführlichen Motivierungen, warum der Verfasser etwas gerade hier sage oder nicht sage oder überhaupt nicht sage, wie z. B. S. 426: „Noch hätte ich ein Werk dieser Gattung aus unserer Epoche hier zu erwähnen, welches den Cassiodor zum Verfasser hat, aber ich ziehe es vor, seiner erst später bei der Gesammtbetrachtung der litterarischen Thätigkeit dieses universellen Autors zu gedenken.“ Herrn Ebert eigenthümlich sind die nicht selten angewandten Vergleichungen und Bilder, Sachen, die schwerlich jemals aus Bährs Feder geflossen sind. Nur ist zu bedauern, dass dieselben nicht von anderem Charakter und Geschmacke sind. Ich will nichts davon sagen, dass der unvermeidliche rothe Faden mehrmals vorkommt (S. 188. 217. 442), sowol als verbindender rother Faden (S. 188), wie als leitender rother Faden (S. 442; Verwechslung mit dem Ariadnefaden?); aber für glücklich wird doch nicht wol gelten können das Grab des mit Hoffnungen schwangeren Flavianus (S. 301) oder (S. 347) „wie sich Früchte eingemacht nur durch einen fremden Zusatz erhalten, der freilich die Eigenthümlichkeit ihres Geschmackes wesentlich verändert“ oder „der Inhaltskern unter ihrer weitläufigen Schale“ (S. 420) oder (S. 442) „das Thema bot freilich zu einer Schraube ohne Ende das Material dar“ u. dgl.

Um indessen auch von der stofflichen Seite des Buches zu reden, so hat das Vorwort an seiner Spitze den Satz: „Eine Weltlitteratur, wie sie Goethe von der Zukunft erwartete, bestand in der That schon im Mittelalter.“ Dies nennt ein collegialischer Beurtheiler (der freilich vorzugsweise von der Vagantenlitteratur spricht, über welche in dem Buche mit keiner Silbe die Rede ist) „ein ebenso kühnes als wahres Wort.“ Ich bin anderer Ansicht. Ich meine, dass jener Name viel zu pomphaft ist für eine Litteratur, welche der selbständigen Gedanken, ja vielfach überhaupt der Gedanken grösstentheils ermangelt. Wahr ist der Satz allerdings, sofern er die bekannte Thatsache ausspricht, dass das Latein in der von dem Verf. behandelten Zeit Weltsprache unter den gebildeten war und das darin geschriebene somit die Gesammtheit der gebildeten Europas zum Publicum hatte. Wenn ausserdem eine

gewisse materielle Aehnlichkeit unter den damaligen Litteraturerzeugnissen besteht, so kommt dies daher, dass die gleichen von aussen gegebenen Gedanken und Anregungen unermüdlich wiederholt und fortgesponnen werden. In diesem Sinne aber meinte Goethe seine „Weltlitteratur“ sicherlich nicht. Vielmehr hoffte er, dass eine Zeit kommen werde, wo die Schranken der Nationalität, Religion und Confession keine Hemmnisse mehr bilden; eine Zeit, wo alle civilisierten Völker von denselben geistigen Voraussetzungen ausgehen, auf dasselbe Ziel gerichtet seien, in allen wesentlichen Dingen die gleiche Weltanschauung hegen und alle daher wetteifernd sich betheiligen an der Erreichung der gemeinsamen Aufgabe der Menschheit, und dass deshalb dann, was ein angehöriger des einen Volks hiezu beitrage, unmittelbar Verständniss und Widerhall finde bei den gebildeten aller übrigen. Die Gleichheit der Sprache dagegen war für Goethe gewiss das untergeordnete; vielmehr setzte er voraus, dass das in einer der verbreiteteren Nationalsprachen geschriebene ohne weiteres — oder durch Vermittlung von Uebersetzungen — auch allen andern Nationen verständlich sei und zu Gute komme.

Bei der Erörterung des einzelnen hat dem Verfasser seine umfassende Bekanntschaft mit der romanischen Litteratur viele und öfters instructive Parallelen geliefert, wie S. 121. 214. 217. 236, A. 3. 252. 254. 276. 323. 378. 409, A. 3. 458. 493, A. 2. 523. 539. 552, A. 1. 584. Auch konnte es nicht fehlen, dass seine gründliche Durcharbeitung des Stoffes ihm zu manchen Berichtigungen in Detailfragen Stoff lieferte, in welcher Beziehung ich mir erlaube auf die dritte Auflage meiner Römischen Litteraturgeschichte (Leipzig 1875) zu verweisen. Namentlich dem christlichen Kirchenliede hat der Verf. eine sorgfältige Beachtung gewidmet. Anderes gedenke ich an anderem Orte zu besprechen.

Tübingen. Wilhelm S. Teuffel.

Carl Freiherr von Beaulieu-Marconnay,

Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch.

Beitrag zur deutschen Cultur- und Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. — Weimar, Hermann Böhlau 1874. 8. 256 S.

Mittheilungen, die sich auf die Glanzperiode Weimars im vorigen Jahrhundert beziehen, sind immer willkommen, so viel über dieselbe geschrieben ist und so oft man eine historische Darstellung derselben versucht hat. Besonders aber tritt dieser Fall ein, wenn, wie hier, eine Reihe von neuen Quellen eröffnet und nutzbar gemacht wird; wenigstens scheint es, als wenn die Sehnsucht nach den reichen Schätzen, die für dieses Gebiet noch uneröffnet in den Archiven liegen, sich für den Augenblick etwas beruhigen kann.

Das neue nun, zu dem den Verf. glückliche Umstände und Beziehungen geführt haben, sind einmal eine Reihe von Briefen, welche die Herzogin Amalie und der Herzog Karl August an den Minister von Fritsch geschrieben haben, in dem Familienarchive zu Goddula bei Merseburg aufgefunden; es sind ferner einige zwischen der Herzogin und Wieland gewechselte Briefe, die auf der königl. Bibliothek in Dresden aufbewahrt werden; es sind endlich ausser dieser ausnahmslos französisch geschriebenen Correspondenz zwei deutsche von Goethe, die an den oben erwähnten Minister gerichtet sind.

Alles dies konnte indessen wegen zahlreicher Beziehungen auf zum Theil fernliegende Verhältnisse für ein grösseres Publicum nur dadurch Interesse gewinnen, dass der Verfasser

es in einen gemeinsamen Rahmen einfügte, in dem jedes einzelne die ihm gebührende Stelle erhielt. Ein solches Verfahren wiederum war aber nur dadurch möglich, dass zur Vervollständigung des Bildes auch eine nicht unbedeutende Anzahl allgemein bekannter Thatsachen hinzugezogen wurde. Auf diese Weise ist denn die vorliegende kleine Schrift entstanden, die ausser der Einleitung und den Beilagen acht von einander getrennte Aufsätze enthält, die indessen in geschickter Weise mit einander in innere Verbindung gebracht werden. Schon die aus dem folgenden zu ersehenden Ueberschriften derselben zeigen übrigens, dass es sich bei dem ganzen weniger um Beiträge zur Litteraturgeschichte handelt, als dass amtliche und persönliche Verhältnisse im speciellen, ausser denen der schon oben genannten Personen die Wielands, Knebels und Goethes zur Sprache gebracht werden.

Dies zeigt sich sogleich in dem ersten Stücke „Anna Amalias Regentschaftsantritt“ überschrieben. Es sind interessante Data für eine künftige Biographie der Herzogin, die uns hier gegeben werden. Am 24. October 1739 geboren wurde sie bereits am 28. Mai 1758 Witwe und Regentin des Landes für ihren noch nicht ein Jahr alten Sohn Karl August und hat die Regentschaft bekanntlich bis zu dessen Regierungsantritt am 3. September 1775 fortgeführt. Wenig bekannt sind dagegen die Schwierigkeiten, welche für sie bei Ausführung der testamentarischen Bestimmungen ihres Gemahls entstanden. Zunächst veranlasste die Abweichung eines vom 22. März 1758 datierten Codicills von dem bereits einen Monat früher deponierten Testamente Unzufriedenheit unter den bei dem letzteren zu Rathe gezogenen Beamten, welche zuletzt den Rücktritt des sonst um Sachsen-Weimar wolverdienten Ministers Grafen von Bünau zur Folge hatten; gleichzeitig aber hatte die Herzogin gegen ihr missfällige Vormundschaften zu kämpfen, die ihr vom Wiener Hofe aufgedrungen werden sollten. Sie setzte indessen ihre vollständige Unabhängigkeit durch und zeigte alsbald dieselbe Charakterfestigkeit auch in der Art und Weise, wie sie die Verwaltung ihres Landes führte. Zu verkennen ist indessen nicht, dass sich bei allem Willen, das beste für ihre Unterthanen zu thun,

doch Neigung zu autokratischer Willkür in ihrer Behandlung der Geschäfte zeigte, eine Neigung, die allerdings später der immer wachsende Einfluss des Ministers von Fritsch erfolgreich bekämpfte.

Der zweite Aufsatz bringt neue Belege über die Verhandlungen, welche der Anstellung Wielands in Weimar vorangehen, ohne dass sachlich etwas neues geboten würde. Denn wenn der Verfasser auch die bisher geltende Annahme bekämpft, dass Dalberg diese Anstellung vermittelt habe, so geschieht es doch nicht mit ausreichenden Gründen. Wenn der letztere auch erst im October 1772 als Statthalter nach Erfurt kam, so hatte Wieland ihn doch viel früher, schon im Sommer 1771 in Mainz, kennen gelernt und eine Empfehlung an den Weimarischen Hof wäre am Ende auch denkbar, ohne dass Dalberg dort bereits vorher persönliche Beziehungen gehabt hätte.

Auf welche Weise nun aber auch Wieland gewonnen sein mochte und wie ungetrübt sein späteres Verhältniss zur Herzogin blieb, so war die letztere doch mit der Erziehung, die ihrem Sohne zu Theil wurde, keineswegs zufrieden. Den Mangel an Vertrauen und Offenheit, den dieser ihr gegenüber zeigte, schiebt sie theils dem Einflusse des Grafen Görz, seines eigentlichen Gouverneurs, zu, theils misst sie Wieland die Schuld bei. Sie geht schliesslich in ihrem Unmuth so weit, dass sie die Regentschaft ein Jahr früher niederlegen will, als es nach dem Testamente zulässig ist. Da haben denn Anna Amalia und der Minister von Fritsch viel mit einander zu verhandeln und nur den versöhnlichen Bemühungen und beruhigenden Erwägungen des letzteren gelingt es, sie von Schritten zurückzuhalten, die sie selber später bereut hätte. Was aber der eigentliche Grund der Verstimmung zwischen Mutter und Sohn war, erkannten alle betheiligten nicht oder erkannten es wenigstens zu spät. Es scheint — und diese Auffassung theilt auch der Verfasser — dass Karl August deswegen grollte, weil ihm, obwol er Thronfolger war, nicht von selbst gestattet wurde, was bei allen andern Höfen in entsprechenden Fällen üblich war, in seiner äusseren Stellung als Thronfolger aufzutreten.

Ueber Knebels und Goethes Anstellung in Weimar können wir kurz hinweggehen; denn sind auch die gegebenen Belege zum Theil neu oder wenigstens vollständiger als zuvor in andern Schriften mitgetheilt, so gehen doch aus ihnen keine neuen Gesichtspuncte für die Auffassung dieser Verhältnisse hervor. Dagegen gewinnt die sonst bekannte Erklärung des Ministers von Fritsch, „dass er in einem Collegio, dessen Mitglied D. Goethe anjetzt werden solle, länger nicht sitzen könne“, durch die hier ausführlich dargestellten Umstände und Veranlassungen, unter denen sie erfolgte, eine gewisse Berechtigung oder doch Rechtfertigung. Ueberhaupt tritt uns in dem ganzen Buche Fritsch als ein, wenn auch in bestimmten Voraussetzungen befangener, so doch in hohem Grade ehrenhafter und rechtlicher Mann entgegen. Es zeigt sich dies besonders auch in dem sechsten Capitel: Karl August und Fritsch, in dem Beweise seiner Uneigennützigkeit und der Festigkeit seiner Ansichten auch dem Fürsten gegenüber aus Briefen und Actenstücken gegeben werden. Ein solcher Mann, der beiläufig nach des Verfassers Ansicht das Urbild des Antonio im Tasso gewesen ist, musste schliesslich auch eine Werthschätzung für den Dichter desselben gewinnen. Und in der That wurde das Verhältniss, in dem Goethe und Fritsch standen, nachdem es durch die Betheiligung des ersteren an der Loge gefördert war, bald ein ganz günstiges. Diesen Eindruck gewinnt man namentlich aus dem bisher ungedruckten Briefe Goethes vom 5. Aug. 1782, in dem er sich Fritsch gegenüber mit voller Unbefangenheit und Zutraulichkeit über die verschiedenartigsten Dinge ausspricht.

Den Schluss des Buches, eigentlich einen Anhang zu demselben, bildet eine Schilderung des Lebens, welches Anna Amalia in Tiefurt nach Niederlegung der Regentschaft führte. Sie hat ihren Werth vorzugsweise darin, dass es eine Augenzeugin ist, die sie uns gibt, die Gräfin Henriette von Egloffstein, welche von 1795—1804 in Weimar lebte und 1864 in ihrem 92sten Jahre starb; sie ist aber auch noch aus einem andern Grunde von Interesse. Es wird in ihr besonders hervorgehoben, wie die Herzogin bestrebt gewesen ist, Karl August so zu erziehen, dass er als echt deutscher Fürst seiner Nation vorleuchtete, während sie selbst in Braunschweig im Vorurtheil gegen alles deutsche erzogen war.

Wir scheiden hiemit von der kleinen Schrift, die den Zweck, zu dem sie verfasst wurde, vollständig erfüllt, und fügen wir noch hinzu, dass der angenehme Eindruck derselben durch die gute Ausstattung in Druck und Papier noch gewinnt, und dass endlich auch dasjenige, worin eine Aenderung zu wünschen wäre, nur wenig und geringfügig ist.

Ausser einigen Druckfehlern S. 1 Z. 14, S. 23 Z. 11, S. 31 Z. 2 und S. 84 Z. 28, wo „vorbehalten", „Versall", „Gewandheit", „alter" statt „vorenthalten", „Vasall", „Gewandtheit", „alte" steht, wäre zu erwähnen, dass die Herausgabe des Xenienalmanachs von Goethe und Schiller unrichtig in das Jahr 1795 gesetzt wird, und endlich hätte eine Stelle aus einem Briefe der Herzogin Amalia an Wieland (S. 44 in der Uebersetzung, S. 244 im Original) zum mindesten eine Erläuterung verdient. Sollte sie wirklich eine so ungünstige und unrichtige Ansicht von der geistigen Begabung des ganzen Weimarischen Fürstenhauses gehabt haben, dass sie ohne weiteres an den ihr noch ziemlich fremden Wieland über Karl August folgende Worte schrieb: „Ce qui concerne son esprit et son génie je puis me flatter que mon fils sera peut-être un des premiers de la maison qui en ait eu" oder wie der Verfasser übersetzt: „Was seinen Verstand und sein Genie betrifft, kann ich mir schmeicheln, dass mein Sohn vielleicht einer der ersten des Hauses ist, der die gehabt."

Friedr. Strehlke.

Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser.

Nach dem siebenten Bande des Heft K'olzum dargestellt von Friedrich Rückert.

Neu herausgegeben von W. Pertsch. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1874.

Es ist ein erfreuliches Anzeichen von dem Fortschritt der orientalischen Studien und der weiteren Verbreitung ihrer Hilfsmittel, dass von einem Werke, zu welchem Rückert in der Hauptstadt Oesterreichs nicht die nöthige Zahl und Auswahl orientalischer Typen finden konnte, jetzt eine neue Ausgabe in einer kleinen deutschen Residenz, die allerdings den Anspruch machen darf eine kleine Metropole der Wissenschaft zu sein, in vollständiger, höchst eleganter Ausstattung mit persischen Typen, ja sogar mit mehreren Tafeln mit persischer Schrift, zu Tage treten kann. — Nachdem Joseph von Hammer die 6 ersten Bände des „Siebenmeers" (Heft K'olzum) für Lexikographie in den „Wiener Jahrbüchern der Litteratur" ausgebeutet hatte, forderte er Rückert zur auszüglichen Mittheilung des 7., besonders die obigen auf dem Titel genannten Gegenstände behandelnden Bandes in derselben Zeitschrift auf. Diese erschien im XL—XLIV. Bande (1827 und 1828). Da aber, wie gesagt, die orientalischen Typen dem Verfasser nicht in hinreichender Anzahl und nur unter gewissen Bedingungen zur Verfügung gestellt wurden, so verzichtete Rückert ganz darauf und schuf sich, mehrfach im Gegensatz zu Hammer, ein eignes System der Vocalisierung und der Wiedergabe persischer Laute durch deutsche Buchstaben. Da der unterzeichnete bei dieser Anzeige besonders den Gewinn für die Rückert-Litteratur im Auge hat, so möge hier der Auszug eines Briefes Rückerts an Hammer folgen, den dieser in der (von Pertsch

mit Recht übergangenen) Einleitung mittheilte, und den der neue Herausgeber S. XIII wiedergibt:

„Da Sie mit mir über das Prinzip selbst nicht einverstanden sind, so würden Sie bey diesem Geschäfte nicht nur die mir entschlüpften Fehler, sondern auch das, was ich nicht für Fehler anerkenne, angreifen müssen. Also lassen Sie lieber meine Ihnen anstössige Orthographie, und protestiren bloss dagegen, damit dadurch kein Verderben in der persischen Litteratur in Deutschland einreisse. Ich will denn, wenns seyn muss, einmal gegenprotestiren, und überhaupt behalte ich mir vor, zum Schlusse des Druckes meiner Arbeit in den Jahrbüchern, ein Verzeichniss von Berichtigungen von meinen Schreib- und anderen Fehlern sowohl, als von den etwaigen hinzukommenden Druckfehlern, nachzubringen, damit diese Arbeit dadurch einen etwas höheren Grad von allgemeiner Brauchbarkeit erhalte. Diese meine Erklärung bitte ich Sie mitdrucken zu lassen."

Ich kann dabei die Frage nicht unterdrücken, wo sich wol jetzt Hammers Nachlass befindet (vielleicht auf der Wiener Bibliothek?), und ob nicht zu hoffen ist, dass aus demselben die Rückertsche Correspondenz, die für den Gang von Rückerts orientalischen Studien und für die Erklärung seiner Dichtungen von höchster Wichtigkeit sein würde, einmal an das Tageslicht kommt. — Schon die unvermeidlichen mit der Transscription in deutsche Buchstaben verbundenen Uebelstände machten einen Wiederabdruck des wichtigen Werkes höchst wünschenswerth. Dabei fand der gelehrte zweite Herausgeber Gelegenheit, neben der pietätvollen Wiedergabe der Rückertschen Ansicht, in den Anmerkungen und sonst auch seine eigenen abweichenden Ansichten, die auf eigenes sorgfältiges Studium zahlreicher persischer Originallexika sich stützen, zur Geltung zu bringen. Eine zweite Ursache, die eine neue Ausgabe des Werkes wünschenswerth machte, ist die Unzugänglichkeit des Drucks in den „Wiener Jahrbüchern", von welchem selbst Fachgenossen keine Kenntniss erhielten. Die wenigen, denen er bekannt wurde, wie Schlottmann und Gosche, äusserten auch zugleich den Wunsch nach einem Wiederabdruck. Und so hat sich denn der gelehrte Freund und Landsmann Rückerts,

der herzogliche Bibliothecar Professor Dr. W. Pertsch in Gotha der ebenso verdienstvollen als mühevollen Arbeit unterzogen. Den Dank für die dadurch bewirkte mannigfache Förderung des persischen Studiums werden Fachgenossen gewiss nicht unterlassen ihm darzubringen; für den unterzeichneten aber ist es eine Freude, auch die Freunde der deutschen Litteratur, besonders der Rückertschen Poesie, auf dieses Werk aufmerksam zu machen. Auf den reichen Inhalt, der von den Sagen vom Ursprung der Poesie bis zu den subtilsten Spitzfindigkeiten einer überkünstelten Metrik sich verbreitet, kann ich als unberufener nur mit diesen wenigen Worten hindeuten, aber was für die Erklärung Rückertscher Dichtungen daraus zu schöpfen ist, bietet mir noch zu einigen Bemerkungen Anlass.

Der Werth des persischen Originals sowie des Rückertschen Auszuges wird nicht wenig erhöht durch die vielen poetischen Belege zu den Regeln, die Rückert persisch und mit prosaischer deutscher wörtlicher Uebersetzung anführt. Dabei finden sich denn mancherlei alte bekannte aus Rückerts Dichtungen wieder. So erfahren wir, dass das kleine Gedicht aus dem „Erbaulichen und Beschaulichen aus dem Morgenlande“ (II, S. 142; Gesammelte Werke VI S. 106):

> Der Edelstein in seinem Schacht
> Ist ohne Werth;
> Der edle Mann in seiner Stadt
> Ist ungeehrt,

von Emîr Muʿizzî ist. Rückert übersetzt es S. 363 in Prosa: „Der Mann hat in seiner Vaterstadt nicht viel Gewicht; der Edelstein ist in seinem Schacht ohne Werth.“ Doch ist der eigentliche Urheber desselben H'akîm Enwerî (ebd.). Das „Lobgedicht auf einen Freigebigen“ (E. B. M. II. S. 119; G. W. VI, S. 100) findet sich ebd. S. 363 fg. in doppelter Fassung von Ferachî und Mew'lânâ Mahmûd Ch'ârezmî. Die Erzählung von dem Kurden, der sich nicht wieder erkannte, weil er sich einen Kürbis an das Bein gebunden hatte, den sich ein Spassvogel umband, während jener schlief (Brahmanische Erzählungen S. 71; Ges. W. III, S. 229), wird von Rückert ebd. S. 71 fgg. in Prosa wiedergegeben mit den einleitenden Worten: „Darin ist verfasst das Mesnewî des G'elâl el'dîn

Rûmî und das „Vögelgespräch“ des Ferîd el'dîn 'At't'âr [der beiden grössten persischen Mystiker]. Als Beispiel in diesem Versmass die Anekdote, die unser Hebel noch besser erzählt hat.“ Pertsch macht dazu die Anmerkung: „Ich kann dieselbe in keinem der beiden angeführten Gedichte auffinden; auch deutet der unreine Reim — — darauf, dass das Stück keinem der beiden genannten alten Dichter angehören dürfte.“ Hier befinde ich mich mit Pertsch insofern in unglücklicher Sympathie, als ich die Geschichte bei Hebel nicht finden kann, nämlich nicht in der Cottaschen „Neuen Auflage“ von 1827. Das Rückertsche Gedicht „Die Teufelsbrücke. Aus Hebels Schatzkästlein“ (Erlanger Ausgabe V, S. 183; Frankfurter Ausg. III, S. 119) findet sich bei Hebel S. 10.

Auch den deutschen Text musste der neue Herausgeber von manchen schlimmen Druckfehlern reinigen; nach meiner Ueberzeugung ist noch einer stehen geblieben. S. 56, Z. 3 der Anm. muss es heissen: „doch hat es (redsches) in den Wörterbüchern meist die Bedeutung: unwillkürlicher Vers, aus dem Stegreif.“ „Nicht“ und „meist“ werden auch sonst in Rückerts Handschrift verwechselt; vgl. H. Rückert, Aus Rückerts Nachlass S. 411: „Jawana — — ist nicht gleich Jonisch“ statt „meist gleich Jonisch“, wie es nothwendig heissen muss.

Robert Boxberger.

Miscellen.

1.

Verse von Opitz.

In einem Miscellanbande der Kirchenbibliothek zu Pirna, der grossentheils Originaldrucke der Gedichte von Martin Opitz enthält, findet sich auch:

> Epicedia in obitum Hermanni Mundrichii U. J. D. Vratislaviae, imprimebat Georgius Baumann (1629. 4°),

worin man auf der vorletzten Seite des Bogens C einen Beitrag von Opitz antrifft:

> FAbula prifca Themin terris cefsiffe relictis,
> Vera ifto tandem tempore facta fuit.
> Impetus eft ratio, lex eft humana voluntas,
> Seu vis, feu non vis, vivitur hoc genio.
> Viderat hoc Divae clarifsimus ille Sacerdos
> Mundricus, Breslae lausq́ue decusq́ue fuae,
> Et, valeant ejus, dicebat, turpia fecli
> Aufa, nihil folidae quod bonitatis habet.
> Sic abit, & nobis, quos haec mortalia vexant,
> Nil magis hic linquit quàm benè poffe fequi.
> fripfi raptißimè
> Martinus Opitius
> à Boberfelda.

Hermann Mundrich „U. J. D. Practicus apud Wratislav. eximius“ war geboren zu Berlin am 25. Febr. 1565 und starb zu Breslau 17. März 1629 (vgl. J. H. Cunradi Silesia togata. Lignicii, 1706. 4. S. 194).

2.

Zu M. Claudius' Biographie.

Als ich im Jahre 1856 Hand anlegte an eine Biographie des Wandsbecker Boten, existierte über die Lebensgeschichte des merkwürdigen und in aller Unscheinbarkeit so tiefsinnigen und originellen Mannes durchaus nichts, was auch nur einem biographischen Versuche ähnlich gesehen hätte. Ich hatte die Bahn zu brechen. Das Bild

musste aus dem nichts herausgearbeitet, das Material gesammelt und gestaltet werden; die geläufige Auffassung unsrer Litterargeschichten erschien und erscheint mir noch fast ausnahmslos unzulänglich. Eine solche Erstlingsaufgabe hat immer ihren besonderen Reiz, aber auch die grosse Gefahr der Unfertigkeit. Jener ersten Auflage (von 1857) folgte in demselben Jahre eine zweite, wenige Jahre später (1863) eine dritte, — ein Beweis, dass der Name von M. Claudius noch unvergessen, dass dessen Erneuerung ein Bedürfniss war. Eine holländische Uebersetzung (Het Leven van M. Cl., den Wandsbecker Bode. Naar het hoogduitsch van W. H. Met eene Voorrede van Dr. J. J. van Oosterzee, Utrecht 1858) und eine freie englische Bearbeitung (Claudius: or, the Messenger of Wandsbeck, and his message, London 1859) zeigten, dass auch das germanische Ausland an dem Gegenstande Theil nahm. Obwol nun die dritte Auflage meines Buches, die fast die doppelte Stärke der ersten hatte, schon durch ihr Volumen den Beweis lieferte, dass inzwischen von dem Verfasser rüstig weiter gesammelt und geforscht worden war, so konnte es bei der Natur der Ueberlieferung doch nicht fehlen, dass das Buch noch immer viele Lücken und mancherlei Ungenauigkeiten mit sich herumtrug, die zu beseitigen der erwünschte Anlass — das Bedürfniss nämlich einer vierten Auflage — bis jetzt, vielleicht für immer ausgeblieben ist. Fände sich diese Gelegenheit unerwarteter Weise dennoch, so würde das Buch allerdings bedeutende Umgestaltungen erfahren müssen. Verschiedene Nachträge und einzelne Berichtigungen bringt auch die seitdem erschienene Schrift von C. Mönckeberg: Matthias Claudius, ein Beitrag zur Kirchen- und Litterar-Geschichte seiner Zeit (in der Gallerie Hamburgscher Theologen VI. Bd.), Hamburg 1869. Ob dies neue Material freilich zu einer neuen Behandlung des Gegenstandes ausreichte und berechtigte und ob der Versuch nach der formalen Seite lesbar und lebensfähig geworden ist, mögen andere beurtheilen. Der Verfasser erklärt selbst in dem Vorwort, ohne meinen Vorgang hätte er „seine Arbeit nie beginnen können".

Hier denke ich zunächst eine kleine Berichtigung und einen kleinen Nachtrag zu geben. S. 326 der 3. Aufl. meines Buches wird berichtet, dass Claudius im Herbst 1784 den alten Gleim „auf seiner Durchreise nach Weimar", wo er dann mit Herder, F. H. Jacobi und Goethe zusammengetroffen, besucht habe. Auch Mönckeberg (S. 229) erzählt, mir folgend, die Reise in gleicher Ordnung. Dieselbe verlief aber in umgekehrter Folge. Claudius war über Berlin, Breslau, Dresden nach Weimar gereist und kam auf der Heimfahrt von dort nach Halberstadt, um auf flüchtiger Durchreise den noch ungekannten Gleim, seinen warmen Verehrer, zu begrüssen. Ueber diesen Aufenthalt findet sich in der reichhaltigen Gleimschen Sammlung in Halberstadt eine interessante tagebuchartige Aufzeichnung von Gleim selbst, die

schon um ihrer lebendigen und originellen Unmittelbarkeit willen die Veröffentlichung verdienen dürfte. Sie ist 5 Tage nach dem Besuch des Boten, der am 30. September in Halberstadt war, niedergeschrieben und lautet, wie folgt:

Claudius ist bei mir gewesen. — Um Gottes Willen, wo kommen denn Sie her? — Von Weimar. — Von Weimar? Und wie denn kamen Sie nach Weimar. Von Wandsbeck nach Weimar geht der Weg über Halberstadt. — Ich bin über Berlin gegangen. — Ueber Berlin? Zu wem? — Zu keinem. Ich bin nur durchgereist! — Wohin? — Nach Breslau! Zu Breslau hatt' ich Geschäfte. Die Reise durchs Gebirge war herrlich. — Durchs Gebirge! Haben Sie den Rübezahl gesehen? — Von der Schneekoppe, von der man Prag und Breslau sieht, bin ich nicht weit gewesen! — Und also giengs wohl auf Dresden. — Ja wohl! — Und sahn Sie da die Gallerie? — Die schöne Dresdner Brücke sah ich, als ich drüber fuhr. — Und also giengs sehr schnell auf Weimar. — Ja wohl! Die Herders lassen grüssen! — Wen sahn Sie mehr zu Weimar? — Jacobi. — Welchen? — Den geheimen Rath! — Sahn Sie Bertuch? — Nein. — Nicht seine Blumenfabrike? — Hat er eine Blumenfabrike? — Ja wohl, sie macht so schöne Blumen wie sie unser Herr Gott macht; Sie hätten für Ihre Rebekka welche kaufen können. — Rebekka trägt gemachte Blumen nicht. — Wie lange waren Sie zu Weimar? — Vier Tage. — Wie lange bleiben Sie bei mir? — Ich reise diesen Abend wieder weg! — Daraus wird nichts. — Ich kann nicht bleiben. Rebekka verlangt nach mir, die Kinder möchtens gewohnt werden, dass der Vater nicht bei ihnen ist. — Wir hörten von einem sehr vollsitzenden Borsdorfer Apfelbaum. — Den müssen wir sehen! — sprach Claudius und rannte fort — wir alle hinterdrein, meine beiden Nichten, mein Neffe der Hofrath und Clamer Schmidt, und standen um den Apfelbaum und bewunderten ihn, er war gewiss schön wie der bereifte Baum, den Claudius besungen hat; er stand im Garten des neuen Krugs. Der Eigenthümer sagte, dass er des grossen Segens im Garten, denn alle Bäume sassen klettenvoll, nicht werth sei. — Der Mann ist ein Heuchler, sagte Claudius und zupfte mich in meinen eignen Garten. Herrliche Birnen! Wir wollen sie abnehmen. Und gleich stand er auf einer Leiter und pflückte die herrlichen Birnen.

Schulpforta. Wilhelm Herbst.



3.

Proben americanischer Uebersetzungskunst.

Mitgetheilt
von Adolf Laun.

Longfellow, der berühmteste und in Deutschland bekannteste unter den americanischen Dichtern, ist mehr ein kosmopolitischer als ein americanischer Dichter und gewährt Deutschland, an dessen romantische Schule er sich anschloss, ein vorzugsweise sprachlich formales Interesse. Er hat ein bewunderungswürdiges Uebersetzertalent, und kein englischer Dichter handhabt das Instrument der Sprache zur Wiedergabe alles fremden mit solcher Virtuosität wie dieser americanische. Vor allem thut er es in der poetischen Nachbildung deutscher Gedichte. Er gibt nicht allein den Sinn, sondern auch die Form so treu wieder, dass einem ganz deutsch zu Muthe wird. Die Congenialität der beiden Sprachen tritt dabei um so schlagender hervor, als er möglichst viele sächsische Worte anwendet (von allen englischen Schriftstellern thut er es am meisten), und auch bei seiner ausserordentlichen Receptivität und Feinfühligkeit den Rhythmus und die innere Musik, in der die Seele des Gedichtes liegt, in höherem Grade zu reproducieren weiss, als man von der rhythmisch armen Sprache zu erwarten pflegt. Aufs glänzendste zeigt sich dies wieder in seiner neuen Sammlung: Flower De Luce (1873) im dritten Buche: A Handful of translations. Ich theile daraus einige kleine Proben mit und setze zur Vergleichung den deutschen Text daneben. Es scheint mir kaum möglich, Originale, deren Bedeutung vor allem auf der ihnen innewohnenden Musik beruht, treuer und stimmungsvoller wiederzugeben.

Wandrers Nachtlied von Goethe.	Wanderer's Night-Songs.
Der du von dem Himmel bist,	Thou that from the heaven art,
Alles Leid und Schmerzen stillest,	Every pain and sorrow stillest,
Den, der doppelt elend ist,	And the doubly wretched heart
Doppelt mit Erquickung füllest,	Doubly with refreshment fillest,
Ach, ich bin des Treibens müde!	I am weary with contending!
Was soll all der Schmerz und Lust?	Why this rapture and unrest?
Süsser Friede,	Peace descending
Komm, ach komm in meine Brust!	Come, ah, come into my breast.
Ein gleiches.	**II.**
Ueber allen Gipfeln	Over all the hill-tops
Ist Ruh;	Is quiet now,
In allen Wipfeln	In all the tree-tops
Spürest du	Hearest thou
Kaum einen Hauch;	Hardly a breath;

Die Vögelein schweigen im Walde.	The birds are asleep in the trees:
Warte nur, balde	Wait; soon like these
Ruhest du auch.	Thou too shalt rest.

Sind nicht diese englischen Verse hingehaucht wie die deutschen?

Reue von August von Platen.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
  Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verliess ich, vom Wächter bewacht,
  Durchwandelte sacht,
In der Nacht, in der Nacht
  Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
  Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
  Die wallten so sacht,
In der Nacht, in der Nacht,
  Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
  Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
  Sie funkelten sacht,
In der Nacht, in der Nacht,
  Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
  Ich blickte hinunter aufs Neue;
O wehe, wie hast Du die Tage vollbracht,
  Nun stille Du sacht
In der Nacht, in der Nacht
  Im pochenden Herzen die Reue!

Remorse.

How I started up in the night, in the night,
  Drawn out without rest or reprieval!
The streets, with their watchmen, were lost to my sight,
  As I wandered so light
  In the night, in the night,
Through the gate with the arch mediaeval.

The mill-brook rushed from the rocky height,
I leaned o'er the bridge in my yearning;
Deep under me watched I the waves in their flight,
As they glided so light
In the night, in the night,
Yet backward no one was returning.

O'erhead were revolving, so countless and bright,
The stars in melodious existence;
And with them the moon, more serenely bedight,
They sparkled so light
In the night, in the night
Through the magical, measureless distance.

And upward I gazed in the night, in the night
And again in the waves in their fleeting;
Ah woe! thou hast wasted thy days in delight,
Now silence thou light
In the night, in the night
The remorse in thy heart that is beating.

Auch hier sind Rhythmus und Stimmung vortrefflich wiedergegeben, nur hat die Kürze der englischen Worte und die Wiederkehr eines und desselben Reims zu einigen Ausfüllseln und Unzuträglichkeiten geführt, z. B.: hast wasted thy days in delight und the stars in melodious existence, was kein glücklicher Ausdruck ist.

In das letzte Gedicht der Sammlung: Interlude and Finale, in II. Martin Luther hat der Dichter eine Uebersetzung des Lutherschen Psalms eingefügt, dessen gewaltigen volksthümlichen Ton er durchaus wiedergibt. Ich theile zum Schluss zwei Strophen aus dieser Uebersetzung mit, die so nur die englische Sprache und nur ein so das deutsche empfindender Dichter hervorbringen konnte.

Eine feste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böse Feind,
Mit Ernst er's itzt meint,
Gross Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht seins Gleichen.

Our God, a Tower of Strength is he,
A goodly wall and weapon;
From all our need he helps us free,
That now to us doth happen.
The old evil foe
Doth in earnest grow,
In grim armor dight
Much guile and great might;
On earth there is none like him.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
Thut er uns doch nicht.
Das macht, er ist gericht;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

The world may full of Dewils be,
All ready to devour us;
Yet not so sore afraid are we,
They shall not overpower us.
This World's Prince, howe'er
Fierce he may appear,
He can harm us not,
He is doomed. God wot!
One little word can slay him!

Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 3 S. 64. Z. 5 v. o. lies *eruditiße* für erudiße.

„ 3 „ 482. Nr. 2. Zinkgrefs Erzählung kommt auch bei Mathanasius, critischer Allmanach auf 1744. Anhang S. 4 vor.

„ 4 „ 6. „que tracen tan longo o rabo". Spanischer Volksglaube ist, die Juden seien geschwänzte Menschen. vgl. La Gaviota. Novela de costumbres. Por Fernan Caballero. Parte primera. Capítulo III S. 20. Leipzig, 1860. — J. K. Seidemann.

„ 4 „ 8. Herrn Reinhold Köhler verdanke ich zu Puserones folgende Nachweisungen: Fanfani, Vocabolario del uso toscano. Firenze 1863 s. v. buggeróne, Sodomita. Mussafia, Beitrag zur Kunde norditalienischer Mundarten. Wien 1874 (Denkschrr. der Wien. Akad. Philos. hist. Cl. Bd. XXII) S. 39. buzzeron, Päderast. Schade, Satiren III 129, 23. Grimm WB. II 569. — J. K. S.

„ 4 „ 8. Daus u. s. w. „O riche merchants, full of wealth be ye, O noble, prudent folk, as in this case, Your bagges be not fill'd with ambes ace, But with six-cinque, that runneth for your chance. At Christenmass well merry may ye dance." Chaucer, The man of law's tale. V. 24—28. Ohne Erklärung geblieben in ed. Purves. Edinburgh, 1870. S. 61, wo nur: Two aces und Six-five als Erläuterung. — J. K. S.

„ 4 „ 14. Anm. Die Richtigkeit der Adresse Möser wird dadurch bestätigt, dass i. J. 1765 Mösers Schwester Ernestina Juliana verehel. Friderici starb.

„ 4 „ 30. Z. 21. 22. sind die Anfangsworte der Zeilen: ich, ohnfehlbar und par terre aber mit einander zu vertauschen.

„ 4 „ 52. Nach Nr. 42 fehlt, wie Herr W. Frhr. von Biedermann gütigst mittheilt: Morgenblatt für gebildete Leser. Jahrg. 38. 1844. Juni. S. 590 f. Brief von Friedrich Müller (Maler Müller). Ueber Goethes Wahlverwandtschaften. Neuerdings enthielt die (Augsb.) Allgem. Zeit. 1874. Beilage Nr. 220 „Ein Schreiben des Malers Müller" vom Mai oder Juni 1822 an den Grafen von Ingenheim.

Bd. 4. S. 112. vgl. a. Theatrum Europaeum. Tom. 2. S. 412 und 630.
„ 4 „ 274 f. Nr. 7. vgl. Boxberger in diesem Archiv Bd. 2. S. 574.
„ 4 „ 396. Für diese Seitenzahl ist gedruckt 496.
„ 4 „ 407 f. vgl. Rabener in den Neuen Beyträgen Bd. 3. Lpz. und Bremen, 1746 S. 113. „Den, der sich Mühe giebt, zierlich und regelmässig deutsch zu schreiben, können sie, ihrer Meynung nach, nicht ärger beschimpfen, als wenn sie ihn einen deutschen Michel heissen.“ „Zur Vergeltung des deutschen Michel“ spricht man nach S. 114 von „lateinischen Görgen“.
„ 4 „ 410 f. vgl. Eduard Jacobs, Altes und Neues über Hans Wurst in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. N. F. 1874. S. 33—45.

Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.

Abel, Jac. Fr. 238.
Akenside 294.
Alarcon, J. de 167—173.
Alberti, Pastor 344.
Alischer, Seb. 428.
Anakreon 347.
Anna Amalie von Weimar 523—527.
Anquetil 59 f.
Apel, J. A. 381.
Apelles von Löwenstern, M. 427 f.
Ariosto, L. 366 f.
Aristoteles 436.
Arnoldi, Fr. 119.

Babucke 387—392.
Baechtold, Jac. 265—268.
Baggesen, J. 322.
Bart, Dr. 310.
Batteux 13.
Beaulieu-Marconnay, C. Frhr. v. 523—527.
Becker, W. G. 274 f.
Bellitschier 4.
Béranger, P. J. 513.
Berlichingen, G. v. 363.
Biedermann, Woldemar Frhr. v., s. Goethe, J. W. v.
Boccaccio, Gio. 295.
Bodmer, J. J. 10. 289—299. 303.
Böttiger, K. A. 9. 18 f. 275.
Bohemus, Dav. 428.
Boin 25.
Bomgart, M. 277.
Bondely, Jgfr. 301.
Bon profacit 2.
Boursault 439. 443.
Bouterweck, Fr. 17 f.
Boxberger, Robert, s. Goethe, J. W. v. Goldsmith, Ol. Lessing, G. E. Rückert, Fr. und Schiller, Fr. v.
Branconi, Marquise 219.
Breitinger, J. J. 290—292.
Bremische Beiträge 294 ff.
Brennecke, Ad. s. Goethe, J. W. v.
Breslauer Handschriften s. Lessing, G. E.
Brockenburg, v. 11.
Büchse, die 323—365.
Bürkli 322.
Buff, Charlotte. s. Kestner.
Buon Cristiano 2.

Calderon, P. C. 462.
Cato, der deutsche 267.
Claudius, M. 302 f. 305. 309. 532 ff.
Conz, K. P. 381.
Conz, Bruder 321.
Corneille, P. 166—184. 431.
Cramer, J. A. 10 f.

Dalberg, K. Th. A. M. v. 317.
Demarets 283.
Demme, H. Ch. G. 381.
Deutscher Michel 405 ff. u. Nachtr.
Dresdner Handschriften 278 ff. 409—425. s. a. Böttiger und Wieland.
Düntzer, H. s. Goethe, J. W. v. Schiller, Fr. v. und Werner, Z.
Dunger, H. s. Körner, Th.

Ebert, Ad. 518—522.
Ebert, J. A. 25.
Eckermann, J. P. 461.
Egloffstein, Gräfin Henr. 526.
Emdener Handschrift 387.
Erlenbach, Conrector 295 f.
Ermanung an die Kais. Majestät 271.
Ewald, J. J. F. 445—452.

Fastnachtspiel 409—425.
Faust 358.
Feigen, die, weisen 4.
Ferdinand, Herzog, von Braunschweig 27 f.
Féronce, v. 23.
Fielitz, W. s. Goethe, J. W. v. und Schiller, Fr. v.
Förster, Fr. 104.
Freytag, Chph. 428 f.
Friedrich d. Gr. 445 f.
Fritsch, Minister v. 523—527.
Fritze, Dr. 337. 341.
Fuchs, Gli. der „Bauerssohn“ 297.

Gärtner, K. Ch. 296.
Garve, Ch. 346.

Geiler von Kaisersberg 319.
Gellert, Ch. F. 12. 36. 41. 297. 448. 450.
Georg, Herzog, v. Sachsen 119. 138 f.
Gessner, S. 38. 348.
Gleichen - Russwurm, Em. v. s. Schiller, Em. v.
Gleim, J. W. L. 9—21. 291. 323—371. 448 f. 451 f. 533 f.
Gleim, W. 331. 342. 370.
Gleminde 331. 341.
Glosse des Ablass 269 ff.
Göschen, G. J. 374—378.
Goethe, Aug. v. 456 f. 462.
Goethe, Chne, geb. Vulpius 454 ff. 457.
Goethe, Jo. Wolfg. v. in Regensburg 185—214. als Kaufmann Möller 188. 190. in Dresden 380. Maskenzug (1796) 397 f. Schubarts Erinnerungen an G. 453—463. Familienleben 456 ff. G. als Volksredner 458 f. Anstellung in Weimar 526. in Schiller - Körners Briefw. 103. in Wielands Briefen an Lavater 309—319. G. u. Madame Vary 398—400. Karl von Stein 399 f. Briefe an und von demselben 399 f. Frau von Staël an G. 401. G. u. der Schauspieler P. A. Wolf 463. zum Goethe-Schillerschen Briefwechsel 464—481. G. an v. Fritsch 523. 526. Antheil an den in seine Werke aufgenommenen Recensionen a. d. Fkf. gel. Anz. 32—42. Lessing über „Götz von Berlichingen" 113 f. „Laune des Verliebten" 114. Volkslied am 18. u. 19. Octob. 213 f. „Tasso" 215—223. 526. „Vanitas! vanitatum vanitas!" 273. Hans Sachs 315. „Wandrers Nachtlieder" englisch 535. über Molière 430. über eine Weltlitteratur 521 f.
Goeze, J. M. 344—347.
Goldsmith, Ol. 271 f.
Gottsched, J. Ch. 289—299.
Gottsched, L. A. V. geb. Kulmus 295 f.
Gremmerze 2.
Gresset, J. B. L. 334.
Grossing, F. R. v. 83 f.
Grossmann, G. F. W. 15 f.
Gustav II Adolf 112.
Gutschmidt, Ch. G. Frhr. v. 11.

Hagedorn, F. v. 357.
Halberstädter Handschriften 323—371. 534.
Hammer, Jos. v. 528 f.
Hans Wurst 410 f. u. Nachtr.
Harenberg, J. Ch. 502—506.
Hebel, J. P. 531.
Heeren, A. H. L. 376. 381.
Heimburg, v. 88.
Heine, Hnr. 507—517.
Heine, J. Abr. 11 f.
Heinrich von Mügeln 267.
Heinse, W. 324—371.
Henel, Nic. 427 f.
Herbst, W. s. Claudius, M.
Herder, J. G. v. 308. 314—318.
Hermann von Sachsenheim 267.
Herrera, F. 353 ff.
Hirzel, Ludw. s. Wieland, Ch. M.
Hompesch, v. 23 f.
Horatius 349. 436.
Hottinger, J. J. 319 f.
Hutten, U. v. 393.

Iden, Wilh. 244—251.
Imhoff, Amalie v. 397. 453.
Jacobi, J. G. 323—371.
Jerusalem, J. F. W. 14.
Jesuitenkomoedie in Hildesheim 112 und Nachtr.
John, Goethes Secr. 454. 457 f.
Jonas, F. s. Körner, Th. und Schiller, Fr. v.
Joseph 387—392.
Junot, Carol. s. Schiller, Carol. v.

Kästner, G. A. 297 ff.
Karl August, Grhzg. von Weimar 313. 315. 317 f. 470 f. 523—527.
Karl d. Grosse und die schottischen Heiligen 265 ff.
Karl, Herzog, von Braunschweig 29.
Kauffmann, Ch. 319 f.
Kestner, Charlotte 41.
Kestner, Ge. Aus dessen Briefsammlung 9—21. 244—251. 289—299. 426—429.
Kirsch, Jo. G. 30 f.
Klage, brüderliche 277—280.
Kleist, E. Ch. v. 445—452.
Klopstock, F. G. 10 f. 13. 15. 335. 338. 344. 346.
Klotz, Ch. A. 350.
Knebel, K. L. v. 526.
Knecht, der lieblose. Ein Singspiel 194—212.
König, Theod. 28 f.
Körner, Ch. G. 89 f. 372—386. 402 ff.
Körner, Minna 104.
Körner, Theod. 275 f. 372—386.
Kosegarten, L. Th. 374. 381.

Lafontaine, J. de 329.
Lami 7 f.
La Roche, Sophie v. 301.
Laun, A. s. Longfellow, Molière und Racine.
Lavater, J. C. 37 f. 300—322. 347. 351. 353. 361.

Lessing, G. E. ungedruckte Briefe 22—31. L. und die Halberstädter Dichter 323. 347. 370 f. Kleist 448. 450. Minna von Barnhelm 30 f. Alcibiades 80 f. Reminiscenzen aus Emilia Galotti bei Schiller 253—258. aus Philotas und Nathan 258 f. das kurze Schwert, zu Philotas 272 f. über Götz von Berlichingen 113 f.
Lessing, Karl 22 f.
Lindner, Ge. 277. 280.
Lohenstein, C. D. v. 272.
Londoner Handschriften 265—268.
Longfellow, H. W. 535—538.
Louise, Herzogin von Weimar 318.
Luther, M. 1—8. 119. 537.

Male quaerit, male perdit 2.
Mangelsdorf 333.
Maran 5 f.
Mauvillon, J. 333. 345. 349. 367 f.
Meier, G. F. 447.
Meister 312 f. 320.
Mendelssohn, M. 351.
Menschenliebe, die sogenannte 193 f.
Merck, J. H. 314.
Meyer, Hnr. 459.
Michaelis, J. B. 327 ff.
Miller, Jo. Mart. 494—500.
Möser, J. 14 u. Nachtr.
Molière, J. B. de. Geflügelte Worte 154—165. Misanthrope 155—158. Femmes savantes 158—162. Tartuffe 162—165. Les Fâcheux 281—288. Critique de l'école des femmes 431—438. L'Impromptu de Versailles 438—444. M. und Corneille 177.
Moraner 5 f.

Müller, (Friedr.) Maler 43—56 und Nachtr.
Murr, v. 58 f.
Mylius, Ch. 12.

Napoleon, Schwärmerei für 507—517.
Naumann, Ch. Nic. 295. 297.
Neukirch, B. 192. 297.
Neumann, C. W. s. Goethe, Jo. Wolfg. v.
Nicolai, Fr. 332—362.
Niemeyer, Ed. s. Heine, H.
Nisus 289—293.

Opitz, Mart. 427. 429. 532.
Ortlepp, E. 512.
Oswald von Wolkenstein 267.

Parasel 5.
Pélisson 284.
Pertsch, W. 528—531.
Petrarca, Fr. 260—264.
Petronius 324 ff. 345.
Platen, Aug. Graf 536 f.
Prinz, Rud. s. Lessing, G. E.
Probst, Pe. 409—425.
Pröhle, H. s. Büchse, die und Ewald, J. J. Fr.
Puserones 8 und Nachtr.
Pyra, J. I. 297. 352.

Rabener, G. W. 12.
Racine, J. 109—111.
Ramler, K. W. 12. 449. 452.
Régnier 287.
Reinwald, Chphine, geb. Schiller 107. 482—490.
Reinwald, W. F. H. 107.
Reiske, Ernestine 26 f.
Richter, Jean Paul Fr. 374.
Rist, Jo. 426.
Rochlitz, F. 381.
Rost s. Heinse, W.
Rothe, H. G. 11 f.
Rückert, Fr. 459. 528—531.

Sachs, H. 315. 317.
Scarron 288.

Schäfergedichte 289—299.
Scheyb, F. Ch. v. 297.
Schiller, Beata Friederike 237 f.
Schiller, Caroline von 249 f.
Schiller, Caroline Chne. 238 f.
Schiller, Charlotte von 490—493.
Schiller, Emilie v. 249 f.
Schiller, Ernst v. 249 f.
Schiller, Frdr. v. Dresdner Wohnung 107. kritische Beiträge zur Jugendgesch. 224—243. Geburt 228 ff. Pathen 236. Lehrer Abel 238. Geburtstag 240 f. Hnr. Voss über s. Tod 244—251. Vorletzte Krankheit 246 ff. zwei Quellen zur Jugendgesch. 482—493. Briefwechsel mit Körner 89—108. 402—404. Verh. zum Kalbschen Ehepaar 103 f. zu Karl August 104. zu Göschen 105. Briefe an Huber 105. an Hnr. Voss 248. Brf. an Becker (nicht Böttiger) 275 u. Nachtr. zum Goethe-Schillerschen Briefwechsel 464—481. histor. Arbeiten, besonders die „Universalhistor. Uebersicht der Zeiten Friedrichs I" 57—78. Zeitbestimmung für zehn Gedichte 87 f. Nachahmung von Lessings dramat. Stil 252—259. Lectüre 402—404. Siegwart 494—500. „Braut von Messina" 79 f. „Malteser" 82. „Die berühmte Frau" 83 f. Geschenkexemplar des „Wilh. Tell" 248. „Poesie des Lebens" 273 f. „Punschlied. Im Norden zu singen" 274 f. „Leichenphantasie" 495. „Räuber" 496. „Cabale und

Liebe" 496. „Geisterseher" 498. „Jesuitenregierung in Paraguai" 501—506.
Schiller, Joh. Casp. 225—242. 488 f.
Schiller, Karl v. 248 f.
Schiller, Louise 236.
Schiller, Marie Charlotte 237.
Schlegel, A. W. v. 401 f.
Schlegel, Jo. Ad. 9—13. 15. 291—299.
Schlegel, Jo. El. 295. 297.
Schleiermacher, F. D. E. 372—386.
Schmid, E. s. Corneille, P.
Schmidt in Giessen 314.
Schmidt, Klamer 331. 371. 534.
Schmidt, M. Ign. 63 f.
Schmossmann, Doctor 411.
Schnorr von Carolsfeld, F. s. Deutscher Michel.
Schopenhauer, A. 460.
Schreiber, A. W. 381.
Schröder, C. s. Baechtold, Jac. und Joseph.
Schubart, C. F. D. 46.
Schubart, Frdr. 453—463.
Schütz, Steph. 456.
Seidel, H. 514.
Seidemann, J. K. s. Glosse des Ablass, Klage, eine brüderl. Luther, M. und Sylvius, Pe.
Sevigné, M. R. Marquise v. 329.
Spalding, J. J. 13. 328.
Staël, A. L. G. v. 401 f.
Stein, Charlotte v. 218 f. 453.
Stein, K. v. 398 ff.
Stolberg, Chn. Graf zu 312.
Stolberg, Fr. Leop. Graf zu 245. 312.
Strapechorde 5.
Strehlke, Fr. s. Beaulieu.
Stürll, Lign. oder Ign. 270 f.
Sturz, St. 335. 348.
Sucro, J. G. 10 f.
Sucro, J. J. 294.
Sulzer, J. G. 12. 36 f. 42. 452.
Suppius, Ch. Eus. 294.
Sylvius, Pe. 117—153.

Tasche, Lied v. d. hölzernen 404.
Teuffel, W. S. s. Ebert, Ad.
Teutobok 292. 296.
Thomson, J. 448.
Thümmel, M. A. v. 335.
Tieck, J. L. 381.
Tilly 112.
Tobler, Ad. s. Petrarca, Fr.
Todeske Embrigek 2 f.
Tscherning, Andr. 426—429.

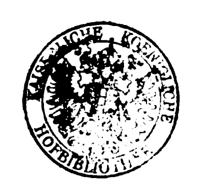
Uhlich, J. G. [illegible].
Unzer, L. A. 345.
Uz, J. P. 349. 362.

Vary, Madame 398—400.
Vega, Lope de 174.
Voltaire, F. M. A. 172. 177 f. 321. 359. 361.
Voss, Hnr. 244—251.
Voss, Jo. Hnr. 250. 302.

Wagner, H. L. 393—397.
Weisse, Ch. F. 333. 349.
Werler, V. 118.
Werner, Z. 115 f. 459—462.
Wieland, Ch. M. 16. 19 f. 300—322. 324—371. 462. 523—527.
Winckelmann, J. J. 452.
Wolf, P. A. 463.
Wolfram von Eschenbach 191.
Wolzogen, W. v. 470 f.

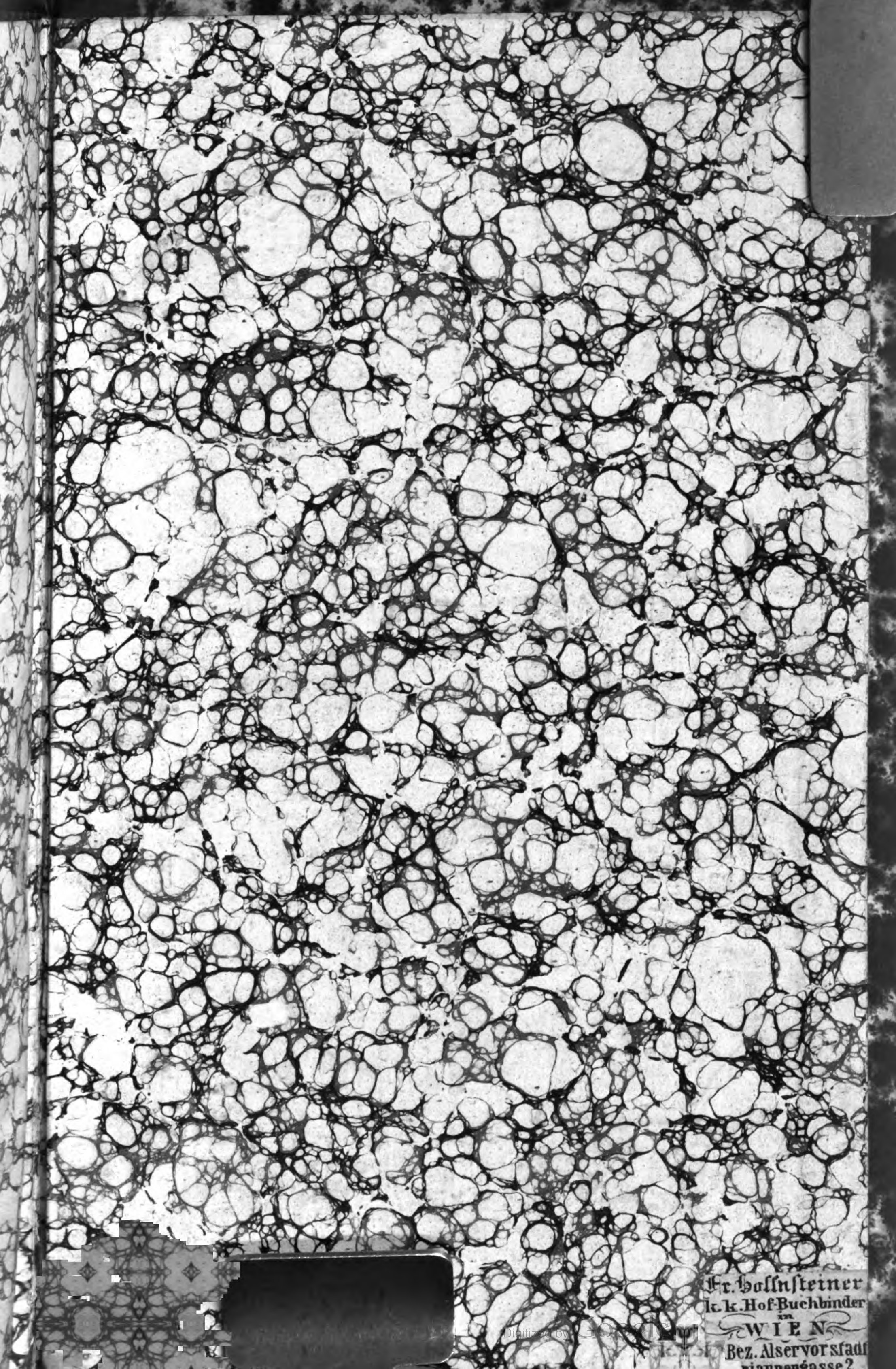
Yorck v. Wartenburg, Graf H. s. Müller, Maler, u. Wagner, H. L.
Young, Edw. 272.

Zachariä, J. F. W. 294. 296.
Zedlitz, J. Ch. v. 507—517.
Zurstörung deß Bapstumbs 405—408.








Fr. Hollnsteiner
k. k. Hof-Buchbinder
in
WIEN
Bez. Alservorstadt

